Wilhelm von Humboldt's Leben.

Von

Gustav Schlesier.

Neue Ausgabe.

Zweiter Theil.

Stuttgart.
Franz Heinrich Köhler.
1847.

Digitized by Google

Inhalt des zweiten Theiles.

Viertes Buch.

Seite

Reisen und Aufenthalt im Ausland. 1798 bis 1808. . . . 1

Leben in Paris. Spanische Reisen. Wiedereintritt in den Staatsdienst. Römische Gesandtschaft und Aufenthalt in Rom.

Fünftes Buch.

Humboldt als Chef des Kultus und öffentlichen Unterrichts in Preußen. 1809 bis 1810 135

Antheil an der politischen Wiedergeburt des Staats. Auffrischung des geistigen Lebens und Reform der Erziehung. Gründung der Universität Berlin.

Sechstes Buch.

Humboldt in den großen politischen Geschäften, bis zu seinem Ausscheiden aus dem Staatsdienst. 1810 bis 1819. 201

Gesandtschaft zu Wien. Thätigkeit auf den Congressen zu Prag und Chatillon, bei den Pariser Friedensschlüssen, auf dem Congreß zu Wien, dann zu Frankfurt und London. Sein Ministerium und seine Theilnahme an dem innern Kampfe Preußens bis zum Siege der Reaktion.

Siebentes Buch.

Letzte Lebens- und Mußejahre, ganz der Wissenschaft und der Kunst geweiht, vorzugsweise der vergleichenden Sprachforschung und der Philosophie der Sprache, die hiedurch ein dauerndes Fundament erhielten. 1820 bis 1835. 401

Allgemeiner Umriß von Humboldt's Leben in den Jahren 1820 bis 1835. 406

Digitized by Google

Humboldt's litterarische und wissenschaftliche Thätigkeit vom Jahr 1820 bis zu seinem Tode. 478

A. Litterarische Thätigkeit. 479

B. Linguistische Thätigkeit. Humboldt als Sprachforscher und Sprachphilosoph. 484

C. Litterarischer Verkehr und Briefwechsel; Theilnahme an fremdem Wirken; Anerkennungen und Auszeichnungen, die ihm zu Theil werden. 540

Erkrankung. Tod. Bestattung. Eindruck des Todesfalls. Verlassenschaft. Epilog 550

Viertes Buch.

Reisen und Aufenthalt im Ausland.

Leben in Paris. Spanische Reisen. Wiedereintritt in den Staatsdienst. Römische Gesandtschaft.

1798 bis 1808.

Als unſer Humboldt den Entſchluß faßte, die nächſten Jahre ſeiner Zurückgezogenheit von den öffentlichen Angelegenheiten größeren Reiſen und längerem Aufenthalte im Ausland zu widmen, hatten ſich die Verhältniſſe in ſeiner Heimath noch in nichts Weſentlichem, die der europäiſchen Welt nur ſcheinbar verändert. In Preußen waltete noch die ſchwache Regierung Friedrich Wilhelm des Zweiten. Alle Hoffnungen richteten ſich auf ſeinen Sohn und Nachfolger, der unter dem Namen Friedrich Wilhelm III. den Thron beſtieg (16. Nov. 1797), kurz nachdem Humboldt ſeine Reiſe angetreten hatte. Daß es unter dem neuen Herrſcher beſſer ausſehen würde, als unter dem vorangegangenen, ließ ſich erwarten; ob es ihm aber gelingen werde, den ſchlechten Geiſt zu bannen und Preußens Stellung in Europa zu erhalten, war bei den ſchwierigen Conſtellationen der Zeit nicht mit Beſtimmtheit zu ſagen. Dem ruhigen Beobachter mußte mancher Zweifel darüber aufſteigen.

Der Gang der franzöſiſchen Staatsveränderung und des dadurch veranlaßten Krieges war allerdings von der Art, daß man einige Zeit wähnen konnte, es werde nun zu einer beſtändigen Verfaſſung im Innern Frankreichs und zur gründlichen Wiederherſtellung des allgemeinen Friedens kommen. Dies beruhte aber auf großer Täuſchung. Ordnung in Frankreich und Friede konnten noch nicht beſtehen. Die Geſinnung einiger Gewalthaber zur Zeit des Direktoriums verbürgte ſo wenig als der Baſeler Separatfriede

die Hoffnung allgemeiner Verſöhnung, und die Lorbeern, die Erzherzog Carl in Deutſchland gewonnen, wurden doch weit von den Siegen des jungen Bonaparte in Italien verdunkelt, ja mit dem Auftreten dieſes kühnen Helden ward in der franzöſiſchen Nation jene Richtung, deren Verſchwinden man hoffte, erſt recht entfeſſelt. Der Friede von Campo Formio war eigentlich mehr ein Waffenſtillſtand, und faſt von eben ſo kurzer Dauer als ein ſolcher.

Wie aber die Ereigniſſe auch kommen wollten, für Deutſchland war ſelbſt im beſten Fall wenig Gutes zu hoffen. Regierungen und Völker erſchlafft; von Nationalgeiſt kaum eine Spur; der politiſche Sinn des Volkes ſeit Jahrhunderten von elenden Gewalthabern ſo gut wie von einzelnen edlen erdrückt — einige Lichtpunkte rein geiſtiger Art nur in paar kleinen Fürſtenthümern, die, vor der Entwicklung der größern Staaten, dem Vaterlande einen unvergeßlichen Dienſt leiſten ſollten; von dieſen Punkten aus allerdings ein Geiſtesleben, das im Moment über die politiſche und nationale Verweſung täuſchte und auch deren Ende vorbereitete. An dieſem beſſern Sein des deutſchen Volkes, an ſeiner Kunſt und Wiſſenſchaft hatte Humboldt, wie wir ſahen, nach Kräften Theil genommen; von dem politiſchen Leben aber konnte der Edle nur ſein Antlitz abwenden. Denn was war von dieſer zerriſſenen Nation, deren kraftloſe Splitter zwei Monarchien, die ſich tödtlich haßten, an ihrer Spitze hatten, zu gewärtigen, als Schmach und Niederlage? Was war vorauszuſehen, als ein gräßlicher Umſturz, deſſen Ausgang ſich in keiner Art berechnen ließ? Was zu wünſchen endlich, als eine gründliche Wiedergeburt im Innern und Aeußern unſeres Nationallebens ſo wie des in ſeiner Iſolirung ohnmächtigen, verderblichen Preußens.

Wer würde, wenn er unabhängig iſt, ein Land, das ſo troſtloſe Ausſichten hat, nicht lieber für längere Zeit ver-

laſſen und ſeine Dienſte für Zeiten ſparen, wo er hoffen kann, etwas Nachhaltigeres zu wirken? Und wie hätte ein Mann, von ſo großartigem intellektuellem Streben und einer weit über das Zeitalter gehobenen Denkart, wie Humboldt war, ſeine Muſe beſſer anwenden können, als indem er erſt an allen Eroberungen deutſcher Innerlichkeit, der Grundlegung einer beſſern Zukunft, Theil nahm, alsdann aber in die Ferne ging, um vieler Länder Menſchen und Sitten zu ſehen und ſeine Kenntniß und Erfahrung nach ſo vielen Seiten, ſonders aber nach denen, die ihn am meiſten feſſelten, zu vermehren. In der That, dieſe Wanderungen und Lebensjahre im Ausland waren für Humboldt von großer Bedeutung. In dem Anſchaun ſüdeuropäiſcher Völker und der Ueberreſte des claſſiſchen Alterthums vervollſtändigte er ſeine Anſicht von dieſer Vergangenheit und von der Menſchheit überhaupt. Dann entwickelte ſich ſein angeborener Sinn für den Geiſt der Sprache, nicht allein im Verkehr mit den verſchiedenen Nationen, ſondern vielleicht noch mehr an den, zumal in Paris und Rom, angehäuften linguiſtiſchen Schätzen. Endlich vollendete ſich während dieſer Jahre der praktiſche Menſch: ein Staatsmann, der durch Weltkenntniß, Uebung und Gewandtheit einſt ſo hervorleuchten ſollte. Was überdies für Humboldt als genießenden Geiſt ein ſo langer Aufenthalt, wie er ihm vor allen in Rom und römiſchen Umgebungen vergönnt war, ſein mußte, das würden wir auch ohne die unzweideutigſten Belege, die uns vorliegen, errathen.

Wir ſahen, daß ſein nächſter Plan, mit der ganzen Familie nach Italien zu gehen, durch die kriegeriſchen Begebenheiten vernichtet wurde. Er wandte ſich daher mit den Seinigen in das ſo eben auch von Süddeutſchland aus geöffnete Frankreich und ging nach Paris. Wir ſahen ſchon, wie er mitten in dieſer fremden Umgebung im Anfang faſt nur dem Intereſſe deutſcher Kunſt und Wiſſenſchaft oblag

und ſeine Genoſſen an der Ilm und Saale mit einem umfaſſenden Beitrag zur Kunſtphiloſophie überraſchte. Nunmehr haben wir nach den ſonſtigen Intereſſen ſeines Pariſer Aufenthalts zu fragen, und Menſchen und Verhältniſſe vorzuführen, die ihn näher berührten.

Humboldt kam im Spätjahr 1797 zum zweiten Male nach Paris. Für ihn, der die franzöſiſche Nation in der Zeit der erſten Freiheitsbegeiſterung geſehn hatte, mochte der Ort, trotz der Umwälzungen, die er erlebt hatte, jezt in dem Moment der Abſpannung nicht mehr den frühern Reiz haben, wenn ſchon das Intereſſe auch jetzt nicht ausgehen konnte. Da uns aber aus der Zeit des zweiten Aufenthalts überhaupt wenig Mittheilungen vorliegen, müſſen wir uns um ſo mehr an den Widerſchein halten, den einige auch für ſie ſelbſt ſehr charakteriſtiſche Briefe der Frau von Humboldt auch auf ihn werfen. „Paris" — ſchreibt ſie 25. Mai 1798 an ihre Freundin Rahel nach Berlin — „Paris wäre der eigentliche Ort, an dem Sie leben müßten, an dem Sie, beſonders wenn Sie auch einige Deutſche um ſich hätten, ſich gefallen würden, wie an keinem andern. Paris iſt ſehr ſchön, es giebt vielleicht kaum noch eine Stadt, die einen Anblick wie den darbietet, den man genießt, wenn man auf dem Pont-Royal ſteht, zur Rechten den Pont-Neuf, zur Linken den Pont de la Révolution, unten den ſchönen breiten Strom, zu beiden Seiten die breiten Quai's mit einer Reihe prächtiger Gebäude, das Schloß der Tuilerien, den Garten, und weiter die Champs-Elyſees." Nachdem ſie dann der Freundin ihren damaligen innern Zuſtand ausgelegt, ihr Bedürfniß, alles klar zu wiſſen und ſollte es das Leben koſten, da es doch für den, welchen die Natur einmal ſo gemacht habe, kein andres Daſein gebe, und das Geſtändniß

hinzugefügt hat, daß ſie nicht ohne die tiefſten Schmerzen und den bitterſten Verluſt zu dem Beſitz dieſer Klarheit gekommen ſei, daß ſie ſich aber nun frei und ruhig fühle, und offenen Sinns für alles Menſchliche und für alles Göttliche im Menſchen, und zuletzt zu der Ueberzeugung gelangt ſei, daß der Punkt des innern Zuſammenhalts die Liebe bleibe — „die allein unſer Weſen geſtalte und ſelbſt wenn jede ihrer Täuſchungen zerronnen, es noch ſei, die den Takt des Lebens harmoniſch erhalte“ — nach ſolchen Ergießungen fährt ſie fort: „Ich muß Ihnen ein Wort von meinen Kindern ſagen. — In den Kindern lebt meine Seele, das fühlen ſie wohl, und ich führe hier mit ihnen eine ganz häusliche Exiſtenz. Die Vormittage dauern hier bis 4 Uhr, früher ißt kein Menſch, das giebt mir das Mittel, viel mit ihnen zu ſein. Abends bin ich häufig in Geſellſchaften oder im Theater, oft auch an meinem Theetiſch, mit dem kleinen Zirkel meiner Bekannten zu Hauſe. Es ſind viele Deutſche hier, denen mein Haus ein point de ralliement iſt, ich ſehe aber auch viel Franzoſen und ſehe ſie gern. Das Theater iſt unendlich intereſſant, die Komödie vortrefflich. Alle Feinheit, Höflichkeit, alle Oberflächlichkeit des franzöſiſchen Weſens, ihrer Sitten wie ihrer Empfindungen, offenbart ſich unendlich in ihren Stücken und in der Art, wie ſie geſpielt werden. Bei der Tragödie iſt das vielleicht noch merkbarer. Ich kann mir nicht denken, wie man jemals gerührt werden könnte, aber intereſſirt iſt man aufs äußerſte, weil das Spiel der vorzüglichen Schauſpieler ein vollendetes Kunſtwerk iſt.“ [1]) Das häusliche Glück ſchildert ein zweiter Brief der Frau von Humboldt näher. „Meine Kleinen,“ ſagt ſie, „werden dich ſehr freuen. Li [Karoline] entwickelt ſich ſehr liebenswürdig, ſie iſt ſehr zart und hat

1) Mitgetheilt von Varnhagen von Enſe, Bildniß-Gallerie aus Rahels Umgang, I. 143–45.

einen ſeltnen Grad von Sentimentalität, von ganz natürlicher, wie du leicht denken kannſt. Der Bruder [Wilhelm] iſt ſchön, viel derber, ſehr unartig, eigenwillig, und doch unendlich gutmüthig. Theodor iſt das liebenswürdigſte Kind, was ich je ſah — er iſt ganz dick und recht eigentlich fett, und ſieht doch ſchlank aus, ſein Geſichtchen hat einen Ausdruck von Fröhlichkeit, und doch deutet der Blick in ſeinem Auge auf etwas Tieferes. Sein Auge iſt, als ſchaute man in den Himmel. Das Weiße darin iſt ganz blau, und der Augapfel braun. Seine Haare ſind blond, ſein Mund einer der reizendſten, den ich je an einem Kinde ſah. Wenn du den Jungen ſehen könnteſt, er würde dich zum Narren machen, wie mich.“ [2])

Schon im Frühjahr 1798 ward H. die Freude, auch ſeinen Bruder noch einige Zeit in der Nähe zu haben. Er kam nach Paris, um ſich der Entdeckungsreiſe anzuſchließen, welche Kapitain Baudin ins Südmeer unternehmen ſollte. Denn ganz aus eigenen Mitteln ſo umfaſſende Reiſen durchzuſetzen, ſchien ja kaum möglich. Doch zu bald machte der drohende Wiederausbruch des Kriegs in Deutſchland und Italien die Ausführung dieſes Planes ſcheitern. Nun wurden zwar die Reiſevorbereitungen emſig fortgeſetzt; Alexander lernte z. B. noch arabiſch, und ohne Zweifel begann jetzt auch Wilhelm ſein Augenmerk zuerſt auf die amerikaniſchen Sprachen zu wenden, zu deren Ergründung er hoffen durfte, durch des Bruders Reiſe völlig neue Materialien zu erlangen. Alexander aber hatte nun keine Ruhe mehr. Schon wollte er mit ſeinem Freunde Bonpland auf einer ſchwediſchen Fregatte nach Nordafrika und Aegypten gehen, um nachher jede ſich bietende Gelegenheit zur größeren Reiſe zu nutzen. Gegen Ende Oktober 1798 verließ er Paris und

2) Ebendaſ., I. 147.

ging nach Marſeille. Dies war ein ſchwerer Abſchied. „Ich trennte mich", ſagt er nachmals in der Schilderung ſeiner großen Reiſe, „von einem Bruder, der durch ſeinen Rath und durch ſein Beiſpiel einen großen Einfluß auf die Richtung meiner Gedanken ausgeübt hatte. Er billigte die Gründe, die mich beſtimmten, Europa zu verlaſſen; eine geheime Stimme ſagte uns, daß wir uns wiederſehen würden. Dieſe Hoffnung, die nicht getäuſcht wurde, verſüßte den Schmerz einer langen Trennung. Ich verließ Paris in der Abſicht, mich nach Algier und Aegypten einzuſchiffen und durch den Wechſel der Begebenheiten, der über alle menſchlichen Dinge herrſcht, ſehe ich meinen Bruder bei meiner Rückkehr vom Amazonenſtrom und von Peru wieder, ohne das feſte Land von Afrika berührt zu haben." [3])

Die ſchwediſche Fregatte blieb aus; Unruhen in Tunis machten es auch nicht rathſam, dorthin zu gehen. Alexander beſchloß nun den Winter in Spanien zuzubringen. Er kam nach Madrid, und hier nahmen ſeine Angelegenheiten eine über Erwarten günſtige Wendung. Er erhielt vom Madrider Hof nicht nur die Erlaubniß, das Innere des ſpaniſchen Amerika zu bereiſen, ſondern auch die wünſchenswertheſte Förderung zu dieſem Zweck. Den 5. Juni 1799 ging er mit ſeinem jungen Freunde zu Corunna nach dem neuen Continent unter Segel. Indem wir den Verlauf dieſer für die Wiſſenſchaft ſo außerordentlich ergiebigen Reiſe als bekannt vorausſetzen, wenden wir uns zu den Begebniſſen des älteren Bruders und zunächſt zu deſſen Aufenthalt in Paris zurück.

Schon zu Paris war das Humboldt'ſche Haus ein Anhaltspunkt für jeden Deutſchen, der nur einigermaßen

---

3) A. v. Humboldt's und Bonpland's Reiſe in die Aequinoktial-Gegenden des neuen Continents in den Jahren 1799 — 1804. Thl. I. Stuttg. u. Tüb. 1815. S. 52 — 53.

verdiente, deſſen Gaſt zu ſein. Wenn auch Humboldt ſelbſt ſeine Vielſeitigkeit nicht ſo ausdehnen durfte, daß er nicht den beſſern Theil der Zeit ſeinen Studien und Lieblingsrichtungen wie dem Umgang mit Männern, die ihm hier begegneten, zugewendet hätte, ſo war die Gattin um ſo gewiſſer der Punkt, um den ſich das Verſchiedenartigſte ſammeln konnte, und vor allen waren es deutſche Künſtler, die ſich ihrer Aufmerkſamkeit zu erfreuen hatten. Der franzöſiſche Maler David zog eine ziemliche Zahl junger Künſtler nach Paris, unter den Deutſchen z. B. den Maler Schick, den Bildhauer Tieck u. A. Dieſe jungen Männer erfreuten ſich ſchon damals der Gunſt dieſes gaſtfreundlichen Hauſes. Humboldt ſelbſt faßte im Intereſſe der Weimariſchen Kunſtfreunde die Leiſtungen dortiger Künſtler ins Auge. So finden wir Mittheilungen von ihm in Göthe's Propyläen, z. B. über Foreſtier's neue Methode die Malerei zu lehren, über ein großes Gemälde von David: die Verſöhnung der Römer und Sabiner, und über ein andres des damals erſt auftretenden Malers Gerard: der hülfloſe Blinde. Göthe und H. Meyer fügten dann ihrerſeits dieſen Berichten Urtheile oder Notizen hinzu. [4])

Von den intereſſanten Männern, die damals zu Paris lebten, haben wir ſchon Guſtav von Brinckmann genannt. [5]) Er war als Legationsſekretair dem ſchwediſchen Geſandten, Baron von Staël, beigegeben und blieb nach deſſen Abreiſe im Jahr 1798 als Geſchäftsträger zurück. Mit Humboldt, Frau v. Staël ꝛc. lebte er auf ſehr vertrautem

---

4) Dieſe Artikel aus Paris ſtehen im dritten Bande der Propyläen von Göthe, St. u. Tübingen, 1800. S. 110 — 24. Wir würden ohnedies Humboldt als Verfaſſer vermuthet haben; es wurde aber deſſen Autorſchaft jüngſt auch durch beſtimmte Ausſage H. Meyer's beſtätigt (Morgenblatt, 14. März 1842. Corresp. aus Weimar).

5) Siehe Thl. I. 452 — 53.

Fuße. Nach dem 18. Brumaire (Nov. 1799) wurde er vom erſten Conſul mit mehreren andern Diplomaten aus Paris fortgeſchickt. Der Aufenthalt an dieſem Orte war überhaupt für Fremde noch nicht ohne Gefahr, beſonders ſeit dem Wiederausbruch des Krieges mit Oeſterreich. Schon im December 1798 ſchreibt Schiller einmal an Göthe: „Von den abweſenden Freunden hab' ich wieder lange nichts gehört. Humboldt wird, hoffe ich, nicht unter den Fremden ſich befunden haben, die man in Paris arretirt hat.“ [6])

Unter den ſeit längerer Zeit in Paris einheimiſchen Deutſchen hatte für Humboldt ſchwerlich irgend Jemand größeres Intereſſe, als der bekannte Einſiedler Graf von Schlabrendorf, überdies gleichfalls ein Preuße — ein Mann von reichumfaſſendem Geiſt, in den neuern franzöſiſchen Verhältniſſen kundig und erfahren, wie nicht ein Anderer, übrigens zu emſigem Studium der Menſchen- und Völkerverhältniſſe, der politiſchen Bedingungen und ſelbſt der Sprachen aufgelegt; Humboldten überdies in Geiſtesfreiheit eben ſo ſehr als im Sprechertalent verwandt. Kein Wunder, daß dieſer ihn außerordentlich hochſchätzte. Varnhagen, dem wir eine ſehr geiſtreiche Schilderung des ſonderbaren Mannes verdanken, berichtet unter anderm [7]), wie derſelbe, gewohnt vier, ja mehr Stunden lang ununterbrochen, im ſchönſten Gedankenzuſammenhange, mit beweglichſter Einbildungskraft und mit ſteigendem Reiz zu ſprechen, ſich einſt mit Wilhelm von Humboldt dergeſtalt in die Diskuſſion vertieft habe, daß er mit dieſem, den er am frühen Abend mit dem Lichte in der Hand zur Treppe geleitet hatte, an hellem Tage im Geſpräch begriffen noch an derſelben Stelle gefunden wurde. Wie hätte Humboldt, der ſchon in den Jünglingsjahren ſich an einen Geiſt wie Forſter gehalten hatte,

6) Briefw. zw. Schiller und Göthe, IV. 391.
7) Denkwürdigkeiten und verm. Schriften, 2. Aufl., IV. 432.

nicht auch an diesem wunderbaren Mann hohes Interesse finden sollen! Für uns hat er dies am schönsten bei Gelegenheit der ebenerwähnten Varnhagen'schen Denkschrift geäußert, in einem Briefe an den Verfasser vom 5. März 1832. „Ich habe", schrieb er diesem, „den Aufsatz über unsern ewig denkwürdigen Freund mit großem Vergnügen gelesen. Er hat mich lebendig in die Zeit meines Umgangs mit ihm zurückversetzt und es ist Ihnen, wie es mir scheint, sehr gut gelungen, aus den Charakterzügen und der Handlungsweise des Mannes gerade so viel auszuheben, als dem großen Publikum ein anschauliches Bild zu geben vermochte; und ihn doch auch wieder so zu schildern, daß auch die tiefer Eingeweihten ihn gern in der Schilderung wieder erkennen. Daß darum doch nicht ganz der Eindruck entsteht, den wir gerade bei diesen uns theuer und ehrwürdig Gewesenen wünschten, muß Sie nicht irren. Es giebt mittelmäßige und große Menschen, welchen man ihre Verdienste und Vorzüge gleich baarer Münze auf den Tisch zählen kann. Zu diesen gehörte Schlabrendorf nicht; er wollte tiefer gekannt, er wollte mehr als gekannt, wirklich empfunden sein. Wer nicht in den ersten Tagen seines Umgangs von ihm hingerissen war, nicht gleich bewies, daß er Sinn für ihn besaß, mit dem war jeder Streit über ihn vergebens, wie ich sehr oft mich selbst davon überzeugt habe. Es kann daher auch wohl keine Schilderung hinter ihm zurückbleiben, die sein wahres inneres Wesen, eins der merkwürdigsten und seltensten, das sich je auf Erden gefunden hat, zusammengesetzt aus der wehmüthigsten Weichheit und dem unerschütterlichsten Muthe wiedergäbe." [8]) — Es sei uns hier erlaubt eine Anecdote einzuflechten, die Schlabrendorf von seinem Freunde

8) Mitgetheilt in (Dorow's) Denkschriften u. Briefen zur Charakteristik der Welt und Litteratur, B. III. Berlin, 1839. S. 4 — 12.

erzählte. „In Paris," sagte er, „lebt ein Graf K....n, ein, wie ich glaube, ganz guter Mann, aber — ein schwacher. Einst, als er eben aus meinem Zimmer gegangen war, sagte mir der ältere Humboldt: „K....n ist eine herzgute Seele, aber ich möchte doch lieber sein Vater als sein Sohn sein. Ich mußte über den Einfall lachen; aber tief gedacht war er. Ich forderte Humboldten im Scherz auf, einmal aus seiner Bekanntschaft die Person hervorzusuchen, deren Sohn er aus Wahl sein möchte, und der er mit reiner Dankbarkeit anhängen würde." [9]) Im Jahr 1798 würde Humboldt gewiß keinen Andern, als Schillern, erwählt haben. — Demselben Jochmann, der uns diesen Einfall bewahrt hat, theilte Schlabrendorf einst auch ein Buch mit, in welchem er viele Stellen angestrichen und mit Bemerkungen begleitet hatte, nämlich William Godwin's Memoirs of the Autor of a Vindication ꝛc. (2. Aufl. London, 1798). Die Verfasserin der Vertheidigung der Rechte der Frauen, Mary Wollstonkrofft, ist die Heldin des Buches. Schlabrendorf theilte es wegen der Noten nur Wenigen mit! Humboldt, sagt Jochmann, hat es auch in Händen gehabt. [10]) — Das innige Verhältniß zwischen ihm und Schlabrendorf setzte sich auch bei des Ersteren späterer Anwesenheit in Paris fort. 1814 und 15 leistete der Graf auch dem Vaterlande werthvolle Dienste, und die ersten preußischen Staatsmänner, Humboldt natürlich voran, erfreuten den edlen Greis mit ihren Besuchen. Der Freiherr von Stein rief ihm zum Abschied zu: Nun, als Präsidenten unseres Parlaments hoffe ich Sie wiederzusehen. Gewiß eine schmeichelhafte Begrüßung, die den Werth nicht verliert,

9) C. G. Jochmann's Reliquien, gesammelt von Zschokke, B. I. Hechingen, 1836. S. 189.

10) Ebendas. I. 194.

weil die Prophezeihung ſich nicht erfüllte. Denn um wirklich Präſident zu werden, fehlte vielleicht nur eine Kleinigkeit — das Parlament.

An den Grafen Schlabrendorf reihen wir zwei andere Deutſche, die ihm theils in ihren Lebensſchickſalen, theils in dem Abentheuerlichen ihres Weſens verwandt ſcheinen, Oelsner nämlich, in erſterer Hinſicht, in letzterer Leuchſenring. Mit Beiden wurde Humboldt während dieſes zweiten Pariſer Aufenthalts näher bekannt. Oelsner war ihm ſchon in Göttingen begegnet. Nachmals hatte dieſer, wie Schlabrendorf, alle Stürme der Revolution mit durchlebt und ſich zu dem feinen Beobachter und Publiciſten herangebildet, der ſich uns in einzelnen Aufſätzen und in den jüngſt erſchienenen Briefen (an Stägemann) beurkundet. Nach kurzer Abweſenheit kam er im Jahr 1799 wieder nach Paris, nachdem man ihn, einen gebornen Preußen, kurz zuvor in Schleſien feſtgenommen, auf franzöſiſche Requiſition aber alsbald entlaſſen hatte. Wir werden ihn ſpäter noch in H.s Nähe finden, ſo wie wir in ſeinen Briefen noch das Bekenntniß leſen, der Miniſter Humboldt habe ihm „theure Merkmale von Freundſchaft gegeben.“ [11]) — Leuchſenring, der bekannte Jeſuitenriecher aus der Zeit Nicolai's — von Göthe als Pater Brey verewigt — war allerdings ein Abentheurer, aber ein ſolcher, dem es nicht an Scharfblick und weitumfaſſenden Ideen gebrach. Nach lange unſtetem Leben wandte er, von der Richtung der franzöſiſchen Revolution in eigenthümlicher Weiſe ergriffen, ſich nach Paris, begleitet von einer Gattin, mit der er in Noth und Unfrieden lebte. In dieſem Zuſtande verſchmähte er noch die Hülfe, die ihm von angeſehenen Landsleuten mehrfach geboten wurde, und nur von Männern, zu deren Geſinnungen er beſonderes Vertrauen

11) Oelsner's Briefe an von Stägemann. Leipzig 1843. S. 170.

hegte, wie z. B. Schlabrendorf oder Humboldt, ſoll er ſich ſolche Verpflichtungen haben auflegen laſſen. Beſonders ſorgte Frau von Humboldt, vor ihrer Abreiſe nach Deutſchland (1801), noch für die unglückliche Frau und wollte ſie nicht verlaſſen, ohne eine ordentliche Wohnung für ſie gefunden zu haben. [12])

Indem ich unbedeutendere Namen übergehe, für die, wenn ſie einmal genannt werden, es allerdings von Gewicht ſein mag, daß man erinnere, ein Humboldt habe ſie ſeines Umgangs gewürdigt — ſei es doch erwähnt, daß auch Burgsdorf den Humboldt'ſchen Lebenskreis in Paris wieder aufſuchte. Auch in fürſtliche und diplomatiſche Bekanntſchaften legen wir in der Regel nicht mehr Bedeutung, als Humboldt ſelbſt ihnen geben konnte. Für einen Geiſt ſeiner Art war oft der unſcheinbarſte Gelehrte ein hoher Anziehungspunkt, während er Vornehme und Große kaum eines Wortes werth hielt. Auch wir gewinnen nichts, wenn wir vernehmen, daß im Jahr 1800 der Marquis von Luccheſini, einer der Hauptagitatoren in der Unheilsperiode, als preußiſcher Geſandter nach Paris kam. Mit einer Menge ſolcher Leute verkehrte H., wenn ſie ihn ſonſt nicht näher berührten, wie mit Dingen, die man nicht meiden kann. Luccheſini zeichnete ſich allerdings durch Geiſt und Talente aus, die freilich den tüchtigen Charakter vermiſſen ließen.

Reich und bewegt war die franzöſiſche Welt, in die Humboldt jetzt zum zweiten Male eingetreten. Mit der politiſchen Abſpannung unter dem Direktorium ging ein erneutes geiſtig geſelliges Leben Hand in Hand, das auch den Sturz dieſer Gewalthaber überlebte. Bonaparte trat (November 1799) an die Spitze, er bändigte die Revolution und warf

---

12) Varnhagen von Enſe in ſeinem Aufſatze: Leuchſenring (Denkw. u. Verm. Schr. 2. Aufl. IV. 525—26.)

die ehrgeizigen Elemente in die Bahn des kriegeriſchen Lorbeers.[13]) Sitte, Geſetze und geiſtiger Trieb befeſtigten ſich mehr, und, trotz griechiſcher Moden und römiſcher Phraſen, begann alles ſchon die Phyſiognomie anzunehmen, die das neuere Frankreich bezeichnet. Auch der geiſtige Geſichtskreis der Nation ward zuſehends durchbrochen, und es zeigte ſich ein Kreis genialerer Naturen, die den Eintritt einer neuen Litteraturepoche verkündeten. Der eigentlichſte Repräſentant dieſes Durchbruchs war eine weitherzige Frau, Tochter des Revolutions-Miniſters Necker, jüngſt noch Gemahlin des ſchwediſchen Geſandten Baron von Staël. Nächſt Chateaubriand die größte ſchriftſtelleriſche Capacität dieſer Jahre, war ſie es, die das Ausland, welches Bonaparte mit den Waffen bezwingen wollte, geiſtig für Frankreich auszubeuten ſtrebte. Dieſe Eroberung war gewinnreicher und von beſſerer Dauer. Humboldt entging eine ſo wichtige Erſcheinung nicht; er hielt Frau von Staël ſehr hoch, ſtand im lebhafteſten Verkehr mit ihr, und hat ihr, als Schriftſtellerin, noch in einem ſeiner letzten Aufſätze beſonders nachgerühmt, daß ihren Worten ſich immer etwas „Seelenvolles" beimiſche.[14]) Frau von Staël ihrerſeits war von Humboldt ganz enthuſiaſtiſch eingenommen, und wir glauben gern, was man uns erzählt: ſie habe ihn jederzeit „la plus grande capacité de l'Europe" genannt.[15]) Mit Frau von Humboldt war ſie nicht weniger vertraut; lebte mit Beiden längere Zeit in Rom und ſah auch ihn nach dem großen Umſchwung der Dinge, an welchem ſie, Gegenſtand Bonapartiſcher Verfol-

---

13) Wir ſchließen hier in den Ueberblick der geiſtigen Verhältniſſe auch den Zuſtand mit ein, den Humboldt nach der ſpaniſchen Reiſe vorfand.

14) Geſammelte Werke, II. 236.

15) Nach der Ausſage einer Zeitgenoſſin von H. Laube mitgetheilt, in den ſchon angeführten „Modernen Charakteriſtiken" I. S. 366–70.

gung, mit Eifer Theil genommen hatte, endlich auch in Paris wieder. Sie correſpondirten auch mit einander, wozu der Stoff für ſie, die eigentlich unſre Litteratur in Frankreich einführte, wie für ihn, den Genoſſen unſrer größten Geiſter, unerſchöpflich vorhanden war. Humboldten ſelbſt hat ſie in ihrer „Corinna" einen Denkſtein geſetzt. Indem ſie eine Stelle über Rom aus einem ſeiner Briefen anführte, fügt ſie hinzu, „es ſei ſchwer, einen Mann zu finden, deſſen Unterhaltung und Schriften mehr Wiſſen und Geiſt enthielten." (B. I. Cap. 5.)

Dem Staël'ſchen Kreiſe geſellte ſich faſt alles zu, was mächtig und zukunftvoll in das franzöſiſche Geiſtes- und Nationalleben einzuwirken berufen war — darunter nachher auch die Häupter der unter der Reſtauration ſo einflußreichen Doktrinäre, in jener Zeit aber beſonders der edle Benjamin Conſtant, der gleichfalls uns Deutſchen ein aufrichtiges Intereſſe zuwendete.

Von litterariſchen Fähigkeiten, für welche unſeres Wiſſens H. ſich intereſſirte, iſt auch der geiſt- und giftvolle Sittenſchilderer Retif de la Bretonne zu nennen. Humboldt, ſo meldet Schiller einmal Göthen (21. Sept. 98), „ſchreibt auch ein paar Worte von Retif, den er perſönlich kennt, aber nichts von ſeinen Schriften. Er vergleicht ſein Benehmen und Weſen mit unſrem W., die Nationaldifferenz abgerechnet." Alſo, ohne Zweifel, mit Wieland — eine Vergleichung, die Schillern wunderlich vorkam.

Auch unter den Anhängern der claſſiſch franzöſiſchen Schule zeichnete ſich ein Mann durch Neigung und Vorliebe zu unſrer Litteratur aus — Bitaubé nämlich, der unter anderm Göthe's Hermann und Dorothea, freilich nur in proſaiſcher Ueberſetzung (1800), in Frankreich einführte. Schon ein Verſuch ſolcher Art mußte Humboldt's Intereſſe erregen. Wenn jedoch in einer ſpäter in Paris erſchienenen

Biographie der Zeitgenoſſen noch überdies geſagt wird: [16]) „M. de Humboldt écrit le Français avec pureté et élégance. On a de lui en cette langue une traduction du poëme de Goethe, Hermann et Dorothée, — ſo iſt dieſe letztere Angabe gewiß völlig unbegründet. Mochte vielleicht H. auch den Ueberſetzer aufgemuntert haben, an Bitaubé's Arbeit hatte er ſicherlich keinen Theil; ein anderer Verſuch dieſer Art aber iſt, wenigſtens in jenen Jahren, nicht erſchienen. [17])

Unter den wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen der Franzoſen leuchteten damals ſchon Natur- und Sprachſtudien am meiſten hervor. Namen wie Lalande, Geoffroy Saint-Hilaire, Cuvier, Delambre u. A. ſtrahlten im Gebiete der erſten; im andern waren es theils Alterthumsforſcher, theils Linguiſten, die ſich hervorthaten. Der Geſchmack für das Griechiſche war ſeit langer Zeit in Frankreich geſunken; doch eben um dieſe Zeit bildete ſich, großentheils unter deutſchen Anregungen, ein Kreis von Männern, der es emſiger anzubauen beſtrebte. Auch hier erſchien Humboldt wie ein Repräſentant deutſchen Geiſtes. Wir beſitzen aus dieſen Jahren einen Brief von Caillard, einem gelehrten Diplomaten, der einige Zeit vorher als Geſchäftsträger der franzöſiſchen Republik in Berlin reſidirt und wahrſcheinlich ſchon damals unſeres Humboldt's Bekanntſchaft gemacht hatte. Dieſer Brief iſt an Schütz in Jena gerichtet (26. Juni 1801) und läßt uns Mehreres aus dieſem Kreiſe hören. „Vous connaissez, au moins de réputation, une partie de la société dans la-

16) Biographie Nouvelle des Contemporains. Par MM. Arnault, Jay, Jouy, J. Norvins etc. T. IX. A. Paris, 1823. S. 283–86. Sollte der Artikel vielleicht von Oelsner herrühren? Oder lieferte er den Herausgebern nur Materialien dazu? Letzteres iſt eher zu glauben, und erklärte uns einerſeits ſolche Irrthümer, andrerſeits manche genaue Angabe, die ſich darin findet. Wir werden dieſen Artikel noch einigemal benutzen.

17) Vergl. auch Göthe's Werke letzter Hand, B. 46. S. 180.

quelle je vis habituellement, et lorsque enfin M. de Humboldt sera de retour en Allemagne, il Vous en parlera amplement. Il Vous dira combien nous nous entretenons des savans d'Allemagne et particulièrement de M. Schütz . . . . Notre société n'est pas fort étendue, mais Vous y verriez quelques personnes dignes de Votre attention. Outre les du Theil, Chardon de la Rochette, Coraï, Saint Croix etc., que Vous connaissez déjà, Vous trouveriez encore un jeune Magistrat, mon grand ami et celui de M. de Humboldt, qui sûrement fera parler de lui; c'est M. Clavier, sorti de l'école de Coraï, qui exerce la critique avec succès, dont on aura bientôt une traduction de Pausanias avec des notes critiques et historiques très intéressantes [18])." In dieſer Region ward auch der helleniſtiſche Geiſt P. L. Courier's genährt, dem wir ſpäter zu Rom in Humboldt's Nähe begegnen werden. Auch Boiſſonade und unſre deutſchen Landsleute Haſe und Baſt geſellten ſich zu dieſen Männern. — Außerdem genoß noch Villoiſon, der ſchon ſeit Jahren hier lebte, ſo wie der Antiquar Millin verdientes Anſehen. Letzterer verſammelte jede Woche einmal eine gelehrte Geſellſchaft bei ſich. „Es iſt da," ſchreibt ein jüngerer deutſcher Gelehrter [18]) im Frühjahr 1798 aus Paris, „der Vereinigungsplatz der ausländiſchen Gelehrten, und man findet da die neueſten litterariſchen Produkte, vorzüglich deutſche. Dieſe Umſtände machen ſie mir natürlich ſehr wichtig, ich hoffe da den ältern von Humboldt zu treffen, der dieſe Geſellſchaft fleißig beſucht." [19])

Von den Franzoſen, die damals ihr Augenmerk auf

---

18) Mitgetheilt in Schütz's Briefwechſel, her. von K. J. Schütz, I. 46—47.

19) Dr. Burckhardt an Zach, in den Allg. Geogr. Ephemeriden, 1. B. 1798, Juni, S. 686.

allgemeines und vergleichendes Sprachſtudium richteten, iſt hauptſächlich Silveſtre de Sacy zu nennen, der überdies zu den wenigen Pariſer Gelehrten zählte, die, vor der Reſtauration, der deutſchen Sprache mächtig waren. Humboldt ſelbſt begann um dieſe Zeit mehr und mehr ſein Intereſſe auf die allgemeinen Sprachſtudien zu wenden. Schon im Beſitz einer ausgebreiteten Kenntniß, nicht blos der alten, ſondern auch der vornehmſten neuern Sprachen, lenkte er, in Einklang mit den großen Plänen ſeines Bruders, ſein Auge nun auch nach Amerika und dem Bau der amerikaniſchen Sprachen. Die orientaliſchen Studien wurden ohnedies in Paris eifrig gepflegt, die Forſchungen der Engländer fanden hier raſche Nachfolge, und es waren an dieſem Orte ſchon Hülfsmittel vorhanden, die den deutſchen Gelehrten noch faſt gänzlich mangelten. — Daß Humboldt ſchon in jenen Jahren ſein Auge auch auf das Sanskrit geworfen, möchte ich doch bezweifeln. Er ſelbſt rühmt wenigſtens Friedrich Schlegeln nach, daß er der erſte Deutſche geweſen ſei, der uns auf die merkwürdige Erſcheinung dieſer Sprache aufmerkſam gemacht habe, und daß er ſchon in einer Zeit bedeutende Fortſchritte darin gethan hätte, wo man von allen jetzigen zahlreichen Hülfsmitteln zur Erlernung derſelben entblößt geweſen. [20]) Aus dieſer Stelle und einigen andern Andeutungen möchte ich ſchließen, daß H. ſich allerdings ſchon in Rom (1802—8) um das Sanskrit bekümmert, aber erſt nach Schlegel's Vorgang (1808) tiefer damit eingelaſſen habe.

Bedauern muß man, daß uns von Humboldt's Verkehr mit den politiſchen Notabilitäten Frankreichs nichts bewahrt iſt. Sieyes war gerade auf dem Geſandtſchaftspoſten in Berlin; Reinhard, der Erdeutſche, unter dem Direktorium

---

20) Einleitung . Kawi-Sprache, S. XLIV.

eine Zeit lang Miniſter des Auswärtigen, auf welchen Poſten ihm nach dem 18. Brümaire Talleyrand folgte, der Günſtling des Staël'ſchen Kreiſes, in welchem auch H. ihm zuerſt begegnet ſein mag.

Der Sturz des Direktoriums und Bonaparte's Erhebung begab ſich erſt während ſeiner Reiſe in Spanien. Die Folgen dieſes Ereigniſſes lagen daher noch außer ſeinem Ermeſſen; allein es war ihm ſchon völlig klar geworden, daß der große Gedanke der Freiheit auch da, wo er aufgetaucht, ein ſchwaches Geſchlecht angetroffen habe. Dieſen Eindruck nahm er von Paris mit. „Glücklich," rief er in der merkwürdigen Elegie, womit er Anfang 1800 einen neugeborenen Sprößling begrüßte, aus, „glücklich noch, wenn der Vorzeit Muth und rüſtige Stärke in den Männern den Arm, und in dem Buſen das Herz ſtählte."

„Aber es ſinket den Feigen die Kraft beim halben Beginnen;
„Muthlos geben ſie auf, was ſie mit Blut ſich erkauft;
„Und nach Ruhe ſich ſehnend, vergeſſen ſie thörichten Sinnes,
„Daß nur des Tapfern Muth bricht das erzürnte Geſchick.
„So auch haben ſie dir die göttliche Freiheit entweihet,
„Pflanzend mit Unbedacht, wo ſie der Boden nicht trug.
„Nicht ſo verſchwendet die Frucht, die goldne, die Tochter des Himmels,
„Nur ein ſtarkes Geſchlecht pflückt ſie mit würdiger Hand." [21])

Ehe wir Humboldt auf ſeine Reiſe nach Spanien begleiten, wollen wir in Kürze eines Aufſatzes oder Briefes gedenken, den er noch von Paris ſeinen Freunden an der Saale, und wie ich glaube, zunächſt Schillern gewidmet hatte. Es iſt dies der Aufſatz: Ueber die gegenwärtige

21) Geſ. Werke, II. 380.

französische tragische Bühne, der mit dem Beisatz: „Aus Briefen, Paris im August 1799“ anonym in Göthe's Propyläen erschien (B. 3. St. 1. Tübingen, 1800. S. 66—109), und jetzt in Humboldt's gesammelten Werken, B. III. S. 142—72 zu finden ist. Vermuthlich rührt die Mittheilung schon vom Anfang des Jahres 1798 her; Göthe und Schiller aber datirten sie später, weil sie den Lesern des Journals etwas vom neuesten Datum bieten mußten. Im August 1799 war Humboldt, ohne Zweifel, schon von Paris abgegangen, auf der Reise nach Spanien aber fand er schwerlich Zeit, sich mit den Pariser Erinnerungen zu beschäftigen. Es ist daher leicht möglich, daß schon die Worte Göthe's und Schiller's, die ich B. I. S. 452 citirt, auf den hier zu besprechenden Brief zu beziehen sind, und ich glaube, nicht blos aus dem etwas ungenirteren, an den Dramatiker im eigentlichsten Sinne gerichteten Tone des Briefes, sondern auch aus den angedeuteten Worten Göthe's abnehmen zu können, daß das Schreiben an Schiller und nicht an Göthe gerichtet war.

Der erste Theil des Aufsatzes giebt uns eine feine Charakteristik von der Eigenthümlichkeit der französischen tragischen Bühne. Wir bekommen darin beigehend sehr schätzbare Winke über französische Schauspielkunst, einzelne Schauspieler und vor allem über Talma, den Humboldt persönlich kannte, und in welchem er eine neue Phase französischer Bühnenkunst erblickte, eine Phase, die zwar auch nicht frei von der Manier der französischen Tragik, den großartigen und malerischen Ausdruck der Leidenschaft jedoch, der ihr immer eigen war, mit einer Würde und einem Adel verknüpfe, der so vielleicht noch nie dagewesen sei. Auch Talma war weit entfernt von einer Charakterdarstellung, wie sie der deutsche Schauspieler giebt: indem er aber, wie durchweg der französische, mehr Leidenschaft und das Ungeheure ihrer Naturkraft darstellte, mäßigte und milderte er doch diesen Zug, der

immer viel Unnatur und Uebertreibung mit ſich führt, durch ſein natürliches Gefühl und ſeinen äſthetiſchen Sinn. Freilich vermiſſe man immer das Höhere, Innerliche das der Deutſche biete; aber der Franzoſe, zumal in ſolcher Vollkommenheit wie bei Talma, erwecke doch mehr den Begriff der Kunſt. Die Art der Recitation, das Gebärdenſpiel, das Streben nach maleriſchen Bewegungen, die zögernde Ruhe, die man von allen äſthetiſchen Stellungen fordert — alles dies bringe einen Totaleffekt hervor, der uns bis zu einem gewiſſen Grade die Manierirtheit dieſer Tragik vergeſſen mache, und dieſe Wirkung deute auf einen äußern Vorſprung in der Kunſt.

Der deutſche Schauſpieler, ſagt er weiter, ſetzt mehr nur die Arbeit des Dichters fort, die Sache, die Empfindung, der Ausdruck ſind ihm das erſte, oft das Einzige, worauf er ſieht. Der franzöſiſche dagegen verbindet mit dem Werke des Dichters das Talent des Muſikers und des Malers. Er iſt auf einem freieren Wege, alſo der Kunſt näher. Wenn er dennoch weniger tief wirkt und Manier zeigt, ſo iſt im Grunde der Dichter Schuld daran. Das Ideal des Schauſpielers aber müſſe beide Vorzüge mit einander verbinden.

Uns Deutſchen könne man, glaube er, den Vorwurf machen, daß wir auf dieſen eigentlichen Kunſtglanz zu wenig Gewicht legen. Wir ſeien nicht ſinnlich ausgebildet genug, unſer Ohr nicht muſikaliſch, unſer Auge nicht maleriſch genug. Wir kennen weniger die Nothwendigkeit der Zeiten und ſtreben immer unabhängig von denſelben gleich auf die Sache zu gehen. Der Franzoſe hat für jeden Gedanken einen fertigen Ausdruck, der Deutſche ſucht dieſen mühſam; jener zählt nur ſein Geld, dieſer prägt ſich ſeine Münze ſelbſt. Dies zeigt ſich ſogleich in der Bildung beider Sprachen. Der Franzoſe bleibt auch überall beim Ausdruck zuerſt ſtehen und krittelt und klaubt daran, während wir immer gleich

nach dem Sinn haſchen, Dunkelheit und ſelbſt Uncorrektheit verzeihen, wenn nur unſer Herz und unſer Geiſt Befriedigung findet. So glaubt, ſetzt er hinzu, die franzöſiſche Metaphyſik, wenn es eine ſolche giebt, faſt einzig in dem Einfluß der Zeichen auf die Begriffe das ganze Geheimniß der Philoſophie vergraben und will alles auf Wortſtreit zurückführen — ein Wahn, den bei uns nur die Popularphiloſophie gehegt, unter unſern eigentlichen Philoſophen aber nur Mendelsſohn, in ſeinen letzten Zeiten, begünſtigt habe.

„Der Deutſche, ſagt H. weiter, „möchte unmittelbar mit ſeinem Geiſt und ſeiner Empfindung vernehmen, er möchte die Kluft überſpringen, die Seyn von Seyn und Kraft von Kraft ſo trennt, daß ſie ſich nur durch vermittelnde Zeichen verſtändlich machen können. Was er fühlt und denkt, ſtellt ſich nicht ſogleich in Ausdruck dar, dem Sprechenden nicht in beſtimmten Worten, dem Dichter nicht immer in Harmonie und Rhythmus, dem Maler und Bildner nicht ſogleich in Geſtalt und vor allem dem Schauſpieler, weil wir wirklich eine ſehr gebärdenloſe Nation ſind, nicht ſogleich in Miene und Gebärde. Er hat in der That weniger Sprache als andere Nationen, und doch, ich ſage es frei, weil ich es einmal nicht anders empfinden kann, hätte er ſich ſo viel mehr und beſſers zu ſagen.

„Der Kunſt kann dieſe Stimmung ohne Zweifel nachtheilig werden. Sie macht, daß unſere Dichter z. B. meiſtentheils in dem Reichthum und der Schönheit des Rhythmus, in der ſinnlichen Pracht der Diktion, nicht nur den Alten, ſondern oft auch den Neuern nachſtehen und dadurch, wenn nicht geringere Kraft, doch wenigſtens geringern poetiſchen Schwung beſitzen.“

Wunderbar ſei es, daß ein ſo ächt deutſcher Geiſt wie Voß darin eine Ausnahme mache. Wenn man dereinſt ſo

weit gekommen ſein werde, wovon man aber noch weit entfernt ſei, allgemein zu verſtehen, was er fordere und leiſte, ſo müſſe in dieſem Punkt eine Revolution entſtehen, die um ſo wohlthätiger ſein werde, als ſie blos uns ſelbſt angehöre, und, wenigſtens unmittelbar, nicht auf Nachahmung der Neueren abziele.

Am auffallendſten zeige ſich unſer Mangel in der Tragödie. Es geſchehe nicht genug für das Auge, nicht genug in äſthetiſcher und noch weniger in ſinnlicher Hinſicht. Auch die rhythmiſchen Verhältniſſe unſerer Perioden, bei Dichtern ſowohl als Proſaikern, befriedigten noch lange nicht genug das blos äſthetiſche Bedürfniß. Selbſt den blos ſinnlichen Theil der Kunſt ſollte man, nach ſeiner Meinung, weniger hintanſetzen. „Freilich," fügt er hinzu, „müßten auch unſere Tragödien um eine Stufe höher ſteigen und ſich in ein Gewand kleiden, das auch auf den bloßen Sinn einen größern Eindruck machte. Ein Schritt geſchieht ſchon dadurch, daß die Verſifikation zu einem weſentlichen Erforderniß gemacht wird; auf dieſen können die andern leicht folgen."

Wie unſere Bühne und beſonders wie unſere dramatiſchen Dichter auf der einen Seite den ſinnlichen Schwung und Glanz, auf der andern die rein äſthetiſche Freiheit, die uns im Ganzen noch fehlen, erlangen können, glaube er deutlich einzuſehen. Es ſei dazu blos ein Fortſchritt nöthig. Wie dagegen die franzöſiſche Tragödie zur Kraft und Wahrheit der Natur, zu einer ſeelenvollen und idealiſchen Darſtellung der Menſchheit kommen ſolle, ſehe er nicht ab. Er glaube, ſie müßten erſt zum Drama zurück, und von da zur bürgerlichen Tragödie, ehe ſie wieder an eine heroriſche denken ſollten. Ein ſolches Umkehren aber ſei ein ſaurer Schritt; indeß glaube er doch in ihren neuen Stücken eine Tendenz dahin zu bemerken.

Auch diesmal verleugnet ſich Humboldt's Lieblingsrich-

tung nicht. Wunderbar ſei es, ſagt er, daß die ſonſt ſo verſchiedenen Griechen einen ähnlichen Weg gingen. Gleichſam als wäre in dem gebundnen Gange und der Darſtellung der furchtbaren Macht des Schickſals wie der Größe menſchlicher Leidenſchaften nichts mehr zu erholen geweſen, wende ſich — worin er gleicher Anſicht mit dem Empfänger dieſes Briefes ſei — Euripides ſchon zum Drama hin, ſuche mehr das Rührende, und zeichne ſchon mehr das Einzelne und Individuelle. In ihm ſei ſchon nicht mehr die Größe und Kraft ſeiner Vorgänger, und es ſei ſehr zu bedauern, daß Agathon und Andere für uns verloren ſeien und wir kein Stück beſitzen, deſſen Stoff ſelbſt dem Dichter angehörte, deren doch auch die Griechen beſeſſen hätten.

Indem wir alles übergehen, was ſich ſonſt von treffenden Ausſprüchen in dieſem Aufſatze findet, z. B. namentlich über die Grundfehler der franzöſiſchen Bühne überhaupt, ferner alles was im Vorbeigehen über einzelne Stücke, wie über den Cid von Corneille, über Abufar von Ducis, über den Agamemnon von Lemercier bemerkt wird, faſſen wir nur den Grundgedanken des Briefes noch ins Auge, die Abſicht, die ihm beim Niederſchreiben deſſelben hauptſächlich vorſchwebte, und den Erfolg endlich, den er davon geerndtet.

Der Grundgedanke des Ganzen iſt der: die Wahrheit der Natur und den eigentlichen innern poetiſchen Gehalt werden die Franzoſen vielleicht nie erreichen, dagegen haben ſie gewiſſe Außenſeiten der Kunſt inſtinktmäßig erobert, die den Deutſchen im Durchſchnitt abgehen, und wodurch wir unſre Leiſtungen erſt der Vollkommenheit und Wirkung zuführen würden, die ſie, namentlich auf der Bühne, noch immer wünſchen laſſen. Daß der Briefſteller vollkommen richtig ſah, wird Niemand verkennen, der den Werth unſrer dramatiſchen Dichtungen überhaupt, und namentlich auch die Göthe'ſchen Werke richtig zu ſchätzen weiß.

Augenfällig hatte Humboldt zugleich den Zweck im Auge, aus den Erfahrungen, die er ſich geſammelt, den Genoſſen an der Ilm und Saale und vorzüglich Schillern, der eben den Wallenſtein beendete, einen Wink zu geben und hier abermals den Beruf eines Freundes und Rathgebers zu erfüllen.

Dieſen Zweck hat er auch, ohne Zweifel, nicht verfehlt. Den Freunden waren dieſe Bemerkungen hochwillkommen, ja zum Theil recht aus dem Herzen geſchrieben. Göthe drückte ſeinen Beifall ſchon durch die Aufnahme derſelben in ſein Kunſtjournal aus, und wie er immer durch Uebung und Aneignung zu lernen ſuchte, ließ er ſich jetzt, in einer Zeit, wo er ſchon nicht mehr ſo ſchöpferiſch war, ſogar zu Uebertragung einiger Stücke von Voltaire verlocken, eine Arbeit, die wir unſerem großen Dichter gern erlaſſen hätten. In demſelben Stücke der Propyläen, der Humboldt's Aufſatz enthält, gab er die erſten Proben ſeiner Ueberſetzung des Mahomet, mit ausdrücklicher Hinweiſung auf den vorher mitgetheilten Brief. Er überſetzte ſpäter auch Voltaire's Tancred und bekannte ſogar bei Gelegenheit, daß, ſeit ihm Humboldt's Brief und die Bearbeituug des Mahomet ein neues Licht über die franzöſiſche Bühne aufgeſteckt hätten, er auch die Stücke der letztern viel lieber leſe.[1])

Von tieferer Bedeutung mußte die Wirkung ſein, die Humboldt's Brief auf Schiller hatte. Dieſer, ohnehin zum Tragöden geboren, und im Begriff, auf ſeiner jetzigen Bildungsſtufe ein bühnegerechtes deutſches Drama, das uns noch fehlte, zu ſchaffen, vereinigte in ſich eine Menge Eigenſchaften, die uns auch in Beſitz der von Humboldt nachgewieſenen Vorzüge des franzöſiſchen Dramas ſetzen konnten. Dieſer Glanz der Diktion, das Maleriſche des Colorits, das

1) Briefw. mit Schiller, 23. Okt. 1799.

Pathetiſche, Feierliche der Dichtung, umkleidet mit allen Hülfsmitteln der Ueberredung — wem wäre dies unter den Deutſchen ſo zu Gebote geweſen als ihm? Und gewann er nicht zum Theil gerade mit dieſen Mitteln ſeine mächtigſte Wirkung? Wenn er im Wallenſtein den Wettkampf mit Göthe um Wahrheit und Wirklichkeit wagte, gab er dabei doch dieſe ihm eigene Richtung auf Glanz und ſinnlichen Effekt nicht auf, und bald darnach, in der Johanna von Orleans und der Braut von Meſſina, lenkte er ganz entſchieden in die Bahn, welche Humboldt angedeutet hatte, hinüber. Auch dieſe für die Dichternatur Schiller's vielleicht charakteriſtiſchen Dramen tragen eine unleugbar deutſche und ganz nationale Färbung an ſich, aber unverkennbar iſt doch auch, daß ſie neben der Aneignung theils brittiſcher, theils griechiſcher Formen, auch etwas vom franzöſiſchem Weſen repräſentiren. Das hohe, zuweilen pomphafte Pathos, die Pracht und der Schwung und dem Gehalt wie der Form nach dieſe, glücklich geahnte, aber gewaltthätige Verknüpfung claſſiſcher und romantiſcher Elemente — erinnert ſie nicht mannigfach an die franzöſiſche Tragik? Nehmen wir alle dramatiſchen Leiſtungen Schillers ſeit dem Wallenſtein zuſammen, ſo finden wir im Ganzen neben jenem nationalſten Element, der Ineinsbildung des Gedankens und der Poeſie, einen anſcheinend ganz entgegengeſetzten, zwar mehr die Form angehenden, darin aber ſo zu ſagen, römiſch modernen Charakter. Von dieſer Seite beſehen erſcheint Schiller dem Tacitus oder ſelbſt dem Pſeudo-Seneca verwandter als dem Homer und Sophocles; einem Corneille und Racine näher als dem Dichter des Julius Cäſar, obwohl der Deutſche weder die Verwandtſchaft mit den Griechen, noch inſonders die mit den Britten verleugnen kann. Ja, es ließe ſich wohl mit Glück behaupten, daß Schiller in mancher Hinſicht durchgeſetzt habe, was die Franzoſen, ſelbſt Voltaire

in Stücken wie Mahomet, Tancred erſtrebten; ja daß er gerade durch dieſes Element der bühnengemäßen deutſchen Tragödie zum großen Theil den Typus gegeben; weshalb es auch kein Wunder iſt, wenn nach dem Tode dieſes mächtigen Genius von ärmern Nachfolgern nur dies wirkſame Element ergriffen wurde und das deutſche Drama längere Zeit in ſeelenloſe Versabglättung verfiel. Deſſenungeachtet wird das Gepräge, das Schiller unſrer Tragödie einmal gegeben, nie ganz verſchwinden; denn durch daſſelbe ſind wir für immer, wenn auch auf anfänglich gewaltſamem Wege, der höhern dramatiſchen Kunſt näher gerückt, als Britten und Deutſche zu ſein pflegten. Jener Prolog, welchen Schiller (im Jan. 1800) dichtete, als Göthe den Mahomet auf die Bühne brachte, kann in dieſer Hinſicht zugleich als ſein innerſtes Glaubens- und Strebensbekenntniß betrachtet werden, wie er auf der anderen Seite als ein poetiſches Gegenſtück zu den vorangegangenen Mittheilungen unſeres Humboldt's erſcheint.

Es iſt gewiß, daß Humboldt dieſe ſpätern Dramen des großen Dichters mit einer Bewunderung aufnahm, in die der beſte Theil kunſtgebildeter Deutſchen nur ſo bedingt einſtimmt, als in die Schätzung Voſſiſcher Formen. In dieſen Deutſchen lebt ja ein zu unbeſtechlicher Sinn für die Wahrheit der Natur und das einfach Schöne der Kunſt. Daher finden ſie bei Voß, wie bei Schiller, trotz aller Größe, namentlich des Letzteren, etwas, das ſie Manier nennen, und das ſie verwerfen, obſchon ſie das Wahre und Aechte im Princip oder in der Richtung Beider vollgültig erkennen.

Man könnte auch hier die Frage aufwerfen, ob Schiller nicht beſſer gethan hätte, ſeine Natur, die von ſelbſt auf das Prunkvolle und Pathetiſche ging, noch mehr zu zügeln, und ob Humboldt ſich ein Verdienſt erworben, indem er ihm noch die Vorzüge der Franzoſen bemerkbar machte. Was

Letzteres betrifft, ſo käme auch das auf die Vorwürfe hinaus, die wir im vorigen Buche abgethan. Humboldt ergriff hier abermals die innerſte Eigenthümlichkeit des Freundes, und wie er ihn früher auf die große Tragödie gewieſen, ſo führte er ihm jetzt gleichſam ſeine eigenſten Gaben auf ihrem Gebiete zum Bewußtſein. Damit begegnete er nur dem innerſten Drange des Dichters. Freilich wurden dieſe Eigenſchaften auch manchmal die Klippe, an der dieſer ſcheitern ſollte. Aber verdanken wir ihnen nicht zugleich viele der größten Schönheiten eines Wallenſtein und Tell, und hat er nicht zu nicht geringem Theile gerade mit dieſen Elementen der deutſchen tragiſchen Bühne ſeinen Stempel aufgedrückt?

Ueberhaupt wird man die Vergleichung, die wir zwiſchen unſerm Dichter und den Franzoſen gezogen, nicht etwa ſo verſtehen dürfen, als wenn nicht auch der Abſtand zwiſchen beiden noch immer ein ungeheurer bliebe. Mit der Unnatur und Uebertreibung, mit der redneriſchen Nüchternheit franzöſiſcher Tragiker verglichen, iſt Schiller wieder ein Gott der Wahrheit und Natur, ſo wie er ein Dichter iſt, der den Griechen und Britten unendlich näher ſteht, als alles, was die franzöſiſche Dichtkunſt erzeugte.

Vermuthlich hatten die Briefe ſeines Bruders von der ſpaniſchen Halbinſel den Entſchluß unſeres Humboldt's ſelbſt eine größere Reiſe dahin anzutreten, entſchieden. Der Gang der politiſchen Ereigniſſe machten den Aufenthalt in der franzöſiſchen Hauptſtadt für Fremde täglich unbequemer, während Spanien damals wieder einer gänzlichen Ruhe genoß. Schon im Februar des Jahres 1799 ſchrieb Frau von Humboldt in die Heimath: „Mein ſpäteſtes Zurückkommen nach Berlin iſt in anderthalb Jahren. Unſere Pläne ſind ſo. Mit dem Ende künftigen Monats gehen wir von hier weg. Ich werde

den Sommer mit den Kindern in den Pyrenäen bleiben. Humboldt wird indeſſen allein nach Madrid und vielleicht bis Liſſabon reiſen. Im Herbſt, wo er wieder zu mir kommt, entſcheiden wir uns dann, ob wir hierher [nach Paris] für den Winter zurückkommen und über England nach Hauſe reiſen, oder ob wir vom ſüdlichen Frankreich aus nach Italien gehen können, und dann durch die Schweiz nach Deutſchland zurückkommen. Bei beiden Planen ſind wir in achtzehn Monaten ungefähr wieder zu Hauſe." [1])

Die ſpaniſche Reiſe kam wirklich zur Ausführung, nur etwas ſpäter, als dieſer Brief glauben läßt, und zwar machte Frau von Humboldt mitſammt den Kindern die Wanderung durch die ganze ſpaniſche Halbinſel mit. Im Juli oder Auguſt 1799 ſcheint die Familie Paris verlaſſen zu haben und dem ſüdlichen Frankreich zugeeilt zu ſein. Von den Ufern der Garonne, deren üppige Vegetation Humboldt bewunderte, gelangte man an den Nordabhang der Pyrenäen. Wie lange ihr Aufenthalt daſelbſt dauerte, iſt nicht bekannt. Wir wiſſen nur, daß unſre Reiſenden ſich über St. Jean de Luz nach der Bidaſſoa wandten und hier die ſpaniſche Grenze überſchritten.

Wir werden die Zwecke, die Humboldt auf allen ſeinen Reiſen, und bei der ſpaniſchen insbeſondere vor Augen hatte demnächſt und zwar zum Theil mit ſeinen eigenen Worten hervorheben. Vorerſt möge ein Wort über die Quellen, die glücklicherweiſe für dieſe Wanderung uns zu Gebote ſtehen, ſeine Stelle finden.

Dieſe Quellen liegen in Humboldt's eigenen Schriften zu Tage und ſind von dreierlei Art: I Reiſeblätter. Deren beſitzen wir bis jetzt zwei, nämlich 1. Reiſeſkizzen aus Biscaya [2]) 2. eine Beſchreibung des Mont-

1) Varnhagen von Enſe, Gallerie von Bildniſſen, I. 146–47.

2) Geſ. Werke, III. 213–40. Aus Humboldt's Nachlaß mitgetheilt.

ferrat bei Barcelona.[3]) II. Ein Gedicht von ihm: In der Sierra Morena, Anfang Januars 1800, zu Begrüßung eines Sohnes verfaßt, mit dem Frau von Humboldt mitten auf der Halbinſel ihn beſchenkte.[4]) III. Aufſätze und Schriften über die von ihm zum Gegenſtand beſondrer Forſchung erkornen Vaskiſchen Sprache und Nation: 1. Berichtigungen und Zuſätze zum erſten Abſchnitt des zweiten Bandes des Mithridates über die Cantabriſche oder Vaskiſche Sprache, 1810—11 verfaßt.[5]) 2. Ankündigung einer Schrift über die Vaskiſche Sprache und Nation nebſt Angabe des Geſichtspunktes und Inhalts derſelben (1812);[6]) 3. Prüfung der Unterſuchungen über die Urbewohner Hispaniens vermittelſt der Vaskiſchen Sprache.[7])

Die „Reiſeſkizzen in Biscaya" verbreiten ſich gleich über den Anfang der erſten ſpaniſchen Reiſe und wurden vermuthlich zu Paris, unmittelbar nach der Rückkehr aus Spanien, wo H. mit der Redaktion ſeiner Reiſenotizen ſich zu beſchäftigen begann, niedergeſchrieben. Aus dieſem Bruchſtück ſowohl als aus der Darſtellung ſeines Ausflugs auf den Montſerrat erkennen wir das glänzende Talent, womit auch der ältere Humboldt für Natur- und Lebensſchilderungen begabt war, und bedauern um ſo mehr, daß es dem Ver-

---

3) Ebend. III. 173—212. Vorher in den allgemeinen geographiſchen Ephemeriden von Gaspari und Bertuch, B. XI. St. 3. März 1803. S. 205—313.

4) Aus Humboldt's Nachlaß mitgetheilt in den geſ. Werken, I. 379—83.

5) Zuerſt in Adelung's Mithridates mit wichtigen Beiträgen zweier großen Sprachforſcher fortgeſ. von Vater, Th. IV. Berlin 1817. S. 275—360. Auch beſonders abgedruckt, Berlin, 1817. Findet ſich noch nicht in Humboldt's geſ. Werken.

6) Mitgetheilt in Friedrich Schlegels deutſchem Muſeum, B. 2. Dez. 1812, S. 485—502. Fehlt noch in der Sammlung von Humboldt's Werken.

7) Berlin, 1821 4. Jetzt in den geſ. Werken, B. II. S. 1—214.

faſſer nicht gefallen wollte, den ganzen Cyclus ſeiner Reiſen in ſolcher Darſtellung zu verewigen. In der That, die innere Verwandtſchaft des merkwürdigen Brüderpaares ſtellt ſich uns in den Reiſeblättern des Aeltern am auffallendſten dar. Wenn wir ſchon an vielen Stellen der großen Reiſewerke und Forſchungen Alexander's auch ſolche weitumfaſſende ethnographiſche, linguiſtiſche und geſchichtlich-philoſophiſche Ueberblicke antreffen, deren wunderbare Bewältigung doch beſonders Wilhelm eigenthümlich war, ſo erſtaunen wir nicht weniger von der Feder dieſes Letzteren, der ſonſt vorzugsweis in den innerlichen und idealiſtiſchen Regionen ſeine Heimath hatte, auch ſo herrlichen Darſtellungen der äußern Natur und der realen Welt zu begegnen. Allerdings ſind dieſe Schilderungen vergeiſtigt, wie die ſeines Bruders; ja dieſes intellektuelle Element waltet bei ihm noch durchgreifender, da er ſeiner Individualität gemäß die Menſchheit und ihre Anlagen mehr noch als das Reich der Natur im Auge hat. Dabei bewundern wir nur, was unſer Humboldt in bloßer Naturſchilderung leiſtet, wie originell ſeine Eigenthümlichkeit ſich auch da bekundet, namentlich wenn man ſeine Weiſe weniger mit der verwandteren Alexander's, ſondern etwa mit der anſcheinend trocknen und kühlern eines Göthe vergleicht, deſſen Schilderungen doch gleichfalls, wie man weiß, wieder ſo eigen von Geiſtesmacht und Dichtung durchdrungen ſind. Augenſcheinlich zeigt ſich bei beiden Humboldt's im Durchſchnitt mehr Schwung und Färbung, bei Göthe größere Durchſichtigkeit der Umriſſe und vielleicht auch größere Hingebung an das einzelne Objekt, während der Blick des einen Humboldt gleich über den ganzen Erdball hinſchweift, der Geiſt des andern aber bei dem geringſten Anlaß, gleich einer Rakete, in die heimathliche Welt der Ideen aufſteigt. —

Ueber die Bidaſſoa gelangte Wilhelm von Humboldt mit ſeiner Caravane nach Biscaya. Es wäre möglich, daß ihn der Aufenthalt in dem franzöſiſchen Basquenlande zu dem Eintritt in Spanien von dieſer Seite veranlaßt hätte. [8]) Biscaya und das Baskiſche Volk machte den günſtigſten Eindruck auf ihn, und erweckten alsbald ein dauerndes Intereſſe. Dieſes zu einem kleinen Häuflein zuſammengeſchmolzene Volk, das einſt faſt durch die ganze Halbinſel ausgebreitet war und deſſen Sprache ſich, wie wohl keine andere Europas, von den älteſten Zeiten her faſt unverändert erhalten hat, gewährte ihm den Reiz, den alles Urvolkliche und Alterthümliche für ihn hatte, in hohem Grade, und bot zugleich den erwünſchteſten Anhalt, um zu einer tiefern Kenntniß der Urbewohner Spaniens zu gelangen. Die Sprache der Basken ſelbſt reizte ihn durch ihren wunderſamen Bau, das Volk erfreute ihn durch ſeine Biederkeit und Gemüthlichkeit, durch die Anhänglichkeit an ſeine Thäler, endlich durch die eiferſüchtige Liebe zu eignen Freiheiten und Geſetzen. Beſonders die ſpaniſchen Basken gewannen ſeinen Antheil. Zeigen die franzöſiſchen mehr franzöſiſche Leichtigkeit, ſo

---

8) Eine Stelle in dem Artikel „Humboldt" der oben S. 18 citirten Biographie Nouvelle des Contemporains würde zu dieſem Schluſſe berechtigen, wenn anders die Angabe nicht, wie ich glaube auf mehrfacher Verwechslung des Orts und der Zeit beruht und eigentlich auf die zweite Reiſe zu beziehen iſt. Es heißt nämlich daſelbſt: M. de Humboldt a même fait une étude approfondie de la langue basque, idiome original, presque inconnu, et qui ne ressemble à aucun autre. On raconte à ce sujet que pendant un voyage à travers les provinces méridionales de la France, M. de Humboldt se trouva par hasard logé chez un curé de la Biscaye. Celui entretint longtemps son hôte, avec ce vif enthousiasme des hommes du Midi, de la beauté et de la perfection de sa langue, le basque. Avide de toutes les connaissances utiles et nouvelles, l'illustre voyageur change aussitôt son itinéraire et prend la résolution de s'arrêter dans un misérable village au pied des Pyrénées, où il séjourna plusieurs mois. Il acheta tous les ouvrages basques inprimés et manuscrits qu'il put se procurer, et ne quitta ce lieu qu'après avoir acquis une connaissance parfaite de la langue du pays.

haben die ſpaniſchen den ſpaniſchen Ernſt, aber nicht den düſtern des Caſtiliers, mit deſſen Trägheit der Fleiß der Basken eben ſo wie ſeine gutmüthige Fröhlichkeit den angenehmſten Contraſt bildet. Bei aller Verſchiedenheit ſtellen ſich vielmehr zwiſchen Biscaya und Catalonien auffallende Aehnlichkeiten dar — die Natur noch mehr nordiſch, aber auch weniger einförmig, die Bewohner thätig und induſtriös, mit großer Freiheitsliebe und Energie begabt — Tugenden, die neuerer Zeit bei mancher Verirrung die Augen Europas auf ſich gezogen haben. Rechnen wir nun dazu das urvolkliche und ſprachliche Intereſſe, ſo kann uns die Theilnahme, die Humboldt den Basken zuwendete, nicht befremden.

Bei der Grenzveſte Fuenterrabia trat H. auf biscayiſchen Boden und zwar in den Theil des Landes, der den Namen Guipuzcoa führt. Es war im Anfang des Herbſtes, als er in dieſe lieblichen, im Vergleich zu Südfrankreich aber doch rauheren Gebirgsgegenden und Thäler gelangte. Die Reiſe ging über Toloſa nach Vittoria, der Hauptſtadt des Ländchens Alava. Hier, wie faſt in allen Städten zogen ihn hauptſächlich die Gemälde an, die ſich in Kirchen oder Privatſammlungen vorfanden. In Vittoria rühmt er beſonders eine Titianiſche Magdalene im Hauſe des Marques de Alameda. Auch machte er die Bekanntſchaft eines angeſehenen Baskiſchen Litteraturfreundes, des Geiſtlichen Dr. Lorenzo Treſtumero. Dieſer war mit dem phyſiſchen und politiſchen Zuſtand ſo wie mit der Geſchichte von Alava innig vertraut und bereitete ſchon ein Werk darüber vor. Den freundſchaftlichen Bemühungen dieſes Gelehrten verdankte unſer H. auch nach ſeiner Rückkunft aus Spanien viele intereſſante Nachrichten, beſonders über biscayiſche Sprache. Mit dem Eintritt in Caſtilien ſchließen Humboldt's Reiſeſkizzen, ohne den Rückblick auf die ganze Provinz, welchen ſie ankündigen, noch zu gewähren.

Bald gelangten unſre Reiſenden an die Ufer des Ebro und durch die dürren Fluren Caſtiliens nach Madrid. Wie lange ſie ſich daſelbſt aufgehalten, geht aus unſern Quellen nicht hervor. Nächſt Land und Volk zogen auch jetzt die Kunſtſchätze und namentlich die Gemälde der Hauptſtadt und der königlichen Luſtſchlöſſer ſein beſondres Intereſſe auf ſich, und er verſprach wiederholt, von dieſen wie von den merkwürdigen Gemälden des mittäglichen Spaniens, ſeinem Freunde Göthe ausführliche Beſchreibung zu liefern. Dieſe Blätter ſowie die Beſchreibung der Ueberbleibſel des Theaters von Murviedro, die er ebenfalls Göthe'n verſprach, werden, in ſo weit ſie ſich vorfinden, gewiß bald, mit dem Briefwechſel dieſer Männer, veröffentlicht werden.

Der weitere Verlauf dieſer Reiſe iſt uns nur nach wenigen Hauptpunkten bekannt, die ſie berührte. Wie ſehr vermiſſen wir eine Schilderung der ihn in dieſen reichen und doch zum Theil noch ſo unbekannten Gegenden gewordenen Eindrücke! Welches Gefühl mußte ihn ergreifen, da er die königlichen Gärten von Aranjuez betrat und an den ihm ſo befreundeten Dichter des Carlos zurückdachte! Von dem Aufenthalt in Liſſabon wiſſen wir nichts, dagegen von allem, was das ſüdliche und weſtliche Spanien anlangt, wenigſtens ſo viel, daß wir doch ahnen, was ihn dort am meiſten beſchäftigte. Als er im Jan. 1800 mitten in der Sierra Morena die Elegie an ſeinen neugebornen Knaben dichtete, war er ſchon in Cadix geweſen und hatte die Majeſtät des ſüdlichen Meer und die ſchönen Bay bewundert, ferner in Niederandaluſien, in Sevilla und bei den klagenden Trümmern des alten Italica's, hatte endlich auch die gewaltigen Reſte des zweimal zerſtörten Sagunt, des jetzigen Murviedro, und die beglückten Fluren Valencia's durchwandelt. Man ſieht aus den hier zuſammengeſtellten Winken,

daß ihn nächſt der Schönheit der Natur nichts ſo feſſelte als die Spuren der claſſiſchen Welt in dieſen Gegenden.

Unſere Reiſenden mußten ſich wohl ſchon etwas an die Ausdauer der Spanier gewöhnt haben. Die Familie begleitete Humboldt durch alle dieſe Lande; die älteſte, etwa achtjährige Tochter, immer in Knabenkleidern;[9]) Frau von Humboldt ſelbſt einer Niederkunft ſehr nahe, die auch im Anfang Januars (1800) in der Sierra Morena, wo bekanntlich einige Dörfer deutſcher Coloniſten ſich angeſiedelt, gleichſam im Vaterlande eintraf. In dieſem patriotiſchen Sinne begrüßte er auch den neugebornen durch die ſchon mehrmals erwähnte Elegie.[10]) Es iſt das erſte poetiſche Erzeugniß von Humboldt, das uns vorliegt. Die ſchöne ſüdliche Welt, die ihn umgab, rief auch dieſe ſchlummernde Kraft ins Leben. Es iſt ein ſehr bemerkenswerthes Gedicht, viel bedeutender noch durch die Energie und den Gehalt, als durch den wirklich höchſt poetiſchen Hauch. Er ermahnt den zarten Sprößling des Südens ſich bei Zeiten auf die Stürme des Nordens zu waffnen.

„Schwer, o Kind, iſt die Zeit und mühvoll, wo du den Tag ſiehſt,
„Arbeit heiſchend und Muth in dem ermüdenden Kampf.
„Niemals forderte mehr der Genius, ſtrenger es niemals,
„Welcher, ſinnenden Geiſts, lenket der Menſchen Geſchick;
„Und auf die Stimme des Gotts, des ernſtgebietenden Richters,
„Merke mit achtſamem Sinn, wo in der Bruſt ſie dir tönt!
„Denn nicht in luftigen Wolken, noch hoch in der Wüſte des Aethers
„Thront er, ihn zeuget des Manns tiefer Gedanke ſich ſelbſt.
„Los von der Hand der Natur und der ſtill beſchränkenden Sitte,
„Die ihn in kreiſendem Lauf ſorgſam und ſicher geführt,
„Riß ſich, im Ungeſtüm der plötzlich erwachenden Kräfte,
„Ungeduldig der Menſch, zeichnend ſich ſelber den Pfad;

9) Friederike Brun, Römiſches Leben, I. 173.

10) „An den lallenden Knaben" überſchrieb ſie einſt Alexander von Humboldt in einem Album, in welches er einige Verſe daraus eintrug.

„Und nun gilts in der Nacht des tiefaufwogenden Meeres
„Vom umnebelten Pol kühn zu entreißen den Stern,
„Welcher den ſchweifenden Nachen, nicht mehr am nahen Geſtade,
„Sicher und unverſehrt führ' in den Hafen hinein."

* * *

„Willſt du ihn finden den Punkt, auf dem du mit Sicherheit tretend,
„Leicht dich, wohin du nur willſt, rechtshin und linkshin bewegſt,
„Wo dein forſchender Geiſt, ſtets ſchweifend weiter und weiter,
„Endlich die Räume ſie all', all die unendlichen mißt,
„Wo du dich ſelbſt umſchaffſt nach des All's unendlichem Urbild,
„Ringſt verſammelnd in dir, was zu erfaſſen du magſt; —
„Sieh! er ruhet in dir! In dich verſenke die Kräfte,
„Welche, göttlich und frei, reichlich dein Buſen bewahrt!
„Siehſt du die rollenden Welten dort oben im luftigen Aether?
„Sicher durch eignes Gewicht hält ſich der ſchwebende Ball;
„Niemals ſchmettern ſie wild mit krauſem Gekrach an einander,
„Stets harmoniſchen Flugs ſchwingt ſich die goldene Bahn.
„So auch du! in der gleich gemeſſenen Kräfte Bewegung
„Folge muthig den Weg, den ſie ſich ſelber erſpähn.
„Nie gedeiht, was nicht frei aus eignem Buſen hervorſprießt,
„Nicht der verlangende Sinn reines Gefühls ſich erwählt."

* * *

„So nun ſchreite, mein Kind, mit fröhlichem Muth in das Leben,
„Stark zu jeglicher That, offen für jeden Genuß.
„Suche nicht ängſtlich die Bahn, ſie hiehin zu lenken und dorthin;
„Lieblicher krümmt ſich des Bachs wellengeſchlengelter Pfad.
„Aber mit ſpähendem Fleiß benutze, was günſtig das Schickſal,
„Was der Zufall dir reicht, keine der Blüthen verſchmäh'!
„Denn wer die meiſten Geſtalten der vielfach umwohneten Erde,
„Die er vergleichend erſah, trägt im bewegenden Sinn,
„Wem ſie die glühende Bruſt mit der fruchtbarſten Fülle durchwirken,
„Der hat des Lebens Quell tiefer und voller geſchöpft.

* * *

„Das nur können die Eltern, nur das allein dir gewähren,
„Daß ſie mit deutſchem Sinn ſorgſam dich nähren und früh;

„Was ſie beſaßen der Kraft, und was ſie ſich mühſam erſtrebten,
„Haben ſie innig und treu dir in die Seele gehaucht;
„Geh nun, ſelbſt es vollendend, und zeige dem kommenden Enkel,
„Daß dich zum Weichling nicht zeugt' ein entartet Geſchlecht.
„Aber ſind ſie dir einſt von der liebenden Seite gewichen,
„Klage, Lieber, dann nicht, weine nicht Thränen des Wehs.
„Siehe! ſie welken ja alle, die ſproſſenden Kinder der Erde,
„Und ein neues Geſchlecht trägt der verdrängende Raum.
„Aber gedenke des Vaters, gedenke der liebenden Mutter,
„Blumen ſtreue dem Grab, ſegnend die bergende Gruft.

Der Sohn ſtarb bald nach ſeiner Geburt; die Elegie war aber auch nicht blos an ihn, ſondern ſtillſchweigend an das ganze aufwachſende Deutſchland gerichtet. Dieſes aber wird, wie wir hoffen, nicht verſiegen, ſondern die Mahnung des großen Geiſtes, die es vernimmt, achten und verehren. Nehmen wir zu den hier ausgehobenen Bruchſtücken noch die Stellen, die wir früher (Th. I. S. 254 und II. S. 21) mitgetheilt haben, ſo ſpricht uns aus dem Ganzen gleichſam das Glaubenskenntniß, das Humboldt am Eingang eines inhaltſchweren Jahrhunderts auszuſprechen ſich gedrungen fühlte, in poetiſchem Gewande an, und ergreift uns noch heute mit den ernſteſten Gedanken.

Sind wir damit aber nicht plötzlich ganz aus der glücklichen Zone geriſſen, in der wir Humboldt geleiteten? Oder zeigt ſich nicht vielmehr ſein eigenſter Genius, der, nicht berückt von den ihn umringenden Herrlichkeiten, auch hier ſeines unglücklichen, zertretenen und doch ſo gehalt- und zukunftreichen Vaterlandes gedenken und ihm den Weg zu ſeiner Zukunft deuten muß! Die Luft des Südens hat dieſen edlen Geiſt nicht verweichlicht, vielmehr geſtärkt, und wie nur ein Jahrzehend ſpäter von den Wellen Saragoſſa's ein Zeichen der Befreiung über Europa ging, ſo iſt uns mitten unter dieſem ſüdlichen Naturvolk ein Charakter durchgebildet worden,

der mächtig und zukunftvoll für die Erneuerung Deutſchlands und Preußens wirkte, ein Held, der wie ſeine Kinder die entmuthigten Landsleute zu großen Thaten anſpornt. —

Von dieſem Blick in die Zukunft wenden wir uns auf einen einzelnen kleinen Punkt, der Humboldt's Aufmerkſamkeit feſſelte, und der in ſeiner merkwürdigen Iſolirtheit Gedanken anregte, mit denen wir ihn ſeltner beſchäftigt finden. Dieſer Punkt war der Montſerrat bei Barcelona, wohin er in den letzten Tagen des Märzes (1800) einen Ausflug machte. Von dieſer Wanderung ſo wie von dem Eindruck, welchen der Gegenſtand hervorbrachte, hat Humboldt in einem ausführlichen Schreiben an Göthe Bericht abgelegt. Dieſer Brief ward im Sommer deſſelben Jahres von Paris aus geſchrieben, vermuthlich zugleich in der Abſicht, noch einen Beitrag für die Propyläen zu liefern. Zu dieſem Zweck langte, wie es ſcheint, der Brief ſchon zu ſpät an; deſſenungeachtet wurde er, in ſoweit wenigſtens als er dieſe Schilderung giebt, doch noch zu Weimar, in den von Gaspari und Bertuch herausgegebenen geographiſchen Ephemeriden, März 1803, zum Druck befördert.[11])

Wenn Humboldt, wie wir ſahen, das Drama der Franzoſen mehr darum ins Auge faßt, um Schillern eine neue Seite ſeiner Kunſtanſicht zu entwickeln, ſo richtet er dagegen eigentliche Reiſemittheilungen lieber an den Geiſt und Dichter, dem die Anſchauung ſo viel gilt. Schon im Anfang der ſpaniſchen Reiſe hatte er Göthe damit erfreut; jetzt griff er einen einzelnen wunderbaren Gegenſtand heraus, der überdies auch mit einem Erzeugniß Göthe'ſcher Muſe in auffallender Wahlverwandtſchaft ſteht.[12]) Der Schilderung

11) Jetzt in den geſammelten Werken, III. 173—212.

12) Göthe deutet ſelbſt, in der Erklärung, welche er ſpäter zu dieſem Gedicht geliefert, überall auf die uns gewordne Bekanntſchaft mit dieſem Berge hin und ſpricht es ausdrücklich aus, daß der Leſer des Gedichts „durch eine Art von ideellem Montſerrat geführt werde." (Werke, B. 45. S. 329) Es ſcheint aber, daß er dieſe Beziehung erſt von Humboldt adoptirt habe.

ſelbſt geht eine kurze Einleitung voran, die für den Verfaſſer ſo wie für die von ihm in dieſen Wanderjahren verfolgten Abſichten ſo charakteriſtiſch iſt, daß wir nicht umhin können, ſie hier wörtlich zu wiederholen.

„Sie wünſchen, lieber Freund," ſo redete er Göthe an, „daß ich fortfahre, Ihnen etwas Ausführlicheres über meine ſpaniſche Wanderung zu ſagen, ſo wie ich es im Anfange derſelben, bis Madrid hin, that; und ich erfülle Ihren Wunſch um ſo lieber, als ich ohnehin jetzt [zu Paris] damit beſchäftigt bin, meine auf der Reiſe geſammelten Materialien noch einmal durchzugehen, und mit ſpaniſchen und ausländiſchen Schriften zu vergleichen."

„Mir von fremdartigen Eigenthümlichkeiten einen anſchaulichen Begriff zu verſchaffen, war, was ich vorzüglich bei meinen Reiſen beabſichtigte. Um das Ausland wiſſenſchaftlich zu kennen, iſt es nur ſelten nöthig, es ſelbſt zu beſuchen; Bücher und Briefwechſel ſind dazu weit ſichrere Hülfsmittel, als eignes Einholen immer unvollſtändiger und ſelten zuverläſſiger Nachrichten. Aber um eine fremde Nation zu begreifen, um den Schlüſſel zur Erklärung ihrer Eigenthümlichkeit in jeder Gattung zu erhalten, ja ſelbſt nur um viele ihrer Schriftſteller vollkommen zu verſtehen, iſt es ſchlechterdings nothwendig, ſie mit eigenen Augen geſehen zu haben."

„Auch die treueſten und lebendigſten Schilderungen erſetzen dieſen Mangel nicht. Wer nie einen ſpaniſchen Eſeltreiber mit ſeinem Schlauch auf einem Eſel ſah, wird ſich immer nur ein unvollſtändiges Bild Sancho Panſa's machen; und Don Quixote (gewiß ein unübertreffliches Muſter wahrer Naturbeſchreibung) wird doch nur immer demjenigen ganz verſtändlich ſein, der ſelbſt in Spanien war, und ſich ſelbſt unter Perſonen und Claſſen befand, welche ihm Cervantes ſchildert. Der andere wird oft, ſtatt der wahren Geſtalten,

nur Carikaturen ſehen, und da er blos die Züge verbinden kann, welche der Dichter abgeſondert heraushob, ſo werden ihm die meiſten ergänzenden und mildernden Nebenzüge mangeln.

„Denn darauf gerade kommt es an, jede Sache in ihrer Heimath zu erblicken, jeden Gegenſtand in Verbindung mit den andern, die ihn zugleich halten und beſchränken.

„Wie ſichtbar iſt dies nicht ſogar bei der lebloſen Natur! Was iſt eine Pflanze, die, ihrem vaterländiſchen Boden entriſſen, auf fremden verpflanzt iſt? was ein Orangenbaum oder eine Dattelpalme in unſern Treibhäuſern und künſtlichen Gärten, und was in den beglückten Fluren Valencias und in den Palmenhainen von Elche?

„Es giebt eine große Menge von Verrichtungen im Leben, zu welchen der blos durch Ueberlieferung erhaltne Begriff hinreicht; aber wenn Gefühl und Einbildungskraft in uns rege werden ſollen, ſo wird immer mehr und etwas Lebendigeres erfordert. Ueberhaupt begnügen ſich wohl alle untergeordneten Kräfte des Menſchen, der ſammelnde Fleiß, das aufbewahrende Gedächtniß, der ordnende Verſtand an dem Zeichen, dem Begriff oder dem Bilde. Aber die höchſten und beſten in ihm, diejenigen, welche ſeine eigentliche Perſönlichkeit bilden, die Phantaſie, die Empfindung, der tiefere Wahrheits- und Schönheitsſinn bedürfen zu ihrer kräftigeren Nahrung auch der Sache, der Anſchauung und der lebendigen Gegenwart.

„Wenn nur wenige Reiſende eigentlich dieſen Geſichtspunkt, ſich von jedem Gegenſtand, der ihre Aufmerkſamkeit an ſich zieht, ein vollkommen individuelles Bild zu verſchaffen, ſein Daſein und ſeine Natur aus den Dingen, die ihn umgeben und auf ihn einwirken, zu begreifen, und dieſen anſchaulichen Begriff wiederum andern gleich voll-

ſtändig und lebendig zu überliefern — wenn, ſag' ich, nur Wenige dieſen Geſichtspunkt gefaßt haben, oder doch nur die Beſchreibungen Weniger in dieſer Rückſicht großen Nutzen gewähren, ſo ſcheint mir dies nicht ſowohl daher zu rühren, daß es ihnen an Empfänglichkeit mangelte, einen fremden Eindruck rein und unverändert aufzunehmen, ſondern daher, daß ſie ſich dieſer Empfänglichkeit nicht genug überließen. Bei dem Eintritte in ein fremdes Land fallen dem Reiſenden immer eine Menge von Fragen ein, die er ſich künftig einmal vorlegen könnte; auf alle ſucht er die genügende Antwort, und eigne Erfahrung hat mich gelehrt, daß man darüber oft dasjenige verſäumt, was man hernach nie wieder einholen kann. Man vergißt zu leicht, daß man auf einer (nicht zu einer einzelnen Unterſuchung beſtimmten) Reiſe, die immer ein Abſchnitt im thätigen Leben, und allein dem beſchauenden gewidmet iſt, blos herumſtreifen, Menſchen ſehen und ſprechen, leben und genießen, jeden Eindruck ganz empfangen, und den empfangnen bewahren ſoll.

„Dies habe ich auch zu thun verſucht, aber wenn ich mich freilich meiſtentheils nur an das hielt, was ich ſelbſt ſah, ſo bin ich doch auch oft daneben von dem gegenwärtigen Zuſtand des Landes in den ehemaligen zurückgegangen, da das Bild des Menſchen immer erſt in einer Folge von Zeiten vollſtändig iſt. Auch habe ich die Schriftſteller der Nation ſorgfältig verglichen, um wo möglich auch in ihnen nichts vorbeizulaſſen, was vorzüglich charakteriſtiſch ſcheinen konnte.

„Wir umfaſſen mit unſerer unmittelbaren Erfahrung nur eine ſo kleine Spanne des Raums und der Zeit und doch können wir es uns nicht verleugnen, daß wir nur dann das Leben vollkommen genießen und benutzen, wenn wir uns bemühen, den Menſchen in ſeiner größeſten Mannigfaltigkeit, und in dieſer lebendig und wahr zu ſehen.

„Sollte es daher nicht der Mühe werth ſein, mehr als bisher geſchehen iſt, Geſtalten der Natur und der Menſchheit aufzufaſſen und zu zeichnen? zu ſehen, was die erſteren wirken, und wozu ſich die letzteren ausbilden können?“ [13])

„Freilich giebt es nicht gerade ein einzelnes Fach weder der Wiſſenſchaften, noch der Beſchäftigungen, in welches dieſe Bemühung unmittelbar eingreifen könnte. Für die Menſchenkenntniß, welche das geſchäftige Leben fordert, dürfte ſogar dieſe allgemeine den Sinn nur verwirren und abſtumpfen.

„Aber dem Künſtler und dem Menſchen überhaupt, jenem um ſein Werk, dieſem um ſich ſelbſt zu bilden, müßte, dünkt mich, ein ſolcher Verſuch höchſt erwünſcht ſein, und ich darf daher hoffen, daß Ihnen meine Schilderungen gerade darum willkommen ſein werden, weil ſie von dieſem Geſichtspunkte ausgehn.

„Für heute wünſche ich Sie in eine Gegend zu führen, mit der wohl nur ein Paar andre in Europa verglichen werden können, wo die Natur und ihre Bewohner in wunderbarer Harmonie mit einander ſtehen, und wo ſelbſt der Fremde, ſich auf einige Augenblicke abgeſondert wähnend von der Welt und den Menſchen, mit ſonderbaren Gefühlen auf die Dörfer und die Städte hinabblickt, die in einer unabſehlichen Strecke zu ſeinen Füßen liegen — in die Einſiedlerwohnungen des Montſerrats bei Barcelona.

„Ich habe zwei unvergeßlich ſchöne Tage dort zugebracht, in denen ich unendlich oft Ihrer gedachte. Ihre Geheimniſſe ſchwebten mir lebhaft vor dem Gedächtniß. Ich habe dieſe ſchöne Dichtung, in der eine ſo wunderbar hohe und

13) Sollte man in all dieſem nicht eher Alexander von Humboldt reden zu hören glauben? Oder erſcheint es nicht von Wilhelm v. H. wie in Vorahnung deſſen geſagt, was ſein Bruder dereinſt, nach Vollendung der großen Reiſe, auf dieſem Felde leiſten würde?
G. S.

menſchliche Stimmung herrſcht, immer außerordentlich geliebt, aber erſt, ſeitdem ich dieſe Gegend beſuchte, hat ſie ſich an etwas in meiner Erfahrung angeknüpft; ſie iſt mir nicht werther, aber ſie iſt mir näher und eigner geworden.

„Wie ich den Pfad zum Kloſter hinaufſtieg, der ſich am Abhang des Felſens langſam herumwindet, und noch ehe ich es wahrnahm, die Glocken deſſelben ertönten, glaubte ich Ihren frommen Pilgrim vor mir zu ſehen; und wenn ich aus den tiefen grünbewachſenen Klüften emporblickte, und Kreuze ſah, welche heilig kühne Hände in ſchwindelnden Höhen auf nackten Felsſpitzen aufgerichtet haben, zu denen dem Menſchen jeder Zugang verſagt ſcheint, ſo glitt mein Auge nicht, wie ſonſt, mit Gleichgültigkeit an dieſem durch ganz Spanien unaufhörlich wiederkehrenden Zeichen ab. Es ſchien mir in der That das,

zu dem viel tauſend Geiſter ſich verpflichtet,
zu dem viel tauſend Herzen warm gefleht.

„Und wie ſollt' es auch anders ſein? Die Größe der Natur und die Tiefe der Einſamkeit erfüllen das Herz mit Gefühlen, die ſelbſt der leerſten Hieroglyphe bedeutenden Inhalt zu geben vermöchten, und wie wir auch über eine Meinung oder einen Glauben denken mögen, ſo ſteht immer, als Vermittler, zwiſchen uns und ihm der Menſch, aus deſſen Empfindungen er entſprang. In dem Getümmel der Welt vergeſſen wir das oft, und urtheilen raſch und hart darüber ab; aber, milder geſtimmt in der Stille der Einſamkeit, iſt uns alles, was menſchlich iſt, auch näher verwandt.

„Lange hab' ich mich nicht losreißen können von dem Gipfel dieſes wunderbaren Bergs, lange hab' ich wechſelsweis meine Blicke auf die weite Gegend vor mir, die hier von dem Meere und einer ſchneebedeckten Gebirgskette umgrenzt iſt, dort ſich ins Unabſehliche hin verliert, bald auf

die waldigen Gründe unter mir geworfen, deren tiefe Stille nur von Zeit zu Zeit der Ton einer Einſiedlerglocke unterbricht. Ich habe mich nicht erwehren können, dieſen Platz als den Zufluchtsort ſtiller Abgeſchiedenheit von der Welt anzuſehen, wo die gewiß nur Wenigen ganz fremde Sehnſucht, mit ſich und der Natur allein zu leben, volle und ungeſtörte Befriedigung genöſſe; und ſollte nicht billigerweiſe jeder rein menſchlichen Empfindung auf Erden ein von der Natur beſonders für ſie begünſtigter Ort geheiligt ſein, zu welchen der Menſch, wenn nicht ſich ſelbſt, doch wenigſtens ſeine Einbildungskraft und ſeine Gedanken retten könnte?“ [14])

Wer würde ſich, nach der Lektüre dieſer Zeilen nicht gereizt fühlen, auch ſogleich die Schilderung unſeres Humboldt's zu leſen. Indem ich daher auf dieſe ausgezeichnete Arbeit hinweiſe, begnüge ich mich dem Summarium ihres Inhalts nur eine einzige hervorſtechende Bemerkung des Verfaſſers hinzuzufügen.

In der ſchönſten Zeit des dort aufbrechenden Frühlings ward die Reiſe von Barcelona aus, durch das Thal des Llobregat, auf Maulthieren unternommen. Der Montſerrat ſteht bekanntlich inſelartig allein, ſich wie aus freier Ebene emporhebend. Gleichſam im Berge drinn, umringt von vielen nach der Spitze ſich aufthürmenden Kegeln, auf deren Gipfel und Spalten „fromme Schwärmerei“ jene kühnen Einſiedlerwohnungen hingepflanzt hat, ſteht das berühmte Benediktiner-Kloſter des Berges. Humboldt wurde mit der gewohnten Gaſtfreundſchaft darin aufgenommen, und genoß außerdem, mit ſeiner Begleitung, noch der beſondern freundſchaftlichen Sorgfalt eines Paters Schilling aus Erfurt, der nach ſeltſamen Fügungen in dieſes Kloſter gekommen war. Der Verfaſſer giebt nicht nur die ausführlichſte Be-

14) Geſ. Werke, III. 173–78.

ſchreibung des Berges, ſondern ſchildert zugleich den Urſprung und die Geſchichte des Kloſters, die Einrichtung und Verfaſſung dieſer wunderbaren Welt, endlich das Leben und den Charakter der in dieſe Einſamkeit geflüchteten Menſchen. Von dem Kloſter geleitet er uns durch die rings umher zerſtreuten Einſiedeleien; läßt uns das außerordentliche Wolkenſpiel zu ſeinen Füßen, endlich das Meer, die Berge von Rouſſillon und die ſchneebedeckte Kette der Pyrenäen dahinter erblicken, alles in gegenſtändlicher, individuellſter Auffaſſung, ein Muſterſtück in der Art, die er ſelbſt oben bezeichnet hat. Den Schluß macht ein Auszug aus einem Briefe Alexander's, der den Berg ungefähr ein Jahr vorher beſucht und deſſen mineralogiſche Beſchaffenheit erforſcht hatte.

Hervorheben will ich nur die Art, wie Humboldt dieſes Einſiedlerleben auffaßt. Er erklärt es ſchlechtweg aus dem Charakter des Spaniers überhaupt. Häufiger als in andern Ländern, ſagt er, finde man in Spanien Menſchen, die bereit ſeien, Unabhängigkeit mit Einſamkeit zu erkaufen. Der Spanier ſei ſinnlicher, aber nicht ſo materiell als der Nordländer, und bei weitem reizbarer; es liege ihm alſo mehr daran ungeſtört zu leben. Bei geringerer Cultur, kenne er auch die unruhige Geſchäftigkeit des Geiſtes nicht, die man z. B. an den Franzoſen wahrnimmt: er geht immer mehr in die Tiefe als in die Weite; ſein Charakter beſchäftige ihn mehr als ſeine intellektuellen Kräfte. Bei Menſchen dieſer Art iſt ein gewiſſer Hang zum Müßiggang, „was aber oft nur eine ſehr edle Phantaſiebeſchäftigung mit ihren Gefühlen iſt", bemerkbar. Durch ihren Charakter nur auf wenige Punkte, auf dieſe aber mit aller Energie gerichtet, können ſie vom Nichtsthun nur zu einer auf dieſe Punkte Bezug habenden Thätigkeit übergehen, nur zu einer großen und wichtigen. Alles andre ſcheint ihnen leicht, blos mechaniſch, und ihrer unwürdig. In dieſer Gemüthsſtimmung, „beſon-

der bei unaufgeklärten Leuten," paßt nun ein Einſiedlerleben ſehr gut. Die körperlichen Beſchwerden ſchrecken den Spanier weniger ab, da er härter gewöhnt iſt als die meiſten Europäer. „Die geiſtliche Knechtſchaft aber und die ewigen Andachtsübungen können dem einmal religiöſen Menſchen nicht ſchwer fallen. In der Einſamkeit des Einſiedlers ſind die Andachtsübungen, einzelne Momente tieferen Gefühls abgerechnet, nichts als ein unbeſtimmtes Hinbrüten der Seele über einmal gewohnten Empfindungen wie es leicht jeder, nur an andern Gegenſtänden, an ſich ſelbſt erfahren wird, da es wohl nur wenige Menſchen giebt, welche nicht einen großen Theil ihres Lebens hindurch gewiſſe Lieblingsempfindungen, Plane oder auch nur Träume begleitet hätten."[15]) Im Ganzen, glaubt er, ſei es weit mehr Sehnſucht nach einem ſorgenloſen ſichern Leben, welche den Spanier in Einſiedeleien locke, als Religionsſchwärmerei.[16])

Welchen Genuß Göthe'n eine ſolche Schilderung des Freundes gewähren mußte, begreift, wer ſeine eignen Werke in dieſer Richtung kennt. Eben ſo gewiß iſt, daß Göthe, gleich nach dem Empfang des Briefes, den betreffenden Abſchnitt in die Propyläen rücken wollte, was auch gewiß geſchehen ſein würde, wenn dieſe Zeitſchrift nicht bald nach ihrem Entſtehen wieder zu Grunde gegangen wäre. Schon am 2. Sept. 1800 ſendete er den Aufſatz an Schiller. „Der Humboldt'ſche Aufſatz," antwortet ihm dieſer, 5. Sept., „den ich Ihnen hier zurückſchicke, wird recht gut zu brauchen ſein. Der Inhalt muß intereſſiren, denn er betrifft einen abgeſchloſſenen menſchlichen Zuſtand, der wie der Berg auf dem er ſeinen Sitz hat, vereinzelt und inſelförmig iſt, und mithin auch den Leſer aus der Welt heraus und in ſich

15) A. a. O., III. 207.

16) Vergl. damit das Sonett: „der Montſerrat" von Humboldt, in deſſen geſ. Werken. III. 422.

ſelbſt hineinführt. Es wäre zu wünſchen, daß unmittelbar neben dieſem Gemälde ein entgegengeſetztes von dem bewegteſten Weltleben hätte angebracht werden können, ſo würden beide eine doppelte Wirkung thun. „(Briefw. zw. Sch. und G., V. 302. 303—4.)"

In den Ebenen und Bergen Cataloniens, deren Reiz noch in den Erinnerungen des Greiſes fortwirkte, [17]) und am Weſt-Striche der Pyrenäen endete die große ſpaniſche Reiſe. Sie war von bleibendem Ergebniß für Humboldt. Abgeſehen von dem, was er überhaupt auf Reiſen ſuchte — darüber haben wir ſeine eigenen Worte gehört — mußte ihm gerade dieſes Volk und dieſes Land eine Fülle des Genuſſes und der Belehrung darbieten. Die Kenntniß dieſes ſüdlichen Naturvolkes erweiterte nicht nur ſeine Menſchenkenntniß, [18]) ſondern vernichtete auch viele Vorurtheile, die man im übrigen Europa über den Charakter dieſer Nation hegte, deren Selbſtgefühl den andern bald als Muſter vorleuchten ſollte. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß Humboldt unter den deutſchen Staatsmännern einer der erſten war, welche auf die Wichtigkeit des ſpaniſchen Aufſtandes den Blick lenkten. Auch bot ihm ſonſt die Eigenthümlichkeit dieſes Volkes und der einzelnen Stämme vielfachen Stoff zu politiſchen Bemerkungen, und die Art, wie er ſie äußert, ruft wieder in uns ſehr gewichtige Vergleichungen hervor. Wer dächte nicht an Polen, wenn er H. die unglückliche, zerriſſene Vaskiſche Nation beklagen hört, oder an Deutſchland, wenn man von den, unter den Provinzen Spaniens gegenſeitig einander zugeworfenen Gehäſſigkeiten lieſt. Den Aragoniern, ſagt H., gereiche es nicht zur Unehre, daß in ihnen das fortwirkende Andenken ihrer ehemahligen Verfaſſung einen unab-

17) Noch in einem Sonette der letzten Jahre. Geſ. Werke, III. 421.

18) Siehe oben I. 208.

hängigern Sinn, mehr Selbſtſtändigkeit und einen wärmeren Nationalſtolz erhalten habe. [19]) Unter allen Stämmen aber gefielen ihm die Catalanen, und die Vasken am meiſten. Er findet die Liebe der Letztern zu ihren alten Freiheiten verehrungswürdig. Selbſt die franzöſiſchen Glieder dieſer Nation hätten ſich ſo in Reſpekt zu erhalten gewußt, daß die republikaniſche Regierung ſogar, die ſonſt „alle Lokalverſchiedenheiten zu einer allgemeinen Gleichheit herabſetzte," ihre Gewohnheiten ſelbſt in militäriſcher Rückſicht ſchonen mußte. [20])

Nicht weniger in Kunſt und Wiſſenſchaft war die Ausbeute reich, die dieſe Reiſe trug. Wie mehrte ſie ſeine Liebe und Einſicht in die ſchönen Künſte, namentlich in die Malerei; wie die Kenntniß des Alterthums, vor allem der Baukunſt der Alten! Die Vaskiſche Sprache hatte ſein beſonderes Intereſſe auf ſich gezogen und leitete ihn zu Forſchungen, welche ſeine Blicke noch nach Jahren auf die Halbinſel geheftet hielten. Endlich war die Reiſe auch für ſeine übrigen Sprachſtudien ergiebig. In Spanien nämlich, wie nachher während des langen Aufenthalts in Rom, brachte er eine ſo reiche Saumlung amerikaniſcher Wörterbücher zuſammen, wie es noch nirgends gegeben hat. [21])

Im Frühjahr 1800 kam Humboldt, mit ſeiner Familie wieder glücklich zu Paris an. Drohende und ausbrechende Kriegsereigniſſe machten abermals alle Reiſeplane zu nichte, während man unbetheiligt in aller Ruhe zu Paris unter dem Schirm der jungen Conſularherrſchaft leben konnte. Die Abreiſe von dort ward daher vorläufig bis gegen den Winter verſchoben.

---

19) Geſ. W. III. 199.
20) Ebendaſ., III. 220.
21) A. v. Humboldt und Bonpland's Reiſe, I. 28.

Neben dem Studium des Baskiſchen, in welches Humboldt ſich jetzt vertiefte, und wovon nachher die Rede ſein wird, beſchäftigte ihn nun auch die Durchſicht der auf der Reiſe geſammelten Materialien. Wir haben ſchon geſehen, wie er auch einzelne Stücke derſelben redigirte, namentlich den Anfang der Reiſe, und außerdem eine Beſchreibung des Montſerrat einem Briefe an Göthe einflocht.

Es fehlte der Humboldt'ſchen Familie auch jetzt nicht an Zuſprache aus der Heimath. So geſellte ſich im Spätſommer dieſes Jahres auch Rahel Lewin, die längſt bekannte[1]), zu ihrem Kreis. Schon im vorigen Jahre hatte ihr Frau v. H. geſchrieben: „Humboldt liebt Sie, und fühlt, wer Sie ſind, und gäbe viel darum, wenn er mir die Freude geben könnte, mit Ihnen zu leben." Jetzt ward ſie ihr zu Theil und es ſcheint, als wenn damals ein beſonders inniges Verhältniß zwiſchen dieſen beiden geiſtvollen Frauen, wie zwiſchen Humboldt und Rahel ſtatt gefunden habe. Aber nicht immer fühlten ſie einander ſich recht nahe; bei den Frauen trat vielleicht die perſönliche Rivalität manchmal ſtörend dazwiſchen, aber auch auf Humboldt wirkte die Gegenwart der tief gereizten, und ſchon im Aeußerlichen etwas excentriſchen Landsmännin nicht immer gleich wohlthuend ein. Rahel beklagte ſich dann, manchmal vielleicht nicht mit Unrecht, über die Erkaltung ihrer Freunde. Aber freilich war ihr Weſen auch ein ſehr eigenthümliches. Während der männliche Geiſt eines Humboldt bei aller Empfänglichkeit doch frühzeitig in den Anſchauungen und Formen der neuern Philoſophie eine gewiſſe Ruhe uud Sicherheit gefunden, wühlte ſie, dieſe großartige Naturaliſtin, ſtets von neuem im Elementarreiche der Gedanken umher und, ganz unähnlich Humboldt, der ſein Selbſt nur immer tiefer zu entwickeln, nur immer in ſich

1) Siehe oben Th. I. 122. 376 – 8. und 380 – 2.

aufzunehmen gestimmt war, kehrte sie unaufhörlich das große Deficit hervor, das ihr in ihren Schicksalen, wie in den Abgründen ihrer Gedanken, reichlich begegnet war. Wenn Humboldt oft auch an sie mit Scherz und Schein herantrat, so kränkte sie dies doppelt, denn sie fühlte sich werth, von ihm gekannt zu sein, und glaubte, ihn zu verstehen. Sie vertheidigte ihn stets, sagt ihr nachmaliger Gatte. Als man darüber stritt, welches Maß von Geist ihm wirklich zukomme, und sie um ihre Meinung gefragt wurde, antwortete sie: „Er hat so viel, als er nur will." Und ein andermal, da sie sagen sollte, wiefern er ein guter Mensch zu nennen sei, erwiederte sie: „Er ist soweit in seinen Ideen, daß nicht mehr die Rede davon sein kann, ob er gut oder nicht gut sei, das liegt fern unter ihm." Seine Paradoxien und Scherzreden, durch welche er zaghafte Hörer gar oft verschüchterte, erklärte Rahel geradezu für die Wirkung seiner Langweile, aus Ungeduld müsse er reden, meinte sie, und er habe zu viel Geist, um bloße Dummheiten zu sagen. Doch gab es Zeiten, wo auch ihr das Vertrauen oder die Einsicht wankte, und Humboldt seine angenommene Rolle so weit trieb, daß es fast einerlei dünkte, ob er so scheinen wolle, oder so sei; sie sagte dann unmuthig: „Ich kann Ihnen Ihre Geistesfreiheit nicht mehr so hoch anrechnen, wenn Sie auch für Ihr Thun und Ausüben in Ihrem Innern weder Schranke noch Zügel haben." Dies berichtet Varnhagen.[2]) Aber auch in ihren Briefen finden sich Spuren davon genug. Einst, aber wohlgemerkt, während des Congresses zu Wien, schreibt sie an ihre Verwandten über ein Diné beim Staatskanzler Fürsten Hardenberg, wo die ganze Elite der Preußen versammelt gewesen war. „Humboldt", schreibt sie, „versicherte mich, wie Don Juan, nach Tische,

2) Denkw. und Vermischte Schriften, 2. Aufl. V. 127—28.

ſeiner Liebe. Er liebe mich immer: ſehen könnte er mich nur nicht, weil ich immer alles thäte, was er nicht leiden könnte: er will mir ein Diné geben ... Ich ſoll die Perſonen nennen; alſo als Königin. Ich ſagte, er ſolle mich weniger lieben, und mich beſuchen: dann wolle ich die Perſonen nennen. Ich mußte fort. So bliebs.“ [3]) Dieſe Stelle iſt ſehr charakteriſtiſch. Humboldt war aufrichtiger, als die Freundin dachte, ſo wie ſie ein andermal nicht geahnt zu haben ſcheint, was er mit einem Worte ſagen wollte, das er ſchon während des Pariſer Aufenthalts an ſie gerichtet hatte, und das ſie ſelbſt anführt, dem Worte nämlich: „Ich will nicht mit lauter Verwundeten zu thun haben!“ [4]) Wie ſehr er trotzdem den Reichthum und die Lebendigkeit ihres Geiſtes zu ſchätzen wußte, zeigt vor allem das Urtheil, was er nach ihrem Tode über ihre im Drucke erſchienenen Briefe ausſprach, wovon jedoch ſpäter.

Im Mai 1800 kam Frau v. Humboldt mit Zwillingen nieder: einem Knaben und einem Mädchen. Die Geburt des erſtern hab' ich ſchon S. 37 erwähnt, ſie ereignete ſich aber nicht in der Sierra Morena, ſondern erſt jetzt zu Paris. [5]) Auch gedacht' ich des frühen Todes deſſelben ſchon. Das Mädchen erhielt den Namen Adelheid. Die Abreiſe von Paris ward im Herbſt abermals vertagt. Im Frühjahr endlich (1801) war alles dazu bereit. Den letzten Mai wollten ſie nach Erfurt und Jena reiſen und zum Winter in Tegel ſein, [6]) als ein plötzlicher Entſchluß die Rückkehr wieder um ein paar Monate verſchob.

---

3) Rahel, II. 268 – 69.

4) Ebendaſ., I. 471.

5) Dieſe Angabe, welche zugleich die Aufſchrift des früher beſprochenen Humboldt'ſchen Gedichts berichtigt, kommt mir jetzt erſt, während des Druckes, zu.

6) Rahel, I. 247.

Nach der ſpaniſchen Reiſe hatte, wie ſchon bemerkt wurde, H. ſich tief in das Studium des Vaskiſchen geworfen. Paris bot ihm zur Erlernung deſſelben Hülfsmittel dar, die er ſonſt nirgends gefunden hätte. Er legte ſich ſogleich ein Vaskiſch-Spaniſches Wörterbuch an, geſtützt eben auf die ſeltnen Werke oder Handſchriften der großen königlichen Bibliothek. Viele der Letztern kopirte er wörtlich; auch von St. Croix, dem ſchon genannten franzöſiſchen Gelehrten, erhielt er einige Blätter über die Sprache der Basken.

Dies alles befriedigte jedoch ſeine Wißbegierde nicht. Schon im Begriff, nach Deutſchland abzureiſen, wendete er ſich plötzlich wieder nach Süden.[1]) Er ließ diesmal die Seinigen in Paris zurück und unternahm eine zweite Reiſe in die ſpaniſch- und franzöſiſch-vaskiſchen Provinzen, eigens in der Abſicht, durch mündliche Mittheilung zu vervollſtändigen, was in gedruckten Schriften nur ſehr mangelhaft angetroffen wird. Mehrere Wochen brachte er in den abgelegenſten Gebirgsgegenden dieſer Lande zu. Inſonders ſuchte er die ſprachkundigen Männer auf, vor allen D. Pablo Pedro de Aſtarloa, Pfarrer in Durango. Er ſah die wichtigen handſchriftlichen Schätze ein, die dieſer geſammelt hatte und machte von dem großen noch ungedruckten Werke deſſelben Auszüge oder wörtliche Abſchriften. Zu denjenigen, die H. aufſuchte, gehörte auch der Pfarrer Moquel in Marquina, ebenfalls einer der ſprachkundigſten Männer in Biscaya, der aus Gefälligkeit für ihn den Anfang des Salluſtiſchen Catilina überſetzte.

---

1) Caillard, in dem S. 17 ſchon citirten Brief, ſchreibt an Schütz (26. Juni 1801): „M. de Humboldt m'avait annoncé son prochain départ pour l'Alemagne et c'était lui qui devait Vous remettre ma lettre aux mains propres. Rien ne pouvait m'être plus agréable qu'un pareil commissionnaire. J'attends une huitaine de jours au bout desquels j'apprens que M. de Humboldt au lieu de partir pour Vos contrées, s'est décidé subitement à tourner ses pas de nouveau vers l'Espagne.“

Doch nicht in jeder Beziehung fiel die Reise so aus, wie H. erwartet hatte. „Es war," sagt er, „einer der hauptsächlichsten Zwecke meiner Reise durch Biscaya, die Spuren aufzusuchen, welche aus der ältesten Geschichte und dem ältesten Zustande des Volks etwa in alten Sagen oder Nationalgesängen übrig geblieben sein möchten. Ich fand mich aber bald gänzlich in der Hoffnung getäuscht, hiervon etwas Bedeutendes aufzufinden. In keinem Lande vielleicht ist es dem mißverstandenem Eifer der ersten christlichen Bewohner so sehr gelungen, alle Ueberreste des heidnischen Alterthums zu vernichten, als in diesem. Weder von der Verfassung, noch der Religion, noch den Sitten der alten Basken kann man sich einen, nur irgend befriedigenden Begriff verschaffen, und kaum haben sich einige dürftige Spuren dieser älteren Zeit in der Sprache, den einheimischen Benennungen der Monate und Wochentage, einigen wenigen (da der größere Theil auch durch die Namen der Heiligen verdrängt ist) Eigennamen, Nationaltänzen, Volksmärchen u. s. f. erhalten." Von alten Liedern konnte er nur ein einziges, noch dazu höchst mangelhaftes Fragment auffinden, dessen Alter selbst noch aus vielen Gründen zweifelhaft scheinen konnte. Er traf dasselbe in einer Handschriftensammlung an, die damals sich im Hause eines Herrn Illugartegui in Marquina befand.

Humboldt versäumte nicht, seine Bemerkungen auch diesmal an Ort und Stelle niederzuschreiben, und eilte mit diesen Schätzen nach Paris zu seiner Familie zurück. Hatte der Gegenstand früher nur zufällig seine Aufmerksamkeit angezogen, so waren Volk und Land der Basken ihm nun „im eigentlichsten Verstande theuer geworden," und obwohl er diese Studien nachher nur mit todten Hülfsmitteln fortsetzen konnte, zog ihn dennoch die Eigenthümlichkeit der Sprache, des Volkes und des Landes in ungeschwächtem Grade an. Der Wechsel aber des Aufenthaltes sowohl, als

der Beſchäftigungen machte, daß die Ergebniſſe ſeiner Forſchung erſt in viel ſpäterer Zeit ans Licht treten konnten. [2])

Im Sommer 1801 kehrte die ganze Familie, vermuthlich über Erfurt und Weimar, in die Heimath zurück. Ueber ein Jahr verblieben ſie daſelbſt, zu Berlin und Tegel. Während dieſer Zeit wurde die jüngſte Tochter, Gabriele, geboren. Frau von Humboldt hatte eine ſchwere Bruſtkrankheit auszuſtehen, von der ſie ſich erſt zu Rom ganz erholte. Dieſer Zwiſchenfall mag auch die italieniſche Reiſe, welche ihnen ſchon ſo viele Jahre im Sinn lag, mit verzögert haben.

Dieſe längere Raſt in der Heimath belohnte ſich ſchon in Betracht des geiſtigen Lebens, das eben damals in Berlin eine zum Theil unerwartete Stätte gefunden hatte. Denn nicht genug, daß, gewiß zur großen Freude Humboldt's, die neuſten dramatiſchen Werke unſeres Schiller's hier mit größter Pracht aufgeführt und mit höchſtem Enthuſiasmus aufgenommen wurden, auch die junge von den Gebrüdern Schlegel geſtiftete Dichterſchule fand hier, in der Region, wo kürzlich noch ein Nicolai den Ton angegeben hatte, bereite Aufnahme, ja ihren eigentlichen Sitz. Der Sprung von jener Nüchternheit zu dieſer Ueberpoeſie und Verfeinerung, ſolcher Wechſel konnte von dem Geſundheitszuſtand der preußiſchen Hauptſtadt kein günſtiges Zeugniß ablegen. Was aber bedeutungsvoller erſcheinen mußte, war die Ausſicht, welche der Erfolg, den die Romantik auf einem ſo wichtigen Punkt deutſcher Entwickelung hatte, für den Fortgang unſerer Dichtung und Litteratur überhaupt öffnete. Was Humboldt, der Augenzeuge und Theilnehmer einer jüngſt vergangenen Glanzperiode,

2) Beſonders für dieſen Abſchnitt dienten die S. 32 unter Nr. III. genannten Schriften und Aufſätze als Quelle.

von dieſem ſchnellen Nachlaß wahrhaft produktiver [illegible], verbunden mit einer merkwürdigen Steigerung theoretiſcher Einſicht und kritiſcher Fähigkeit, aber auch großer Einſeitigkeit, denken mochte, können wir uns zur Genüge vorſtellen, wenn wir uns nur an die Manier erinnern, mit welcher dieſes überkluge und ſo viel ſchwächere Geſchlecht auf einen Schöpfergeiſt wie Schiller herabſah.

Mit dieſem intelellektuellen Luxus Berlin's ſtand die politiſche Paſſivität, die Volk und Regierung Preußens zeigten, wenigſtens in äußerlichem Contraſt. Der ſchlechte Geiſt, der unter der vorangegangenen Regierung die Zügel ergriffen hatte, wußte ſeine Herrſchaft auch unter der Aegide eines Fürſten zu behaupten, der, edel und wohlgeſinnt im Innerſten des Herzens, nur die Kraft nicht beſaß, um jene Elemente auszuſcheiden, und ſich im rechten Moment von muthigen Entſchlüſſen leiten zu laſſen. Daher unter dieſem friedliebenden König der verletzendſte Uebermuth in Worten, unter einem rechtlich Denkenden die rückſichtsloſe Habgier und Vergrößerungsſucht, daher der Mangel alles nationalen Gemeinſinn's, die Zurückhaltung von der allgemeinen Sache, zu einer Zeit (1799), wo der Beitritt Preußens ohne Zweifel einen Umſchwung veranlaßt haben würde, daher endlich gerade in den Jahren 1801 und 1802, das ſchnöde Handeln mit Ruſſen und Franzoſen um die Beute des unter den abſcheulichſten Formen zertretenen heiligen römiſchen Reichs. So traurig dieſe Bemerkungen für den edlen und hellſehenden Beobachter, für den Preußen im beſſern Sinne zumal, ſein mußten, ſo belehrend waren ſie doch zugleich, ſowohl in Bezug auf die drohende Kataſtrophe, wie in Betreff der Mittel, die, auch in der äußerſten Noth, Rettung verſprachen.

Von beſonderem Gewicht war es ſchon damals, die Männer ins Auge zu faſſen, die einſt dieſen Fürſten und

eine hochherzige Königin umringen, die Wunden des Vaterlandes heilen könnten. Die auswärtigen Angelegenheiten leitete noch immer der berüchtigte Graf von Haugwitz, aber im Hintergrund ſtand ſchon ein Hardenberg als mehrverſprechende Reſerve, hinter den Braunſchweig, Hohenlohe, und ſo vielen Ruinen aus der Zeit des großen Friedrich winkten ſchon Heldenſeelen wie Blücher; hinter den Reck, Goldbeck, Hoym und wie die Gewalthaber ſonſt hießen, ſtanden doch noch die Struenſee und Schrötter; Stein näherte ſich ſchon den höchſten Poſten und eine neue, beſſere Generation war theils ſchon herangewachſen, theils in der Bildung begriffen, ſo daß, wenn nur die Häupter geläutert und gewechſelt waren, auf den Kern des Ganzen große Hoffnungen geſetzt werden konnten.

Doch in dieſem Moment würde ein Humboldt nicht angelockt geweſen ſein, ſeine Muße und Selbſtſtändigkeit mit dem öffentlichen Dienſt zu vertauſchen. Mehr zufällig traf das Bedürfniß des Letzteren mit ſeinen eigenen Plänen zuſammen. Wir wiſſen, welche Geſichtspunkte ihm über alles gingen, und kennen die Zwecke, die ſeinen bisherigen Reiſen, wie dem italieniſchen Plan, zu Grund lagen. Er ſagte ſich ſelbſt, daß er auch in der leichteſten Geſchäftslage Einiges von ſeiner Lieblingsrichtung werde aufopfern müſſen, und er überlegte ſich dies wohl, bevor er irgend eine Verbindlichkeit einging. Der bisherige preußiſche Geſchäftsträger in Rom nämlich hatte um ſeine Rückberufung gebeten: der Poſten, der dadurch erledigt wurde, war Humboldt's Wünſchen ganz entſprechend. Wie man mir verſichert, war es Beyme, der geheime Cabinetsrath des Königs, ein etwas eitler, doch, wenn ſchon mehr in der altpreußiſchen Art, wirklich freigeſinnter Mann, welcher Humboldt dem Könige zum Miniſter-Reſidenten in Rom vorſchlug, was dieſer auch auf der Stelle genehmigt habe. Dieſe Be-

ſtimmung war für dieſen claſſiſch gebildeten, kunſtſinnigen Mann ganz geeignet; er entzog ſich, indem er ſie übernahm, dem öffentlichen Dienſt nicht völlig, und hatte doch Muße genug und die ſchönſte Gelegenheit, ſeinen intelektuellen Zwecken zu leben; er konnte ſeine ſtaatsmänniſche Anlagen in der Stille ausbilden, und doch, bei der Entfernung von Berlin, ſich frei von aller Mitwirkung an dem gegenwärtigen Laufe der Dinge in ſeinem Vaterlande halten. Von einem Aufenthalt zu Rom, verbunden mit einiger Geſchäftsthätigkeit, erwartete er ſelbſt nur Gutes. „Ich befand mich", ſchreibt er nach einem Jahre an Schiller, „in keiner wünſchenswürdigen Stimmung in Berlin, ſelbſt in Paris fühlte ich mich gewiſſermaßen abgeſtumpft." In ſeiner höhern Richtung wurde er in dieſer neuen Stellung nur gefördert. „Ich war", ſagte er in ſeiner beſcheidenen Art zu Schillern, „einige Jahre vorher in einer nicht glücklichen Stimmung für die Produktion; ich wußte ſo vielerlei, ich kannte Manches beſſer, als viele Andere und doch ſchloß ſich nichts feſt zu einem Reſultate zuſammen, ich konnte mit dem thätigen Theile meiner Exiſtenz unmöglich zufrieden ſein. Es ſchien mir daher beſſer, meiner Thätigkeit einen beſtimmten, wenn gleich gewöhnlichen Gang zu geben, und ich ſuchte nur die aus, die im Stande war, mich zugleich wieder an einen wichtigen Ort zu führen." [1] Zugleich betheuerte er Schillern, daß ihn nichts von ſeinem höhern Berufe abbringen werde, und damals war es, wo er auf eine ſo merkwürdige Art erklärte, daß die Ideen ihm für alle Zeit das Höchſte in der Welt ſein und bleiben würden. [2] Dagegen ſei aber auch gewiß wahr, daß, „wenn alle Zeit nur Zeit der Muße

1) Briefw. zw. Sch. u. W. v. H., S. 464. 481—82.

2) Dieſe Stelle haben wir ſchon früher hervorgehoben; vergl. Th. I. S. 53.

ſei, und gar kein Zwang eine beſtimmte Zeitanwendung fordere, man doch auch manche Zeit verliere.

Unter ſolchen Auſpicien betrat Humboldt ſeine diplomatiſche Laufbahn. Er wurde in die Reihe der Kammerherrn aufgenommen und zum geheimen Legationsrath und Miniſter-Reſidenten am päbſtlichen Hofe ernannt. Im Herbſt 1802 ging er, in Begleitung ſeiner Familie, nach dieſem Beſtimmungsorte ab.

Doch ſchied er nicht, ohne ſich bei den Männern ſeines Herzens verabſchiedet zu haben. In Halle beſuchte er Wolf, in Weimar Göthe und Schiller. Auch nahm er einen jungen Philologen, den nachmals aus Göthe's Umgang bekannt genug gewordnen Dr. Riemer, zu Erziehung ſeiner Kinder mit nach Italien. [3])

Daß er Schillern nicht wieder ſehen werde, ahnte Humboldt gewiß nicht; er ſtand ja auf dem Gipfelpunkt ſeiner Thätigkeit. Die Freunde unterhielten ſich viel von Rom, und Schiller entwickelte ihm mit leidenſchaftlicher Wärme den Plan einer Geſchichte Roms, den er ſich für höhere Jahre aufſpare, wenn ihn vielleicht das Feuer der Dichtung verlaſſen habe. [4])

Erfüllt von dieſen Eindrücken und wohlverwandten Ideen eilte Humboldt, mit den Seinigen, über die Alpen.

---

3) Göthe's Werke, B. 31. S. 158.

4) Briefw. zw. Sch. u. W. v. H., S. 59.

Römiſche Geſandtſchaft und Leben in Rom. 1802 — 1808.

„Ihm dem Glücklichen", ſagt Friedrich von Müller in ſeiner Skizze des Humboldt'ſchen Lebens, „war vergönnt die diplomatiſche Laufbahn ſogleich auf jenem welthiſtoriſchen Centralpunkt, in der ewigen Roma zu beginnen. Was konnte wohl für alle ſeine Neigungen und Lieblingsſtudien, für ſeine tiefe Beobachtungsgabe erwünſchter und vortheilhafter ſein? Auch genoß er ſeines Glückes im vollſten Umfang; unermüdliche Forſchungen im Gebiet des Alterthums und der claſſiſchen Litteratur füllten die Stunden ſeiner Muße, führten ihn bald zu den ſcharfſinnigſten Combinationen über Urſprung und Verwandtſchaft der Sprachen, bald zu den heiterſten Kunſtbetrachtungen, während der erquickende Anblick einer großartigen unerſchöpflichen Natur den Kreis ſeiner Phantaſie erweiterte und oft zu dem kühnſten Flug begeiſterte. Im täglichen Umgang mit den bedeutendſten Künſtlern und auserwählten Freunden, denen ſein gaſtliches Haus willkommenen Vereinigungspunkt darbot, im fortwährenden und immer neuen Contakt mit den intereſſanteſten Reiſenden aller Nationen floſſen ſechs ungetrübte Jahre im heiterſten Wechſel ihm vorüber; nur aus weiter Ferne hallten die Donner des Krieges, die von Zeit zu Zeit Deutſchland und zuletzt ſein geliebtes preußiſches Vaterland erſchütterten, über die Alpen zu ihm hinüber. Nach wiederhergeſtelltem Frieden zur thätigen Mitwirkung an dem Wiederaufbau

des zerrütteten Staatsgebäudes berufen, vertauſcht er bereitwillig Italiens Reize und die Ruhe der Contemplation mit den ſchwierigſten Aufgaben praktiſcher Thätigkeit." [1])

Wir ſtellen mit Abſicht dieſen ſinnigen Ueberblick gleichſam als Motto voran, um welches unſere ausführliche Darſtellung ſich ſchlinge. Wir treten an einen der ſchönſten Abſchnitte in Humboldts Leben: er ſelbſt ſah, nächſt den unvergeßlichen Tagen an der Ilm und Saale, auf keinen Theil ſeines Lebens mit ſolcher Vorliebe, ja Inbrunſt hin, als auf den in Rom und römiſchen Umgebungen verbrachten.

Im Oktober 1802 langte er in Oberitalien und zu Mailand an. [2]) Vom nächſten Verlauf der Reiſe hören wir nichts; doch iſt nicht zu zweifeln, daß er auch in Venedig und Florenz genugſam verweilte, denn erſt am 25. November Abends traf er, mit den Seinen längſt angekündigt und erwartet, in Rom ein und ſtieg in der für ihn bereiteten Wohnung, und zwar in der Villa di Malta ab. Dieſe Villa und ehemalige Sommerwohnung der Maltheſerritter, einſt auch von der Herzogin Amalie von Weimar und Herder bewohnt, jetzt das Eigenthum König Ludwig's von Bayern, liegt am Vorſprung des pinciſchen Hügels. Ein hoher Thurm, kloſterähnliche Einrichtungen, viele Treppen durch wunderliche Ein- und Ausbauten, ein ganzer Häuſerclubb, um kleine liebliche Gärten gruppirt und mit den herrlichſten Ausſichten nach allen Seiten beglückt, das iſt der Sitz, der ſchon ſo viele Künſtler und Kunſtfreunde, Menſchen aller Nationen beherbergte und jetzt die Familie Humboldt empfing. Auf dem Flügel, den ſie bezogen, genoß man des Blickes nach Südoſten; die weite Ausſicht über die Campagna und

1) Neue Jenaer Litteraturzeitung, 1843. 1–3. Jan.

2) Allg. Z., Okt. 1802.

auf die Höhen von Albano lag vor ihnen und gewährte ſchon im erſten Augenblick die unverwüſtlichſten Eindrücke. [3])

Friederike Brun, die damals in Rom und noch dazu in derſelben Villa wohnte, hat uns ein Bild von dieſen Ankömmlingen entworfen. Nach langem Erwarten fuhr ein ſchwerbepackter Reiſewagen langſam den ſteilen Hügel hinan. „Der Vater iſt ſchon ausgeſtiegen; man reicht ein kleines Kind, welches geht, dann ein ganz kleines, ſorgſam eingewickeltes den ausgeſtiegenen Wärterinnen hin. Nun ſpringen ein, zwei, drei Knaben aus dem Wagen, dann ſteigt die reiſeermüdete ſorgſame Mutter aus.“ Die älteſte Tochter hatte die Reiſe wieder in Knabenkleidern gemacht, Adelheid, die mittlere, war erſt im dritten Jahre, und die jüngſte etwa 6 Monate alt und faſt dem Verlöſchen nahe. Die Mutter hatte ſich noch nicht von der ſchweren Krankheit erholt, die ſie in Berlin ausgeſtanden. Bald jedoch erholte ſich das jüngſte Kind unter ihrer Pflege und „kaum“, fährt die Berichterſtatterin fort, „war unſre geliebte Nachbarin vierzehn Tage in Rom, als wir, trotz aller Tag- und Nachtmühe, das ſchöne Geiſt und Liebe blickende Auge ſich beleben, die kaſtanienbraunen Haare das liebliche Köpfchen umwallen, die Wange wieder friſch geröthet und den ſo ausdrucksvollen feinen Mund von frohem, oft ſo reizend muthwilligem Lächeln umſpielt ſahen.“ [4])

Schnell war die Familie in Rom eingewohnt, ſo daß bald nur noch der Rauch der Kamine einigen Unmuth verurſachte. Riemer nahm die Knaben in ſeine Obhut; ein junger deutſcher Arzt, den ſie wahrſcheinlich auch mit nach Italien genommen, Dr. Kohlrauſch, ein Hannoveraner, leiſtete dem Hauſe die treueſten, leider nicht immer glücklichen

3) Friedr. Brun, Römiſches Leben. Leipzig, 1833. I. 57–59. II. 81.

4) Ebendaſ. I. 171–6.

Dienſte. [5]) Humboldt ſelbſt traf ſeinen Vorgänger im Amte, den ſpätern Geh. Oberregierungsrath Uhden, der auch ein gelehrter Kenner des Alterthums war, noch in Rom an, von wo er erſt im December nach Deutſchland zurückkehrte. — Vom erſten Tage ihres Aufenthalts in Rom eröffneten Humboldt's ihr gaſtfreundliches Haus. Alle Freunde und Bekannte waren ein für allemal des Abends zum Thee geladen. Den erſten Winter brachten ſie außer mit den ſchon in Rom anweſenden Künſtlern, namentlich Thorwaldſen, Schick, Reinhard, Keller, Lund — beſonders mit Zoëga, Fernow, Bouſtetten und Friederike Brun ein trauliches Zuſammenleben hin.

Nicht weniger ſchnell war Humboldt in dem ewigen Rom orientirt Ganz allein mit der Gattin, oder nur von den älteren Kindern begleitet, begab er ſich auf ſeine Wanderungen, damit er des ungeſtörteſten und unmittelbarſten Eindrucks genöſſe. In einem der begeiſterten Erinnerungs-Sonette gedenkt er dieſes einſtigen Glückes. Um Nähe anzudeuten, ſagt er, rede man von zwei Schatten, die ſich immerfort zuſammenfügen; er aber und ſeine Begleiterin ſeien noch weit inniger verſchwiſtert geweſen.

„Denn wir von Früh bis zu der Sonne Neigen,
Wenn einſam wir durch Roms Gefilde wandern,
Mit einem Schatten beide uns begnügen.“ [6])

Kein Land erregte und befriedigte ſo viele Erwartungen [1]) unſeres Humboldt, als Italien. Nicht blos der Boden und das Clima — auch das Volk, ſeine Sprache, ſeine

---

5) Humboldt zog ihn nachmals auch nach Berlin, wo er im J. 1826 als Geh. Ober-Medicinalrath ſtarb.

6) Geſ. Werke, IV. 368.

1) Siehe Th. I. S. 208 u. f.

Kunſt und Litteratur labten und erquickten ihn. Dieſer Zug ruhte aber auch auf dem Tiefſten ſeiner Weltanſchauung. Mußte ſich alle neuere Bildung an dem Geiſte des Alterthums emporſchlingen, [2]) um ſich zu etwas allſeitiger Vollendeten zuſammenzuwölben, ſo konnte in dieſer entſcheidenden Umgeſtaltung wohl nur dieſes in Himmel, Lage, Erzeugniſſen, Schönheit und Anlagen der Menſchennatur ſo begünſtigte Land die erſte und bedeutendſte Rolle ſpielen. Faſt in allen Zweigen bürgerlicher und politiſcher Thätigkeit ſchritt Italien dem übrigen Abendlande voran; in den Jahrhunderten, in welchen das Moderne ſich zuerſt in geiſtiger Würdigkeit dem Antiken gegenüberzuſtellen anfing, überſtrahlt ſeine Geſchichte die aller andern Völker. Auch kann ſich, nach Humboldt's Anſicht, kein Land in der Zahl hervorſtechend leuchtender Männer, die es hervorbrachte, mit Italien meſſen. Kunſt- und Naturſtudium, in ſchönem Verein, blühten früh bei dieſer, wie bei keiner andern Nation. Schon die Sprache, ihr Ton, ihre gediegene Kraft, ihr reicher anmuthig poetiſcher Schwung erfüllt ihn mit Bewunderung Sie erſcheint ihm unter allen Umbildungen, die das Lateiniſche erfahren, durchaus als die intereſſanteſte, und er hat ihre merkwürdige Erſcheinung in der Einleitung zu dem nachgelaſſenen großen Sprachwerk ganz beſonderer Betrachtung unterworfen. [3]) In keiner romaniſchen Sprache hat der neue Geiſt, bei vollſtändiger Unabhängigkeit und in eigenthümlicherem Charakter, treuere Anhänglichkeit an das Antike bewahrt. Während man noch heute altrömiſchen Klang zu vernehmen meint, ſchließt ſich uns doch darin eine neue, anders geſtaltete Welt auf. — Nicht minder erkannte H. das Große und Schöne italieniſcher Kunſt und Dichtung an. Ja dieſe Kunſtbildung

2) Siehe oben I. 208—10.

3) Einl. zur Kawi-Sprache (1836), S. 306 u. f.

ſtand ihm innerlichſt näher, als z. B. die ſtreng nordiſche, Raphael näher als Shakespeare, Arioſt näher als Oſſians Nebelwelt. Nur wo die Tiefe des Gehalts und die Wahrheit der Charakteriſtik ſich ſo mit claſſiſcher Schönheit ſchmückt, wie bei den neuern großen Deutſchen, giebt er dem Germaniſchen den Vorzug. Freilich konnte er bei all dieſer Anerkennung italiſcher Welt und Größe die jetzige Verſunkenheit des Volkes nicht überſehen, aber er hielt ſie ihm gleichſam zu gut im Betracht deſſen, was es einſt geweſen war, was es einſt geleiſtet hatte. Und haben ſich nicht bis auf den heutigen Tag noch Lebenselemente in dieſem Volke erhalten, die ein glückliches Nationalleben nicht leicht entbehren kann, und die der Nordländer nur in geringem Grade, oft auch gar nicht beſitzt?

War unſerm Humboldt ſchon Italien überhaupt ſo viel werth, ſo erweckte Eine Oertlichkeit dieſes reichen Landes, die ewige Roma, in ihm eine Begeiſterung, die manchmal wirklich an das Schwärmeriſche gränzt, deren tiefgefühlter Ausdruck uns aber auch dann noch unwiderſtehlich anzieht. Die Größe Roms ruht in ſeiner doppelten Vergangenheit: in den Ueberreſten, die dieſe verkünden. Dieſe Reſte erſchienen Humboldt als ein ſo einziges Ganzes, daß er dem Ort eine nochmalige hiſtoriſche Entwicklung nicht einmal gönnen mochte, aus Furcht, daß das ſchon Vorhandene nur dadurch beeinträchtigt werde. Er hat dieſe Begeiſterung nicht blos in der Zeit, da ihn der Genuß des Moments fortriß, in ſich getragen; der Gedanke an römiſche Herrlichkeit ließ ihn nie los, er iſt als Mittelpunkt oder Staffage der Gegenſtand einer ganzen Reihe von Sonetten, [4]) und als aus Göthe's italieniſchen Reiſeblättern ſo wahlverwandte Klänge ihn berührten,

4) Geſ. Werke, I. 394 („Rom I."), 395 („Rom II."), II. 370 („die getrennten Gräber"), IV. 338 („das Unwiederbringliche") und 368 („die Doppelweſen").

ergriff er dieſe Erſcheinung als willkommenen Anlaß, ſeiner eigenen tiefen Anhänglichkeit an Rom und römiſche Zuſtände ſeelenvolle Worte zu leihen, die Sehnſucht ſeiner Bruſt in den wärmſten Tönen auszuhauchen. [5]) Sieht man die Wirkung, ſagt er, die Rom auf Göthe gehabt, ſo kehrt die längſt gehegte Ueberzeugung mit doppelter Stärke zurück, „daß an dieſen Mauern etwas das Höchſte und Tiefſte im Menſchen Berührende hafte, das ſonſt kein Ort, kein Denkmal des claſſiſchen Alterthums bewahrt.“ Finde auch vor allen andren Studien das der bildenden Kunſt dort Nahrung, ſo bleibe es doch unverkennbar, daß die Wirkung nicht darauf beſchränkt, ſondern ganz allgemeiner Natur ſei. Was in uns menſchlich erklinge, durch welche Gattung der Thätigkeit, an welchem Faden des Menſchen- und Weltſchickſals es in uns wach werden möge, töne in dieſer Umgebung reiner und ſtärker wieder. Während uns der Geiſt des Alterthums, mit unwiderſtehlicher Macht, gleichſam perſönlich anziehe, würden die tiefſten Blicke in die Weltgeſchicke, in die Geſetze des Vergehens und Wiederauflebens vor uns eröffnet. Aber es muß auch ſo genoſſen werden, wie es der Künſtler, der Dichter, der Denker, ſinnend und träumend, genießt. „Kein Ort“, ſagt er in eben dieſem Aufſatze, „verträgt ſich ſo wenig als Rom mit dem an ſich lobenswerthen Eifer des Reiſenden, der raſtlos alles Einzelne zu ſehen, die daraus geſchöpfte Belehrung mit hinwegzunehmen ſtrebt und fertig zu ſein glaubt, wenn er die Reihe des Sehenswürdigen auf dieſe Weiſe durchgemacht hat. Rom verlangt Ruhe, und daß man die Erinnerung der Nothwendigkeit der Rückreiſe, wie feſt ſie bevorſtehe, möglichſt fern halte. Man muß

5) S. den Aufſatz: „über Göthe's zweiten Römiſchen Aufenthalt“ [vom J. 1830] in Humboldt's geſ. Werken, II. 215 — 41. Schon die vorhergehenden Bemerkungen ſind dieſem Aufſatz entnoben.

ſich erſt ſelbſt leben, ehe man ihm leben kann, ſich dem Eindruck ſtill und ungeſtört überlaſſen. In keiner anderen Umgebung geht aus der reinen und wahren Empfänglichkeit ſo unmittelbar auch die geeignete Thätigkeit hervor, es möge ſich nun Neues durch neues Studium entwickeln, oder man möge forttreiben, was man zu treiben gewohnt war, den Gedanken, Gefühlen, Bildern nachhängen, welche zu Hauſe die Seele am lebendigſten bewegten. Auch ſo wird man ſich auf gewiſſe Weiſe umgeſtaltet und wiedergeboren, wie in einem neuen und anregenderm Elemente befinden; vor der reinen Natur, in die man verſetzt wird, der gediegenen Beſtimmtheit, vor die man tritt, ſchwindet dann von ſelbſt das Dunkle, Ungewiſſe, Form- und Weſenloſe dahin." .... „Roms Größe liegt, neben unendlich vielem Einzelnen, in etwas, das unentreißbar an das Ganze, an das Gemiſch antiker und moderner Pracht, die Trümmer, welche das Auge meilenweit verfolgt, die umgebende Ebene, die ſie begränzenden Gebirge, die lange Reihenfolge hiſtoriſcher Erinnerungen und dunkler Ueberlieferungen geheftet iſt. Dies zeigte ſich deutlich in der Zeit, wo es ſeiner beſten Kunſtſchätze, der merkwürdigſten Ueberreſte des Alterthums, auf unwürdige und ſchmachvolle Weiſe beraubt war. Es bleibt ein ewiger Unterſchied zwiſchen den Ländern und Städten, welche ſelbſt der Schauplatz des claſſiſchen Alterthums waren, und denen, welche jener die Menſchheit früh erwärmende Hauch nie berührte. Hier gleichen die antiken Kunſtwerke, und dies geht zum Theil auch auf die ihnen ſo nahe verwandten modernen über, nur aus der Fremde zuſammengetragenem Geräth. Dort iſt gleichſam der Boden ſelbſt mit ihrem Sinne geſchwängert, und ſcheint ſie unerſchöpflich, wie Bäume und Früchte, zu tragen." Aber nur mit vollkommen geſammeltem Gemüth, nur wie ein großes Kunſtwerk, nur indem man das Beſte in ſeinem Innern in Bewegung ſetzt, könne dieſe

Größe ihrem ganzen Gehalt nach empfunden und gefaßt werden. Und nur mit Wenigen könne man den Genuß wahrhaft theilen. Die Römer erkennen ihre Stadt mehr aus dem Wiederscheine des Eindrucks, den sie auf die Fremden macht. Mit den eigentlichen Reisenden fühle man sich, wenn man selbst länger in Rom war, selten recht in Uebereinstimmung. Eigentlich seien es nur die dort lebenden ausländischen Künstler, zu denen man sich gesellen könne, d. h. diejenigen, welche vorzugsweise ihr inneres Leben, wie in eine neue, geistige Heimath, dahin versetzen, Studien beginnen, oder an längst begonnene anknüpfen, oder sich frei dem reinen Genusse, der sich so lieblich allen Sinnen erschließenden und doch eine so unergründliche Tiefe darbietenden Erscheinung überlassen.

Solche Stellen, worin Humboldt zugleich die Bedingungen dieses Genusses, wie man deutlich sieht, aus eigenster Erfahrung mittheilt, zeigen hinlänglich, daß ihn der Zauber Römischer Oertlichkeit nie los ließ. Will man aber sehen, in welchem Grade er ihn einst besessen, da er selbst noch in der ewigen Stadt weilte; wie er in diesem Genusse schwelgte, muß man auf jene Aeußerungen zurückgehn, die er an Ort und Stelle niedergeschrieben, auf den Enthusiasmus, welchen er damals in Prosa wie in Versen von sich gab, und mit dem er seine Freunde, einen nach dem andern, Göthe, [6] Schiller, Wolf, Frau von Wolzogen, Frau von Staël zur Mitempfindung dieser Größe gleichsam nöthigte. Hören wir nur die Worte, die er an Göthe und an Wolf richtete, Geister, von deren Mitgefühl er hier am zuverlässigsten überzeugt sein konnte.

„Rom", schrieb er einst an Göthe, „Rom ist der Ort, in dem sich für unsere Ansicht das ganze Alterthum in Eins

6) Siehe Briefw. zw. Sch. u. W. v. H., 463—64. 480—81. 482.

zuſammenzieht, und was wir alſo bei den alten Dichtern, bei den alten Staatsverfaſſungen empfinden, glauben wir in Rom mehr noch als zu empfinden, ſelbſt anzuſchauen. Wie Homer ſich nicht mit andern Dichtern, ſo läßt ſich Rom mit keiner andern Stadt, Römiſche Gegend mit keiner andern vergleichen. Es gehört allerdings das Meiſte von dieſem Eindruck uns und nicht dem Gegenſtande; aber es iſt nicht blos der empfindelnde Gedanke, zu ſtehen, wo dieſer oder jener große Mann ſtand, es iſt ein gewaltſames Hinreißen in eine von uns nun einmal, ſei es auch durch eine nothwendige Täuſchung, als edler und erhabener angeſehene Vergangenheit; eine Gewalt, der ſelbſt, wer wollte, nicht widerſtehen kann, weil die Oede, in der die jetzigen Bewohner das Land laſſen, und die unglaubliche Maſſe von Trümmern ſelbſt das Auge dahin führen. Und da nun dieſe Vergangenheit dem innern Sinne in einer Größe erſcheint, die allen Neid ausſchließt, an der man ſich überglücklich fühlt, nur mit der Phantaſie Theil zu nehmen, ja an der keine andere Theilnahme nur denkbar iſt, und dann den äußern Sinn zugleich die Lieblichkeit der Formen, die Größe und Einfachheit der Geſtalten, der Reichthum der Vegetation, die doch wieder nicht üppig iſt, wie in noch ſüdlichern Gegenden, die Beſtimmtheit der Umriſſe in dem klaren Medium, und die Schönheit der Farben in durchgängige Klarheit verſetzt; ſo iſt hier der Naturgenuß reiner, von aller Bedürftigkeit entfernter Kunſtgenuß. Ueberall ſonſt reihen ſich Ideen des Contraſtes daran, und er wird elegiſch oder ſatyriſch. Freilich indeß iſt es auch nur für uns ſo. Horaz empfand Tibur moderner, als wir Tivoli. Das beweiſ't ſein beatus ille, qui procul negotiis. Aber es iſt auch nur eine Täuſchung, wenn wir ſelbſt Bewohner Athens und Roms zu ſein wünſchten. Nur aus der Ferne, nur von allem Gemeinen getrennt, nur als vergangen muß das Alterthum uns

erſcheinen. Es geht damit, wie wenigſtens mir und einem Freunde [7]) mit den Ruinen. Wir haben immer einen Aerger, wenn man eine halbverſunkene ausgräbt; es kann höchſtens ein Gewinn für die Gelehrſamkeit auf Koſten der Phantaſie ſein. Ich kenne für mich nur noch zwei gleich ſchreckliche Dinge, wenn man die Campagna di Roma anbauen und Rom zu einer polizirten Stadt machen wollte, in der kein Menſch Meſſer trüge. Kommt je ein ſo ordentlicher Papſt, was denn die 72 Cardinäle verhüten mögen, ſo ziehe ich aus. Nur wenn in Rom eine ſo göttliche Anarchie, und um Rom eine ſo himmliſche Wüſtenei iſt, bleibt für die Schatten Platz, deren einer mehr werth iſt, als dies ganze Geſchlecht." [8])

Fürwahr! hier geht die Begeiſterung ins Ueberſchwengliche, und aus manchem Munde würde ſie ſogar gefährlich ſcheinen; bei Humboldt, der nicht blos in dieſer complativen Welt lebt, iſt ſie es weniger. Göthe fand die Worte ſo charakteriſtiſch, daß er, der ſelbſt ſo viel Herrliches über den Gegenſtand in ſeinen Reiſetagebüchern bewahrte, dennoch ſeiner Skizze über Winkelmann (1805), als Beleg des großartigen Eindruckes, den Rom auf den Empfänglichen zu machen im Stand ſei, dieſe merkwürdige Aeußerung des Freundes einzuverleiben vorzog, wo ſie noch jetzt zu finden iſt. [9])

---

7) Ohne Zweifel Zoëga.

8) Aehnlich iſt zu verſtehen, was Humboldt einſt an Frau von Staël ſchrieb: daß in Rom alles fremd ſei, ſelbſt die Römer, die nicht wie Beſitzer, ſondern nur „wie Pilger, die bei den Ruinen ruhen", dort zu wohnen ſchienen — ein Wort, welches die Empfängerin bald darnach in ihrer „Corinna" citirte (B. I. Cap. 5). Humboldt nahm dieſen Gedanken ſelbſt in ſeinem großen Gedicht: „Rom" wieder auf, wo es heißt: „Stadt der Trümmer! Zufluchtsort der Frommen! Bild nur ſcheinſt du der Vergangenheit; Pilger deine Bürger, nur gekommen, anzuſtaunen deine Herrlichkeit."

9) Ausg. letzter Hand, B. 37. S. 34—36. „Wie uns ein Freund", ſagt Göthe, „die mächtige Wirkung, welche jener Zuſtand

Nicht minder bedeutende Aeußerungen legte H. in ſeinen Briefen an F. A. Wolf nieder. So ſchrieb er dieſem von Rom, 20. Juli 1805: „Ich leſe jetzt wieder ſehr viel die Alten, und immer Römer, denn das Lokalintereſſe überwiegt doch alles andere. Die Totalität der Römergeſchichte und des Römerlebens im Kopf in Rom herumzugehen, iſt eigentlich mein Leben. In die Muſeen und Gallerieen komme ich ſelten; um Basreliefs, Münzen oder Gemmen bekümmere ich mich wenig oder gar nicht. Ich liebe nicht in die Häuſer eingeſchloſſene Götter. Aber die Koloſſen, deren Wunderköpfe Sie im Barbarenlande geſehen haben, die unter freiem Himmel ſtehen, und auf Rom vom Quirinal hinabſehen, die grüße ich ziemlich alle Tage. Wo für mich der Genuß vollkommen ſein ſoll, muß die Bläue des Himmels auch ihr Recht behaupten, man muß noch einen Theil Latium mit überſchauen, und das Lateinergebirge den Horizont ſchließen ſehen. Dann wird man unwiderſtehlich zu endloſen Betrachtungen über Geſchichte und Menſchenſchickſal hingezogen, dann rundet ſich auf einmal um die Hügel herum das ganze Gemälde der Weltgeſchichte. Denn auf mich übt Rom ſeine große Gewalt mehr als durch alles andre dadurch aus, daß es der Mittelpunkt der alten und neuen Welt iſt. Denn ſelbſt das Letzte wird ihm Niemand mit Recht ſtreitig machen. Unſere neue Welt iſt eigentlich gar keine; ſie beſteht blos in einer Sehnſucht nach der vormaligen, und in immer ungewiſſem

---

ausübt, geiſtvoll entwickelte, theilen wir unſern Leſern ſtatt aller weitern Betrachtungen mit.“ Durch dieſe Einleitung eignete ſich Göthe allerdings den Inhalt zu. Hätte jedoch unſer verehrter Gervinus, der ſie Göthe'n geradezu aufbürdet und ihn darum ſchilt (Neuere Geſchichte der poet. National-Literatur der deutſchen I. 509–10), gewußt, von wem ſie eigentlich herrührt, er würde ihre Härte ſo ſtark nicht gerügt haben. Daß ſie von Humboldt herrührt, iſt neuerdings von Musculus, im Inhalts- und Namensverzeichniß der Götheſchen Werke (ſ. d. Art.: Humboldt), ausdrücklich erklärt worden.

Tappen nach einer zunächſt zu bildenden. In dieſem heilloſeſten aller Zuſtände ſuchen Phantaſie und Empfindung einen Ruhepunkt, und finden ihn wiederum nur hier. Doch ich ſchweife ab, und will einlenken; aber ich rede von dem, deß das Herz voll iſt, und zu dem, der es eben ſo wie ich fühlen würde, wenn er auf der gleichen Stelle ſtünde." [10])

Aber nicht genügte Humboldt dieſe Empfindungen und Gedanken in begeiſterter Rede auszuſprechen; er wurde von dem Gegenſtand auch zur Dichtung begeiſtert. Eine großartige Elegie: Rom trat ſchon im Jahr 1806 in Berlin mit ſeinem Namen ans Licht. Sein Bruder Alexander hat ſie zum Druck befördert. [11]) Es iſt das einzige ſchon früher in weitern Kreiſen von ihm bekannt gewordene Gedicht, und verdient ſeinem Gehalte nach und ſeines poetiſchen Schwunges wegen zu den bedeutenderen Ideendichtungen gezählt zu werden.

Der Ideengang iſt etwa dieſer. Nie werde dieſer Name untergehn. Vor allen Städten habe die allgewaltige Zeit dieſe zu ihrem Thron genommen; ſie ſei der Spiegel des Weltenlaufes. Der Begriff des welthiſtoriſchen Ganges der Menſchheit, das Gefühl des nothwendigen Sinkens alles Beſtehenden in der Zeit ſei hier, wie in einem ungeheuern Bilde verkörpert, für alle Zeiten hingeſtellt. Ihr Anblick erfüllte zwar die Bruſt mit unendlicher Wehmuth, aber dieſe Wehmuth paart ſich mit den herrlichſten Erinnerungen, und ſtimmt zu den tiefſten Gedanken. Denn in dem Umkreis, den man von dieſen Hügeln erblickt, liege der Umfang einer halben Welt. Vor dieſer Größe mußte ſelbſt Hellas weichen,

10) Mitgetheilt in den Auszügen aus Humboldt's Briefen an Wolf, bei Varnhagen von Enſe, Denkw. und verm. Schriften, 2. Aufl., B. V. S. 155–6.

11) Im J. 1824 erſchien zu Berlin ein unveränderter Abdruck des Gedichts, und jetzt iſt es in Humboldt's geſ. Werken, I. 343–58 zu finden.

obſchon ihr ein höherer Gewinn ward, denn Sieg und Herrſchaft. Doch nur flüchtge Trümmer ließ ihre edle Erſcheinung zurück, und ſelbſt von ihrer Kunſt und Dichtung würde, ohne Roms Beſitznahme, gar nichts auf unſere Zeiten gekommen ſein. Wer ein nachhaltiges Gebäude gründen will, muß nicht ſcheuen, mit dem Staube ſich zu gatten, und mit derber Hand in das Irdiſche zu greifen. Rom verſtand ſich darauf, es hatte nur Einen Sinn: Sieg und Herrſchaft; es achtete nichts außer dieſem, es opferte alles, wenn es nur der Welten Richter heißen, wenn es nur ſein Recht als Schirm über Mächtige und Schwache verbreiten konnte. Mühſam, in heißen, unabläßigen Kämpfen ward dieſes Ziel erreicht; dafür hat ſich aber auch aller Thatenruhm um dieſen ſtolzen Namen gelegt. Es iſt die Stadt der Städte geworden, an die, wenn auch zuletzt nur im Reiche des Gedankens, die Idee der Weltherrſchaft unauflöslich gekettet iſt. Nach der einſtmaligen Größe blühte eine neue Herrſchaft empor, in der es ſchon nicht mehr durch Waffen, ſondern kraft einer himmliſchen Anziehung waltet. „Zwar auch dieſes Glanzes Strahlen bleichen," wie ja jede Größe. Der Geiſt aber, der dieſe Hügel umſchwebt, vergehe nicht. Es iſt und wird immer mehr der Mittelpunkt der Beſchauung aller Dinge, der Ort der Betrachtung der Weltgeſchicke. Dahin muß aus dem Getümmel fliehen, wer ſie ergründen will; hier concentrirt ſich der ſehnſuchtsvolle Schmerz um die verlorne Jugend der Welt, hier verliert ſich der Geiſt in Ahnung über die Looſe der Menſchheit. Die geſchichtlich philoſophiſche Idee des nothwendigen Wechſels und Untergangs aller Dinge hat hier ihren Anhalt gefunden, und leitet den Blick ſelbſt in das Leben der Gottheit hinüber — zu einer Religionsanſicht, welche näher zu betrachten wir an andrer Stelle Veranlaſſung finden werden. Zuletzt führt das Gedicht zu der Betrachtung, daß alles

aus einem verborgenen Urquell herſtamme und daß man dieſem Urgrund im eignen Buſen auf die Spur kommen könne, wenn aller Schöpfung reiches Leben ihn erfülle, und in dieſer Fülle alles um Einen lichten Punkt ſchwebe."

Das Gedicht beſitzt eine große Klarheit, es iſt durchdrungen von Begeiſterung, und einer Wärme der Empfindung, wie wir ſie in intellektuellen Dichtungen ſelten antreffen. Nur da, wo ſich der Dichter, ganz in ideelle Regionen vertieft, wie gegen den Schluß hin, ſträubt ſich der Gedanke eine leichte und ganz faßliche Form anzunehmen. Höchſt eigenthümlich iſt übrigens die Weiſe, wie ſich in dieſem Produkt der elegiſche Ton mit dem Styl der Ode und beide mit dem Charakter der Ideendichtung verbunden haben.

Das Gedicht war urſprünglich an Humboldt's Freundin, Frau von Wolzogen gerichtet, die es in dem letzten Verſe ſelbſt anredet. Es war keine geringe Auszeichnung, die der geiſtvollen Frau durch dieſe Widmung widerfuhr. —

Wie die Deutſchen das Alterthum überhaupt am tiefſten aufzufaſſen gewußt haben, ſo war es ihnen auch gegeben, Rom am gründlichſten zu würdigen und am ſchönſten zu feiern. Unter den Deutſchen aber ſtehen darin Winckelmann, Göthe und unſer Humboldt Allen voran.

Schon im März des nächſten Jahres [1]) verließen Humboldts die Villa di Malta, wo es für ſie zu beengt war, und bezogen eine geräumigere Wohnung in Strada Gregoriana auf Trinita del Monte, ganz in der Nähe des Mittelpunktes für alle Fremden, des ſpaniſchen Platzes. [2])

1) Brun, Römiſches Leben II. 181. 316–17.

2) Eine große Seitentreppe des Pincifchen Hügels hinan führte der nächſte Weg vom ſpaniſchen Platz in die Strada Gregoriana. Frau von Staël, die dieſen nähern Weg von ihrer Wohnung aus zu gehen pflegte, nannte ihn ſcherzhaft „l'escalier dérobé de Madame de Humboldt." Von dieſem Platze führt eine ſchöne breite Treppe

Nun erſt war es Humboldt vergönnt, ſein Haus zu einem Tempel der Gaſtfreundſchaft zu machen, der jedem irgend Würdigen zugänglich war.

In großen, ſehr hohen Zimmern genoß man der herrlichſten Ausſicht. Sehr hohe Fenſter, ſchön decorirte Zimmer, die Fußböden von Stein — in allem ein recht römiſcher Aufenthalt. Und innen in dieſen Räumen deutſche Geſelligkeit und nordiſches Leben. Jeden Abend verſammelte ſich die bunteſte Geſellſchaft in den Zimmern des Hauſes; jeden Abend trank man Thee, und fühlte ſich in London oder Berlin. Höchſtens ein Theaterabend ſtörte dieſe Gewohnheit, wo man aber doch nicht unterließ, ſo viel Freunde als nur möglich zur Partie zu ziehen. Auserleſene Geſellſchaft ward zur Mittagstafel geladen und nach Tiſch führte man öfter Freunde und Bekannte in ſeinem Wagen durch die Stadt und ihre nächſten Bezirke. Einen Sammelpunkt, wie ihn damals das Humboldt'ſche Haus bot, hat es, nach übereinſtimmenden Berichten, in Rom nicht wieder gegeben.

Vornehm und Gering begegneten ſich hier; der Strom von Fremden, der in Rom unaufhörlich ab- und zufließt, wogte durch dieſe Säle, alle geiſtige und künſtleriſche Notabilitäten waren vereinigt; die deutſchen Künſtler, die ſich in Rom aufhielten, voran. Für den ſtillen Geiſt war die Fülle, die ſich an den gewöhnlichen Abenden verſammelte, faſt zu zerſtreuend. Hier geſellte ein Cardinal ſich zu einem deutſchen Gelehrten; dort mußte ein Maler in Sprachen, die er mühſam handhabte, ſich Stunden lang mit einer Herzogin unterhalten; mehr im Hintergrunde vielleicht ſtand Humboldt in innigem Geſpräch mit Freund Zoëga, während Lucian

---

zur Dreifaltigkeitskirche, wo man einer weiten Ausſicht über die Stadt genießt. Ein hoher Obelisk, einſt in den Gärten des Salluſt aufgerichtet, ſteht vor der Fronte dieſer Kirche. Die nahen Gärten der Villa Medici vollenden die Anmuth dieſes Punktes.

Bonaparte bei der Dame des Hauſes die gefälligſte Unterhaltung genoß. Frau von Humboldt konnte, indem ſie die Honneurs machte, hier wie nirgends den Reichthum ihrer geſelligen Talente entwickeln. Nicht ihr Gemahl, der mehr ſeine Zwecke verfolgte, mehr Einzelne feſſelte, ſondern ſie war die Seele dieſes reichen Cirkels, den ſie nach allen Seiten mit ihrem Geiſt und ihrer Liebenswürdigkeit erfüllte.

Dieſe Schilderung iſt einer Menge faſt gleichlautender Berichte entnommen. Mündliche und ſchriftliche Mittheilungen von Zeitgenoſſen beſtätigten ſie, und ſchwerlich wird man ein Buch über Rom und römiſches Leben jener Zeit aufſchlagen, in welchem dieſes Haus nicht mit dankbarer und rühmender Verehrung gedacht würde

---

Nur im Spätſommer trat meiſt eine Pauſe ein, wenn Humboldt mit ſeiner Familie einige Zeit aufs Land zog. Kaum nach ſeiner Ankunft in Rom miethete er eine Sommerwohnung in Ariccia, wohin er ſich auch ſchon im Juli des nächſten Jahres begab. Doch ein häuslicher Unglücksfall veranlaßte ſchnellen Aufbruch nach Rom und entleidete ihm dieſen Ort für immer.

Im Spätherbſt 1804 finden wir ihn in Albano. Hier und in dem benachbarten Marino machte er wohl jedes Jahr einen längeren oder kürzern Aufenthalt. Auch Excurſionen in die weitere Umgegend wurden zum Theil von dieſen Punkten aus unternommen. So ſchreibt Zoëga 1. Juni 1808 an den damaligen däniſchen Reſidenten, Baron Schubart in Livorno: „Herr von Humboldt hat mehrere Excurſionen in der Umgegend von Rom gemacht, wozu er mich auch eingeladen hatte; aber die Umſtände erlaubten mir nicht, ſeine Einladung anzunehmen. Nur nach Gabi, das eine halbe Tagereiſe [von Rom] entfernt iſt, habe ich ihn begleitet, die

Ueberreſte eines der älteſten Tempel in Italien zu ſehen, die eine intereſſante Ruine bilden mitten in einer großen Wüſte."[1])

Die Gegend um Albano hatte für Humboldt einen unwiderſtehlichen Reiz. Noch im hohen Alter waren ihm „die Tage von Albano" unvergeßlich,[2]) auch fehlt es uns nicht an Aeußerungen von dorther, die uns darthun, wie unbegränzt er in dieſer Herrlichkeit ſchwelgte. Namentlich im Sommer 1804 genoß er dieſes Glück; zwar fehlte ihm die Gattin, die ihrer Geſundheit wegen nach Deutſchland gereist war, vielleicht aber erhöhte auch die Einſamkeit dieſen Genuß. Damals war es, wo er in der beſten Stimmung die Ueberſetzung des Agamemnon ganz von neuem vornahm und in einem Wurf vollendete,[3]) wobei ihm jedoch noch Zeit genug zu anderer Lektüre, wie für Natur und Oertlichkeit, übrig blieb. Nur in einzelnen Stunden mangelte ihm ein Freund, der mitgenießen konnte, wiederholt rief er daher ſeinem Freund Wolf über die Alpen herüber. So ſchrieb er ihm von Marino aus (29. Sept. 1804), nachdem er ihm den Empfang ſeiner neuen Ausgabe des Homer beſtätigt hatte: „Der Homer hat mir viel Freude gemacht. Noch bin ich aber nicht dazu gekommen, die neue Vorrede zu leſen. Dagegen habe ich gut die halbe Ilias geleſen. Hier bei Spaziergängen, in den himmliſchen Gegenden um den Albaner See, und am Fuß des Mons Albanus, ſtecke ich ihn in die Taſche und leſe ihn mit unendlichem Vergnügen. Ueberhaupt, lieber Wolf, führe ich ein unendlich genußreiches Leben. So lange meine eigentlichen Arbeiten dauern, ſo glücklich bin ich einmal organiſirt, ärgern und langweilen ſie mich nicht; wenn

---

1) Zoëga's Leben. Von Fr. H. Welcker. Stuttgart und Tübingen 1819. Th. II. S. 366.

2) Geſ. Werke, IV. 338.

3) Ebendaſ., III. 33.

ſie geendigt ſind, ſind meine Gedanken hundert Meilen von ihnen entfernt, dann gehe ich in's Freie, und leſe, denke, träume. Ich glaube wirklich, man genießt das Leben nur hier. Der Genuß wird hier ein fruchtbares Geſchäft, und weckt eine Art Verachtung gegen die Thätigkeit. Das werden Sie nicht ſehr lobenswürdig finden, mein theurer Freund, aber es iſt wahr, und was gibt es auch eigentlich Höheres, als ſich und die Natur, die Vergangenheit und die Gegenwart genießen? Nur wenn man das thut, lebt man für ſich und für etwas Wahres. Alles Uebrige iſt ein Treiben und Jagen, bei dem man wenigſtens nie zurückblicken muß. Hätte ich Sie hier, ſo hätte ich alles. Denn bedenken Sie nur, daß ich dieſen Genuß einſam, ſo einſam, finde, daß ich jetzt nur mit zwei, drei Menſchen noch deutſch ſpreche, und keiner, auch kein einziger hier iſt, der an dem, was mir eigentlich wichtig iſt, Intereſſe fände. Wie müßte Umgang, ein Umgang mit Ihnen den Genuß erhöhen! Es iſt recht Schade, daß Sie Ihr Kommen noch immer in ſo weite Zukunft ſtellen. Das Schöne muß bald gepflückt werden, denken Sie daran recht oft.“ [4])

Hier wird uns auf die genußreichen Tage, die er in den Umgegenden Rom's verlebte, ein hinlänglicher Blick gewährt. Von größeren Reiſen in Italien, die doch gewiß Statt fanden, wird uns dagegen leider nichts berichtet. Wir wiſſen nicht, ob Humboldt in Sicilien war, wie ihm Florenz behagte, ja nicht einmal, daß er Neapel beſuchte. Das aber iſt gewiß, daß ihm nichts über Rom und römiſche Umgebung ging; jedesmal, wenn er in eines der Thore Rom's wieder einfuhr, hatte er ein Gefühl, das ſich nicht mit dem des vorhergehenden Eindrucks verwechſeln ließ;

---

4) Mitgetheilt bei Varnhagen von Enſe, Denkw. u. verm. Schr., 2. Aufl. V. 154–5.

immer wohler ward ihm in den ſchon gewohnten Räumen, und nur das nahe Lateinergebirge, Alba's ernſte Scheitel, die lichten Höhen Sorakte's und Tibur's Hain gehörten ihm mit zu dem Geſammtbilde der Stadt. [5])

Ganz reines Glück wird dem Menſchen ſelten vergönnt. Vielleicht um uns nicht abzuſtumpfen für ſo viel Freuden, miſcht das Schickſal auch Schmerz darunter. Gleich im erſten Jahre traf Humboldt ein ſchwerer Schlag — der Tod ſeines älteſten Knaben. Seit dem Juli (1803) war die Familie ab und zu in Ariccia, um einen Theil der heißeſten Jahreszeit in dortiger Kühle zu verbringen. Gerade dieſen Sommer aber war die Hitze unerträglich, ſelbſt im Gebirge, und beſonders die Fremden fielen als Opfer. Etwa drei Wochen, nachdem H. von dieſem Unglück heimgeſucht worden, meldet er ſeinem Freund Schiller (Rom, 27. Aug.): „Ich ſchreibe Ihnen, lieber Freund, mit wehmüthigem Herzen. Ich kann ſagen, daß mich, ſeit ich lebe, jetzt das erſte Unglück betroffen hat. Aber der erſte Schlag iſt auch faſt der härteſte, der mich je hätte treffen können." Sein älteſter Sohn, Wilhelm, ſei ihm ſchnell von einem bösartigen Fieber dahin genommen worden. Das Kind war kaum einige Tage krank. Auf einige leichte Fieberanfälle folgte ein heftiges Naſenbluten. Sie waren eben in Ariccia, hatten aber den Dr. Kohlrauſch, freilich einen Arzt, der ſo großes Vertrauen nicht verdiente, mit ſich. Dieſer that, was in ſeinen Kräften war; doch in 36 Stunden erlag der Knabe der Heftigkeit des Uebels. „Sein Tod", ſchreibt der Gebeugte, „war ſanft, ſehr ſanft, er hatte fröhliche Phantaſien, litt nichts und ahnete nichts. Er liegt jetzt bei der

5) Geſ. Werke, I. 346. II. 136.

Pyramide des Cajus Ceſtius, von der Ihnen Göthe erzählen kann. Ich habe mit dieſem Kinde unendlich viel verloren. Unter allen, die ich habe, war er am liebſten um mich, er verließ mich faſt nie, vorzüglich in den letzten Monaten beſchäftigte ich mich regelmäßig mit ihm, er ging immer mit mir ſpazieren, er fragte nach Allem, er kannte die meiſten Orte, die meiſten Ruinen, er war bei Jedermann beliebt, weil er mit jedem, und jetzt ſchon recht gut italieniſch ſprach. Das iſt nun Alles dahin und dahin gegangen? Dieſer Tod hat mir auf der einen Seite alle Sicherheit des Lebens genommen. Ich vertraue nicht meinem Glücke, nicht dem Schickſal, nicht der Kraft der Dinge mehr. Wenn dies raſche, blühende, kraftvolle Leben ſo auf einmal untergehen konnte, was iſt denn da noch gewiß? Und auf der anderen habe ich wieder auf einmal ſo eine unendliche Sicherheit mehr gewonnen. Ich habe den Tod nie gefürchtet und nie kindiſch am Leben gehangen; aber wenn man ein Weſen todt hat, das man liebte, ſo iſt die Empfindung doch durchaus verſchieden. Man glaubt ſich einheimiſch in zwei Welten."

Gleich nach dieſem Unglücksfall eilte die Familie in die Stadt, denn ſchon drohte ein neuer Unfall bei einem zweiten Kind. Theodor, der jüngere Knabe, war von derſelben Krankheit, von dem ärgſten Nervenfieber, nur mit weniger plötzlich gefährlichen Symptomen befallen. Drei Tage verzweifelte man an ſeinem Aufkommen; allein es gelang, ihn zu retten. Wie ſehr die ſorgſame Mutter dabei zu leiden hatte, iſt von ſelbſt erklärlich; Humboldt rühmt, daß ſie ſich mit außerordentlicher Stärke, Ruhe und Geiſtesgegenwart benommen habe. Zwar fürchtete er für die Folge einen plötzlichen Ausbruch des nur verhaltenen Uebels. Doch äußerte es ſich nicht ſo bald, und es wäre in Humboldt's Hauſe alles wieder leidlich ergangen, wenn der vorangegangene Verluſt ſo leicht zu verſchmerzen geweſen wäre. Georg Zoëga, der gerade auch

leidend war, ſchreibt darüber in einem ſeiner Briefe, (2. Sept. 1803): „Die traurige Lage dieſes ſonſt ſo muntern Hauſes, des einzigen, das ich zu beſuchen gewohnt war, und deſſen Bewohner die liebenswürdigſten Leute ſind, die ich hier kenne, hat beigetragen, meinen Geiſt niederzudrücken.“ [1])

Schiller war ſehr ergriffen von dem Verluſte ſeines Freundes. Auch meldete er es ſogleich Göthe'n. „Aus beiliegendem Briefe erſehen Sie leider, daß unſer Freund Humboldt einen harten Verluſt erlitten hat. Schreiben Sie ihm, wenn Sie können, ein Wort des Antheils. Er dauert mich ſehr, weil gerade dieſes Kind das hoffnungsvollſte war von allen.“ [2]) Den 12. September ſchrieb er ſelbſt an den Gebeugten: er könne bei dieſem troſtloſen Fall nichts thun, als ſeinen ganzen Kummer mit ihm theilen. „Sie waren berechtigt,“ ſagte er, „zu den ſchönſten Hoffnungen; wirklich vereinigte ſich Alles, dieſem Kinde ein glückliches Loos zu verſprechen, und nun muß jede Hoffnung ſo gewaltſam zerſtört werden. Auch mich hat, wie Sie, bis jetzt kein harter Schlag betroffen, und ich kann mich nicht erwehren, bei dieſer Gelegenheit auch in meinen eigenen Buſen zu greifen, und mir den möglichen Verluſt deſſen, was mir theuer iſt, zu denken. Bei meiner ſchwachen Geſundheit hatte ſich die feſte Ueberzeugung in mir gebildet, daß ich nicht in dieſen Fall kommen würde, aber dieſer Verluſt, mein theurer Freund, überführt mich, daß alle Rechnungen trügen.“ Zugleich rieth er ihm, falls das Clima zu angreifend für Frau und Kinder wäre, lieber alle dieſe Verhältniſſe aufzugeben, „da er doch einmal Herr ſeines Schickſals ſei.“

„Darauf bricht Humboldt nur in neue Klagen aus. „Der erlittene Verluſt,“ entgegnete er am 22. Oktober, „ſteht

---

1) Zoëga's Leben, von Welcker, II. 283.

2) Briefw. zw. Schiller und Göthe, VI. 207.

feſt und unbeweglich vor der Phantaſie da, und nichts kann dafür Erſatz geben. Mir hat ſelbſt in den erſten Augenblicken, liebſter Freund, der Schmerz die innere Klarheit, ſogar eine gewiſſe Ruhe nicht geraubt. Aber eine Wehmuth und eine Sehnſucht begleitet mich ſeit jener unglücklichen Epoche, von der ich Ihnen keine Schilderung zu machen im Stande bin. Es iſt mir, als hätte der Tod eines Kindes noch etwas Rührenderes, als der eines Erwachſenen. Noch nicht ſeinem eigenen Willen folgend, vertraut es dem fremden, und es iſt, als hätte man ſein ſorgenloſes Vertrauen betrogen, ſelbſt wenn der Tod nur eine Folge des bloßen, blinden Geſchicks iſt.

„Lieber Schiller, warum ſind Sie jetzt nicht hier? denn daß ich wegginge, daran kann ich und mag ich nicht denken. Rom hat mich auf alle Weiſe gefeſſelt, und ſchon den Boden verlaſſen, dem man ein theures Pfand anvertraut hat, iſt ſchwer. Sie können wohl denken, daß ich keinen Augenblick hier bleiben würde, wenn ich in der That nur die geringſte Gefahr für die Meinigen ahnen müßte.“ Dieſe aber ſei keineswegs vorhanden. Bei dem traurigen Fall ſeien eigene Verbindungen von Umſtänden zuſammengekommen. Daß das Klima überhaupt nicht ungünſtig ſei, zeigte die blühende Geſundheit der andern Kinder, die bei den Mädchen gar nie alterirt wurde. „Sie hätten den armen Wilhelm nur noch einen Tag vor ſeiner Krankheit ſehen ſollen, und die Fürſtin von Rudolſtadt kann es Ihnen ſagen. Er blühte wie eine Roſe, ſelbſt der Tod hatte ihn nur wenig entſtellt. . . Laſſen Sie mich daher immer noch einige Jahre hier. Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie mir dieſer Aufenthalt wohl thut. Ich befand mich in keiner wünſchenswürdigen Stimmung in Berlin, ſelbſt in Paris fühlte ich mich gewiſſermaßen wie abgeſtumpft. Hier iſt Alles, was mich umgiebt, belebend und erwärmend; ich bin fruchtbarer in Ideen, und ſelbſt die Wehmuth, ſelbſt

der bitterſte Schmerz läßt noch eine Klarheit, eine Heiterkeit im Gemüthe beſtehen.“ —

An dieſen Todesfall reihe ich die übrigen Familienereigniſſe während des römiſchen Aufenthaltes an. Riemer, der als Hauslehrer mit nach Rom gegangen war, gab ſchon im nächſten Jahre dieſe Stellung auf und kehrte im Juli deſſelben, mit Fernow, nach Deutſchland zurück. Es hatte ihm in Rom wenig gefallen. Bekanntlich fand er, nach ſeiner Rückkehr, eine ähnliche, ihm in jeder Hinſicht zuſagende Stellung in Göthe's Hauſe. [3]) — Auch nachher rief Humboldt junge Männer aus der Heimath zur Erziehung ſeiner Kinder herbei. So war eine Zeit lang der bekannte Archäolog Fr. K. L. Sickler (geſt. 1836, als Conſiſtorialrath und Gymnaſialdirektor zu Hildburghauſen), Lehrer in ſeinem Hauſe. [4])

Rumohr erzählt uns auch von einem merkwürdigen Tyroler, Namens Thaney, aus der Gegend von Meran, damals Pfarrer all' anima in Rom, welcher im Hauſe des preußiſchen Geſandten Unterricht ertheilt habe, und den er 1805 dort kennen lernte. Thaney betrieb um dieſe Zeit ganz ſyſtematiſch den Verſuch, ſeine Landsleute, die, in franzöſiſche Corps geſteckt, mit dieſen in die Gegend von Rom kamen, zur Deſertion zu verleiten. Als man ihm auf den Leib wollte, flüchtete er ſich in ſeine Heimath und ſpielte dort im J. 1809 eine ſehr bedeutende Rolle. [5]) —

3) Göthe's Werke, B. 31. S. 158.

4) Er war ohne Zweifel ſchon zu Paris in demſelben bekannt worden. Wenn aber das Brockhaus'ſche Converſationslexikon ſagt: Von Paris ging Sickler mit der Familie des preußiſchen Miniſters Wilhelm von Humboldt nach Rom, wo er in der günſtigſten Umgebung ſechs Jahre verbrachte, — ſo können wir dieſer Angabe nur theilweiſe Glauben ſchenken. Denn erſtens ging H. nicht ſofort von Paris nach Rom, ſondern brachte dazwiſchen ein volles Jahr in der Heimath zu; dann wiſſen wir, daß ſich Sickler im Jahr 1805 zu Gotha befand, (Siehe das Intell.-Bl. der Jenaiſchen A. L. Z. vom 21. Aug. d. J.) und daß er Rom erſt im Sommer 1811 wieder verließ.

5) F. v. Rumohr, drei Reiſen nach Italien. Leipzig, 1832. S. 144 u. ff.

Im Anfang des nächſten Jahres, nach dem eben beſprochenen Verluſt gebar Frau von Humboldt wieder ein Mädchen (Louiſe), das aber nur zu bald wieder ſtarb. Sie ſelbſt befand ſich, ſei es in Folge dieſer Niederkunft, oder der vorangegangenen Erſchütterungen, in ſo leidendem Zuſtand, daß ſie zu Herſtellung ihrer Geſundheit eine Reiſe nach Deutſchland zu unternehmen für gut fand. Der Arzt, Dr. Kohlrauſch, begleitete ſie. Auf dieſer Reiſe, wie es ſcheint, ſtarb das jüngſt geborene Kind. Sonſt wiſſen wir nur, daß Frau von Humboldt die Freunde in Weimar beſuchte (Mai 1804). Für Schiller mußte es eine ſchmerzliche Freude ſein, nur ſie und auch ſie nur leidend wiederzuſehen; auch verhehlt er es gegen Humboldt nicht, daß er damals viel für deſſen Gattin gefürchtet habe. Von dort begab Frau v. H. ſich nach Paris, wie es ſcheint, zugleich in der Abſicht, über Alexander von Humboldt, deſſen Rückkehr aus der neuen Welt man noch immer ſehnſüchtig entgegenſah, ſchnellere Nachrichten einzuziehen. Wilhelm hatte zwar noch unterm 28. März (1804) zu Rom einen Brief von ſeinem Bruder aus der Havanna, mit der Ankündigung ſeiner Rückkehr, erhalten.[6]) Kurz danach jedoch lief das Gerücht in Europa, der berühmte Reiſende ſei, eben als er heimkehren wollte, am gelben Fieber geſtorben. Nun traf ſich aber, daß Frau von Humbold gerade in Paris war, als Alexander — im Auguſt 1804 — mit allen ſeinen Schätzen in die Garonne einlief. Sobald die Nachricht von dieſem glücklichen Ereigniß zu Paris angelangt war, wurde die Schwägerin durch den Sekretair des National-Inſtituts davon benachrichtet.[7]) Alexander eilte von Bordeaux nach Paris, gewiß hoch erfreut, da ein Glied

6) Angezeigt im Journal de Paris, an. XII. 274.

7) Allgemeine geogr. Ephemeriden von Gaspari und Bertuch, Weimar 1804, B. 15. S. 116—17.

der Familie, die er erſt Anfang des nächſten Jahres in Rom zu ſehen gehofft hatte, begrüßen zu können.

Frau von Humboldt erlebte im Spätjahr (1804) noch eine Niederkunft. Erſt im Anfang des nächſten Jahres verließ ſie Paris mit geſtärkteren Kräften, und eilte zu dem Gatten zurück, der indeß jenen einſam glücklichen Sommer in Albano verlebt hatte, deſſen wir oben gedachten.[8]) Der neue Ankömmling des Hauſes war ein Knabe, der den Namen Guſtav erhielt, leider aber auch nach wenigen Jahren, und zwar 1807 in Rom ſtarb. Beide Söhne liegen an der Pyramide des Ceſtius, dem bekannten Begräbnißplatze der Proteſtanten zu Rom, und zwar in einem beſondern, vom römiſchen Volke dieſer hochverehrten Familie geſchenkten Bezirk. Zwei gebrochene antike Säulen bezeichnen den Ort, wo ihre Kinder ruhen.[9]) Wie nach einer heiligen Stätte, zog Humboldt noch in ſpäten Jahren die Sehnſucht nach dem Platze, wo die irdiſchen Reſte ſeines geliebteſten Kindes liegen.

„Die ew'ge Stadt in Götterklarheit blinket,
Doch meiner Bruſt Verlangen ſie umſchweben
Nur, weil nach jener Stelle hin ſie ſtreben,
Die mir wie zweite Todten-Heimath dünket.[10])

Das Jahr 1805 dagegen war das glänzendſte, welches die Familie zu Rom verbrachte. Nicht nur, daß damals eine große Zahl ausgezeichneter Menſchen dort zuſammentraf, langte im Frühjahr auch Alexander zu längerem Beſuch bei den Seinigen an. Welche Freude für die Brüder, dieſes Wiederſehen nach dieſer Trennung! Wilhelm hat die Empfindungen der Sehnſucht und Sorge um den fernen Bruder in einem denkwürdigen, an ihn ſelbſt gerichteten, im Jahr 1808 von Albano aus geſendeten Gedichte verewigt. Ach! ruft er ihm zu:

8) Sie oben S. 78.
9) Fried. Brun, römiſches Leben, II. 320.
10) Geſ. Werke, I. 394.

Ach! alle, die dich liebend hier empfingen,
Vertrauten ungern dich des Meeres Pfaden,
Als ab du stießest von Iberiens Strand.
„O Wind!" so flehten sie, „mit leisen Schwingen
Geleite den, den ferne Küsten laden,
Die Welt der Welt tiefspähend abzuringen!
O Meer! laß sich in stillen Fluten baden
Sein Schiff, und du empfang' ihn mild, o Land!
Das ihn, wenn er von Flut und Sturm befreiet,
Mehr noch, als Sturm und Flut, mit Tod umdräuet!" [11])

Nun waren diese Gefahren überstanden; in Paris hatte er nur die mitgebrachten Schätze geordnet und war dann, selbst ehe er nach Berlin ging, in die Arme des geliebten Bruders geeilt. Voll von den großartigsten Anschauungen einer fast unentdeckten Welt und im Begriff, diese in einer Reihe unsterblicher Werke mitzutheilen, brachte er die ganze Unmittelbarkeit und Frische des Eindrucks in den Kreis der Seinen, in den Mittelpunkt der alten, der classischen Welt, und an das Ohr eines allem Wissen lauschenden, für Alles empfänglichen Bruders. Mit jener hinreißenden Beredsamkeit, der Göthe in einem seiner größten Werke (einer bekannten Stelle der Wahlverwandtschaften) ein Denkmal gesetzt hat, breitete er die Fülle seiner Erfahrungen und Gedanken vor den erstaunten Hörern aus und fesselte jeden! Vor allen aber einen Bruder, der in die entlegensten Wissensregionen folgen, die neuesten Anschauungen ergreifen, die alte Welt mit dieser neuen verknüpfen konnte, wie nicht leicht ein Andrer. Wie erweiterte Alexander den politschen Blick, er, der schon damals verkündete, daß in der neuen Welt überall Eidgenossenschaften entstehen würden; wie fielen vor diesem Bruderpaar die Täuschungen hinweg, in denen das altgewordene Europa begraben lag!

---

11) Ges. Werke, I. 361.

Von den Schätzen, die Alexander recht eigentlich für den Bruder mitbrachte, den ſprachlichen, reden wir nachher. Hier hatten wir des beglückenden Zuſammenlebens zu gedenken, das die Familie während der Dauer dieſes Beſuches, zu Rom und Albano genoß. Alexander begab ſich alsdann nach Berlin, wo er die traurige Kataſtrophe von 1806 erlebte. Bald aber ging er wieder nach Paris, um an der Seite ſeines Reiſegefährten Bonpland, ungeſtört von den Zeitwirren und von den reichſten Hülfsquellen unterſtützt, nur der Abfaſſung ſeiner Reiſedarſtellungen obzuliegen.

Die ſechs Jahre, welche der ältere Humboldt zu Rom verlebte, waren im Grunde auch Mußejahre, denn die amtlichen Geſchäfte, die er übernommen hatte, entzogen ihn ſeinem gewohnten Kreiſe wenig. Schiller fürchtete dies; Humbold verſicherte ihn aber, daß dieß nicht der Fall ſei, daß er ziemlich wie ehemals lebe, wenn ihm auch nicht ſo viel Zeit zu Gebot ſtehe, wie früher. „Sie müſſen nur bedenken," ſagt er ihm (22. Okt. 1803), „daß mein Geſchäft hier, der Natur der Sache nach, die Politik nur wenig angeht. Es verbindet mich daher nicht, mich, wie ich an andern Orten müßte, beſtändig in Geſellſchaften herumzutreiben, und noch weniger macht mich Sorge oder große Verantwortlichkeit anderen Beſchäftigungen fremd. Der wichtigſte Theil deſſelben beſteht in einzelnen Beſorgungen; dieſe gehen, dem eigentlichen Intereſſe nach, faſt immer Privatleute an, und haben nur inſofern für mich eine höhere Wichtigkeit, als man verlangt, daß ich ſie gerade auf dieſe oder jene Weiſe betreiben ſoll, und als es einen ſelbſt intereſſirt, dem Zwange, den man von Rom aus ſogar auch in den entfernteſten Gegenden noch ausüben möchte, ſo viel es angeht, zu ſteuern. Zeit koſten dieſe Dinge freilich, ſie nehmen mir mehrere Tage

der Woche, wenn ich die weitläuftige Geſchäftscorreſpondenz mitrechne, ganz, und in den übrigen viele Stunden mit Schreiben, Beſuchen u. ſ. ſ. Die politiſche Correſpondenz, wenn ſie auch nur ein Berichten von Neuigkeiten iſt, will auch beſorgt ſein, und da ich alles ſelbſt beſorge, ſo gehört freilich eine gewiſſe Arbeitſamkeit und Ordnung dazu, um fertig zu werden und ſich Freiheit nebenher zu verſchaffen." Doch gelang ihm dies ſchon. Auch war es ihm ja erwünſcht, durch einigen Geſchäftszwang zu beſtimmterer Zeitanwendung genöthigt zu werden, er fand daher nichts, was ihn die getroffne Wahl und Entſchließung bereuen ließ.

Die auswärtigen Angelegenheiten des preußiſchen Staats wurden während dieſer Jahre von ſehr verſchiedenen Chefs geleitet. Bis zur Kataſtrophe von 1806 wechſelten, je nach der politiſchen Lage, Graf Haugwitz und Baron Hardenberg einander ab. Vor dem Unglück von 1806 war wieder der Erſtere an die Spitze getreten. Nach dem 14. Oktober wurde der General von Zaſtrow mit der Leituug dieſer Geſchäfte beauftragt; ihm folgte abermals Hardenberg, bis zum Tilſiter Friedensſchluß. Dann folgte Stein's Miniſterinm, während deſſen Graf von der Goltz die ſpecielle Leitung der auswärtigen Angelegenheiten führte. — Als Humboldt nach Rom kam, traf er daſelbſt ſeinen Vorgänger, Uhden, noch an; den 10. Dec. 1832 reiste dieſer in die Heimath zurück. Wir werden dieſen gleichfalls durch Gelehrſamkeit ausgezeichneten Mann ſpäter noch in näherer Berührung mit Humboldt finden.

Die Lage des preußiſchen Geſandten am römiſchen Hofe war in jener Zeit außerordentlich günſtig und iſt es in ſolchem Grade wohl nicht wieder geworden. Vor Pius VII., der erſt kürzlich den heiligen Stuhl eingenommen hatte, hielt Preußen gar keine ſtehende Geſandtſchaft zu Rom; eben in dieſer Zeit aber ward die Curie, zum erſtenmal nach Jahr-

hunderten, mit Gewaltthätigkeiten bedroht. Dieſe Gewalt erlaubte ſich eine Hauptſchutzmacht des Katholicismus, während die andere für ſich genug zu ſorgen hatte, um an Anderer Rettung zu denken. Schon in den neunziger Jahren begann der Kampf Frankreichs gegen die päpſtliche Macht; der Oberhirt der Kirche ward vertrieben und gefangen, und wenn auch das Land im Jahr 1800 wieder geräumt wurde, blieb doch eine Anzahl der wichtigſten römiſchen Kunſtwerke die Beute des Siegers. Jetzt traten einige Ruhejahre ein; aber mit dem ſteigenden Glücke des franzöſiſchen Kaiſers erneuerten ſich die Inſulten, und als Humboldt Rom verließ, ſah man täglich der Vernichtung der päpſtlichen Herrſchaft entgegen.

Gegen eine Macht, wie die Napoleoniſche, waren alle Waffen der Curie ſtumpf, der Widerſtand wie die Nachgiebigkeit vergeblich. Der Papſt ging (Dec. 1804) nach Paris, um Napoleon zu krönen; umſonſt. Mit Ueberrumpelung der Citadelle von Ancona (Nov. 1805) begann eine neue Reihe von Feinſeligkeiten, die im Juli 1809 mit der Gefangennehmung und Entführung des Papſtes und mit Einverleibung des Kirchenſtaats in das franzöſiſche Reich endigten.

Pius VII. war ein würdiges und geiſtvolles Kirchenhaupt; unter ihm leitete der überaus feine Cardinal Herkules Conſalvi die auswärtigen Geſchäfte. Zwar wurde dieſer ſchon im Juni 1806 genöthigt, ſeine Entlaſſung zu nehmen; doch insgeheim arbeitete er nach wie vor. Die ſchnell einander ablöſenden Staatsſekretäre, Caſoni, Doria, Gabrielli, waren nur die ſcheinbaren Inhaber des Amtes. [1]) Aber auch die Feinheit und Kunſt dieſes Diplomaten konnte die Verhängniſſe nicht abhalten, die der Kirchenmacht damals von ihren Freunden und Anhängern werden ſollten.

---

1) J. L. S. Bartholdy. Züge aus dem Leben des Cardinals Herkules Conſalvi. Stuttgart und Tübingen. 1824. S. 49.

In ſolchen Zeiten der Bedrängniß durch alte Freunde ſteigt derjenige in Gunſt, der uns ſonſt ferner ſtand, den wir mißtrauiſch anzuſehen pflegen. Dies erfuhr damals beſonders Preußen, welches keine Unbill übte, und zuletzt ſelbſt von dem gemeinſamen Feinde darniedergeworfen ward, und erfuhr es um ſo mehr, da es einen ſo ausgezeichneten und gewandten Repräſentanten nach Rom geſendet hatte, wie Humboldt — eine Perſönlichkeit, die in jeder Hinſicht imponirte, und deren Eigenthümlichkeit im Vatikan beſſer gewürdigt werden mochte, als nachher manchmal in großen Verſammlungen europäiſcher Diplomaten. Seine Neigung zum Alterthum, zur Kunſt, das Patronat aller fremden Künſtler, nicht blos der deutſchen, noch weniger blos der preußiſchen, das er übernommen und das ſeitdem auf die Repräſentanten Preußens ſich vererbt hat; die ſeltene Gaſtfreiheit und Liberalität ſeines Hauſes, in einer Zeit, wo in Rom oft große Noth und Bedrängniß herrſchte — alles dies gewann Humboldt die beſondere Gunſt und Verehrung des Gouvernements ſowohl als des römiſchen Volkes.

Dies zeigte ſich bei jeder Gelegenheit. Fand etwa eine große Kirchenfeier, eine Heiligſprechung ſtatt, ſo ſtellte man ihm für ſich und die Freunde ſeines Hauſes Zutrittskarten, ſelbſt die Loge der Cardinäle zur Verfügung. Ein andres Mal hatte ein ausländiſcher — aber nicht preußiſcher — Künſtler ſich dergeſtalt gegen eine angeſehene Perſon vergangen, daß er aus Rom verwieſen ward, und keine Vorſtellungen dagegen helfen wollten; Humboldt's Einſprache aber gelang es, die Maßregel zu hintertreiben. [2]) Ja zu ſeinen Gunſten gingen die Römer von feſtſtehenden Einrichtungen ab und gewährten freiwillig, was ſie den Proteſtanten ſonſt nie geſtattet haben. Der Begräbnißplatz derſelben an

2) Aus mündlichen und handſchriftlichen Quellen.

der Pyramide des Ceſtius iſt ein offener, Jedem zugängiger Platz und darf in keiner Art umzirkt oder geſchloſſen werden. Der Familie von Humboldt allein hat das römiſche Volk einen eingehegten Raum unter den offenſtehenden Gräbern zugeſtanden und ihr mit dieſem Platz ein eignes Geſchenk gemacht. [3])

Man könnte die Frage aufwerfen, warum denn Preußen dieſe Zeit und Stellung nicht benutzt habe, damals über ein Concordat mit der Curie zu unterhandeln. Allerdings wäre es klug geweſen; ob aber von Erfolg, iſt zu bezweifeln. Die Curie pflegt ſolche Verträge, namentlich mit nicht katholiſchen Regierungen, nur zu Gunſten der Kirche abzuſchließen; deshalb kam damals der Gedanke gar nicht auf, dergleichen zu wollen. Dann bewies Cardinal Conſalvi zwar eine gewiſſe Nachgiebigkeit gegen die Zeit und die Verhältniſſe; in der Hauptſache jedoch wich er ſelbſt den napoleoniſchen Bajonetten keinen Fuß breit. Er bekannte ſich keineswegs zu den milden Ideen, die ihm einzelne ſeiner proteſtantiſchen Freunde gern geliehen hätten. Was er einräumte, war doch nur Nachgiebigkeit in kleinen Dingen und nie würde er den Grundlagen der Kirche etwas vergeben haben. [4]) So ſtand es ſelbſt in der Zeit der Bedrängniß, da man weit entfernt war, an den Trotz und Rigorismus denken zu können, die erſt der wiedererſtandne Jeſuitismus erneuert hat. Humboldt hat das wohl erkannt. Als nach Wiederherſtellung der päpſtlichen Macht Niebuhr mit dem Beruf, ein Concordat zu unterhandeln, nach Rom geſendet wurde, dachte dieſer gleich an ein Wort ſeines Vorgängers. In einer Unterredung mit Nicolovius, damaligem Direktor der geiſtlichen Angelegenheiten im Miniſterium zu Berlin, ſetzte er die

3) Fried. Brun, a. a O. II. 320. 329.
4) Bartholdy, a. a. O. 73.

Schwierigkeiten auseinander, welche er für seine Mission zu erwarten habe. Er erwähnt dieser Darstellung in einem seiner Briefe. Ueber viele Dinge, hob er hervor, die man in Berlin glaube erlangen zu können, dürfe man nur an Humboldt's Aeußerung denken: „Daß der Engel Gabriel sie zu Rom nicht ausmachen könne. Die Negociationen zerfielen dort in zwei Classen, solche, die sehr leicht, und solche, die gar nicht zu erlangen wären.“ [5])

Manche sind nun freilich der Ansicht, daß Preußen nach 1815 etwas mehr oder doch Bestimmteres in Rom erlangt haben würde, wenn es einen geschäftskundigern Unterhändler dorthin geschickt hätte, als den edlen Niebuhr, dessen Geisteskraft und Gelehrsamkeit und Charaktergüte Niemand bezweifelt, dessen Schwäche aber auch Humboldt nicht entging, wenn er äußerte: „Niebuhr spiele unter den Gelehrten den Staatsmann, unter den Staatsmännern den Gelehrten.“ [6])

Hatte nun Humboldt, wie er ja selbst sagt, in der Stellung, mit der er seine diplomatische Laufbahn begann, wenig mit eigentlich politischen Dingen zu thun, so war sie doch sehr geeignet, die Feinheit und Fertigkeit, die ihn in spätern Verhältnissen so auszeichneten, in ihm zu entwickeln. Giebt es einen Ort, wo man alle Kniffe und Pfiffe der gemeinen Diplomatie durchschauen und die Großartigkeit der ächten kennen lernen kann, so ist es Rom. Consalvi allein war schon ein Kopf, mit dem es der Mühe lohnte, sich zu messen.

Von den sonst in Rom während jener Zeit thätigen Diplomaten erwähne ich nur den Cardinal Fesch, als

---

5) Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr aus Briefen desselben und aus Erinnerungen einiger seiner nächsten Freunde. Hamburg, 1838. II. 153. Die Herausgeber haben nur den Anfangsbuchstaben gegeben; es kann aber schwerlich ein Anderer gemeint sein, als Humboldt.

6) Berichtet in Dorow's Denkschriften und Briefen zur Charakteristik der Welt und Literatur, B. 3. Berlin, 1839. S. 13.

napoleoniſchen Geſandten, und den däniſchen, Baron von Schubart, der, auch in Florenz beglaubigt, gewöhnlich in Livorno reſidirte. Schubart zeigte ſich als Beſchützer ſeiner Landsleute, beſonders der däniſchen Künſtler, ſehr ſchätzenswerth, er war auch mit Humboldt wohl bekannt und ein gern geſehener Gaſt des Hauſes, das wohl auch manche Standesperſonen empfangen mußte, die ſich ſonſt durch nichts Rühmliches hervorthaten. [7])

Vorzüglich ſtand das Humboldt'ſche Haus den in Rom lebenden Künſtlern offen, zumal den deutſchen. Es war ein Vereinigungspunkt ſeltner Art, der die verſchiedenſten Richtungen und Talente ſchützend und verſöhnend umſchloß. Humboldt und ſeine Gattin nahmen ein inniges Intereſſe an den Leiſtungen gleichzeitiger Künſtler. Sie beſonders zeigte Hingebung für alle Zweige der Kunſt; ſie ſtand auch den romantiſchen Regionen, in denen namentlich die Malerei, den Bahnen unſrer Dichtung folgend, ihre Heimath aufſchlug, näher, als ihr Gemahl, dem die lichten Geſtalten und ſtrengen Formen der Antike und unſerer claſſiſchen Poeſie das Düſtere, Unklare und zuweilen wirklich Krankhafte vieler neuern Kunſtleiſtungen mehr entleidet hatten. Hiezu kam noch, daß ihn in früheren Jahren von allen Künſten einzig die Dichtkunſt gefeſſelt hatte, die übrigen Künſte dagegen nur, inſoweit ihn ſeine Alterthumsſtudien dahin führten. [1]) Erſt dieſe größern Reiſen bildeten ſeinen Kunſtſinn nach vielen Seiten,

---

7) Humboldt's Verbindung mit Herrn von Schubart wird in Zoëga's Leben von Welcker (II. 233. 342.) ſelbſt als freundſchaftlich bezeichnet. Sie correſpondirten auch mit einander.

1) Früher fürchtete Humboldt, bei dem vorwiegenden Kunſtintereſſe, welches Italien erheiſcht, ſogar, dieſes Land zu beſuchen, weil, wie er meinte, ſein Sinn dafür noch nicht genug entwickelt wäre. Siehe Briefw. mit Sch., S. 232—33.

mit Ausnahme immer der muſikaliſchen, für die ihm die Natur jedes Organ verſagt hatte. Schon zu Paris ſah er eine Fülle der herrlichſten Kunſtſchätze, darunter auch jene, deren man Rom und das übrige Italien erſt kurz vorher beraubt hatte. Eben ſo fruchtbar war die ſpaniſche Reiſe. Spanien beſaß ſo manche dem übrigen Europa faſt unbekannt gebliebene Kunſtwerke. Endlich dieſer längere Aufenthalt in Italien und Rom, gerade zu einer Zeit, da eine neue Entfaltung der bildenden Künſte, und zwar eine vorzugsweis von Deutſchen bewirkte, unter dem Vorbild altitalieniſcher Meiſter und der Antike ſich dort zu entwickeln anfing.

Sonderbarer Weiſe, auch hier ſollte Humboldt den Anfang einer beſſern Zeit begrüßen, ja fördern helfen. Die Malerkunſt wandte ſich, mit großem Erfolg, zur Tiefe, Innigkeit und Schönheit eines Raphael und Michel Angelo zurück. Dem poetiſchen Sinn unſeres Volkes war es vorbehalten, wenigſtens einen Nachglanz jener größern Vergangenheit zu geben. Zu gleicher Zeit ſtrebten jüngere Bildhauer, ihre Darſtellungen ſtreng und rein im Geiſt der griechiſchen Kunſt zu denken und jeder eitlen Bildnerei gänzlich zu entſagen. So ward in beiden Künſten, was bisher auch den hervorragendſten Erſcheinungen Italiens und Frankreichs, einem David, Gerard, ja ſelbſt einem Canova noch verſagt geblieben, endlich durch Deutſche erreicht. [2]) Bekanntlich ging dieſe Erneuerung von wenigen Männern aus. In der

2) „Es gehört zu den erfreulichſten Erſcheinungen unſerer Zeit, daß die bildende Kunſt ſeit etwa dreißig bis vierzig Jahren einen Aufſchwung gewonnen hat, den zu hoffen die unmittelbar vorhergehende Epoche kaum berechtigte. Sie dankt dies, außer andern zuſammentreffenden Urſachen, offenbar dem richtigen Wege, den ſie genommen hat, indem ſie, ſich von der Herrſchaft einſeitiger Manier befreiend, zu einem ernſteren und ſtrengeren Studium der Natur zurückgekehrt iſt, und das Alterthum und die großen Wiederherſteller der Malerei zu Vorbildern gewählt hat. Worte W. v. Humboldt's vom J. 1825." (Geſ. Werke, III. 308.)

Malerei ſchritt Asmus Karſten's aus Schleswig mit den beiden würtembergiſchen Künſtlern Eberhard Wächter und Gottlieb Schick, in der plaſtiſchen Kunſt der Däne Thorwaldſen und der deutſche Bildhauer Rauch, der Thorwaldſen in verwandtem Streben auf dem Fuß folgte, voran. Als Humboldt in Rom eintraf, war Karſtens leider ſchon geſtorben, unſer noch lebender Veteran Wächter ſchon in die Heimath zurückgereiſ't; dagegen feierte Thorwaldſen eben dort ſeine erſten Triumphe; Schick war kurz zuvor erſt nach Rom gekommen und fand hier erſt den rechten Boden. Etwas ſpäter langte auch der noch ganz junge Rauch zu Rom an. Damals traten, in ſchneller Folge, die erſten namhaften neuern Kunſtwerke ans Licht, vor allen Thorwaldſen's Jaſon und Schick's Apollo unter den Hirten.

Wie hätte Humboldt einen ſolchen Umſchwung ungenützt oder unbeachtet laſſen ſollen, welcher noch dazu faſt nur von ſeinen Landsleuten hervorgerufen wurde! Uns iſt nur merkwürdig, daß er auch hier einen neuen Aufſchwung begrüßen und ſich auch hier von dem Mittelpunkte deſſelben erſt entfernen ſollte, als man bis zu einem gewiſſen Höhepunkt gelangt war, und, wie es immer in der erſten Zeit der Entwicklung zu ſein pflegt, dieſe noch in rechter Friſche und Geſundheit daſtand, während nach ſeinem Abgang die Kunſt ſich allerdings noch reicher entwickelte, aber doch auch, wie ſchon vorher die deutſche Poeſie, von manchem trüben Elemente verdüſtert ward. Dieſe Erſcheinung begegnete ihm zu Rom kaum erſt in ihren Anfängen; denn als die eigentlichen Meiſter dieſer ſpätern Zeit, die Cornelius und Overbeck, in Rom eintrafen, war er von dort ſchon abgegangen; ſeine Gemahlin nur verweilte länger da, kehrte mehr denn einmal

3) Auch Humboldt erinnert an Karſten's Verdienſte. Siehe geſ. Werke, III. 313—14.

dahin zurück, und fand noch die schönste Gelegenheit, ihren vielseitigen Kunstsinn zu bethätigen. [4]) Auch verdiente diese Kunstentwicklung solchen Antheil in hohem Grade, mehr vielleicht, als die schon von uns mit ihr verglichene romantische Dichtung. Denn während in unsrer Poesie die Meisterwerke entschieden vor dem Eintritt der eigentlich romantischen Epoche liegen, hat namentlich die Malerei — diejenige Kunst, welche nach der Musik am tiefsten auf dem Boden der Romantik wurzelt — seitdem einen immer größeren Aufschwung genommen, und, trotz mancher krankhaften Elemente, Werke hervorgebracht, mit welchen sich aus jener ersten Entwicklungszeit wohl nur jene Meisterstücke von Schick und Thorwaldsen messen dürfen. Schick gab als Maler ein wirklich vollgültiges Vorzeichen dessen, was diese neue Kunstentwicklung zu leisten im Stande sein werde, ja, nach der Ansicht vieler Kundigen, bleibt es zweifelhaft, ob diesem so gesunden und strebenden Künstler, falls ihn der Tod nicht mitten in seiner Laufbahn abgerufen, selbst ein Cornelius die Palme entwunden haben würde?

Daß Humboldt auch den Fortgängen der neuern Kunst seine Aufmerksamkeit keineswegs entzog, davon hat er, an der Spitze der Kunstfreunde im preußischen Staate, bis in seine letzten Jahre hinlängliche Beweise gegeben. Allerdings mochte er manchmal mit Vorliebe auf die Zelt hinblicken, wo er die ersten Anfänge dieses Aufschwungs begrüßt und gefördert hatte, und manche trübende Einwirkungen sich noch nicht fühlbar gemacht hatten. Dagegen hielt ihn sein guter Genius fern davon, solcher Mängel und Einseitigkeit wegen die Vorzüge der späteren Kunstentfaltung zu verkennen, sich

4) Als Zeugnisse ihres Kunstsinns und regen Antheils liegen unter andern Briefe an ihre Freundin Friederike Brun vor, mitgetheilt von Lotzterer in ihrem „Römischen Leben," II. 320—24. Vergl. auch ebendas. I. 37—38.

wohl gar mit Göthe'n für Leute wie Hackert zu begeiſtern, und der Kunſt etwa, auch in Rückſicht auf Stoff und Gehalt, Gränzen zu ziehen, die kaum für die Plaſtik volle Gültigkeit haben, die Schöpfungen anderer Künſtler aber, gleich denen des Dichters, nur zu leicht kalt und leer werden laſſen. Humboldt wußte zwar, daß in Anmuth und Strenge der Form die Antike uns Vorbild bleiben müſſe, aber er wußte auch, daß in der Malerei nicht das Alterthum die größten Muſter hinterlaſſen; er verehrte ſeinen Raphaël zu hoch, um nur in antiken Stoffen die Fundgrube der Kunſt, und gar der Malerei zu erblicken; er forderte vielmehr Uebung an den verſchiedenſten Stoffen, mythiſchen und hiſtoriſchen, antiken und modernen, an Gegenſtänden „des ehrwürdigen wie des reizenden Alterthums," der griechiſchen wie der chriſtlichen und neuern Dichtung, und meinte, daß es gerade bei antiken Stoffen doppelt nöthig ſei, ſie recht mit dem Geiſt und der Empfindung unſerer Zeit aufzufaſſen und zu beſeelen. In einer der vor den Kunſtfreunden des preußiſchen Staats gehaltenen Reden hat er ſein Glaubensbekenntniß darüber deutlich ausgeſprochen. „Den Alten," ſagt er, „war es vorzüglich eigen, den Gedanken ſo tief und ſo vollſtändig in die Erſcheinung zu legen, daß er gleich rein und lebendig wieder ſiegreich aus ihr hervorging. Eine Kunſt, die nicht das Alterthum zu ihrer Grundlage nähme, nicht oft Gegenſtände aus demſelben behandelte, ſich nicht die Nachahmung ſeiner vollen und durch nichts anderes, als ihre organiſche Nothwendigkeit bedingten Naturwahrheit zur feſten Regel machte, würde bald in Formloſigkeit und ermüdende Leere verſinken. Allein jenem großen naturgemäßen Sinn ſich anſchließend, kann ſie ſich mit Vertrauen dem Geiſte derer, welche ſie üben, und dem Geiſte des Jahrhunderts überlaſſen, und iſt ſicher, in jedem Forſchritte der Zeit ein angemeſſenes Gepräge

zu finden, von keiner Richtung des Gedankens und keiner Schattirung der Empfindung ausgeſchloſſen zu bleiben. [5])

Verdankte Humboldt dem römiſchen Aufenthalt gewiß einen großen Theil ſeiner Kunſteinſicht, ſo hat er aber auch dieſen Gewinn ſchon zu Rom den Künſtlern ſeiner Zeit reichlich zu vergelten geſucht. Denn es war mehr als gewöhnliche Gaſtfreundſchaft, was ſie in ſeinem Hauſe genoſſen. Er und die Gattin förderten Kunſt und Künſtler mit Rath und That. Sie ſorgten für dieſelben, wenn ſie erkrankten; ſie ſtellten Geldmittel zur Verfügung, damit ſie nicht gedrängt würden, ihre Leiſtungen zu verſchleudern. Sie trugen ſelbſt Arbeiten auf, trugen nicht wenig bei, Werke und Künſtler in die große Welt einzuführen und dem echten Verdienſt Ruf und Anerkennung zu verſchaffen. Davon gar nicht erſt reden, was die Künſtler in dieſem Hauſe an Geiſtes- und Geſchmacksbildung gewannen, wie ihnen hier der heimathliche Genius reich und lauter entgegenſtrömte.

Gewiß waren auch die italieniſchen Künſtler, ein Camuccini, vor allem aber Meiſter Canova, in regem Verkehr mit dem Hauſe; ungleich heimiſcher aber freilich die deutſchen und Deutſchland verwandten Künſtler. Wir wollen die bedeutendſten Männer anführen, aber nur bei denjenigen verweilen, die der beſondern Gunſt des Hauſes ſich zu erfreuen hatten.

Als Humboldt's nach Rom kamen, fanden ſie Thorwaldſen ſchon dort, auch einen geringern Bildhauer, Heinrich Keller von Zürich; von Malern den öſterreichiſchen Pen-

5) Dieſe Reden finden ſich jetzt in den geſ. Werken, III. 307—33, die obige Stelle S. 368. Man vergleiche, um ſeine Anſichten über unſre neuere Kunſt näher kennen zu lernen, beſonders auch S. 325 (über die Vorzüge der deutſchen Kunſt überhaupt, auch der altdeutſchen), 334—35 (das menſchliche Gemüth und die Ideenwelt ſind die Seele der neuern Kunſt!) und S. 341—43 (über antike und moderne Kunſt, und über Raphaël).

ſionair Abel, und den jungen Schick von Stuttgart, dann die Landſchafter Carl Reinhart — den bekannten Veteran deutſcher Kunſt in Rom, Joſeph Koch, den Tyroler, und den Engländer Wallis, den Zeichner und Kupferſtecher Gmelin, den Landſchaftszeichner Carl Graß und die längſt in Rom heimiſche Portraitmalerin Angelika Kaufmann. Faſt jedes Jahr brachte einen Zuſchuß von Talenten, zumeiſt ſolchen, in denen ſich ſchon mehr die neue romantiſche Richtung ankündigte. So die Bildhauer Rauch und Friedrich Tieck, von Malern die beiden Brüder Riepenhauſen, Wagner von Würzburg, Jagemann von Weimar, Platner aus Leipzig, zuletzt Leybold und Steinkopf von Stuttgart. Auch den Maler Müller wollen wir nicht vergeſſen, der freilich als Dichter bekannter iſt, in der Kunſt nur Dilettant blieb, doch als Kenner und Kritiker ſchätzbar war. — Humboldt ſelbſt ſcheint beſonders Gmelin Gunſt und Neigung geſchenkt zu haben. Er nennt ihn gegen Schiller einen unendlich braven Menſchen. [6]) Auch Graß, von Geburt ein Liefländer, war gern im Hauſe geſehen. Er war kein großer Künſtler, aber ein mannigfach gebildeter Menſch, ein enthuſiaſtiſcher Verehrer Schiller's, am bekannteſten durch eine ſicilianiſche Reiſebeſchreibung; übrigens dichtete er auch ſelbſt, freilich nur ſchwache Nachklänge des großen Meiſters. Im Morgenblatt ergoſſen ſich die Schleußen dieſes Talentes; da findet ſich auch „ein Abſchied vom Sommer. An Frau v. Humboldt, Pallazzuola, den 8. Okt. 1808." [7]) Humboldt ſelbſt trieb ſeinen Scherz mit ihm. So erzählte uns Jemand, der die Familie im Herbſt 1808 in Albano begrüßte und vor dem Mittagstiſch ſich in der Gegend umſehen wollte, Humboldt habe ihm geſagt: Wenn ſie einem Menſchen begegnen ſollten,

6) Briefw. zw. Sch. u. W. v. H., S. 457.
7) Morgenblatt, 4. Okt. 1813.

dem der eine Hemdkragen herunterfällt, während der andere tüchtig in die Höhe steigt, dann haben sie das Genie des Landschaftmalers Graß vor sich. Der Fremde fand die scherzhafte Ankündigung auch bestätigt.

Mehr aber als alle genannten erfreuten sich drei große Künstler, Thorwaldsen, Schick und Rauch, der Gunst und Liebe dieses Hauses. Alle drei waren eben im Aufblühen begriffen. Thorwaldsen hat dieser Gunst sich stets mit treuer Liebe erinnert. Wer, sagte einst seine Landsmännin Fried. Brun, [8]) wer hat mit innigerem Gefühle und reinerer Kunstfreude unsers Thorwaldsen's Gebilde begrüßt, als Karoline von Humboldt und ihr Gemahl? Wo fand der junge Künstler höhern Lohn, als in der gastfreundlichen Wohnung, die sie den Künstlern auf der Trinità dei Monti zu Rom eröffnet hatten? Als sein Jason, seine erste, so berühmt gewordene Statue, eben aus der Form getreten war, veranstaltete seine begeisterte Landsmännin eine Art Fest, dem nächst vielen Künstlern auch der Erbprinz von Mecklenburg, Bruder der preußischen Königin, beiwohnte und bei dem Humboldt's natürlich nicht fehlen konnten. [9]) — Thorwaldsen führte später eines seiner schönsten Werke, seine Speranza, für Frau v. Humboldt in Marmor aus. [10]) — Nicht minder früh erkannten Humboldt's das große Talent des Malers Schick. Sie waren ihm schon in Paris begegnet, wo er, unter David, seine ersten Studien gemacht hatte. In Rom trafen sie ihn im schönsten Aufstreben, und widmeten ihm jede Gunst. Er konnte sich fast als ein Glied des Hauses betrachten, und hatte Ursache genug, in jedem seiner Briefe in

8) In einem, Frau v. Humboldt gewidmeten Aufsatz: „Etwas über Albert Thorwaldsen, den Dänen, Bildhauer zu Rom", Morgenblatt, 10.—18. Aug. 1812.

9) Brun, Römisches Leben, II. 100—101.

10) Ebendas., II. 332.

die Heimath dieſer Begünſtigungen auf's rührendſte zu gedenken. „Das Haus des preußiſchen Geſandten", ſchrieb er im April 1803 an die Seinigen nach Stuttgart, „iſt der Sammelplatz aller verdienſtvollen Männer von Rom; unter allen Menſchen, die ſich dort verſammeln, bin ich allein, der keinen Titel hat, und von geringem Herkommen iſt, doch bin ich durch hundert Proben ſchon überzeugt, daß ich nicht der am wenigſten geliebte bin. — Dieſem Hauſe verdanke ich es, wenn meine Geiſtesfähigkeiten ſich um einige Grade erweitern." Ein andresmal erzählt er, daß Herr v. Humboldt ihm ſelbſt die Eingabe aufgeſetzt, mit der er eines ſeiner Bilder an den Herzog von Würtemberg begleiten ſollte. Schick war auch ein vortrefflicher Portraitmaler, und hat gerade in dieſer Hinſicht ganz Ausgezeichnetes für die Humboldt'ſche Familie gearbeitet — Stücke, die zu dem Schönſten gehören, was die moderne Malerei hervorgebracht hat, und die jetzt zu den Zierden des Schloſſes Tegel gehören. Es ſind folgende: 1. Die Skizze eines Familiengemäldes (die Mutter von ihren Kindern umringt); 2. Das Portrait der Frau v. Humboldt mit einem Sohne; 3. Das Portrait der älteſten Tochter (Karoline), lebensgroße ganze Figur, mit einer Guitarre in der Hand; endlich 4. noch ein herrliches Oelbild, die beiden jüngſten Mädchen, Adelheid und Gabriele, die, in lieblicher Gruppe ſich umarmend, mit bloßen Füßen auf einer Mauer ſitzen. Dieſe und noch manche andre Arbeit fertigte Schick für Humboldt, ſo oft er eben von größern hiſtoriſchen Gemälden ausruhte. Durch dieſe Bilder, die nicht nur in öffentlichen Ausſtellungen zu Rom, ſondern im Humboldt'ſchen Hauſe ſelbſt einen weiten Kreis von Bewunderern fanden, gelangte Schick eben ſo als durch ſeine namhafteſten Werke zu einem großen Künſtlerruf. Als Humboldt's Rom verlaſſen hatten, verbreiteten ſie dieſen auch noch nach Wien und Berlin. Leider erkrankte Schick ſchon nach wenigen Jahren,

und konnte daher der Einladung nicht mehr folgen, die ihn auf's freundlichſte auch nach Wien rief. Wahrſcheinlich würde er nachmals in Berlin eine bleibende Stellung gefunden haben. — Humboldt hatte dies ſchon eingeleitet — aber er ſtarb leider, kurz nach der Rückkehr in ſeine Heimath, den 7. Mai 1812 zu Stuttgart. Ein unvollendetes Oelbild, Chriſtus, als Jüngling, ſchlafend und von Engeln bewacht, wollte Frau v. Humboldt um jeden Preis erwerben, allein es war auch um den höchſten der Familie nicht feil. Sein Hauptbild, Apollo unter den Hirten, ziert jetzt die königliche Gallerie in Stuttgart. — Der dritte von ihnen auserwählte Künſtler war der Bildhauer Rauch. Er kam, von Berlin aus, im Jahr 1805 nach Rom, und fand ſechs Jahre lang die zärtlichſte Gaſtfreundſchaft in Humboldt's Hauſe. Er arbeitete während dieſer Zeit auch einige Statuen für die Familie: z. B. Mars und Diomedes verwundet, dann die Statue eines elfjährigen Mädchens (wenn ich nicht irre, einer Tochter Humboldt's), die ſpäter auch in Marmor ausgeführt wurde.

Mit Recht ſagt der Dichter: „es ſei vortheilhaft, den Genius zu bewirthen." Nicht nur an Einſichten bereichert, ſondern auch durch den Beſitz vorzüglicher Kunſtwerke, kehrte die Familie von Rom zurück.

Bei weitem weniger Anregung fand Humboldt doch für die ihm eigenſten Geiſtesbeſtrebungen zu Rom, ſobald man nämlich von dem Lande, von den Erinnerungen, von den Schätzen abſieht, die in dieſer Stadt und ihrer Umgegend angehäuft worden. Welche Koſtbarkeiten vereinigt allein die Bibliothek des Vatikans! Und wie manches fand gerade Humboldt für ſeine Zwecke, das er außerhalb Rom vergeblich geſucht haben würde, namentlich für ſeine umfaſſenden

Sprachſtudien, für welche, zumal in jener Zeit, Niemand ſo vorgeſammelt haben konnte, als die Propaganda zu Rom. H. gedenkt ſelbſt der Sachen, die ihm die reiche Bibliothek des Collegio Romano bot. [1]) Er ſammelte auch während des italieniſchen Aufenthalts amerikaniſche Grammatiken; [2]) die Unterſuchungen über die koptiſche Sprache kamen gerade damals in Schwung; ja das bekannte Muſeum des Cardinals Borgia zu Velletri reichte ſelbſt zu hieroglyphiſchen Forſchungen Materialien dar. Der claſſiſche Boden überhaupt mußte einem Geiſt, der ſchon in der Ferne in ſeine Heiligthümer eingedrungen war, ganz unermeßliche Schätze darbieten!

Freilich beſchäftigte alles dies ſeinen Genius nur von einzelnen Seiten; die perſönliche Anregung fehlte noch dazu faſt gänzlich, und wir wundern uns nicht, ihn deshalb immer noch ſehnſüchtig nach der Heimath und ſeinen deutſchen Freunden zurückblicken zu ſehen. So ſchrieb er in einem Briefe vom 20. Juli 1805 an F. A. Wolf: „Für mich ginge der Genuß, Sie hier zu begleiten, über jeden Begriff. Es wäre nach Jahren wieder der erſte eines geiſtvollen Geſprächs. Was es hier auch an wiſſenſchaftlichem Umgang gibt, ſo iſt es trocken und hölzern. Selbſt Zoëga'n, der ſonſt intereſſantere Anſichten hat, fehlt es an lebhaftem Intereſſe. Er iſt ein allgemeiner Indifferentiſt und Skeptiker, und wenn auch wirklich ſeine Gelehrſamkeit dadurch weniger Schaden leidet, ſo verliert doch die Mittheilung allen Reiz. Es wird Ihnen ordentlich merkwürdig ſein, Zoëga zu ſehen. Auch mein Bruder hat die Bemerkung gemacht, daß Niemandes Umgang ſo wenig zu eigenen Arbeiten belebend, ja man kann ſagen, ſogar niederſchlagend dafür iſt."

---

1) Einl. zur Kawi-Sprache, S. 284.

2) Siehe oben S. 50.

„Sie wiſſen," fährt H. in ſehr charakteriſtiſcher Weiſe fort, „daß wir Spalding [den Philologen von Berlin] hier gehabt haben. Aber ich habe ihn nicht einmal ſo viel genoſſen, als ſonſt möglich geweſen wäre. Er iſt auch, finde ich, in der That noch geiſtloſer geworden, und weiß jetzt von nichts mehr, als von langen und kurzen Sylben und Etymologien zu reden. Hier war er nun aber ganz in ſeine Familie, Frau, Sohn ꝛc. vergraben. Glauben Sie, daß ich ihn bei einem höchſtens ſechswöchentlichen Aufenthalte in Rom gefunden habe, wie er um Mittag en familie Karten ſpielte? Unſerer Nation hat er dabei keine Ehre gemacht. Seiner Herzensgüte hat man überall Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Aber ſein Pedantismus, ſeine Wuth, mittelmäßige Verſe in allen Sprachen zu machen, ſeine Flachheit, haben Zoëga, Marini und alle Beſten bald angeeckelt, bald in Staunen geſetzt. Stellen Sie ſich nur vor, daß er hier auf der Corſiniſchen Bibliothek dreißig bis vierzig Homeriſche, ächt Homeriſche Verſe aus der Iliade, die nur nicht an ihrer Stelle ſtanden, als neu abgeſchrieben, allen Menſchen erzählt hat, barbariſche Wörter darin gefunden zu haben, wie z. B. καπετος (!!!), und ſich erſt einige Tage darauf die Stelle von Zoëga hat nachweiſen laſſen. Und hätte er das nur nicht alles noch ſelbſt ſo breit und mir erzählt! Verſe hat er ohne Zahl gemacht, und immer gleich deutſch und lateiniſch zugleich, manchmal auch griechiſch dazu; aber Nutzen hat er von ſeiner Reiſe gewiß auch nicht den mindeſten. Quintiliane hat er überall aufgeſucht, und dann kaum angeſehen. Sie fühlen, mein Beſter, daß ſein Eindruck eines deutſchen Gelehrten ausgelöſcht zu werden bedarf.

„Von Neuigkeiten weiß ich Ihnen nichts zu ſagen. Hier wird nur alle halbe Jahrzehend ein neues Buch geſchrieben, und dann die übrige Hälfte von dieſem geſprochen. Was im Werk iſt, kennen Sie. Nach- und Ausgrabungen geſchehen

hier und dort, aber keine bedeutende, weil keine planmäßig unternommen, und mit Beharrlichkeit fortgesetzt wird. Die Fea'sche beim Pantheon könnte wichtig werden, wenn er nicht auf eine höchst flüchtige Weise sähe, seine Meinung dann sehr eigensinnig behauptete, und die gemachten Löcher großentheils wieder zuwerfen ließe, was denn freilich die beste Manier ist, Recht zu behalten." [3])

Daß ihm unter den römischen Gelehrten Monsignor Marini, der Vorgänger des Cardinals Mai als Vorstand der Vatikanischen Bibliothek, noch am meisten galt, sagt Humboldt selbst; Fea, der bekannte Herausgeber des Horaz, wird gut genug bezeichnet; von sonstigen Berühmtheiten ist aber fast nichts zu sagen. Nennen will ich jedoch einen Pater Paolino, geborenen Oesterreicher, der in einem römischen Carmeliterkloster lebte und sich schon damals als Forscher der Sanskritsprache hervorthat. — Unter den Fremden, die sich in Rom niedergelassen, traf man schon mehr in Wissenschaften ausgezeichnete Männer, so den greisen Marquis d'Agincourt der sich durch seine Geschichte der Kunst in der Zeit des Verfalles verdient gemacht, den gelehrten Schweden d'Ackerblad, der als Gesandtschaftssekretair lange in Rom lebte, namentlich aber mehrere Deutsche. Fernow verließ Rom schon 1803, erschien aber auch in dieser kurzen Zeit als schätzenswerther Umgang. Er war ein eifriger Kantianer, und schon dadurch mit H. in Berührung, er setzte dieses System selbst mit der Kunstkritik in näheren Bezug, dabei war er ein tüchtiger Litterator, namentlich Kenner der italienischen Sprache und Dichtung. Ein Aufsatz in seinen römischen Studien (Th. II. Zürich 1806, S. 171—4: „über den Begriff des Kolorits,") ist Frau v. Humboldt gewidmet. Er gedenkt darin auch der schönen, in ihrem gastlichen Hause,

3) In Varnhagen's Denkw. 2te Aufl. II. 155—58 mitgetheilt.

wo er faſt jeden Abend zugebracht hatte, verlebten Stunden. [4]) — Des Archäologen Sickler haben wir ſchon gedacht. [5]) Am meiſten aber intereſſirt uns, wie Humboldt ſelbſt, der treffliche Georg Zoëga, von Geburt ein Jütländer, ſeiner Bildung nach jedoch durchaus Deutſcher. Seine große Kenntniß des Alterthums, ſeine Sprachkunde, endlich ſeine genaue Bekanntſchaft mit der Oertlichkeit des alten und neuen Rom machten ihn für H. zu einer höchſt anziehenden Erſcheinung, wie ſie ja noch Jedermann in ſeinen von dem geiſtvollen Philologen F. G. Welcker herausgegebenen Briefen ebenſo liebenswürdig als bedeutend entgegentritt. Leider ward dieſe ſchöne Natur durch Sorgen und Unglücksfälle zu früh gebrochen, ſo daß Humboldt den Umgang mit ihm, der in andrer Beziehung ſo unſchätzbar war, wie wir eben ſahen, nicht mehr durchweg beglückend fand. Für Zoëga aber, in ſeinen letzten trüben Lebensjahren, war dieſer Umgang um ſo labender; er wohnte ſchon länger in Strada Gregoriana und bekam nun Humboldt zum freundſchaftlichen Nachbar. Auch war das Haus das einzige, das der damals ſchon faſt immer kränkelnde Mann zu beſuchen gewohnt war. Humboldt erkohr ihn nicht blos in Rom, ſondern auch den Umgegenden gar gern zu ſeinem Begleiter. [6]) Wie hätte er auch einen geeigneteren finden ſollen! Dafür ſtand er jenem wieder bei ſeinen wiſſenſchaftlichen Arbeiten theilnehmend, fördernd und belebend zur Seite; er folgte ihm ohne Zweifel auf das Gebiet der koptiſchen Sprache und der erſt nachmals tiefer erforſchten Hieroglyphen; er begleitete ſeine an Ort und Stelle angeſtellte Unterſuchung der antiken Basreliefs, ſo wie der Topographie von Rom. Wenige Zeit, nachdem H. Rom

4) Fernow's Leben von J. Schopenhauer, Tübingen 1810. S. 281. 421. u. Friederike Brun, römiſches Leben. I. 177—79.

5) Siehe oben S. 84.

6) Siehe oben S. 77—78.

verlaſſen, ſchon am 10. Febr. 1809, ſchied Zoëga aus dieſem Leben. 7)

Doch wenn auch der Gewinn für Humboldt von den auf ſeinen Reiſen angeknüpften Bekanntſchaften nicht immer gleich ergiebig ausfiel, ſo leiſteten dennoch viele ſpäter, bei ſeinen erweiterten Sprachſtudien, noch manchen Dienſt. Wie viele fruchtbare Verbindungen hatte er faſt in allen Theilen Europa's großentheils perſönlich geknüpft!

Und welche Fülle verſchiedener Anregung brachte die Maſſe von Menſchen, die aus allen Ländern nach Rom ſtrömte, in ſeine Nähe. In jenen Jahren zumal, wo Italien nach längerer Unterbrechung wieder zugängig wurde, wo Viele ſo gern aus der gedrückten Heimath flohen, während Andre über die Alpen gingen, um den romantiſchen Geiſt an der erſten Quelle zu ſchöpfen. Das meiſte Intereſſe gewähren uns auch hier die Landsleute, und unter ihnen die geiſtigen Größen, deren wir gedenken können.

Es fehlte aber auch nicht der vornehme und fürſtliche Zuſpruch. Eine Fürſtin von Rudolſtadt nennt Humboldt in einem ſeiner Briefe an Schiller. Um dieſelbe Zeit (1803) hielt ſich auch Prinz Georg von Mecklenburg-Strelitz, Bruder der unvergeßlichen Königin Louiſe, länger zu Rom auf. Er war ſehr intim mit dem Humboldt'ſchen Hauſe. Einige Jahre ſpäter kam der Prinz Friedrich von Sachſen-Gotha, ein großer Muſikliebhaber, der die vornehmen Familien der Stadt zu theatraliſchen Aufführungen um ſich verſammelte. Die Kronprinzen von Bayern und Würtemberg eilten ab und zu, und was wäre nach Rom gekommen, ohne dieſem

---

7) Zoëga's Leben von F. G. Welcker. Stuttgart u. Tüb. 1819. II. 283. 342. 366. 413. — Frieder. Brun, a. a. O. I. 177 — 79.

Hauſe zu begegnen, mochte es nun in Rom ſelbſt oder, wie jedes Jahr einen Theil des Sommers, in Albano ſich befinden.

Gleich bei ihrer Ankunft in Rom trafen Humboldt's Bonſtetten und Friederike Brun an, letztere mit ihrer Tochter Ida, nachmaliger Gräfin von Bombelles. Sie verweilten damals bis Juni 1803 und kehrten in den Jahren 1807 und 1808 abermals in Rom ein. Bonſtetten und unſer Humboldt ſtanden ſich ihrer Natur nach ziemlich fern; Friederike Brun knüpfte ſchon durch Frau von Humboldt ein innigeres Band, ſie gedenkt des Hauſes und der Familie oft in ihren Reiſeſchriften und ſtets mit innigſter Liebe. Humboldten verglich ſie wegen ſeines Sarkasmus, ſeiner Scherzreden und Paradorien, die gerade ihre Sentimentalität häufig genug herausfordern mochten, mit einem ihrer däniſchen Freunde, einem Grafen Cajus von Reventlow; ſogar die Schriftzüge beider fand ſie täuſchend ähnlich. Während ſie von jenem aber doch nur mit Ehrerbietung redet, ſpricht ſie von der Gattin wie von einer Seelenfreundin und mit eben ſo viel Begeiſterung. So erklärte ſie geradezu, die Gräfin Louiſe zu Stolberg, Frau von Staël und Caroline von Humboldt ſeien die drei geiſtreichſten Frauen, die ihr in ihrem Leben begegnet. Auch aus der Ferne correſpondirten ſie mit einander, beſonders über Rom und die Fortſchritte der Kunſt daſelbſt. Friederike Brun wünſchte nichts ſo ſehr, als in Rom auch begraben zu werden; Frau von Humboldt hatte ihr neben ihren Söhnen die Ruheſtätte verſprochen: ſie ſtarb aber erſt im Jahr 1835, und zwar nicht in Rom, ſondern in ihrer Heimath zu Kopenhagen.[1]) Sie hat, in ihrem Buche „Römiſches Leben", auch einige Briefe ihrer Freundin mitgetheilt (I. 37—38, und II. 320—34).

1) Vergl. Fr. Brun, römiſches Leben, I. 171—173, 303 (wo ſie ein Weihnachtsfeſt beſchreibt, das ſie ihrer Ida und den befreundeten Humboldt'ſchen Kindern bereitete), II. 319—20.

Im Jahr 1803 kam ein Landsmann der Brun, Chriſtian Gierlew, nach Rom, ein junger Philolog, der für Humboldt ein lebhaftes Intereſſe nahm und ſich von Schütz in Jena an ihn empfehlen ließ.[2]) Faſt gleichzeitig kam auch der nachher ſo berühmt gewordene Architekt Schinkel von Berlin an. Beide blieben den Winter in Rom und reisten im Jahr 1804, in Begleitung des Landſchaftmalers Graß und des jungen ſchwäbiſchen Gelehrten Rehfues von Tübingen, gemeinſchaftlich nach Sicilien. Schinkel werden wir ſpäter in bedeutendem Zuſammenwirken mit Humboldt treffen. — Auch das Jahr 1804 brachte wieder mannigfache Erſcheinungen, ſo den Grafen Adam von Moltke mit ſeiner Familie, der mit Niebuhr eng befreundet war, auch Humboldt kennen lernte und dieſen beiden großen Männern die erſte Kunde von einander zubrachte. Moltke ſelbſt machte ſich durch eine Sammlung Gedichte bekannt, die er im Jahr 1805 drucken ließ. Humboldt gedachte ſeiner auch ſpäterhin ſehr freundlich und ließ ihn das durch Niebuhr wiſſen.[3]) — Auch Kotzebue machte dieſes Jahr ſeine italieniſche Reiſe, die er alsdann mit ſeiner berüchtigten Klatſchhaftigkeit beſchrieb. — Endlich langte auch Tiedge mit Frau von der Recke, Ende des Jahres 1804, in Rom an.

Das glänzendſte von allen aber war das Jahr 1805: wo A. von Humboldt ſeinen Bruder beſuchte, Frau von Staël mit Sismondi und A. W. Schlegel, Ludw. und Fried. Tieck, die Gebrüder Fr. und Joh. Riepenhauſen, C. F. von Rumohr, Rehfues, Sophie Bernhardi (Tieck's Schweſter, auch Dichterin) und ihr ſpäterer Gemahl, der liefländiſche Baron von

2) Siehe Briefw. von Schütz, herausgeg. von deſſen Sohne, K. Jul. Schütz, I. 115 und 118. Die daſelbſt mitgetheilten Briefe von Gierlew an Schütz ſind, glaube ich, unrichtig datirt. Der eine, von Paris, iſt vermuthlich vom 23. April 1803, der andere, aus Neapel, vom 5. Juni 1807.

3) Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr aus Briefen ꝛc. Th. I. (1838), S. 425, II. (1838), S. 87—88.

Knorring ꝛc. auf kürzere oder längere Zeit nach Rom kamen. Alexanders Beſuch haben wir ſchon erwähnt.[4]) Seine Anweſenheit trug nicht wenig dazu bei, die Geſellſchaft, die ſich damals dort zuſammenfand, noch mehr zu beleben. Der Familie und den Gäſten blieben die Tage, die ſie damals in Rom, in Albano und in Tivoli verlebten, unvergeßlich. Auch Rumohr erinnert ſich in ſeinen Reiſewerken mit lebhafter Freude derſelben.[5]) Alexander traf ſchon im Frühling zu Rom ein und brachte mehrere Monate dort zu. Im Auguſt war er in Neapel und beſtieg am 12. mit ſeinen Freunden L. v. Buch und Gay-Luſſac den Veſuv.[6]) — Früher noch als Alexander waren Frau von Staël und A. W. Schlegel in Rom angelangt. Ihre Wohnung am ſpaniſchen Platze lag der Humboldt'ſchen ſo nah, daß man ſich jeden Augenblick ſehen konnte.[7]) Die beiden Frauen nicht nur, auch Humboldt und Schlegel berührten ſich ſehr, die letzteren jetzt weit mehr als in den Jenaer Tagen. Es ſcheint mir ſogar, als wenn die beiden ziemlich gleichzeitig entſtandenen Gedichte auf Rom, die wir von dieſen Männern beſitzen und die in ihrem Ideengehalt die Verwandtſchaft auch nicht verleugnen, einer Art Wetteifer zwiſchen ihnen zu verdanken ſeien; ja, daß Schlegel durch Humboldt's Elegie zu ſeinem Gegenſtücke angeregt worden. Aber wie drückt ſich der Gegenſatz dieſer Charaktere auch in dieſen poetiſchen Ergießungen ab! In dem Humboldt'ſchen Gedicht ein faſt Schiller'ſcher Schwung, große Energie des Gedankens wie des Wortes, tiefe, faſt ſchwärmeriſche Empfindung, zuletzt eine Verſenkung in die Ideenwelt, wie ſie in indiſchen Lehrdichtungen zu Hauſe iſt, und die die

4) Siehe oben S. 86—88.

5) C. F. v. Rumohr, drei Reiſen nach Italien. Lpzg. 1832. S. 120—21.

6) Nach einem Aufſatz über A. v. Humboldt, der ſich in der zu Leipzig erſcheinenden „Illuſtrirten Zeitung," 1844, Nr. 29 findet.

7) Siehe oben S. 75 in der Note.

Anſprüche an poetiſche Klarheit und Helle manchmal vergißt, dabei in der Form modern und faſt dithyrambiſch, — bei Schlegel eine geiſtvolle, ſehr verſtändige Reflexion, eine gewiſſe Nüchternheit, aber auch Dürre, und bei großer Kühle ein um ſo auffälligerer Glanz, endlich eine ſolche Glätte und Gefeiltheit der Form, daß das Gedicht mit Recht als Muſterſtück ſtrenger Behandlung des antiken Verſes betrachtet wird. Humboldt's Gedicht iſt ſeiner Freundin und Schiller's Schwägerin, Frau von Wolzogen, das Schlegel'ſche deſſen langjähriger Begleiterin, Frau von Staël zugeeignet.[8]) — Auch mit Herrn von Rumohr knüpfte ſich eine dauernde Verbindung. Noch in ſpätem Alter gedachte dieſer mit freudiger und dankbarer Empfindung der angenehmen und lehrreichen Abende, die er in Wilhelm Humboldt's Hauſe verbracht, ſo wie der Liebenswürdigkeit der Dame, die dort die Honneurs machte.[9]) — Es war dies auch das Jahr, wo die neuromantiſche Richtung der Deutſchen in Rom einrückte, und zwar durch Tieck und Schlegel gleich in ſo mächtiger Vertretung, daß die Wirkung in dieſer Kunſtſtadt nicht ausbleiben konnte. Ja die Riepenhauſen blieben für immer in Rom, und ſie waren es, die die Propaganda der neuen Schule bildeten und an die ſich bald eine noch bedeutendere Genoſſenſchaft reihte.

Die traurigen Vorgänge in der Heimath riefen Manchen von Rom zurück, während ſie andere dorthin lenkten. Ich begnüge mich jedoch von den ſpäteren Gäſten nur die Gebrüder Alexander und Guſtav von Rennenkampff, den jungen, geiſtvollen und gelehrten Philologen Welcker (Zoëga's Biographen), der im Jahr 1808 nach Rom kam,

8) A. W. Schlegel's Elegie Rom erſchien ſchon im J. 1805 zu Berlin; die Humboldt'ſche gab Alexander ebendaſelbſt, aber erſt im folgenden Jahre in Druck.

9) A. a. O. S. 120–21. Vrgl. Allg. Zeitung, 4. Nov. 1843.

endlich einen geiſtvollen Franzoſen, P. L. Courier, der während des Feldzuges nach Neapel Rom beſuchte, anzuführen. Die beiden Rennenkampff, zwei junge, liebenswerthe Liefländer, auch durch Geiſt hervorſtrahlend und durch ein langes Reiſeleben gebildet, wurden dem Humboldt'ſchen Hauſe ſehr verbunden; ja der Eine von ihnen ſollte, wenn wir recht berichtet wurden, in ein noch viel innigeres Verhältniß zur Familie treten. [10]) —

Da wir einmal P. L. Courier genannt haben, ſo ſei es vergönnt, die intereſſante Berührung, die zwiſchen ihm und Humboldt Statt fand, gleich weiter zu verfolgen. Courier war einer der ausgezeichnetſten Franzoſen ſeiner Zeit, gelehrt wie ein Deutſcher, ein Mann, der des Griechiſchen wie Wenige kundig war und ſeine Alten ſogar im Feldlager mit ſich führte, ein vortrefflicher Schriftſteller, der uns in der Sammlung ſeiner feinen und geiſtvollen Briefe, ſeinem Vaterlande in muſterhaften, volksthümlich politiſchen Flugblättern fortlebt, dabei ein edler, unabhängiger Charakter, der unter der Napoleoniſchen Herrſchaft ſeines Freimuths wegen viel verfolgt wurde und nachmals die Albernheit der bourboniſchen Regierung mit allen Waffen ſeines großen Talentes geißelte.

In vielfacher Richtung war Courier ein Geiſtesverwandter unſeres Humboldt. Er gehörte dem Kreiſe ſtrebender Alterthumsforſcher an, mit welchem, wie wir ſahen, dieſer ſchon zu Paris in engere Verbindung gekommen war. [1]) Courier aber ward ihm perſönlich wohl erſt jetzt, da er während des Feldzugs nach Rom kam, bekannt; aber es knüpfte ſich

---

10) Wir beſitzen von A. v. Rennenkampff (jetzt oldenburgiſchen Kammerherrn) „Umriſſe aus einem Skizzenbuche", die in den J. 1827—28 in zwei Theilen zu Hannover erſchienen ſind. Dieſes Buch hab' ich bis jetzt leider vergeblich geſucht.

1) Siehe oben S. 18—19.

auch gleich ein bleibendes Verhältniß zwiſchen beiden; und wir haben auch in der Courier'ſchen Briefſammlung erfreuliche Belege davon erhalten.

Kurz nachdem Humboldt Italien verlaſſen hatte, gab Courier den Dienſt in der Armee auf, blieb aber, mit philologiſchen Liebhabereien beſchäftigt, noch längere Zeit in Italien. In Florenz erlebte er ein ſeltſames Mißgeſchick. Er verglich eine höchſt werthvolle Handſchrift der Paſtoralien des Longus, in der er eine Stelle auffand, die in dem bisherigen Texte fehlte. Er ſchrieb ſie ab, um ſie in einer neuen Ausgabe bekannt zu machen, und hatte das Unglück, die Dinte zu verſchütten und die eben entzifferte Stelle faſt ganz zu vernichten. Der ohnehin neidiſche Conſervator der Bibliothek, der bekannte Furia, benützte den Unfall. Man ſuchte ihn für abſichtlich verübt zu erklären, und es gelang nicht nur, Courier von Paris aus in politiſche Verfolgungen zu verwickeln, ſondern es ward ſogar die Confiskation der Ueberſetzung ſowie des griechiſchen Textes, den Courier hatte erſcheinen laſſen, betrieben. Selbſt ſeine Pariſer Freunde, Clavier, Boiſſonade, Coraï, Sylveſter de Sacy konnten nicht helfen, ſo daß Courier endlich, um wenigſtens ſein Werk nicht untergehen zu laſſen, beſchloß, es nach Deutſchland zu verbreiten und dort im Nothfall wieder drucken zu laſſen. Hiezu konnte ihm Niemand behülflicher ſein, als Humboldt, und es gab ihm dies zugleich einen neuen Anlaß, die ihm ſo werthe Verbindung zu pflegen.

Schon am 5. Dez. 1809 ſchrieb er von Florenz aus an Akerblad nach Rom: „On me dit que madame de Humboldt est encore à Rome, et que vous habitez tous deux la même maison. Présentez-lui, je vous prie, mon très humble respect. M. de Humboldt n'est il pas à présent en Prusse? Donnez-moi bientôt de leurs nouvelles et des vôtres.

Im nächſten Frühjahr ſendete er von Tivoli aus die

Ueberſetzung des Longus an Humboldt, welcher inzwiſchen in Berlin an die Spitze der Unterrichtsangelegenheiten getreten war und Brief und Buch jetzt durch die Vermittlung ſeiner noch in Rom weilenden Gattin empfing. Courier's Schreiben iſt vom 16. Mai 1810 und zu werthvoll, als daß wir uns die Freude verſagen könnten, es hier aufzunehmen. Es heißt:

„Madame de Humboldt veut bien se charger, monsieur, d'une petite brochure qui, en sortant de la presse, vous était destinée, mais que je n'ai pu, faute d'occasion, vous faire parvenir plus tôt. J'ai eu le bonheur de trouver un manuscrit complet de Longus, dont le roman, fort célèbre, et tant de fois imprimé dans toutes les langues, était défiguré par une grande lacune au milieu du premier livre; et en traduisant ce qui manquait dans les éditions, j'ai corrigé par occassion la vieillo version d'Amyot. C'est là ce que je vous prie d'agréer, en attendant le texte que j'aurai l'honneur de vous offrir bientôt.

„J'ai appris par la voix publique, avec une joie extrême, le bel emploi dont le roi vous a nouvellement honoré. Cette justice que vous rend Sa Majesté n'étonne point de la part d'un prince accoutumé à distinguer et récompenser le mérite. Tout le mal que j'y trouve, c'est que cela m'ôte l'espoir de vous revoir de sitôt en France ni en Italie; mai aussi, dans le vieux projet que je nourris depuis long-temps d'aller à Berlin, je me promets à présent un plaisir de plus, celui de vous y voir placé comme vouz le méritez.

„J'ai quitté le service, et, usant de ma liberté, je cours à peu près comme un cheval qui a rompu son lien, fort content de mon sort, je vous assure, et n'ayant guère a me plaindre que de madame de Humboldt, qui part de Rome quand j'y arrive et quitte Naples justement quand je me dispose à y aller. J'en suis de fort mauvaise humeur, et ne me console que par cette idée, dont je me flatte toujours, de vous revoir l'un et l'autre dans votre patrie.

„Je, n'ai pu faire usage à Paris de la lettre que j'avais de vous pour M. votre frère. Imaginez, monsieur, que depuis que je vous laissai à Rome, il y a deux ans, j'ai entrevu Paris deux fois

sans pour ainsi dire y poser le pied. Je n'y suis pas resté en tout plus de cinq ou six jours; et quelque empressé que je fusse de faire une si belle connaissance, je n'en pus trouver le moment: aussi n'était-ce pas un homme à voir en courant. J'ai donc mieux aimé garder votre lettre comme un titre qui m'autorise à espérer de lui quelque jour la même bonté dont vous m'honorez. C'est pour moi un droit bien précieux, et que je ne céderais en vérité à qui que ce fût."

Bald darnach traten die Verfolgungen ein, von denen wir oben geſprochen. Er klagt darüber in einem Schreiben an Clavier nach Paris, Rom 13. Okt. 1810, hofft aber noch, daß die Maßnahmen ſeiner Gegner vereitelt und ſeine Ausgabe des Longus erhalten werden würde. Il en a, ſagt er, heureusément huit ou dix exemplaires dans différentes mains, et voilà madame de Humboldt, qui en emporte un en Allemagne, ou il sera réinprimé. Die von den Gegnern betriebene Confiskation des Werkes ward aber doch nicht durchgeſetzt.[2]) —

Courier iſt auch darum für uns eine ſo intereſſante Erſcheinung, weil er unter ſeinen Landsleuten einer der Erſten war, die den Ernſt und die Tiefe unſerer Nation beſſer zu würdigen und auf unſern Sinn und Geiſt einzugehen verſtanden — ein würdiger Genoſſe der Frau von Staël.

Wenn aber dennoch die Sehnſucht nach ſeinen alten Freunden oft lebhaft in Humboldt erwachen mußte, ſo war ihm der briefliche Verkehr mit ihnen dann ein um ſo größeres Labſal. Wir ſahen, wie er mit Wolf und Frau von Wol-

2) Dieſe Mittheilungen finden ſich in den Oeuvres complètes de P. L. Courier. Nouvelle édition, précédée d'un essai sur la vie et les écrits de l'auteur, par Armand Carrel. Paris 1834, T. III, p. 284. 301—4. 326. Obiges Schreiben an W. v. H. iſt nach Wien adreſſirt. Wenn dies nicht ein Irrthum iſt, ſo können wir es nur für einen ſpäteren Zuſatz halten. Frau von Humboldt nahm die Sendung vielleicht erſt im Herbſt mit ſich nach Wien, wohin unterdeſſen Humboldt als preußiſcher Geſandter gegangen war.

zogen in Verbindung blieb; wir wiſſen es ferner von Gentz, der nun in Wien war,[1]) von Schütz in Jena,[2]) von Alexander, ſeinem Bruder, verſteht es ſich von ſelbſt. Auch mit Frau von Staël pflog er brieflichen Verkehr, am liebſten aber mit ſeinen alten Geiſtesgenoſſen, Göthe und Schiller, die ihrerſeits nicht weniger Eifer zeigten, ſich dieſes erprobten Freundes zu verſichern. Hiebei war ihnen der Buchhändler Cotta in Tübingen nach Kräften behülflich, ein Mann, deſſen Geiſt und Betriebſamkeit nach ſo vielen Seiten thätig war, und der überall, beſonders auch in Rom, wo er manchen jungen Künſtler ſtützte, einen Humboldt gar wohl für ſeine Zwecke brauchen konnte.

„An Humboldt habe ich einen langen Brief abgelaſſen," meldet Göthe ſchon 26. Jan. 1803 an Schiller. Schiller und Göthe ermangeln nicht, Nachricht von dem Stande deutſcher Kunſt und Wiſſenſchaft zu geben, die, ſo ſehr H. ſich es angelegen ſein ließ, ſie zu erhalten, ihm auf dem gewöhnlichen Wege doch immer ſpäter zukamen.[3]) Nicht blos von ihren eigenen Arbeiten und Vorhaben, ſondern zugleich von den Vor- und Rückſchritten der Zeit, namentlich der nächſten Umgebungen, z. B. von dem neueren Zuſtande Jena's, unterrichteten ſie den Genoſſen, während dieſer die großen Eindrücke ſeines römiſchen Lebens über die Alpen ſendete. Es fehlt auch nicht an kleinen Freundesdienſten, die ſie einander leiſten. Göthe läßt für den Fernen Auszüge aus Schlegel's Europa machen;[4]) Humboldt ſendet dafür Spaniol von Lecce, womit Göthe ſeinen Zelter erfreuen will.[5]) Als Göthe die Nachricht erhielt, daß Humboldt ſeinen älteſten Sohn ver-

1) Schriften von Gentz, herausgeg. von Schlefier, V. 31.
2) Briefwechſel von Schütz, herausgeg. von K. J. Schütz, I. 118.
3) H. an Sch., 22. Okt. 1803.
4) G. an Sch., 15. März 1803.
5) Briefw. zw. Göthe und Zelter, I. 150.

loren, war er gleich bedacht, etwas Freundliches an den Verwundeten abgehen zu laſſen und wollte ihm ſein neueſtes Werk, die „natürliche Tochter", gleich nach Vollendung des Einzelnen ſtückweis überſenden. Da fällt ihm jedoch bei, daß eben auch der Verluſt eines Kindes Gegenſtand dieſer Dichtung ſei. „Soll man hoffen," fragt er Schillern (17. Sept. 1803), „durch die nachgeahmten Schmerzen die wahren zu lindern, oder ſoll man ſich vor dem ſtoffartigen Eindruck fürchten?" Schiller meinte, er ſolle es Cotta überlaſſen, der das Werk ohnehin an Humboldt ſenden wolle, und ihn etwa noch beſonders damit beauftragen. Dann ſei der Verluſt ſo neu nicht mehr und das Werk des Dichters werde dann eher eine gute als ſchlimme Wirkung thun. — Auch durch Perſonen, die aus Italien rückkehrten oder zum Beſuch einſprachen, kamen ihnen Nachrichten von dem römiſchen Freunde zu. Riemer und Fernow gingen unmittelbar in den Göthe'ſchen Kreis über. Im Frühling 1804, wo Frau von Humboldt nach Deutſchland kam, meldet Schiller ihren Begleiter, den Dr. Kohlrauſch, bei Göthe an. „Er wird Ihnen von Humboldt und italieniſchen Sachen erzählen." (10. Mai 1804.)

Während der Briefwechſel zwiſchen Humboldt und Göthe uns hier noch eine reiche Nachleſe verſpricht, iſt der mit Schiller ſchon längſt in unſern Händen, und wir können den Leſer über manche Einzelheit auf dieſe Quelle zurückweiſen. Faſt jedes Jahr konnte Schiller, der jetzt auf der Höhe ſeiner Kraft ſtand, eine reife Frucht vom Baum ſchütteln und den alten Genoſſen mitten in Italiens Reizen mit dieſen heimathlichen Früchten beglücken. Welche Freude für Humboldt, den herrlichen Dichter ſo von Stufe zu Stufe emporſchreiten, ſo alle Erwartungen erfüllen, ſo ſein höchſtes Ziel erklimmen zu ſehen! Kaum, daß Maria Stuart und die Jungfrau von Orleans erſchienen waren, ſendete Schiller ſchon die Braut von Meſſina nach Rom, und meldet ſofort

den Plan des Tell. Auch kleinere Stücke, wie das unvergleichliche „Siegesfeſt“ — dieſe wunderbare Verſchmelzung moderner Ideen mit antiken Anſchauungen — ferner die „Huldigung der Künſte“ verſäumte der Dichter nicht, an einen Freund und Kenner wie Humboldt zu fördern, und bei jeder Veranlaſſung zugleich ſeine Motive und leitenden Gedanken, wie er es ehedem gethan, beizufügen. Die Art aber, wie er dies jetzt that, mußte für den in Rom in ſeinen Kunſtanſichten unabläſſig Fortgeſchrittenen ein eben ſo hoher Genuß, wie die Dichtungen ſelbſt ſein. Beide Männer hatten der bloßen Spekulation, der ſie freilich den feſten Boden dankten, faſt ganz abgeſagt, und wandelten frei in den heitern Regionen des Anſchauens und Vollbringens.

Beide empfanden dabei auf's ſchmerzlichſte die Entfernung, in der ſie jetzt lebten; und wahrhaft rührend iſt es, ihre Geſtändniſſe hierüber zu leſen. Schiller beſonders ſcheint mit jedem Jahr den Verluſt, den er durch Humboldt's Scheiden erlitten, tiefer empfunden zu haben. „Es iſt eigen,“ ſchreibt er ihm (17. Febr. 1803), „wie wir ſeit dem Jahre 1794 und 1795, wo wir in Jena zuſammen philoſophirten, und uns durch eine Geiſtesreibung elektriſirten, aus einander verſchlagen worden ſind: jene Zeiten werden mir ewig unvergeßlich ſein, und ob ich mich gleich in dieſer Zeit in die erfreulichere poetiſche Thätigkeit verſetzt habe, und mich im Ganzen auch körperlich geſünder fühle, ſo kann ich Ihnen doch verſichern, theurer Freund, daß Sie mir fehlen, und daß ich mich aus Mangel einer ſolchen Geiſtesberührung, als damals zwiſchen uns war, um ſo viel älter geworden fühle.“ Und Humboldt antwortet (22. Okt.): „Bleiben Sie mir, mein Lieber, Guter, was Sie mir ſind, und glauben Sie gewiß, daß, welche Entfernung uns auch immer trennen mag, mein Intereſſe Ihnen ewig gleich nahe iſt, und daß das Kleinſte in Ihrer Beſchäftigung mehr Wichtigkeit für mich hat, als Alles, was

ich unternehmen könnte.“ Aber Schiller wußte das auch zu ſchätzen und dachte auch jetzt bei allem, was er unternahm, inſonderlich Humboldt zu genügen. Er vergaß es dieſem nie, daß er ihn einſt den modernſten aller neuen Dichter genannt.[6]) Und noch einen Monat vor ſeinem Tode (2. Apr. 1805) ſchrieb er an ihn: „Iſt es gleich eine unendlich lange Zeit, daß ich Ihnen nicht eine Zeile geſagt, ſo kommt es mir doch vor, als ob unſere Geiſter immer zuſammenhingen, und es macht mir Freude, zu denken, daß ich mich auch nach dem längſten Stillſchweigen mit gleichem Vertrauen, wie da, wie wir noch zuſammenlebten, an Ihr Herz legen kann. Für unſer Einverſtändniß ſind keine Jahre und keine Räume; Ihr Wirkungskreis kann Sie nicht ſo ſehr zerſtreuen, und der meinige mich nicht ſo ſehr vereinſeitigen und beſchränken, daß wir einander nicht immer in dem Würdigen und Rechten begegnen ſollten. Und am Ende ſind wir ja beide Idealiſten, und würden uns ſchämen, uns nachſagen zu laſſen, daß die Dinge uns formten, und nicht wir die Dinge.“ Indem er zugleich Humboldt's Meinung über den Tell fordert, ſetzt er hinzu: „Bei allem, was ich mache, denke ich, wie es Ihnen gefallen könnte. Der Rathgeber und Richter, der Sie mir ſo oft in der Wirklichkeit waren, ſind Sie mir in Gedanken auch noch jetzt, und wenn ich mich, um aus meinem Subjekt herauszukommen, mir ſelbſt gegenüberzuſtellen verſuche, ſo geſchieht es gerne in Ihrer Perſon und aus Ihrer Seele.“

Dies war Schillers letzter Brief, und dieſer frühe Tod raubt uns zugleich Humboldt's Beurtheilung des Tell. Er würde ſie eben ſo ausführlich gegeben haben, als vorher über die Braut von Meſſina. Wir haben des wohl zu ungemeſſenen Beifalls, mit welchem er dieſe Tragödie im Allgemeinen begrüßt, in früherem Zuſammenhange erwähnt.[7]) So blind

6) Siehe Brief vom 17. Febr. 1803.
7) Siehe Th. I. S. 331—37.

war Humboldt jedoch nicht für die Lichtseite des Werkes eingenommen, daß er alle Fehler desselben darüber vergessen hätte. Er unterwarf namentlich das große Wagniß des Dichters, den Chor in unsere Tragödie zurückzuführen, einer eben so scharfen als liebevollen Kritik. Indem er den Geist der Schiller'schen Behandlung vollgültig anerkennt, und auch die Theilung des Chors in zwei Hälften für vortrefflich erklärt, tadelt er doch, daß es Schillern gefallen, diese Chöre mitwirkend und selbstthätig in der Handlung Partei nehmen zu lassen, wodurch dieselben an Würde verlören und ihre Wirkung selber vernichteten.[8]) Die tüchtigsten neuern Kritiker haben die Richtigkeit dieses Urtheils nur bestätigt.[9])

Nicht mindere Theilnahme bewiesen sich beide Männer in allem, was ihnen persönlich begegnete. Wie Schiller Humboldten beim Tode seines Sohnes aufrichtete, haben wir gesehen, aber auch dieser verlor das Wohl des Freundes nicht aus dem Auge und, wie er ihn glücklich pries auf der Höhe seines Dichterwirkens, so sah er mit Freude dessen häusliche und bürgerliche Verhältnisse zunehmend gedeihen. Schiller gab in seinen Briefen getreuliche Nachricht über sein Leben und seine Umstände, er spricht offen über alles, und das eine Mal, da er gadelt worden, thut er es in Worten, die für Beide gleich charakteristisch scheinen. „Sie werden gelacht haben," sagt er, „da Sie von unserer Standeserhöhung hörten; es war ein Einfall von unserem Herzog, und da es geschehen ist, so kann ich es um der Lolo [der Gattin] und der Kinder willen mir auch gefallen lassen." (17. Febr. 1803.)

Je weniger die rastlose Thätigkeit des Dichters das

---

8) Briefw. zw. Sch. und W. v. H. S. 465—73.

9) Vergl. Hoffmeister, Schiller's Leben ꝛc. V. 100. 104. 105—8. Gervinus, neuere Geschichte der deutschen National-Litt. (1. Ausg.) Th. I. S. 566.

ſchnelle Ende erwarten ließ, um ſo erſchütternder wirkte die Todesnachricht auf Humboldt. Sie kam etwa in der Mitte Juni 1805 nach Rom. Humboldt hat ſeine Empfindungen über Schiller's frühen Tod ſpäter auch öffentlich ausgeſprochen;[10]) aber noch rührender that er es ſogleich in den Briefen an ſeine Freunde, wo es ihm ja vergönnt war, zugleich ſeinen eigenen Schmerz austönen zu laſſen. Den 20. Juli (1805) ſchreibt er an Wolf: „Sie ſchreiben mir viel von Göthe, was mich herzlich freut, aber kein Wort von Schiller, ob Sie ihn noch ſahen, oder nach ſeinem Tode in Weimar waren. Mich hat ſein Tod unendlich niedergeſchlagen. Ich kann wohl behaupten, daß ich meine ideenreichſten Tage mit ihm zugebracht habe. Ein ſo rein intellektuelles Genie, ſo zu allem Höchſten in Dichtkunſt und Philoſophie ewig aufgelegt, von ſo ununterbrochen edlem und ſanftem Ernſt, von ſo parteilosgerechter Beurtheilung, wird eben ſo wenig in langer Zeit wieder aufſtehn, als eine ſolche Kunſt im Schreiben und Reden. Sie, der Sie ihn oft und gern ſahen, theurer Freund, fühlen das gewiß gleich ſtark mit mir.“[11])

Und an Göthe ſchrieb er um eben dieſe Zeit:[12]) „Ich freute mich kaum Ihres Briefes, mein innig geliebter Freund, als ich durch Fernow die ſchreckliche Nachricht von Schiller's Tode empfing. Nichts hat mich je gleich ſtark erſchüttert. Es iſt das erſte Mal, daß ich einen erprüften Freund, mit dem ſich durch Jahre des Zuſammenſeins Gedanken und Empfindungen innig vermiſcht hatten, verliere, und ich fühle jetzt die Trennung, die Entfernung, in der wir in den letzten

---

10) Vergl. die ſchönen Worte in der Vorerinnerung zum Briefw. S. 83—84.

11) Bei Varnhagen von Enſe, Denkw. und verm. Schr. 2. Ausg. V. 158.

12) Dieſes Bruchſtück theilte Fr. von Müller bei Beurtheilung von Humboldt's Werken, Th. I. II. mit, in der Neuen Jenaiſchen Literaturzeitung, 1843, Nr. 1. 2.

Jahren lebten, noch ſchrecklicher. Seinen letzten Brief ſchrieb er mir im September 1803 über meines Wilhelm's Tod.[13]) Er war über meinen Schmerz ſehr bewegt; das, was er darin wünſcht und hofft, iſt in Erfüllung gegangen. Er iſt hingeſchieden, ohne ſelbſt einen von denen, die ihm zunächſt lieb waren, verloren zu haben. Seine ſchwächliche Conſtitution, ſagt er, laſſe es ihn hoffen. Wär' er ſelbſt nur uns nicht ſo früh entriſſen worden! Jetzt denke ich oft, er hätte die letzten Jahre ſeines Lebens hier zubringen ſollen. Rom würde einen großen Eindruck auf ihn gemacht haben, er hätte das mit ſich hinüber genommen. Er hätte ſich auch vielleicht länger erhalten; der ſtrenge Winter ſcheint ihm doch verderblich geweſen zu ſein, vielleicht auch die ewige Anſtrengung, die nachgelaſſen, oder doch mild gewirkt hätte, wenn er ſeinen äußern Sinn durch große Umgebungen getragen, ſeine Einbildungskraft durch eine ihm würdigere Natur um ſich her unterſtützt gefühlt hätte. Wie einſam Sie ſich fühlen müſſen, kann ich mir denken, und dennoch beneide ich Sie unendlich. Sie können doch ſich noch die Worte ſeiner letzten Tage zurückrufen; mir iſt er wie ein Schatten entflohen, und ich muß Alles, was ihn mir lebhaft zurückruft, aus einer dunkeln Ferne mühſam herbeiholen. Wie oft iſt es mir eingefallen, daß der Menſch ſich leichtſinnig trennt, zerreißt, was ihn beglückt, und muthwillig nach dem Neuen haſcht. Wenn die wahre Ungewißheit des menſchlichen Schickſals dem Menſchen ſo lebendig vor Augen ſtände, als ſie es ſollte, würde kein Menſch von Gefühl je ſich entſchließen, die Spanne Landes zu verlaſſen, auf der er zuerſt Freunde umarmte."

---

13) Sonach hatte H. den letzten Brief des Freundes (v. 2. Apr. 1805) noch nicht erhalten.

Nun iſt es an der Zeit, auch ein Wort von dem zu hören, was Humboldt während ſeines römiſchen Aufenthalts geiſtig hervorrief und was früher oder ſpäter hievon an's Licht gefördert worden. Rom wirkte auf ſein produktives Talent nur günſtig. Und wenn ihn auch das Studium des Ortes, wie er ſelbſt ſagt, nicht wenig von eigenen Schöpfungen abhielt; wenn er ſich und die Seinen oft im Scherz das Volk nannte, „das mit Spazieren den Tag lebt," wenn endlich auch ſeine amtlichen Beſchäftigungen einen Theil ſeiner Zeit in Anſpruch nahmen, und bald das anſchauende Genießen des Großen und Schönen um ihn, bald der geſellige Strom ihn forttrug, ſo muß man doch dies Alles im Sinne eines Mannes auffaſſen, der ſich von Jugend auf zur raſtloſeſten Thätigkeit und gewiſſenhafteſten Zeitanwendung gewöhnt hatte, der in geſtohlenen Stunden mehr vollbrachte, als Andere ein Leben hindurch, und dem es ſpäter, ſelbſt in dem tollſten Strudel der Geſchäfte und Zerſtreuungen und im Andrang der ſchwierigſten Arbeiten, noch möglich ward, ſeine Lieblingsneigungen zu pflegen. Wie viel mehr konnte er dies, da er in Rom war, und ſo viel Muſe hatte, ſich ſelber zu leben, in einer Umgebung, die ihn ſo anregte, ſo ſtimmte, wo nichts vorhanden war, was ihn, wie in den letzten Jahren vorher zu Paris und Berlin, oft abgeſtumpft und gedrückt hatte! Hier fühlte er ſich fruchtbarer an Ideen, und wenn er auch wenig vollendete, ſo war er doch in der glücklichen Stimmung zur Produktion,[1]) ja ſelbſt der eigentlich ſchöpferiſche, der poetiſche Geiſt entzündete ſich mehr und mehr, von dem noch in den Jenaer Tagen kaum eine Spur vorhanden ſchien.

Wir beſitzen von Humboldt zwei größere, didaktiſch lyriſche Dichtungen, die während des römiſchen Aufenthalts entſtanden: die Elegie Rom, die wir ſchon oben gewürdigt

1) Vergl. Briefw. zw. Sch. u. W. v. H. 464. 480—82.

(S. 73—75) und das bisher nur flüchtig erwähnte Gedicht: An Alexander von Humboldt (Albano, im September 1808), welches erst nach des Verfassers Tod von dem Gefeierten veröffentlicht worden ist.[2]) Es war ein Gegengeschenk, das Wilhelm darbrachte, auf die gewaltigen Schilderungen, welche der Bruder nach seiner Rückkehr, mündlich und in den damals eben erschienenen „Ansichten der Natur",[3]) entworfen hatte.[4]) Diese Erstlingsfrucht der Reise war ihm von Alexander persönlich gewidmet worden. Das Gedicht wirft den empfangenen Eindruck zurück; es versetzt uns in die Mitte jener großen und wilden Natur, mitten in die Unentwickeltheit, aber auch mitten in die Hoffnungen der neuen Welt; es stellt die Armuth, aber auch die Größe der alten gegenüber, hält das Beispiel der Pelasger und Hellenen den Indianern entgegen und steigt zur Enthüllung großer Gesetze des geschichtlichen Lebens hinauf. Gehalt und Form reihen dieses Gedicht den beiden früheren, der Elegie an den Knaben und dem auf Rom, an. Hier wie dort finden wir die Dichtung mit der Philosophie der Geschichte im Bund, beinahe wie in Schiller's „Culturdichtungen", nur daß die Humboldt'schen von einer mehr persönlichen Veranlassung ausgehen und darum auch dem persönlichen Gefühle und der Begeisterung mehr Raum lassen, wogegen sie allerdings in Genialität und Vollendung zurückstehen. Die äußere Form ist diesmal die schwungvolle Canzone, der Styl der der Ode. Es ist ein schönes Denkmal brüderlicher Liebe, von dessen Geist hier nur die Schlußstrophe zeugen möge. Da ruft er zu:

---

2) Ges. W. I. 361—78.

3) A. v. Humboldt's „Ansichten der Natur" erschienen: Tübingen (bei Cotta) 1808, verbessert und vermehrt im J. 1826.

4) Ueberhaupt begleitete Wilhelm die Studien seines Bruders fortdauernd durch Uebung und Antheil. So stellt Alexander einmal in seiner und Bonpland's Reise (deutsche Ausg. I. 61) eine Reihe Breite- und Temperaturmessungen zusammen. Bei Rom setzt er den Namen: W. v. Humboldt als Gewährsmann hinzu.

Glücklich biſt Du gekehrt zur Heimatherde,
Vom fernen Land und Orinoco's Wogen.
O! wenn — die Liebe ſpricht es zitternd aus —
Dich andren Welttheils Küſte reizt, ſo werde
Dir gleiche Huld gewährt, und gleich gewogen
Führe das Schickſal Dich zum Vaterherde,
Die Stirn von neu errungnem Kranz umzogen.
Mir gnügt, im Kreis der Lieb', im ſtillen Haus,
Daß mir den Sohn zum Ruhm Dein Name wecke,
Mich einſt Ein Grab mit ſeinen Brüdern decke.
Geh' jetzt, o Lied! dem Theuren anzuſagen,
Daß von Albano's Hügeln
Schüchtern zu ihm ſich dieſe Töne wagen.
Empor ihn werden feiernd Andr' einſt tragen
Auf höhrer Dichtung Flügeln. —

Was Humboldt's ſonſtige Thätigkeit betrifft, ſo iſt das Hauptſächlichſte davon berührt in einem Schreiben, das A. W. Schlegel unter der Aufſchrift: „Artiſtiſche und literariſche Nachrichten aus Rom," im Frühling 1805 an Göthe richtete. [5]) Es heißt darin unter anderm: „Hr. von Humboldt, der preußiſche Miniſter am päbſtlichen Hofe, hat eine Ueberſetzung vom Agamemnon des Aeſchylus in Verſen vollendet, und zwar, was nicht lyriſch iſt, die Trimeter, Anapäſte und trochäiſchen Tetrameter, genau im Sylbenmaße des Originals, alles mit großer Treue und in einer dem Kothurn des alten Tragikers gewachſenen Sprache. Die Mittheilung dieſer Ueberſetzung im Druck würde um ſo willkommener ſein, da wir bis jetzt nur die Stolberg'ſche haben, die weder in den Formen noch dem Geiſte nach ſtrenge zu nennen iſt. Hr. von Humboldt fährt außerdem fort, ſich mit Sprachunterſuchungen über das Biscayiſche und den Urſprung und die Verwandtſchaft der europäiſchen Sprachen überhaupt zu beſchäftigen. Möchte er ſich entſchließen, etwas über das

5) Dieſes Schreiben von Schlegel wurde zuerſt im Intelligenzblatt der Jenaiſchen Allg. Lit. Zeitung, 23 — 28. Okt. 1805 veröffentlicht.

alte Rom zu geben, von deſſen Ueberreſten er in den wenigen Jahren ſeines Aufenthalts ein genauer Kenner geworden iſt; eine ſolche Schrift, nicht ſowohl vom antiquariſchen, als weltgeſchichtlichen und philoſophiſchen Standpunkte abgefaßt, müßte ſehr intereſſant werden."

Die Ueberſetzung des Agamemnon, mit der wir Humboldt ſchon in Jena ſo ernſtlich beſchäftigt ſahen, hatte er im Sommer 1804 zu Albano ganz von Neuem vorgenommen, und in Einem Stücke vollendet. Schlegel, der ſchon früher lebhaften Antheil an dieſer Unternehmung zeigte, [6]) rieth jetzt zur Herausgabe. Aber noch zehn Jahre hielt H. damit zurück, ſie bis in's Kleinſte auszufeilen und zu verbeſſern. — Humboldt's Sprachſtudien erhielten namentlich durch die von Alexander mitgebrachten Schätze einen neuen Schwung. Alexander hatte auf ſeiner Reiſe, in Klöſtern und Miſſionen, mit nicht geringer Mühe eine bedeutende Zahl bisher unbekannter Sprachlehren amerikaniſcher Mundarten aufgetrieben. Zwar überließ er dieſe Sammlung für die nächſten Jahre dem wackern Vollender des Mithridates, Prof. Vater in Königsberg, ſowie Einzelnes auch Friedrich Schlegeln zu einſtweiligem Gebrauch; dann überlieferte er ſie aber gänzlich in die Hände ſeines Bruders, der nun in Stand geſetzt war, auch die neue Welt in ſeinen Studien zu umſpannen, und dieſe Sprachen gründlich zu ſtudiren. Auch vermehrte Wilhelm ſelbſt dieſe Sammlung amerikaniſcher Sprachlehren und Wörterbücher noch zu Rom mit neuen Schätzen. Er gelangte unter andern in den Beſitz von vierzehn Handſchriften, die nach Manuſkripten des Abbé Hervas und der römiſchen Propaganda copirt wurden. [7])

6) Siehe Th. I. S. 144.

7) Siehe A. v. Humboldt's u. Bonpland's Reiſe (deutſche Ausg.) I. (1815). S. 28. II. (1818). S. 215. 256 — 7. Vergl. auch oben S. 50.

Humboldt's Verdienſten wurden jetzt auch von verſchiedenen Seiten die gebührende Anerkennung zu Theil. F. A. Wolf bezeichnete im J. 1807 in ſeiner Darſtellung der Alterthumswiſſenſchaft ihn öffentlich als denjenigen, in deſſen Geſellſchaft er zu dieſer tieferen Begründung ſeines Faches gelangt ſei; zugleich gab er einige Auszüge aus den früheſten Mittheilungen dieſes Genoſſen als Beleg. [1]) — Die k. Societät der Wiſſenſchaft zu Göttingen ernannte im Jahr 1803 Humboldt, gleichzeitig mit ſeinem Bruder, zum auswärtigen Mitglied ihrer hiſtoriſch-philologiſchen Claſſe. [2]) Dann wurde er von der k. Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin in der Sitzung vom 4. Aug. 1808 unter die correſpondirenden Mitglieder aufgenommen.

Auch der Staat würdigte ſeine Dienſte. Nachdem er durch Cabinetsordre vom 15. Mai 1802 zum Reſidenten in Rom ernannt, ihm auch unterm 10. Aug. deſſelben Jahres der Kammerherrnſchlüſſel verliehen worden war — ſein Creditiv erhielt er am 21. deſſelben Monats — wurde ihm durch Cabinetsreſcript vom 30. März 1805 der Titel eines Miniſter-Reſidenten beigelegt (ohne daß ihm deshalb ein neues Creditiv ertheilt worden wäre) und ſchon durch Cabinetsordre vom 10. April 1806 ward er zum bevollmächtigten Miniſter in Rom ernannt.

Humboldt hatte ſich während eines ſechsjährigen Aufenthalts ſo an dieſen Ort gewöhnt, daß er nie mehr dauernd in ſeine Heimath zurückzukehren glaubte. [1]) Und gewiß würde

---

1) Siehe Th. I. 218—20.

2) Verſuch einer akad. Gelehrtengeſchichte von der Georg-Auguſtsuniverſität von Göttingen (fortgeſetzt von Saalfeld), Th. III. S. 504.

1) Geſ. W. I. 395.

er damals gerne noch eine Reihe Jahre daſelbſt geblieben ſein, wäre nicht die ſchreckliche, vielleicht lange ſchon von ihm gefürchtete Kataſtrophe plötzlich über ſein Vaterland, Preußen, hereingebrochen, und er in Folge derſelben zu höherer Wirkſamkeit im Staate berufen worden.

Frankreich war unter der Kaiſerregierung zuſehends mächtiger und übermüthiger geworden. Wenn auch nur aus der Ferne, hallte der Kriegsdonner doch auch in der alten Roma wieder. Oeſterreichs Niederlage im J. 1805 war traurig genug, und jedem Deutſchen zu ſchlimmen Betrachtungen Stoff gebend. Auch Italien ward von Neuem bedrängt, die Franzoſen zogen gegen Neapel, und wenn auch die Neutralität der Stadt Rom einige Zeit noch geſchont wurde, ſo ließ doch alles den baldigen Umſturz auch des römiſchen Staates vorausſehen. Noch immer ſtand aber Preußen aufrecht, freilich in beklagenswerther Stellung. Abermals war es von dem gemeinſamen Kampfe zurückgeblieben; es ließ ſich noch Hannover als verhängnißvolle Beute von Frankreich zuwerfen, das dann wieder heimlich dem alten Beſitzer angetragen wurde, damit Preußen, überallhin verſtrickt, dem ungleichſten Kampfe nicht mehr ausweichen könne. Mit einem Schlage ward die alte preußiſche Herrlichkeit zertrümmert; alle Bollwerke des Reiches fielen in Feindes Hand, und nur an den äußerſten Gränzen fand man ſo viel Beſinnung wieder, um wenigſtens für die Exiſtenz zu kämpfen. Es galt, um jeden Preis den Frieden zu erkaufen, und dann den Verluſt der äußern Macht und Größe durch Belebung und Verjüngung der innern Kräfte zu erſetzen. Es galt vor allem, ſich nach den Mitteln umzuſehen, durch die man dieſe Verjüngung bewerkſtelligte, und den wankenden Thron mit dem, was ſich von Charakter, Geiſt und Thatkraft irgend auffinden ließ, zu ſtützen.

Mit welchen Gefühlen mag Humboldt dieſen Ereigniſſen

gefolgt, mit welcher Angſt des Ausgangs geharrt haben! Traf endlich auch die Friedensnachricht ein, ſo war doch das glückliche Daſein, das er bisher genoſſen, mit dem Jammer des Vaterlandes unwiederbringlich geſtört; ſelbſt die Beſitzthümer des Einzelnen waren mehr oder weniger gefährdet [2]); und auch im Kirchenſtaat ſah alles täglich drohender aus. Humboldt beſchloß, jetzt Rom und ſeine Familie auf einige Zeit zu verlaſſen, und in Urlaub nach Deutſchland zu gehen. Nachdem er im Herbſt 1808 noch die genußreichſten Tage zu Albano verlebt, ſchied er Mitte Oktober deſſelben Jahres von Rom [3]), ohne zu ahnen, daß er nie wieder dorthin zurückkehren werde. Nur ſeinen jetzt zwölfjährigen Sohn Theodor nahm er mit, vermuthlich ſchon in der Abſicht, ihn einer heimathlichen Erziehungsanſtalt zu übergeben.

Von ſeiner Rückreiſe wiſſen wir wenig. Er berührte München und Landshut; ſah Fritz Jacobi wieder und lernte Savigny, wahrſcheinlich auch Schelling zuerſt kennen. Auch ſah er dort einen liebenswürdigen Zugvogel, die junge Bettina Brentano, die damals mitten in ihrer heißen Correſpondenz mit Göthe begriffen war. Auch Göthe'n ſah Humboldt kurz darnach. Kein Wunder, daß ſeiner in dem Briefwechſel Göthe's mit einem Kinde gedacht wurde.

„Andre Menſchen," ſchreibt Bettina Anfang des Jahres 1809 ihrem großen Geliebten, „andre Menſchen waren glücklicher als ich, die das Jahr nicht beſchließen durften, ohne Dich geſehen zu haben. Man hat mir geſchrieben, wie liebreich Du die Freunde bewillkommteſt." Darauf antwortet ihr Göthe, 22. Febr.: „Wilhelm Humboldt hat uns viel von Dir erzählt. Viel, das heißt oft. Er fing immer wieder von

2) Auch das Tegeler Schlößchen ward, wie es ſcheint, in dieſen Kriegsjahren geplündert.

3) Daß Humboldt in Privatangelegenheiten nach Berlin gereiſ't, und bereits dahin abgegangen ſei, meldete auch die Allg. Zeitung, 10. Nov. 1808.

Deiner kleinen Perſon zu reden an, ohne daß er ſo was recht Eigentliches hätte zu ſagen gehabt. Neulich war auch ein ſchlanker Architekt von Caſſel hier, auf den Du auch magſt Eindruck gemacht haben." Solche Sünden, fügte er neckend hinzu, möge ſie wohl mancherlei auf ſich haben. Sie aber will von keinem ſolchen Intereſſe wiſſen, ſie führt den Freund zu ihrem Herzen. „Hier," ſagt ſie, „ſind wir in der Vorhalle; große Stille! — kein Humboldt, — kein Architekt, — kein Hund, der bellt! — Du biſt nicht fremd, geh hin, poch an u. ſ. w." [4])

Nach dieſer kleinen Epiſode folgen wir Humboldt nach Thüringen. Seinen Schiller traf er nicht mehr, doch aber Göthe'n wieder, und den noch in rüſtiger Kraft. Er trug eben die Wahlverwandtſchaften an ſeinem Herzen. — In Weimar ſah Humboldt auch Fernow noch einmal, der leider dem Tod entgegen eilte. Die Ankunft dieſes römiſchen Gönners und die ſchönen Erinnerungen, die ſeine Erſcheinung begleiteten, warfen noch ein freundliches Streiflicht auf ſeinen Lebensabend. [5]) Schon den 4. Dez. war er todt. — Jena, das jetzt doppelt ſchmerzliche, zu berühren, konnte wenig Lockung vorhanden ſein; das nächſte Ziel ſeiner Reiſe war vielmehr Erfurt, wo noch der alte Herr von Dacheröden, ſein Schwiegervater, lebte.

Zu Erfurt war es, wo Humboldt den Ruf zu einer andern Wirkſamkeit und zwar von Königsberg aus, dem damaligen Sitz des Hofes und dem Ausgangspunkt der großen Neuerungen, erhielt. Unterm 15. Dez. 1808 erging von dort mittelſt Reſcript des Cabinetsminiſteriums der Immediatantrag an ihn, die Stelle eines Direktors der Sektion für den Kultus und öffentlichen Unterricht im Miniſterium des Innern

4) Göthe's Briefw. mit einem Kinde, Berlin 1835, II. 7. 24. 26.
5) Fernow's Leben von Johanna Schopenhauer, Tüb. 1810. S. 410.

zu übernehmen, indem er zugleich zum geheimen Staatsrath ernannt wurde. Diese Zuschrift, obwohl nach Berlin adressirt, gelangte zu Erfurt am 6. Januar 1809 in seine Hände. Humboldt erklärte sich, unter dem Vorbehalt des eventuellen Rücktrittes in die diplomatische Laufbahn, zur Annahme dieses Postens bereit, und es erfolgte darauf mittelst Cabinetsordre, dd. Königsberg, 20. Febr. 1809, seine definitive Ernennung für diese Stelle.

Schon vor Ausgang des Jahres erwartete man zu Berlin seine Ankunft auf den neuen Posten [6]), und beim Jahreswechsel las man schon in den Zeitungen [7]) von der neuen Besetzung mehrerer höchsten Staats- und Ministerposten, darunter die Erhebung des Grafen zu Dohna zum Minister des Innern und die des bisherigen Gesandten zu Rom, W. v. Humboldt, zum geheimen Staatsrath und Direktor des Departements der Kultus- und Unterrichtsangelegenheiten in diesem Ministerium.

Den 12. Jan. 1809 kam Humboldt zu Berlin an, in der Absicht, alsbald nach Königsberg weiter zu gehen. Doch brachte er einige Monate mit vorläufigen Anordnungen in seinem neuen Amte hin. Seinen Sohn Theodor gab er in eine Pestalozzi'sche Lehranstalt. Das Leben selbst war traurig; das ganze Land, zumal Berlin, arbeiteten sich erst aus dem Schutt empor. Doch traf er alte und neue Bekannte, und in Ermanglung der Seinen war es ihm vergönnt, in geselligen Kreisen und im Verkehr mit Freunden, wie Wolf (der jetzt in Berlin hauf'te), oder mit Frauen, wie Friederike Bethmann, wie Rahel, einige Erholung zu finden. [8]) Erst im April ging er nach Königsberg ab. [9]) —

6) Briefw. zw. Göthe und Zelter, I. 354.
7) A. Z. 1. u. 2. Jan. 1809.
8) Vergl. Rahel's Briefe, I. 395. 418 u. besonders ihren Brief an Humboldt, dat. 28. Juni 1809.
9) Morgenblatt, 13. Febr. u. 7. April 1809 (in Correspondenzen aus Berlin); — Denkschrift auf G. H. L. Nicolovius, von Dr. Alfred Nicolovius, Bonn 1841. S. 171.

Mußte es auch ſchmerzlich für ihn ſein, eine ſo ſchöne Exiſtenz, wie ſeine römiſche, zu verlaſſen, ſo rief ihn doch die Pflicht, und er ſäumte nicht, dies genußreiche Daſein dem Vaterlande zum Opfer zu bringen. Doch behielt er ſich, wohl hauptſächlich um Roms willen, den Rücktritt in die Diplomatie vor. Es war die rechte Zeit geweſen, jenen Poſten aufzugeben. Denn kaum hatte H. den Kirchenſtaat verlaſſen, ſo brach auch über dieſen die längſt befürchtete Kataſtrophe herein. Den 17. Mai 1809 verfügte Napoleon, den die Siegerlaufbahn wieder bis in's Herz Oeſterreichs geführt hatte, von Schönbrunn aus die Einverleibung des Kirchenſtaats in das franzöſiſche Reich, und ſchon am 6. Juli dieſes Jahres ward der Papſt als Gefangener von Rom abgeführt. Da ein Umſturz dieſer Art unſchwer vorauszudenken war, ſo konnte Humboldt auch ohne Rückſicht auf die Lage des Vaterlandes leichteren Herzens von Rom und der bisherigen Stellung ſcheiden. Auch erhielt er erſt 1816 in Niebuhr einen Nachfolger auf dem römiſchen Poſten.

Fünftes Buch.

Humboldt als Chef des Kultus und öffentlichen Unterrichts in Preußen.

Antheil an der politischen Wiedergeburt des Staats. Auffrischung des geistigen Lebens und Reform der Erziehung. Gründung der Universität Berlin.

1809 bis 1810.

Mit ihrem heil'gen Wetterſchlage,
Mit Unerbittlichkeit vollbringt
Die Noth an Einem großen Tage,
Was kaum Jahrhunderten gelingt.

Hölderlin.

Das Unglücksjahr 1806 hatte Preußen in die bedenklichste Lage gestürzt. Längere Zeit schien selbst sein Dasein auf dem Spiel zu stehen, und jedenfalls blieb, um sich dessen zu versichern, oder gar das Verlorne zu ersetzen und eine bessere Zukunft vorzubereiten, eine gründliche Erneuerung des Geretteten unerläßlich. Denn es war nicht blos die egoistische Politik und der Mangel an Hingebung für das deutsche Gesammtinteresse, was dieses Verhängniß herbeigeführt; es war eben so sehr der Geist der Unfreiheit, der im Innern herrschte, und der ohne den gewaltigen Arm eines großen Friedrichs die nachhaltige Kraftäußerung, welche die künstliche Größe des Staats forderte, in stürmischen Zeiten unmöglich machte. In der Jugendgeschichte unseres Humboldt sind wir dem kläglichen Regiment begegnet, das auf Friedrichs Zeiten folgte. Wir sahen, wie nicht blos der Staat geschwächt, sondern — was noch schlimmer war — selbst das Volk, das ohnehin niedergehaltene, noch durch einen sittenlosen Geist entnervt wurde. Mit Friedrich Wilhelm III. trat ein besserer Geist an die Spitze. Doch dieser edle Fürst, meist noch von den Werkzeugen der vorangegangenen Regierung umringt, vermochte die Katastrophe nicht zu bannen, die die verhängnißvolle Zeit bringen sollte; ja, als wenn ihm

dieſe unter allen Umſtänden drohend erſcheine, ſuchte er ängſtlich den Anſtoß zu meiden, und gab bei den dringendſten Anläſſen zum Kampf ſeinen friedliebenden Geſinnungen Raum, die den Staat immer mehr vereinzelten, und zuletzt noch ein ſchwereres Unglück herbeiführten. Doch dieſes Unglück eben ſollte zum Heil gedeihen, weil der Kern des Volkes gut und der Wille des Fürſten edel war. Aber die ganze Richtung der Politik mußte geläutert, das Volk durch Abnahme der Feſſeln geſtärkt, der allgemeine Sinn und Charakter gehoben und erneuert werden. In der That, die Umwandlung, der es hier bedurfte, war eben ſo weſentlich eine ſittlich intellektuelle, als bürgerlich politiſche.

Noch ehe der Frieden geſchloſſen war, hatte die Erneuerung im Stillen ſchon begonnen. Man erkannte den Stand der Dinge und erſchrack nicht vor den Mitteln, die noch retten konnten. Der Hof war, mit den Trümmern des Heers und der Verwaltung, an die öſtlichſten Gränzen geflüchtet, in eine Provinz, deren geſunde Kraft höchſt wohlthätig auf die andern zurückwirken ſollte. Von Memel und nachher von Konigsberg — wo ein großer Weiſer dem Lande eine freidenkende, tüchtige Generation herangebildet, — von dort gingen die großen Maßregeln der Rettung aus. Die Wogen der Oſtſee und ihre friſchen Ufer befreiten von dem Unrath, der im märkiſchen Sand ſich gehäuft hatte. Ein Fürſt, der im Unglück ſeinen Werth zeigte, dem eine ſeltne, hochherzige Frau zur Seite ſtand, wies die Fingerzeige der Rettung nicht von ſich. Man ſagt, daß auch Hardenberg, bisher der Führer der beſſern und patriotiſcheren Partei und wieder an der Spitze des Innern und Aeußern bis zum Friedensſchluß, wo er zum Austritt aus dem Dienſte genöthigt wurde, ſelbſt zu gründlichen Reformen gerathen habe; und die Maßnahmen noch vor dem Friedensſchluſſe ſcheinen dies wirklich zu beſtätigen.

Schon zu Memel ſetzte der König jene berühmte Immediatcommiſſion nieder, die ſo Folgenreiches gewirkt hat. Sie ſollte die Mittel für den Moment herbeiſchaffen, und die Veränderungen der Zukunft vorbereiten. Es waren zwei Abtheilungen, die eine für das Kriegsweſen, die andre für das Innere. Die Kriegscommiſſion beſtand aus Graf v. Lottum, v. Bronikowski, v. Gneiſenau und Grolmann, und hatte Scharnhorſt zum Chef. Die andere, für das Innere, unter dem Vorſitz des v. Klewitz, hatte den Freih. v. Altenſtein, Schön, Stägemann und Niebuhr (den kurz vor dem Kriege in preußiſche Dienſte getretnen) zu Mitgliedern. Von dieſer Commiſſion gingen die Grundlagen der neuen Ordnung aus, [1]) und es bedurfte, bei dauerndem Frieden, nur eines kräftigen Armes, um dieſe Neuerungen auch unter den drohendſten äußern Conſtellationen und den lebhafteſten Widerſprüchen im Innern durchzuſetzen.

Hierzu fand ſich glücklicherweiſe der Mann. Ein Charakter, deſſen Energie früher keinen Spielraum gefunden hatte, der jetzt aber von unſchätzbarem Werthe war — der Miniſter Freiherr von Stein. Er hatte während des Kriegs ſich auf ſeine Güter im Naſſauiſchen zurückgezogen. Von dort ward er vom König nach Memel gerufen und am 5. Okt. 1807 an die Spitze des Ganzen geſtellt. Ihm zur Seite wirkte Scharnhorſt für's Kriegsweſen; Graf von der Goltz figurirte in den auswärtigen Geſchäften. Nur ein Jahr war es Stein vergönnt, als erſter Miniſter zu walten, aber dieſe Zeit reichte hin, ſein Miniſterium unvergeßlich zu machen. Mit ſich ſelbſt mehr über das Was, als über das

1) Altenſtein begleitete den König bis Riga und entbehrte der Theilnahme. Dagegen ſollen beide Miniſter Schrötter und ein Landgerichtsrath Morgenbeſſer von namhaftem Einfluß geweſen ſein. Siehe den Brief des Herrn von Beyme bei Dorow, in deſſen Denkſchriften und Briefen, IV. B. 1840. S. 28—29.

Wie einig, war er doch gegen keine Anſicht verhärtet, von der kraftvolle Männer das Heil und die Befreiung des Vaterlandes erwarteten; vor allem aber war er wie dazu geſchaffen, den erſten nachdrücklichen Stoß zu führen, und alle Hinderniſſe, die ſich entgegen ſtellen wollten, zu überwältigen. In der ſchwierigſten äußern Lage begann er ſeine großen Maßregeln durchzuführen, während Scharnhorſt eine neue Heermacht gründete. Nun nahm die ganze Politik eine entſchieden deutſche Richtung, und auch im Innern ward das Preußenthum mehr auf deutſcheren Fuß geſtaltet und durch zeitgemäße Fortſchritte veredelt. Stein adoptirte zunächſt die von der Immediatcommiſſion vorbereiteten Maßregeln, ergänzte und erweiterte ſie durch andere, und führte ſo eine Umwandlung herbei, die man mit Recht eine Revolution auf Geſetzeswegen genannt hat. Die Verordnung vom 9. Okt. 1807 löſ'te die Bande der Leibeigenſchaft und des Grundeigenthums; am 19. Nov. des nächſten Jahrs ward die Städteordnung gegeben, zu gleicher Zeit auch eine Reichsverfaſſung angekündigt, und unterm 16. Dec. 1808 erſchien das Edikt, welches die geſammte Staatsverwaltung neu organiſirte. Zugleich ſuchte man allenthalben die tüchtigſten und die geeignetſten Männer in die Geſchäfte zu bringen; man fragte nur nach Charakter und Fähigkeiten, man ſcheute auch die freieſten, unabhängigſten Geſinnungen nicht, und öffnete dadurch immer gründlicheren Fortſchritten die Thür.

Mit politiſchen Veränderungen war aber allein nicht geholfen. Man fühlte die Nothwendigkeit, den Staat auch von unten auf zu läutern. Hiezu bedurfte es einer entſprechenden Umgeſtaltung in dem preußiſchen Unterrichts- und Erziehungsweſen, einer Belebung des Vorhandenen und neuer Schöpfungen, wo das Alte nicht mehr ausreichte, oder Lücken bemerklich worden waren. Man erkannte, daß namentlich in ſolcher Zeit der Staat darauf bedacht ſein müſſe, nicht blos

zu unterrichten, ſondern zu erziehen; daß man allen Fortſchritten des deutſchen Geiſtes und, wenn ſie dem Zweck dienen könnten, ſelbſt kühnen Neuerungen Raum geben müſſe, mit Einem Wort, daß man den Geiſt zu befreien, und zugleich den Charakter und Gemeinſinn zu erwecken und zu ſtärken habe, um dem Staate würdige Bürger und den kommenden Schickſalen eine ebenbürtigere Generation zu ſchaffen. Ebendaher, das ſah man richtig, werde auch in das alte Geſchlecht und in die Verwaltung ein wohlthuender Geiſt ſtrömen.

Zwei Dinge waren es hier vorzüglich, auf die man, ſo bald der Friede geſchloſſen worden, den Blick warf: die Einführung der Peſtalozzi'ſchen Methode für den Elementarunterricht und die Gründung einer großartigen, neuen, höhern Lehranſtalt zum Erſatz der im Friedensſchluß abgetretenen Univerſität Halle. Der Gedanke, dieſe neue Anſtalt nach Berlin zu bringen, tauchte ſogleich in mehreren Köpfen auf, denn dort waren ſchon viele treffliche Anſtalten vorhanden; die Akademie der Wiſſenſchaften bot Männer dar, die bisher keinen zureichenden Wirkungskreis gehabt, und überdies hatten mehrere der tüchtigſten Lehrer von Halle und Erlangen, ſobald die Abtretung dieſer Hochſchulen entſchieden, ſich nach Berlin gewandt, um dort einer erwünſchten Thätigkeit zu harren. Früh wurde daher die Idee, in Berlin eine ſolche Anſtalt zu gründen, erörtert. Männer, wie J. v. Müller [2]) und F. A. Wolf, Fichte und Schleiermacher verfolgten den Gedanken, und unter den Staatsmännern war es der geheime Cabinetsrath Beyme, der dieſe Idee ſchon früher gehegt, deren Ausführung jetzt für eine Nothwendigkeit hielt und höchſten Orts in Vorſchlag brachte. Schon im Sept. 1807 meldete dieſer von Memel aus an Wolf: daß der König, durch eine Kabinetsordre vom 4. Sept., die Errichtung

2) Der freilich gleich nachher Preußen aufgab und in weſtphäliſche Dienſte übertrat.

einer allgemeinen Lehranſtalt in Berlin bereits beſchloſſen und ihm (Beyme'n) die Errichtung derſelben aufgetragen habe[3]) — ein Beſchluß, der noch manche Anfechtung zu beſtehen hatte, und zu deſſen Durchführung man wohl vor allen Dingen des rechten Mannes bedurfte.

Je entſchiedener man überhaupt mit Neuerungen auf dem Gebiete des öffentlichen Unterrichts umging, und wirklich Hand an das Werk legen wollte, deſto mehr fühlte man, daß es hiebei eines Mannes bedürfe, der ſelbſt von dem geiſtigen Genius der Nation recht durchdrungen und dadurch befähigt wäre, die geiſtigen Kräfte des Landes zu leiten und zu beleben, kurz, der auf dieſem Gebiete einen Impuls geben könne, wie Stein, wie Scharnhorſt in den übrigen Verwaltungszweigen. Einen ſolchen fand man in Humboldt.

Schon am 26. Nov. 1808 mußte Stein, in Folge einer Unvorſichtigkeit den lauernden franzöſiſchen Behörden verdächtig und von Napoleon in die Acht erklärt, von ſeinem Poſten ſcheiden und bald darauf Preußen ſelbſt verlaſſen. Erſt nach ſeinem Austritt (16. Dez.) erſchien die Verordnung, welche die ganze Staatsverwaltung neu organiſirte, und im Weſentlichen noch unter ſeinen Auſpicien entworfen worden war. Durch dieſe Verordnung wurde das Syſtem der Fachminiſterien zum erſtenmal in Preußen mit Strenge durchgeführt. Nur bürdete man namentlich dem Miniſterium des Innern zu viel auf, indem man, wahrſcheinlich aus finanziellen Gründen, die Oberleitung der Kultus- und Unterrichtsangelegenheiten damit verknüpfte. Dieſes Miniſterium zerfiel nun in ſechs verſchiedene Sektionen, denen eigene,

---

3) W. Körte, Leben und Studien F. A. Wolf's. Eſſen, 1833. II. 14—15.

verantwortliche, jedoch unter der Oberleitung des Miniſters wirkende Direktoren vorgeſetzt wurden. Eine dieſer Sektionen war für den Kultus und öffentlichen Unterricht. Sie zerfiel wieder in zwei Abtheilungen: 1. die Abtheilung für den öffentlichen Unterricht, 2. die für den Kultus. Erſterer fielen, außer den Lehranſtalten im engern Sinn, die Leitung aller höheren wiſſenſchaftlichen und Kunſtanſtalten zu, die der Staat unterſtützte, die Akademien der Wiſſenſchaften und Künſte ꝛc., ferner die Oberaufſicht der öffentlichen Schauſpiele, endlich die Cenſur aller Schriften nicht politiſchen Inhalts. Unter dieſer Abtheilung ſtand zugleich eine wiſſenſchaftliche Deputation für die Angelegenheiten des öffentlichen Unterrichts, die an die Stelle des bisherigen Oberſchulcollegiums trat. Sie ſollte aus den vorzüglichſten Männern in allen Unterrichtsfächern beſtehen, den Einfluß der Wiſſenſchaft auf die leitende Behörde ſichern, und ſelbſt die Prüfungsbehörde für höhere Lehramtscandidaten ꝛc. ſein. — Die Abtheilung für den Kultus verwaltete die Kirchenſachen, das jus circa sacra und die evangeliſchen Conſiſtorialrechte in letzter Inſtanz; ihr war zugleich die Aufſicht über den öffentlichen Religionsunterricht zugewieſen. — Die Sektionen, ja ſelbſt die einzelnen Abtheilungen verfügten in eigenem Namen, ſo daß in der hier in Rede ſtehenden Sektion der Dirigent mit der ſpeciellen Leitung des öffentlichen Unterrichts nur die Ueberwachung der zweiten Abtheilung verband und bei letzterer nur in Fragen, wo höhere Staatsintereſſen betheiligt waren, eine Oberleitung zu bethätigen hatte. Ganz in ähnlicher Stellung ſtand der Miniſter zum Sektionschef, als die oberſte bewachende und in ſchwierigen Fragen entſcheidende Behörde, bei der man zugleich gegen Beſchlüſſe der Sektionen und Abtheilungen Beſchwerde führen konnte. Man ſieht, dieſe neue Organiſation gewährte den einzelnen Chefs ziemliche Freiheit; allein ſie hatte doch den Uebelſtand, daß ſie eines Theils den

Miniſter zu einer mehr läſtigen Zwiſchenperſon machte, andren Theils aber ein ſehr inniges Einverſtändniß des Sektionschefs mit dem Miniſter ſowohl als mit dem Leiter der Kultus-Abtheilung vorausſetzte. Es ſcheint mir wahrſcheinlich, daß Stein dieſe Einrichtung getroffen, in der Abſicht, fortan mehrere Miniſterien in ſeiner Hand zu behalten, und den einzelnen Sektionsdirigenten in den Miniſterien des Innern und der Finanzen je nach Umſtänden mehr oder minder Gewalt einzuräumen.

Nach Stein's Abgang jedoch erhielt jedes Miniſterium ſeinen eigenen Chef, und die Verwaltung wurde laut den im Laufe des Decembers 1808 erſchienenen amtlichen Bekanntmachungen folgenden Männern übertragen: das Kriegsdepartement blieb Scharnhorſt, das Auswärtige dem Grafen Goltz; das Miniſterium des Innern erhielt Alexander Reichsgraf zu Dohna; das der Finanzen Freiherr von Altenſtein; zum Großkanzler endlich wurde der bisherige Kabinetsrath Beyme ernannt. [1])

Gleich nach der Ernennung der Miniſter fand auch die Beſtimmung der verſchiedenen Sektions- und Abtheilungchefs Statt, ja es iſt gewiß, daß ſolche, zum Theil wenigſtens, ſchon von Stein auserſehen worden waren. [2]) Ob aber die Wahl unſeres Humboldt zum Dirigenten der Sektion für Kultus und Unterricht von Stein herrührt, oder ob erſt Graf Dohna ſich dieſen geiſtvollen Jugendfreund als kräftigen Genoſſen erwählte, bleibt noch zu ermitteln. Dohna ſelbſt war kein genialer, aber ein wohldenkender, zugänglicher Mann, der den Chefs der verſchiedenen Sektionen wohl keine Schwierigkeiten in den Weg legen wollte, und die ſpezielle Verwaltung

---

1) Die Ernennung von Dohna und Altenſtein brachte ſchon die Königsberger Hofzeitung in der Mitte Decembers.

2) Z. B. Nicolovius. Vergl. Alfred Nicolovius, Denkſchrift auf G. H. L. Nicolovius (ſeinen Vater), Bonn, 1841. S. 172.

auch um ſo unbeſorgter den einzelnen Sektionen überlaſſen konnte, da dieſe in die Hände ſo ausgezeichneter Männer, wie Humboldt, Klewitz und Schön, gelegt war. —

Den 15. Dez. erging, wie ſchon erwähnt, an Humboldt, der auf einer Urlaubsreiſe in Berlin erwartet wurde, von Königsberg aus die Berufung auf den neuen Poſten. Zugleich ward er, wie die übrigen Sektionschefs, zum geheimen Staatsrath ernannt. Er nahm den Poſten an, und erhielt unterm 20. Febr. 1809 ſeine definitive Beſtallung.

Zum Direktor der Abtheilung für den Kultus wurde G. H. L. Nicolovius erkoren, ein Mann, der aus Hamann's, Stolberg's, Jacobi's Kreiſe hervorgegangen war und eine für dieſen Poſten ſehr geeignete Gemüthsſtimmung mitbrachte. Er war bis dahin bei dem oſtpreußiſchen Conſiſtorium in Königsberg angeſtellt geweſen. Unterm 8. Dez. 1808 eröffneten ihm die dort anweſenden Miniſter v. Altenſtein und v. Dohna, daß er zum Staatsrath im Miniſterium des Innern und zwar bei der Sektion des Kultus und öffentlichen Unterrichts ernannt und berufen ſei, unter dem zum Chef dieſer Sektion beſtimmten bisherigen Geſandten, Herrn v. Humboldt, die Leitung der beſondern Abtheilung des Kultus zu übernehmen. [3]) Zugleich wurden ihm bis zu dem Zeitpunkt, wo Hr. v. Humboldt das ihm angewieſene Amt antreten könne, auch deſſen Geſchäfte zur interimiſtiſchen Beſorgung übertragen, und da deſſen Ankunft in Königsberg ſich bis in den April des nächſten Jahrs verzögerte, ſo blieb der größte Theil der laufenden Geſchäfte bis dahin in ſeinen Händen. Doch im Weſentlichen mußten dieſe bis zur Ankunft des Chefs ſtocken, da irgend wichtigere Fragen vorher nicht wohl erledigt werden konnten. [4])

3) Alfr. Nicolovius, a. a. O., S. 168.
4) A. a. O., S. 168. 171.

Die Wahl muß man preiſen, die Humboldt auf dieſen Poſten berief. Denn einen geeigneteren Mann zur Leitung des weiten Gebiets des öffentlichen Unterrichts würde man kaum denken können. War er aber auch gleich geeignet zur Leitung des Kultus? höre ich viele unſerer Zeitgenoſſen zweifelnd einfallen. Hierüber wird ein Wort am Platze ſein.

Der hat nie etwas Näheres von dieſem Manne erfahren, nie einen zulänglichen Blick auf ſeine Schriften geworfen, wer darüber zweifelhaft ſein kann, ob Religion in ihm war oder nicht. Eben ſo gewiß aber iſt es, daß ſeine religiöſe Denkweiſe ſtets in einer gewiſſen Entfernung von dem poſitiv Chriſtlichen blieb, ſei es nun, weil die Hülle des Chriſtenthums ihm widerſtrebte, oder daß er durch größere Hingebung an ſie ſeiner geiſtigen Freiheit und Natur verluſtig zu werden fürchtete. Er glich in dieſem Punkt ganz den Männern unſerer großen Litteraturperiode, und ſo wenig wir ſagen können, daß die Schranken des achtzehnten Jahrhunderts ihn gefangen gehalten hätten, ſo müſſen wir ihn doch in dieſem Stücke als deſſen unwandelbaren Zögling erklären. — Wir haben von Humboldt den bezeichnenden Ausſpruch: „Alles wahre Wiſſen führt zu Gott.“ Er durfte aber auch, ſeinem eignen Sinne nach, hinzuſetzen: „Alles natürliche Gefühl führe nicht minder zu ihm.“ Denn ſo entſchieden intellektuell ſein Weſen angelegt war, ſo ward ihm doch die natürliche Empfindung nicht untreu. Keines der philoſophiſchen Syſteme ſeiner Zeit war im Stande, ſeine Bedürfniſſe in dieſer Richtung recht zu befriedigen; von den ſpätern Entwicklungen dieſer Wiſſenſchaft aber hielt ihn eben ſo ſehr die natürliche Art ſeines Denkens, wie die Tiefe ſeines Gemüths und die auf den Grund der Dinge gehende Richtung ſeines Geiſtes ab. Er war nicht blos Theiſt, und nicht Pantheiſt. Der Glaube an die Perſönlichkeit Gottes, an eine leitende Vorſehung, an die individuelle Unſterblichkeit

wurzelte feſt in ihm, und war auf eine ſehr eigenthümliche Art theils mit der antiken Schickſalsidee, theils mit ſolchen theoſophiſchen und geſchichtsphiloſophiſchen Anſchauungen verbunden, wie ſie ſeit den älteſten Zeiten, unter Indiern, Griechen und Deutſchen, viele der denkendſten Geiſter zu faſſen ſuchten. Auf dieſem vielſeitigen Grunde wurzelte auch ſeine Geſchichtsbetrachtung; in ihr drängte ſich das philoſophiſche Ergebniß ſeines Nachdenkens zuſammen. Aber nicht alles, was er erfaßte in Denken, Glauben und Vorſtellen, wollte er auch philoſophiſch bewieſen haben, und gern flüchtet er, unähnlich den Denkern ſeiner Zeit, mit den innerſten Heiligthümern in das Reich der Dichtung, wo dem Zweifel des Augenblicks ſo gut ſeine Stätte wird, wie dem kühnſten Fluge des Gedankens. [1])

Kühl ſtand er gegen das Dogma, aber er ſtand ihm nicht feindlich gegenüber. Er umging es, mit jener Scheu, die das Heilige zu berühren fürchtet. Und wo er es nicht umgehen konnte, benimmt er ſich wie gegen ein Gegebenes, in dem wir ja alle wurzeln, jede weitere Erörterung darüber meidend.

Die Frage, inwieſern ein ſolcher Mann zum Präſidium des geiſtlichen Departements geeignet ſein mochte, hängt, meines Erachtens, von Beantwortung der andern ab: welche Stellung nämlich der Chef dieſes Departements zu den kirchlichen Einrichtungen zu nehmen hat? Nach unſerer Anſicht hat er auf dieſem Gebiete nur zu überwachen, das Intereſſe des Staats zu wahren, im Uebrigen aber die rein geiſtliche Behörde, nach Maßgabe der beſtehenden Kirchenverfaſſung, walten zu laſſen. Sein Reich, ſeine poſitive Aufgabe iſt der öffentliche Unterricht; hier hat er nicht blos zu wachen,

1) Vergl. außer vielen ſeiner Sonette auch die fünftletzte Strophe des Gedichts „Roma," geſ. W. I. 357.

ſondern zu lenken. Laſſen wir alſo dahingeſtellt, welches Maß von Chriſtlichkeit einem ſolchen Chef zu wünſchen bleibt, ſo müſſen wir ſagen: Im Intereſſe eines Staats unſrer Zeit iſt es beſſer, wenn er in dieſem Punkte etwas zu ſkeptiſch, als wenn er zu hingebend iſt. Von Frivolität irgend welcher Art kann hier natürlich nicht die Rede ſein.

So möchte denn wohl, bei Humboldt's großen und für eine ſolche Thätigkeit zum Theil ganz beſonders ſchätzenswerthen Eigenſchaften, die Frage über ſeine Tauglichkeit für den Poſten auch in einer kirchlich ſtrengeren Zeit bejahend entſchieden werden.

Seine Amtsführung hat darüber auch keinen Zweifel übrig gelaſſen. Wie es überhaupt ſein Weſen war, den Geiſt der Freiheit walten zu laſſen, ſo ſcheint er es ſich zur beſondern Pflicht gemacht zu haben, einem ſelbſtſtändigen Wirken ſeines Collegen Nicolovius, ſo weit er es durfte, nirgends in den Weg zu treten, deſſen Wünſchen und Forderungen vielmehr eben ſo bereitwillig zu begegnen, als wenn es den Bedürfniſſen des ihm zunächſt am Herzen liegenden Zweiges gälte. Nicolovius ſelbſt hat, wie wir aus den Mittheilungen ſeines Sohnes wiſſen, es rühmend anerkannt, daß ihm von Humboldt's, ſeines Chefs, Seite jede Förderung zu Theil geworden ſei, obwohl er ausdrücklich bemüht geweſen, „das Volk zu religiöſem Glauben wieder zu erwecken, und dieſergeſtalt auch in ſeiner Abtheilung eine ganz neue Schöpfung zu begründen.“ [2])

Noch könnte man darin einen Widerſpruch mit ſich ſelbſt finden wollen, daß Humboldt, der einſt die Einwirkung des Staats auf Bildung und Erziehung ſeiner Bürger ſo entſchieden abgewieſen hatte,[3]) jetzt mit ſolchem Eifer nicht nur für

2) Siehe Alfr. Nicolovius, a. a. O., S. 171. 178. 179. 180. 183. 184.

3) Siehe Th. I. 190—92.

die Erneuerung des Unterrichts, sondern auch dafür wirkte, daß in den untern Kreisen nicht nur unterrichtet, sondern erzogen werde. Und in der That finden wir hier ein Zugeständniß, das der Theoretiker dem praktischen Leben gemacht hatte. Die uneingeschränkte Individualtheorie hielt nicht Stand vor den Forderungen der Wirklichkeit, des deutschen Nationallebens, und gar einer Zeit, wie der damaligen, wo es als höchste Nothwendigkeit erscheinen mußte, die Masse des Volkes nach einer bestimmten Richtung zu entwickeln. Demungeachtet wirkte auch jetzt jenes leitende Princip, das er ohnehin nicht aufgegeben, sondern nur ermäßigt hatte, vortheilhaft ein. Einmal behielt er stets die individuelle Ausbildung als Ziel im Auge; je mehr er es mit schon Vorgebildeten zu thun hatte, desto mehr ließ er auch der Freiheit Raum, wie er denn, charakteristisch genug, zur selbigen Zeit, wo er die preußischen Universitäten zu verjüngen suchte und eine neue großartige Schöpfung dieser Art begründete, durch ein unterm 28. April 1810 erlassenes Publikandum das bisher in Preußen bestandene Verbot des Besuchens fremder Schulen und Universitäten unbedingt aufhob. Und überall, wo es irgend möglich, waltete er in diesem Sinne; vorzüglich den Männern gegenüber, die die Wissenschaft und den höhern Unterricht zu pflegen berufen waren. Nicht sie zu lenken, sondern sie aus sich wirken zu lassen, war sein Bemühen, so daß er selbst in der Wahl und Berufung neuer Kräfte am liebsten F. A. Wolf und der wissenschaftlichen Deputation Gehör gab, und nur da allein handelte, wo er sich von jenen verlassen sah.

Das Departement, dem Humboldt vorgesetzt wurde, bedurfte gar sehr eines solchen Regenerators. Bis zum Kriege war es in den Händen des Justizministers v. Massow, „eines stolzen, allen Neuerungen abgeneigten Mannes," gewesen;[4])

4) Steffens, „Was ich erlebte," V. 117.

nur der rührige Beyme hatte, im Kabinet des Königs, dafür gethan, was ihm möglich. Seit dem Kriege aber war auch hier faſt völlige Auflöſung eingetreten. Unzählige harrten der Hülfe, und auf gründliche Beſſerung. „Man erwartet jetzt hier", ſchreibt Zelter, 26. Dez. 1808, an Göthe, „den römiſchen Humboldt, welcher Staatsrath des Kultus, der Akademien und Theater worden iſt. Wenn er ſo geblieben iſt, als er war, ehe er nach Italien ging, ſo freue ich mich ſehr auf ihn. Auf dieſer Stelle kann er etwas Gutes bewirken, die Sachen möchten ſich wenden, wohin ſie wollen; denn in dieſem Punkte [wie in vielen andern!] haben wir lange ein ſündliches Leben geführt."

Ueberhaupt war die Erhebung dieſes Mannes keine geringe Eroberung für einen Staat, der ſo der Belebung und Steigerung ſeiner Kraft, ſo einer intellektuellen, wie moraliſchen und politiſchen Verjüngung bedürftig war, wie Preußen, und ſich dieſerhalb mit den kräftigſten Männern aller Theile des Landes und des übrigen Deutſchlands zu umgürten ſuchte. So traten Gneiſenau, Schön, Niebuhr, Scharnhorſt, Stein und Altenſtein erſt jetzt auf den rechten Platz, bald auch Hardenberg, ſpäter Blücher und ſo viele der Beſten. Nun auch Humboldt. Doch hier bleibt eines bemerkenswerth. Er war ſelbſt Märker. Zwar bot auch die Mark kräftige und ausgezeichnete Männer genug, aber an den Beſten blieb manche Eigenheit des alten Preußenthums haften, Manches, was dem deutſchen Sinne nicht anmuthen will, ſo wenig man den Patriotismus oder die Energie verkennen kann. Man denke nur an Männer, wie Beyme, wie Stägemann! Wie anders erſcheint Humboldt, der Geiſt des Makrokosmus den Geiſtern der Erde gegenüber — eben ſo tapfer, eben ſo vaterländiſch, aber doch wieder ſo fremdartig, wie ein Weſen aus einer andern Welt, ſeiner Zeit entgegengeſetzter, als ſelbſt die Steine und Hardenberge,

viel weniger noch zum Vielregieren, zum Gouverniren geſtimmt, weit ſpiritueller, ein Mann, der in die gegebenen Verhältniſſe ganz nie aufgehen konnte. Aber auch eine ſolche Erſcheinung wirkte wohlthuend für Preußen, in mancher Hinſicht vielleicht am erwünſchteſten. Vieles von dem, was wir beſonders an dem geiſtigen Leben des jetzigen Preußens, ſeinen Schulen und Univerſitäten beſonders auszuzeichnen wiſſen, zieht ſeinen Urſprung aus den Tagen, da Humboldt nach dieſen Seiten den nachdrücklichen Impuls gab, wenn wir auch gerne anerkennen, wie viel dieſe Ausſaat der liebevollen Pflege eines ſo wackern Nachfolgers, wie Altenſtein, verdanken mag.

Im April 1809 traf Humboldt zu Königsberg ein, wo der Hof, wo die höchſten Regierungsglieder verweilten. Noch immer ſcheute man ſich, nach Berlin zurückzugehen. Der Staat befand ſich in trauriger Lage; immer unleidlicher wurde der Druck, die Anmaßung, die Napoleon auch nach dem Friedensſchluſſe zeigte; die Geldnoth immer größer. Die ganze Zukunft des Staats ſchien noch ungewiß, und Mancher konnte zweifeln, ob der Körper, dem er angehörte, nur noch acht Tage beſtehen werde.[1]) Dazu kam der neue Kampf zwiſchen Frankreich und Oeſterreich, an dem man nun gerne Theil genommen hätte, da man nicht mehr konnte. Doch das war ſchon zum Heil, daß man nicht mehr theilnahmlos den Geſchicken Oeſterreichs folgte; auch leuchteten jetzt dort ſelbſt aus der Niederlage Hoffnungen für die Zukunft auf.

Und wenn auch die Gegenwart noch ſo traurig, die Zukunft noch ſo zweifelhaft und dunkel war, Königsberg ſelbſt bot einen tröſtenden, ja erhebenden Anblick dar. Es

---

1) So Niebuhr, 7. Febr. 1809, aus Amſterdam. Siehe deſſen Nachgel. Schriften nicht philologiſchen Inhalts. Hamburg, 1842. S. 308.

wehte ein erfrischender Geist durch diese Stadt. Eine Anzahl trefflicher Männer, von einem reineren Eifer für das Gute, für das Wohl des Vaterlandes beseelt, hatte sich zusammengefunden und enger an einander geschlossen, als sonst es im öffentlichen Leben gewöhnlich ist. Das königliche Haus knüpfte ein beinahe trauliches Band mit diesen Männern. In solchem Zusammenstehen schöpfte man Trost für die Gegenwart; da wurde vieles bereitet, was nachmals zur Rettung beitrug; da fühlte man sich in einer Stimmung, wie sie sonst kaum im Glücke zu Theil wird.

Königsberg selbst hatte eine bedeutende Zahl tüchtiger und insonders regsamer Männer aufzuweisen, von denen einige höchst origineller Natur, die meisten unter dem wohlthätigen Einfluß des erst seit wenigen Jahren verstorbenen Freundes und Lehrers J. Kant gebildet worden waren. Ich nenne von Vielen nur den Kanzler von Schrötter, den Präsidenten von Auerswald, den Consistorialrath (und nachherigen Erzbischof) Borowsky, den Kriegsrath Scheffner (der selbst sein Leben beschrieben). Der Lehrer der Staatswirthschaft Kraus war schon todt. Unser Humboldt trat namentlich mit Dr. Wilhelm Motherby in trauliche Verbindung. Dieser treffliche Mann, Freund und Schüler des großen Kant, war ein Schotte von Geburt, aber eingebürgert in Königsberg. Er gründete, kurz nach dem Tode seines Lehrers, einen Verein unter dessen ehemaligen Tischfreunden und intimen Verehrern, welcher das Andenken jenes Weltweisen alljährlich an seinem Geburtstage feiert. Diesem Kreise erschien Humboldt nicht als ein Fremder. Auf diesem Grunde erwuchs auch die Freundschaft mit Motherby, die sich auch später in herzlichem Briefwechsel bethätigt. Er war viel in dessen Hause, und nahm von dort viele der schönsten Erinnerungen dieses Königsbergischen Aufenthaltes

mit.[2]) — Nach Königsberg kam in dieſer Zeit, vielleicht auf Humboldt's Berufung, auch der ſprachkundige Prof. Vater, der ihm gewiß ſchon von Jena bekannt war.[3]) Er wurde 1809 von Halle dorthin verſetzt. Mit der Fortführung des Adelungſchen Mithridates beauftragt, bearbeitete er eben die Sprachen der neuen Welt, wobei ihm der jüngere Humboldt die aus Amerika mitgeführten Schätze auf's freigebigſte zur Benutzung überließ.[4]) Auch Wilhelm Humboldt widmete ihm und ſeinen Studien regen Antheil, und gab, ſo bald ihm Muße wurde, ſelbſt einen Beitrag zum Mithridates.

Welche Anregungen bot dann der Umgang mit den damals in Königsberg anweſenden und zuſammenwirkenden Staatsmännern! Mit mehreren wurde Humboldt erſt jetzt bekannt, in andern fand er Freunde oder Bekannte ſeiner Jugend wieder. Unter den letztern namentlich jetzt ſeinen Vorgeſetzten, Alexander Reichsgrafen zu Dohna, mit welchem ein ſehr trauliches Verhältniß ſich erneuerte.[5]) Neu aber und von beſonderer Bedeutung iſt die Verbindung mit Stägemann; wichtig ferner die mit ſeinen Collegen und Räthen, Nicolovius und Süvern. Mit Süvern verband ihn vielfach gleiche Richtung, und wenn ihm Nicolovius urſprünglich ferner ſtand, ſo knüpfte doch auch mit ihm ſchon der Umſtand, daß er mit Göthe, deſſen Schweſtertochter er geheirathet, mit Jakobi und andern nahe befreundet war, ſchnell ein engeres Band.[6]) — Im Herbſt kam auch Niebuhr von einer amtlichen Reiſe dorthin zurück. Zum erſtenmal traf er mit Humboldt zuſammen. In einem ſeiner

2) Auch Dorow, der Herausgeber ſo vieler Denkblätter aus dieſer Zeit, lernte Humboldten in dieſem Hauſe kennen. Siehe deſſen „Erlebtes“. Th. I. 1843. S. 13.

3) Siehe Th. I. 436.

4) Siehe oben S. 127.

5) Siehe Th. I. S. 29—30.

6) Vergl. Alfr. Nicolovius, a. a. O., S. 169.

Briefe (28. Sept. 1809) meldet er darüber in die Heimath: „Humboldt, den Chef der Gelehrſamkeit, habe ich noch nur einmal geſehen. Sein Empfang war äußerſt verbindlich; auch erwartete ich in der That mancherlei Belehrung von ſeinem Umgang.“ [7])

Zu Königsberg war es, wo Humboldt auch mit dem Hofe in engere Verbindung trat. Ein Mann von ſolchem Geiſt und dieſer Weltkenntniß war auch in den höchſten Kreiſen ein Meteor. Man ehrte jedoch in ihm nicht allein den großen Gelehrten, den Staatsmann, ſondern auch den überaus begabten Geſellſchafter. Man ergötzte ſich an ſeinen Scherzen, an der komiſchen Weiſe ſeiner Erzählung, und vergaß, ſo oft er ſeine Heiterkeit ausſtrömen ließ, wenn er „Menſchen zu Meerkatzen verglich“ und alles zum Lachen brachte, der bitteren Eindrücke dieſer Zeit. Am vertrauteſten wurde er mit der Prinzeſſin Louiſe, verehlichten Fürſtin Radziwill und deren Hauſe.

Ueberhaupt war dies eine Zeit der Aernte für Humboldt. Er fand reiche Gelegenheit, ſeine praktiſchen Talente zu offenbaren. Ihm war es leicht, auch am Rande des Abgrundes das Gute nicht aufzugeben, und mit ununterbrochenem Eifer fortzuarbeiten, deſſen gewiß, daß von irgend einer Seite ein lebendiges und nützliches Wirken übrig bleiben werde. Auch auf Andere ſuchte er dieſe Stimmung überzutragen, ſie über die Zerfallenheit der Dinge zu beſchwichtigen. So rief er einem ſeiner verzagteren Freunde damals die ſchönen Worte zu: „Die Gegenwart iſt eine große Göttin und ſelten ſchnöde gegen den, der ſie mit einem gewiſſen heitern Muthe behandelt.“ [1])

---

7) Lebensnachrichten über Barthold Georg Niebuhr, I. Hamburg, 1838. S. 425.

1) Körte, Leben und Studien F. A. Wolf's, II. 33.

Und wenn jetzt seine amtliche Stellung ihm die angestrengteste Thätigkeit auflegte, wenn von allen Seiten auch gesellige Ansprüche ihn umlagerten, so fand er doch die Kraft in sich, seinem Wesen treu zu bleiben, und in der Stille seinen liebsten Beschäftigungen nachzugehen. Noch jetzt fing er nie einen Tag anders, als mit Griechisch oder Lateinisch an, und jetzt war es, wo er äußerte: „die Akten verdürben sonst einen Menschen von Grund aus.“ [2])

Der Briefwechsel nahm auch Zeit in Anspruch. Die Familie war in Italien, der Bruder in Paris. Mit Uhden, der die Geschäfte des Departements in Berlin versah, stand Humboldt in amtlicher, mit vielen Andern in eben solcher oder freundschaftlicher Correspondenz. So vorzüglich mit F. A. Wolf. Gegen diesen, der sich nie gern in vorgezeichneten Bahnen bewegte, und jetzt allerhand eigensinnige Ansprüche erhob, hatte er seine ganze Freundschaft zu bewähren, ohne ihm doch dadurch genugthun zu können. Er machte den großen Werth des Mannes sowohl beim Minister als unmittelbar bei dem Monarchen selbst geltend, und wie rathsam es sei, mit ihm überall sorgsam und nachgiebig zu verfahren, um ihn dem Staate zu erhalten. Wolf'en selbst forderte er auf, sich nun förmlich in Berlin einzurichten zu behaglichem Leben und Arbeiten. „Gedenken Sie“, schrieb er ihm (Juni 1809), „Ihres Ruhms. Der Ruhm ist ein Sisyphus-Stein, der tückisch entrollt, wenn man ihn nicht immer wieder emporwälzt. Ihr Beruf sind große gelehrte Arbeiten; Sie sind so gesetzt, daß Sie vollkommene Muße haben; die eigentlichen Geschäfte sollen Sie immer nur so erhalten, daß Sie sie nebenher abmachen können. — Unternehmen Sie irgend

---

2) Ebendas. II. 33.

eine Arbeit, helfen Sie uns nebenher in unſern viel weniger wichtigen Arbeiten, und ſchließen Sie mich, wie bisher, in Ihr inniges und liebevolles Vertrauen ein. Aber machen Sie ja, daß es nicht heiße, ich mache Sie, indem ich Sie hier [in Berlin] fixire, unthätig für die Wiſſenſchaft.“ Zugleich bekundete Humboldt ſeine Geſinnung durch amtlich vertrauliche Aufträge, beſonders in Betreff der Beſetzung der vielen neu zu ſchaffenden Stellen. Zwei der bedeutendſten Schüler F. A. Wolf's wurden an die neue Univerſität berufen; ein andrer, J. Bekker, konnte lange in Paris weilen, um die dortigen Handſchriftenſchätze zu benutzen. Endlich ward Wolf ſelbſt, auf Humboldt's Vorſchlag, im Febr. 1810 zum Direktor der wiſſenſchaftlichen Deputation in der Sektion für den öffentlichen Unterricht ernannt. Als ſolcher war er auch Mitglied der Sektion des öffentlichen Unterrichts, welcher Humboldt allein vorſtand. Dieſer hatte Wolfen die Leitung aller rein wiſſenſchaftlichen Unternehmungen vorbehalten; von den Gymnaſial-Geſchäften ſollte ihm manches zugewieſen werden; endlich ihm auch die Beurtheilung der Vorſchläge zu Beſetzung der Stellen und die Prüfungen obliegen. So durfte Humboldt hoffen, alles nach des Freundes Wünſchen geordnet zu haben. Aber er irrte ſich. Wolf war für eigentliche Geſchäftsthätigkeit faſt gar nicht gemacht; am wenigſten für eine collegialiſche; und, was Humboldt nicht einmal ahnte, auch ſein Ehrgeiz ward durch eine ſolche nicht befriedigt. Im Gefühl, daß er nur an der Spitze etwas leiſten könne, hatte er wohl erwartet, geradezu als Staatsrath, als oberſte möglichſt freiſtehende Behörde in Sachen der Schul- und höhern Lehr-Anſtalten in amtliche Wirkſamkeit geſetzt zu werden, während er officiell den Wunſch ausgedrückt hatte, nur mehr als Rathgeber ſich unmittelbar verpflichtet zu ſehen. Humboldt dagegen lag bei dieſem ſo innig verehrten Freunde jede Idee an Rang und Titel ſo durchaus

fern; er glaubte ſtreng an Wolf's Erklärungen; er nahm deſſen Theilnahme an rein amtlichen Geſchäften nur inſoweit in Anſpruch, als ſie ihm unentbehrlich ſchien, und war vor allem darauf bedacht, ihn außerhalb der Geſchäfte, die auch der wohlwollendſte Chef nicht immer verſüßen kann, einer eigenen möglichſt freien Thätigkeit zu erhalten. Mit dieſer eben ſo bequem als ehrenvoll eingerichteten Stellung war aber Wolf nicht zufrieden. Schon im März (1810), gerade im Moment, wo die Sektion hoffte, die Thätigkeit der wiſſenſchaftlichen Deputation durch Wolf in Gang gebracht zu ſehen, lehnte dieſer den ganzen Antrag ab. Humboldt, den Freund mit dem Vorgeſetzten auf die edelſte Weiſe verbindend, nahm es ſchonend auf, ihm nur ſein herzliches Bedauern äußernd, daß er ihn nicht ſo, wie er es ſo ſehr gewünſcht habe, beſchäftigt ſehen könne, da durch die neue Verfaſſung die Leitung der Schulangelegenheiten nicht ihm perſönlich, ſondern der Sektion unter ſeiner Direktion anvertraut ſei. Eben dadurch, daß er ihn der Sektion ſelbſt beigeſellt, habe er dasjenige Verhältniß zu finden geglaubt, welches ſowohl der Sache als ihm ſelbſt angemeſſen wäre.[1]) — Wolf erkannte, beſonders nach des Freundes Rücktritt aus dieſem Amte, gewiß bald, wie ſehr er gefehlt und wie viel er aus den Händen gegeben; er mußte fühlen, wie gut Humboldt es mit ihm gewollt. Es wuchs aber auch ſeine Verehrung für dieſen immer mehr, und er ergriff jeden Anlaß, ſie auf recht ſolenne Art zu bethätigen. —

Von Königsberg aus ſtand Humboldt auch mit Rahel in Berlin in Briefwechſel. Wir finden unter ihren Briefen ein langes Schreiben, das ſie am 28. Juni 1809 an Hum-

1) Körte, a. a. O. II. 33—43. Es ſchien mir angemeſſen, in dieſer kitzlichen Erörterung wörtlich dem Biographen F. A. Wolf's zu folgen.

boldt abgehen ließ. Sie ſpricht darin von einer Epoche, wo dieſer ſie gehaßt, gedenkt ſeiner Verwunderung, daß ſie nicht durchaus ſo garſtig ſei, als er ſie damals gewähnt hatte. „Ewig“, ruft ſie ihm zu, „wird es in Ihrer Menſchenkunde und Jagd und in Ihrem Leben ein Brachfeld bleiben, daß Sie mein Weſen ſo übergehen konnten ... Welch Studium hätten wir mit einander vollbringen können; welche Welten von Leben entdecken können! Schämen Sie ſich, Sie fleißiger ſchlechter Forſcher!“ Leid thue es ihr, fährt ſie fort, ihm noch eine andere Kränkung zufügen zu müſſen. Kurz zuvor nämlich hatte Thereſe Huber, bei der Sammlung der nachgelaſſenen Werke ihres Gatten, einen Lebensabriß des Letztern veröffentlicht. Humboldt hatte dieſe Arbeit mit dem Auge des Freundes geleſen, und, in der Freude darüber, die Verfaſſerin gegen Rahel die erſte Frau dieſer Zeit genannt. Darüber nun lieſt ihm Rahel tüchtig das Capitel, indem ſie die ſtarke Schattenſeite der Arbeit hervorhebt. Was Humboldt darauf erwiedert habe, erfahren wir nicht. — Endlich gedenkt Rahel in dieſem Schreiben ihres jungen, aber höchſt geiſtvollen Freundes, Alexander's von der Marwitz, der, wie es ſcheint, mit Humboldt, als Chef des Unterrichts, in Berührung getreten war, und eine Thätigkeit in deſſen Gebiete wünſchte. Darüber brach der Kampf von 1809 los, und Marwitz eilte unter Oeſterreichs Fahnen. Ehe er aber Berlin verließ, erſuchte er Rahel noch, bei Humboldt zu entſchuldigen, daß er ihn in Ungewißheit gelaſſen. Er habe, ſagt er, keine Luſt gehabt, das Verhältniß mit dieſem ganz abzubrechen. Rahel that dies auf's Beſte: „Verzeihen Sie Marwitz,“ ſchreibt ſie, „und protegiren Sie ihn ſehr: ich weiß, wie vorzüglich Sie ihn behandelten, und doch mögen Sie ihn noch nicht ſo en détail kennen, als ich. Erwogen haben Sie ſein Weſen, und durchdrungen muß

es Ihr Blick haben.“ [2]) — Der Brief endet mit einer Dankſagung für ein Geſchenk (einen Roſenkranz), womit Humboldt ſie erfreut hatte. Man ſieht, das Verhältniß ſtand auf freundlichſtem Fuße, doch dauerte das nicht lange, denn bald genug klagt ſie wieder, daß Humboldt ihr grolle, ihr entfremdet ſei. [3])

So Mancher war damals in der allgemeinen Noth brodlos worden, und bedurfte Gunſt und Fürſprache, nur irgend eine Stellung zu gewinnen. Göthe empfahl unſerm Humboldt ſeinen Freund Zelter; dieſer kam ſelbſt nach Königsberg, und wurde alsbald zum Profeſſor der Muſik an der Berliner Akademie der Künſte ernannt. Damit war dieſem braven Manne geholfen. [4])

Vor allem aber muß uns die amtliche Thätigkeit unſeres Humboldt feſſeln. Von dem Geiſt, in dem er waltete, von den Principien, die ihn leiteten, iſt ſchon die Rede geweſen. Wir folgen ihm nun in die einzelnen Zweige dieſer Thätigkeit; wir betrachten, was durch ihn oder unter ihm geſchah; wie im Einzelnen ſich ſein Weſen und ſeine Grundſätze bethätigten. Wir faſſen vorzüglich die Hauptrichtungen in's Auge, die ihn und ſein Departement damals beſchäftigten, und wenden uns dabei von dem, wo er mehr nur den Chef darſtellt, bald dahin, wo ihm ſeinen innerſten Wünſchen gemäß zu wirken vergönnt war.

Von ſeiner Stellung zu Nicolovius und zur geiſt-

---

2) Rahel, I. 426 — 32. Vergl. den Brief von Marwitz in Varnhagen's Galerie von Bildniſſen aus Rahel's Umgang, II. 20.

3) Vergl. Rahel, I. 471. II. 78, und unſere „Erinnerungen“, II. 51—53.

4) Briefw. zw. Göthe u. Zelter, I. 355. 365. 375. Dagegen dürfte I. 425 nicht auf Humboldt zu beziehen ſein, da deſſen Name von Zelter wohl genannt worden wäre.

lichen Abtheilung habe ich im Allgemeinen ſchon berichtet. Bei aller Verſchiedenheit der Richtung blieb er im beſten Einverſtändniß mit ihnen. Die Stellung von Nicolovius war eine ſehr ſelbſtſtändige; er leitete die geiſtliche Abtheilung, Humboldt jene des Unterrichts. Sämmtliche Erlaſſe der erſtern gingen unter Nicolovius' Namen, dennoch aber ſollten, nach Humboldt's Anſicht, beide Abtheilungen auf's Innigſte zuſammenwirken, ſo daß man ſie außen für eine und dieſelbe anſehen müſſe. Anfangs wurden ſogar, ſeiner Anordnung gemäß, die Sitzungen ungetheilt gehalten. Da jedoch bald Umſtände eintraten, welche dieſe Einrichtung ferner nicht rathſam machten, ſo ward in getrennten Abtheilungen zu arbeiten beſchloſſen. Doch blieb auch jetzt noch vieles gemeinſchaftlich, namentlich alles die Beſetzung und Dienſtführung der geiſtlichen und Schuldeputationen der Provinzialregierungen Betreffende; die Anſtellung und Dienſtführung derer, die zugleich Kirchen- und Schulbeamte waren; das theologiſche Studium auf Univerſitäten und die Beſetzung der theologiſchen Lehrſtellen, und andres dergleichen. In allen ſolchen Fällen hatten beide Sektionschefs gleiche Stimme. Wo ſie ſich nicht einigen konnten, waren ſie überein gekommen, ſich der Entſcheidung des Staatsraths, und, ſo lange dieſer nicht organiſirt ſei, des Departements-Miniſters zu unterwerfen. Auch wohnte Humboldt ſelbſt oftmals den Sitzungen der Kultusabtheilung bei. Er ſah die Ausfertigungen, hielt aber unverbrüchlich daran, kein Wort zu ändern, ſondern nur, wenn er Anſtand nahm, ſeine Bedenken an Nicolovius mitzutheilen. Dagegen wohnte dieſer auch den Sitzungen der Unterrichtsabtheilung an; auch wurde ihm, da er an der eingeleiteten Reform des Elementar-Unterrichts bedeutenden Antheil hatte, alles, was in dieſer Angelegenheit einging, mitgetheilt, und er zu den Conferenzen darüber jedesmal eingeladen. — Eine wichtige Neuerung waren auch

die Kirchen- und Schuldeputationen, die jetzt den einzelnen Regierungen beigegeben waren. In dieſen Deputationen haben immer auch mehrere Geiſtliche Sitz und Stimme; beide Abtheilungen der Sektion wirkten nun durch ein und daſſelbe Organ auf Kirchen und Schulen im Einzelnen, und zwar um ſo angemeſſener, da die Sachen nicht mehr blos von weltlichen Händen vermittelt wurden, und dabei doch äußerſt kräftig, da dieſen Zwiſchencollegien durch ihre Verbindung mit der Finanz- und Polizeibehörde der Provinz alle Mittel der Wirkſamkeit zu Gebot ſtanden. — Wie Humboldt in ſeiner Abtheilung, ſo ſuchte auch Nicolovius durch Anordnung ſtrengerer Candidatenprüfungen dem Eintritt Unwürdiger in den öffentlichen Dienſt zu wehren, und hierin, wie in der Wiederbelebung des Kultusweſens überhaupt, ſah er ſich vornehmlich durch die geiſtlichen Räthe Sack und Ribbeck auf's wirkſamſte unterſtützt. [1])

Unmittelbar aber unter Humboldt's Einfluß ſtand die Leitung des öffentlichen Unterrichts, wenn ſchon auch auf dieſem Gebiet ſein Intereſſe und ſeine Theilnahme ſich nicht in gleicher Stärke äußern konnten. Die Reform des Volksunterrichts war ſogar ſchon eingeleitet, als Humboldt an die Spitze trat; auch die Räthe und Genoſſen, mit welchen er wirken ſollte, waren ſchon ernannt. Für das Volksſchulweſen arbeiteten namentlich Süvern und Schmedding, mit ihnen Nicolovius; für die höhern Lehranſtalten gleichfalls Süvern, ferner Uhden, endlich der Chef ſelbſt. Uhden's Bekanntſchaft machten wir ſchon in Rom, wo er Humboldt's Vorgänger war, dieſer ihn traf und kennen lernte. [2]) Uhden und Süvern ſtanden auch geiſtig in näherer Beziehung zu

---

1) Alfred Nicolovius, a. a. O., 172. 179—80. 182—83. 184

2) Siehe oben S. 64 u. 89.

ihrem jetzigen Chef; beide waren Forscher und Kenner der Kunst und des klassischen Alterthums; Süvern bis zu Ende des Jahres 1808 als Professor der alten Litteratur in Königsberg. Als junger Mann schon hatte er sich an das Uebersetzen des Aeschylos gewagt, [3]) und dadurch, wie bald nachher durch eine Schrift über Schiller's Wallenstein, Anspruch auf unseres Humboldt's Interesse erworben. Uhden besorgte, so lange der Chef in Königsberg war, die laufenden Geschäfte in Berlin, und nahm vornehmlich an der Gründung der neuen Universität lebhaften Antheil. Süvern war in allen Zweigen der Unterrichtsabtheilung thätig, am meisten wohl für die Reform der Gymnasien, welcher er auch unter den nachfolgenden Departementschefs so eifrig oblag, daß er mit Recht, wenn nicht als Begründer, doch als thätigster Beförderer des neueren preußischen höhern Schulwesens angesehen wird. Schon unter Humboldt hatte er sich des ausgezeichnetsten Vertrauens zu erfreuen.

Während nun unter sich Humboldt so tüchtige Männer vorfand, stand er, schon der Verfassung gemäß, in einem sehr unabhängigen Verhältniß zum Chef des Ministeriums des Innern, Grafen zu Dohna. Selbst die Stiftung der Universität Berlin geschah, wie auch Dohna's Biograph, J. Voigt, bemerkt, [4]) nicht unmittelbar durch ihn, sondern vielmehr unter besondrer Leitung desjenigen, welcher damals in der Abtheilung für den Kultus und Unterricht den Vorsitz führte. Doch unterstützte, wie der eben genannte Biograph beifügt, der Minister, im Plane des Ganzen mit Humboldt, seinem vieljährigen Freunde, Hand in Hand gehend, die neue Stiftung auf jegliche Art und mit dem lebendigsten Interesse. Ungeachtet jedoch dieses freundlichen Vernehmens scheint die künst-

3) Siehe Thl. I. S. 441.

4) Vergl. die oben Thl. I. S. 29. angeführte Skizze in den „Zeitgenossen," S. 18—19.

liche Stellung, in der sie sich gegen einander befanden, insonders aber die finanzielle Bedrängniß der damaligen Verwaltung am Ende auch zwischen ihnen Differenzen herbeigeführt zu haben, die Humboldt zum Aufgeben des Postens bestimmten.

Abgesehen jedoch von solchen Gränzfragen, finanziellen zumal, durfte der Sektionschef sich nach freiem Gutdünken bewegen. Zwar ließ er auch in Punkten, die ihm speciell am Herzen lagen, nicht blos seine Räthe, sondern auch die hervorragenden Männer der Wissenschaft, einen Schleiermacher, Fichte, einen Wolf, auf seine Maßnahmen einwirken, doch aber nur so, daß er sich die letzte Entschließung vorbehielt. So finden wir, daß der Prof. Schütz in Halle, der seinen Sohn an einer preußischen Universität angestellt zu sehen wünschte, sich deshalb an Süvern wandte. Dieser aber berief sich auf die neue Organisation, der zu Folge die Sektionen nur unter den Auspicien und im Namen ihrer respektiven Chefs operirten, er selbst aber nicht anders als durch Rath und Empfehlung zu wirken vermöge. „Von Herrn v. Humboldt," fügte er hinzu, „wird das Meiste abhängen. Was ich aber bei diesem vermag, werde ich aufbieten." (25. Mai 1809.) [5])

Die nächste Aufgabe war die Reform des Volksunterrichts, oder vielmehr die Einführung eines umfassenden Systems nationaler Erziehung. Denn, um die Nation zu kräftigen, zum Widerstand gegen den äussern Feind zu stählen, bedurfte es nicht nur einer zeitgemäßen Erneuerung des höhern Erziehungswesens, der Belebung und Erweckung eines öffentlichen Geistes, sondern es mußte von unten auf durch großartige Maßregeln geholfen werden. Ja, hier ge-

5) Schütz's Briefw., her. v. K. J. Schütz, I. 430.

nügte nicht, daß man Schulen gründete, Ordnung und Strenge einführte und — was so Noth that — dem Lehrstand emporhalf. Um wahrhaft zu erziehen und das, was man im Auge hatte, zu erreichen, bedurfte es einer principiellen Umgestaltung des zeitherigen Elementar-Unterrichts. Woher aber in einer Zeit, die so wenig auf Volksthümliches bedacht gewesen war, plötzlich die Ideen, den Gang und die Methode solch' einer Neuerung hernehmen? War so etwas aufzufinden, so mußte man es als ein Geschenk des Himmels betrachten, und als ein solches annehmen und pflegen.

Man fand und man erkannte ein solches Heilmittel in den Ansichten und der Methode des Schweizers Pestalozzi, eines Mannes von tiefer Einsicht in das Leben und die Bedürfnisse des Volkes, in die Mittel, es zu erwecken, es naturgemäß und nach allen seinen Kräften zu entwickeln. Sein System umfaßte sämmtliche Elemente der Volksbildung; die Methode war fein berechnet, den Verstand der Jugend zu wecken und den Charakter zugleich zu bilden, den Körper zu kräftigen und den Geist. Der Gründer dieser Methode war rastlos bemüht, ihr Eingang in's Leben zu verschaffen. Er entwickelte seine Ansichten in Schriften; er gründete Musteranstalten in der Schweiz. Wenige aber hatten damals Sinn für solche Dinge,[1]) am wenigsten die Regierungen. Es mußten solche Unfälle kommen, wie die von Jena, um den Boden für großartige Neuerungen urbar zu machen.

Als nun in Preußen die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Verbesserung der National-Erziehung erkannt worden, war man auch bald entschlossen, die Pestalozzi'sche Methode zu ergreifen. Einzelne Privatinstitute gingen voraus.

---

1) Doch sprach Biester schon 1804 in der Berl. Monatsschrift für Pestalozzi's Methode. Wieder ein Zeugniß der bürgerlich tüchtigen Gesinnung, die den verrufenen Berliner Aufklärern inwohnte!

Männer von Einsicht, wie der Minister Schrötter, wie Scheffner, wie Fichte,[2]) faßten den Gegenstand in's Auge, am eifrigsten Nicolovius. Von ihm wurde schon im Sommer 1808 die Einführung der neuen Methode in Land- und Elementarschulen ernstlich betrieben. Durch eine königliche Kabinetsordre ward die Anstellung von Versuchen genehmigt. Nicolovius trat nun in persönliche Unterhandlungen mit Pestalozzi. Man sendete eine Anzahl junger Leute in dessen Anstalt nach Ifferten und beschloß, alsbald zu Königsberg ein Normalinstitut nach diesen Grundsätzen einzurichten.

So weit war die Sache schon gediehen, als Humboldt an die Spitze der Sektion trat und dem Gegenstande auch seine eifrigste Unterstützung zuwandte. Pestalozzi erlebte die Freude, daß seinen Ideen ein weiter Wirkungskreis ward, daß sie von oben begünstigt wurden, daß sie, nach einem so bedeutenden Vorgang, bald in vielen andern deutschen Staaten Wurzel schlugen. Er drückte auch seine Freude darüber in den anerkennendsten Worten aus. Gleich im ersten Hefte seiner Wochenschrift für Menschenbildung (1809) sagte er: Wie einst die Unterrichtsreform des Joh. Amos Comenius, des eigentlichen Stifters des Realiensystems im Unterrichte, vorzüglich im Norden von Europa, besonders aber in Holland und Schweden, Eingang gefunden, so sei es wiederum der Norden, der die Bedeutung der neuen Kulturmittel der ersten und öffentlichen Aufmerksamkeit würdige, und ihnen den freiesten Spielraum vorbereite. Es sei Preußens Regierung, die mit gehaltvollem Ernste zuerst das Erziehungswesen nach den umfassendsten Gesichtspunkten als National-

2) Fichte erklärte sich in seinen „Reden an die deutsche Nation" entschieden für Pestalozzi's Neuerung. Vergl. den Dankbrief des Letztern an Fichte's Gattin, 10. März 1809 in Fichte's Leben und Briefwechsel, her. v. J. H. Fichte, II. 454.

Angelegenheit in's Auge faſſe.[3]) Und an Nicolovius ſchrieb er, 20. April 1809: „O Freund, und Ihr edeln Alle, die Ihr neben ihm am wichtigſten Ruder des Staats, an der Bildung der Bürger in einem edeln und hohen Sinn arbeitet, Gott hat Euch zum Salz der Erde und zum Sauerteig gemacht, der, ſo klein er an ſich iſt, die ganze Maſſe des ungeſalznen und geſchmackloſen Zeit- und Regierungseinfluſſes auf die Menſchenbildung göttlich durchſäuert. Die Erde bedarf der göttlichen Hülfe eines neuen Salzes, und, Freunde, Ihr ſtrebet, bin ich überzeugt, ihr göttlich zu helfen; Ihr erkennet, Ihr könnt nur dadurch menſchlich helfen, wenn Ihr göttlich zu helfen im Stande ſeid.“[4])

Die Reform begann in den Provinzen jenſeits der Weichſel. Staatsrath Schmedding bereiste im Sommer 1809 Weſtpreußen, um die dortigen, noch arg verwahrlosten katholiſchen Schulen zu unterſuchen. Zur Gründung des Normalinſtituts in Königsberg und Bildung des Lehrſtandes für die neue Methode wurde C. A. Zeller aus dem Würtembergiſchen, ein Schüler Peſtalozzi's, nach Königsberg gerufen, wo er im September eintraf. Zeller löste ſeine Aufgabe „mit Kraft und bewundernswürdigem Talente,“[5]) und erhielt bald eine bleibende Stellung in Preußen. Man erkannte mehr und mehr, wie ſehr dieſe Neuerung im Schulfach mit der Umbildung des Wehrſtandes Hand in Hand ging. Hohe Militärperſonen nahmen Intereſſe an der Sache; ſelbſt dem Königsberger Officiercorps mußte Zeller einen Curſus von Vorträgen halten. Dennoch fand die Reform auch Schwierigkeiten und Widerſacher. Das Waiſenhaus in Königsberg

3) Vergl. den Aufſatz: „Ueber die Anſtalten der preußiſchen Regierung zu der Einführung der neuern Elementarmethode,“ Morgenblatt, 10. Mai 1809.

4) Mitgetheilt bei A. Nicolovius a. a. O., S. 175.

5) Ebendaſ. S. 176.

ſollte zu der Muſteranſtalt werden, die man beabſichtete. Dieſes aber fand Zeller in einem heilloſen Zuſtande. Dennoch aber wollte man dem Neuen nicht recht Raum gewähren. Man berief ſich immer auf hergebrachte Formen und Einrichtungen, und ſuchte ein Hinderniß nach dem andern hervor, zu einer Zeit, wo die Aufnahme und Begründung dieſer Neuerung noch gar nicht geſichert war. Zeller war ſchon im Begriff, wieder nach Hauſe zu gehen. Da nun hielt Humboldt höchſten Orts einen äuſſerſt geſchickten Vortrag. Der Mann ſei berufen worden (das könne er nicht einmal ſein Verdienſt nennen), weil man ihn brauche, weil auch auf dieſem Gebiete eine Neugründung Noth ſei. Nun wolle der Mann wieder fort, weil man ihm nicht die nöthigen Hülfsmittel, den nöthigen Raum gewähre. Was ſei da zu thun? Wolle man den Zweck, ſo müſſe man auch die Mittel wollen. Niemand von uns verſteht, die neue Methode in's Leben zu führen. Man muß alſo auch durchaus das wollen, was der Mann zu deren Einführung fordert, und ganz, wie er es fordert. Nun, was verlangt er denn, fragte man entgegen. Hierauf wurde vorgelegt, was für Hinderniſſe Zeller in der Räumung des Waiſenhauſes, in den Perſonen ꝛc. finde. Da erlangte man das Gewünſchte. Das Waiſenhaus wurde geräumt und die übrigen Forderungen bewilligt.

Da aber damit die Anfechtungen noch nicht aufhörten, ſo beſchloß endlich der König, das neue Inſtitut mit eigenen Augen zu betrachten, und Zellern eines Morgens mit ſeinem Beſuche zu überraſchen. Doch ward dieſem durch die Prinzeſſin Louiſe (Radziwill) unmittelbar zuvor die Mittheilung, der König werde am nächſten Morgen mit ſeiner Gemahlin und dem ganzen Miniſterium bei ihm erſcheinen. Es war ein entſcheidender Moment. Der König blieb von acht bis ein Uhr Mittags; er nahm das Leben des Hauſes, ſeine Erziehungs- und Unterrichtsweiſe, die Militär-, Turn- und

techniſchen Uebungen in Augenſchein, und mit ſolchem Wohlgefallen, daß ſchon am Abend deſſelbigen Tages (7. Dez.) das Loos dieſer Schulreform, d. h. deren Durchführung entſchieden war. Der König erklärte ſich nun öffentlich für ſie.[6])

Auch perſönlich zeigte Humboldt, wie uns derſelbe Berichterſtatter verſicherte, großes Intereſſe für die Form des Elementar-Unterrichts, für das Princip, die Kinder alles ſelbſt finden und nachher lehren zu laſſen, beſonders aber für die Art, den Kindern das Leſen und die Kenntniß der Sprache durch Bekanntmachen mit ſämmtlichen Grund-, Vor- und Nachſylben beizubringen. So erkundigte er ſich, wie man auf dieſe Scheidung der Sylben gekommen ſei, und bemerkte dabei, man könne die Trennung auch in allen andern Sprachen durchführen, mit Ausnahme der chineſiſchen. Humboldt faßte, wie man ſieht, den Gegenſtand gleich von intellektueller Seite auf, und zwar im Intereſſe der allgemeinen und vergleichenden Sprachforſchung.

Eins aber iſt ſonderbar. Der ſo unmuſikaliſche Humboldt beſuchte mehrere Male hinter einander den Geſangunterricht, den Zeller den Kindern gab, und er nahm daran ſo aufmerkſamen Antheil, als intereſſire er ſich ganz beſonders für Muſik. Vielleicht dachte er, er müſſe doch verſuchen, ob er das nicht lernen könne, was man mit einer beſtimmten Methode faſt jedem Kinde beibringen könne. —

Während man nun allſeitig an Verbeſſerung des bisher ſehr beengten Schulweſens arbeitete, ſteigerte man auch die Forderungen an den Lehrſtand ſelbſt. Schon wurden ſtrengere Prüfungen der um Aemter Werbenden überhaupt, insbeſondere aber der Schulmänner verordnet. In Betreff der Prüfung dieſer

---

6) Ich verdanke dieſe Mittheilungen der Güte des gegenwärtig noch zu Stuttgart lebenden Oberſchul- und Regierungsraths Zeller. Vergl. außerdem deſſen Schrift: „Der Segen der Hauptpflege.“ Stuttgart, 1839. S. 44—45.

letztern erschien bereits unterm 12. Julius 1810 ein, ohne Zweifel noch unter Humboldt's Direktion beschlossenes Verschärfungsedikt.[7]) Auch das sittliche Verhalten der Geistlichkeit sowohl, als der Lehrer, wurde in strengere Aufsicht genommen, und das Verfahren gegen Pflichtwidrige geregelt. Durch Cirkular des Ministeriums des Innern (dat. Königsberg, 24. Nov. 1809) ward die bisher dem Oberconsistorium zugestandene Befugniß, Geistliche und öffentliche Lehrer um gegründeter Ursache willen zu entsetzen, auf die Sektion des Kultus und Unterrichts übertragen; das Verfahren selbst aber durch Ministerialreskript vom 10. März 1810 verordnet.[8])

Vom Jahr 1809 datirt auch die Blüthezeit der preußischen Gymnasien. Auch hier nahm man jetzt die Fortschritte der Zeit und der Wissenschaft in Rechnung. Das Alterthum blieb natürlich Fundament der Bildung; man erweiterte jedoch die Elemente derselben[1]), und setzte schon im Sprachlichen das Griechische wieder in den ihm gebührenden Rang ein. Eine gute Zahl tüchtiger Philologen war ja in Wolf's Schule herangebildet worden. Wolf selbst machte, auf Verlangen des Chefs, mündlich und in Briefen nach Königsberg Vorschläge zur Verbesserung des gelehrten Schulwesens.[2]) Auch auf diesem Gebiete war es Humboldt's

---

7) Mathis juristische Monatsschrift für die preußischen Staaten, IX. 235 (nach Manso, Geschichte des preuß. Staates. 2te Ausg. III. 63).

8) Beide Dokumente stehen bei F. J. Neigebaur, das Volksschulwesen in den preuß. Staaten. Eine Zusammenstellung der Verordnungen, welche ꝛc. Berlin ꝛc., 1834. S. 151—3.

1) Schon damals wurde die Mathematik in den Studienkreis der gelehrten Schulen gezogen. Daß Humboldt ihr aber so viel Raum gegeben haben würde, als nachher geschehen, möchte ich aus vielen Gründen bezweifeln.

2) Körte, a. a. O. II. 50.

Augenmerk, daß nicht blos unterrichtet, ſondern auch erzogen werde. Auch hier wurde kein Opfer geſcheut, ſondern muthig der Grund eines dauernden Werkes gelegt. Auch hat das Glück in der Folge dieſe Reform mehr als manche andere aus der damaligen Zeit begünſtigt. Was Humboldt und Süvern gegründet, hat Letzterer ſelbſt, haben Nicolovius, Altenſtein, Schulze auf die Stufe gebracht, auf der wir es nunmehr finden.

Eben ſo große und ſo folgenreiche Fürſorge wurde den Univerſitäten gewidmet. Hierbei vorzüglich fand Humboldt Gelegenheit, den umfaſſenden Sinn, der ihm inwohnte, zu bethätigen, und vor allen Eine wahre Muſteranſtalt zu gründen. Erfüllt von einem Humanitätsideal, das jeden niedrigen oder knechtiſchen Gedanken abwies, war er eben ſo weit entfernt, die Forderungen des gemeinen Nutzens, als die der gewöhnlichen Staatsleute zu befriedigen, welche aus unſern Hochſchulen bloße Abrichtungsanſtalten für den öffentlichen Dienſt machen möchten, und ſie nur als ein Mittel anſehen, um von oben herab auf den Geiſt der Nation zu wirken, und ihn nach engherzigen und willkührlichen Anſichten zu formen. Humboldt war es vielmehr hier um Befreiung, um Entfernung der Feſſeln, um Anerkennung des in und außerhalb des Vaterlandes ſchon vorhandenen Geiſtes zu thun. Er wollte die Mittel, die man herangewachſenen Jünglingen darbot, läutern und vervielfachen; aber ſo wenig war ihm darum zu thun, den Einfluß des Staats auf den höhern Unterricht zu erhalten, daß er vielmehr, wie wir ſchon anführten, zur ſelbigen Zeit das Verbot, welches den Beſuch fremder Univerſitäten unterſagte, aufhob.[1]) Nicht gemeint, den zur Bildung dieſer Jugend und zur Belebung des Geiſtes

1) Siehe oben S. 149.

berufenen Männern den Weg vorzuzeichnen, ließ er ſich vielmehr, bei den nothwendig von ihm zu faſſenden Beſchlüſſen, weit lieber von ihnen leiten, und namentlich wünſchte er, daß das gelehrte Comité, welches als wiſſenſchaftliche Deputation[2]) der Sektion zur Seite geſtellt wurde, einen großen Theil der hier eingreifenden Beſtimmungen ſelbſt treffe. Ihm blieb dann noch genug zu walten übrig. Er hatte die Widerſprüche zu verſöhnen, Hinderniſſe aus dem Wege zu räumen, Einheit in die Maßregeln zu bringen, Verirrungen abzuwehren, endlich das Beſchloſſene in's Werk zu ſetzen, und über deſſen Durchführung zu wachen. Eine Thätigkeit, die Geiſt und Energie genug erfordert, ſelbſt in Zeiten, wo es ſich nicht um Schöpfung ganz neuer Anſtalten handelt.

Zwei Hochſchulen waren dem Staate verblieben, Königsberg und Frankfurt an der Oder. Königsberg ward reichlich bedacht. Die Sternwarte wurde gebaut; eine Menge neuer von dem Fortſchritt der Wiſſenſchaft geforderter Inſtitute gegründet; kraftvolle Lehrer, in der Blüthe der Entfaltung, ein Lobeck, ein Herbart, Beſſel wurden berufen[3]); die Fonds der Univerſität bedeutend vermehrt. Auch Frankfurt an der Oder ward nicht vergeſſen. Zwar hegte man[4]), ſchon im Spätjahr 1808, den Plan, dieſe Univerſität nach Breslau zu verlegen, und mit der dort beſtehenden theologiſchen Lehranſtalt zu verbinden. Die Ausführung dieſes Plans

---

2) Sie ſollte im Ganzen ſieben ordentliche Mitglieder haben, und dieſe ihre Funktionen fürerſt nur Ein Jahr verrichten. Spalding, Schleiermacher und Tralles waren die erſten ordentlichen Mitglieder; zum Direktor war Wolf auserſehen. Da aber dieſer den Vorſchlag ablehnte, ſo trat Schleiermacher an deſſen Stelle. Vergl. Körte, Leben und Studien F. A. Wolf's, II. 35. 40.

3) K. Roſenkranz, Königsberger Skizzen. 2. Abth. Danzig, 1842. S. 225–26.

4) Namentlich Schleiermacher und Wolf. Vergleiche Schütz's Briefwechſel, herausg. von K. J. Schütz. I. 387.

reifte jedoch erſt im Jahr 1811. Dennoch ward, während Humboldt's Amtsführung, auch für Frankfurt geſorgt. So ſchreibt, unterm 11. April 1810, Prof. David Schulz von dort nach Halle: „Auch bei uns wird es zuſehends beſſer; man thut wohl jetzt etwas Ordentliches für die Akademie. Hr. St. R. von Humboldt und Süvern waren vor Kurzem ſelbſt bei uns. Mehrere neue Lehrer ſind ſchon berufen.“[5])

Dies alles geſchah mitten in der tiefſten Noth, da man manchmal nicht wußte, wo man die Mittel hernehme zum nothwendigſten Beſtand. Und doch wurde da am wenigſten geſpart, wo man ſonſt wohl mit Erſparniſſen anzufangen pflegt.

Den erhebendſten Eindruck aber macht die Gründung der Univerſität Berlin. Wir haben im Eingang dieſes Buches der Umſtände gedacht, die dieſe Idee anregten, der Männer, die ſie zuerſt erfaßten, endlich desjenigen, der ſie dem Könige ſelbſt vorlegte.[1]) Der König genehmigte, mittelſt Kabinetsordre vom 4. September 1807, dieſes Projekt. Es ſolle eine allgemeine Lehranſtalt in Berlin in angemeſſener Verbindung mit der Akademie der Wiſſenſchaften errichtet werden. Das nächſte Motiv gab der Verluſt der Univerſität Halle her, der bisher wichtigſten allgemeinen Lehranſtalt der Monarchie. Die Ausfüllung dieſer Lücke, erklärte man, müſſe bei der Reorganiſation des Staats eine der erſten Sorgen ſein. Auch ſeien ja in Berlin ſchon eine Menge wichtiger Voranſtalten und brauchbarer Kräfte vorhanden. Der Hauptgrund aber lag tiefer. Man fühlte, daß der Staat, Volk und Regierung, eines geiſtigen Impulſes bedürfe, wie ſolchen nur

---

5) Ebendaſ. II. 470.

1) Siehe oben S. 41—42.

eine großartige Anſtalt dieſer Art, und zwar in der Nähe der höchſten Regierungsbehörden, zu geben im Stande ſei. Man fühlte, daß da, wo ſonſt gemeine Seelen nur Luxus ſehen, die Rettung des Ganzen liegen würde, und ſchrack mitten in dieſer Bedrängniß nicht vor den Opfern zurück, die die Ausführung dieſes Planes erheiſchte.

Bis zu dieſem Punkte war die Sache gediehen, als Humboldt an die Spitze der neu errichteten Sektion für Kultus und Unterricht trat, und die Ausführung dieſes Projektes, ſofern ſie möglich wäre, auf ſeine Schultern nahm. Denn kaum war nämlich jener vorläufige Beſchluß gefaßt worden, ſo ward nicht nur die Art der Ausführung vielſeitig erörtert, ſondern der Ort ſelbſt, wo es geſchehen ſollte, fand noch gewichtige Anfechtung. Auf Seite der Opponenten fand man ſelbſt den erſten Miniſter Freiherrn von Stein. Stein konnte ſeine Anſichten von der Stille des akademiſchen Lebens mit dem Getümmel und den Luſtbarkeiten einer großen Hauptſtadt nicht zuſammenreimen, und erklärte mit der gewohnten Heftigkeit einen ſolchen Entwurf geradezu für unſinnig. Namentlich fürchtete er von den Dirnen der Hauptſtadt für die Sittlichkeit der akademiſchen Jugend. F. A. Wolf wußte dieſe Befürchtungen als übertrieben darzuſtellen, und den Miniſter zu überreden, der nunmehr den Plan eben ſo eifrig vertheidigte, als er ihn bisher bekämpft hatte.[2]) — Andrerſeits wollte man die beſchränkten Fonds für ein Hinderniß dieſes Projektes anſehen. Darauf aber entgegnete man mit Recht, daß eben mit dem geringen Fond nirgend mehr als eben in der Hauptſtadt bewirkt werden könne, da hier ſchon ſo mannigfache Anſtalten und Sammlungen vorhanden ſeien. — Wichtiger war ein dritter Einwand, und dieſen theilte W.

2) John Ruſſell's Reiſe durch Deutſchland und einige ſüdliche Provinzen Oeſterreichs, in den Jahren 1820, 1821 und 1822. Aus dem Engl. Leipzig, 1825. Th. II. S. 98—101.

von Humboldt, als er zuerſt von dieſem Plane vernommen. Humboldt entging das Unfreie und Proſaiſche nicht, was der nahe Sitz der Regierung und des bürgerlichen Lebens erzeugen müſſe; er fürchtete die Freiheit des Univerſitätslebens beſchränkt zu ſehen, und hielt es nicht für gut, daß man das jugendliche, friſche Leben dem formellen Geſchäftsleben nahe bringen wollte; endlich ſcheute er den Druck, womit die Nähe der Regierung die ſchöne Freiheit des Lehrens wie des Lernens bedrohte.[3])

Gewiß mußten ſich gewichtvolle Gründe entgegenhalten laſſen, um dieſen Einwurf zu beſeitigen, um auch in Humboldt den Widerwillen zu beſiegen, und wir haben ſie ſchon im Vorangehenden angedeutet. Wenn man mitten in der größten Bedrängniß den Gedanken faſſen konnte, eine großartige Lehranſtalt dieſer Art zu gründen, ſo waltete hiebei gewiß das Gefühl, daß nicht blos der Jugend und dem Geiſte des Volkes durch eine Anſtalt dieſer Art, vielmehr, daß dem Staate ſelber durch die Nähe der Intelligenz und die Friſche des akademiſchen Lebens geholfen werden müſſe. Man machte auch auf die Vortheile aufmerkſam, die der neuen Stiftung ſelbſt aus der Oertlichkeit zuſtoßen würden; man bemerkte, wie die Lehrer unter den Augen der Behörden am ſicherſten bewahrt bleiben würden vor beſchränktem Kaſtengeiſte, vor kleinlichen Reibungen und Univerſitätsſchlendrian, und unter den Studirenden der Geiſt der Roheit gebannt werden würde. Wichtiger aber immer erſchien die Hoffnung, daß der Wechſel-

3) Auch A. v. Humboldt theilte dieſe Befürchtungen. „Ich zweifle nicht," ſchrieb er 19. Okt. 1807 an Prof. Schütz, „daß die neue Univerſität aufblühen werde, ob es gleich zu bedauern iſt, eine kräftige Jugend, der unſer Vaterland mehr als je bedarf, den Elendigkeiten des bürgerlichen Lebens ſo nahe aufwachſen zu ſehen. Es wird das wichtige Problem gelöſt werden, ob der Ort der Univerſität Seichtigkeit, oder die Univerſität dem Orte Fülle und Stärke geben werde." (Briefw. von Schütz, II. 184.)

verkehr zwiſchen den Häuptern der Wiſſenſchaft und den oberſten Gliedern der Staatsregierung auf dieſe letztern geiſtig erfriſchend, ideenerweckend und unwillkührlich erhebend wirken werde.[4]) Und dieſe Hoffnung hat ſich nicht betrogen. Es iſt vielmehr von unermeßlichen Folgen für den preußiſchen Staat geweſen, und iſt auch für alle Zukunft eine Garantie des Fortſchritts und der Kultur in dieſem geworden, daß man es damals wagte, die Wiſſenſchaft und den Staat in eine ſo nahe Berührung zu bringen.

Zur ſelbigen Zeit kam noch mehr in Frage, nämlich die Art der Ausführung überhaupt. Man wollte eine Muſteranſtalt gründen. Es fragte ſich demnach, was man von der bisherigen Einrichtung der Univerſitäten feſtzuhalten, was man daran zu beſſern gedenke. Dieſe Erörterung ward um ſo bedeutender, da Männer wie Schleiermacher, Fichte, Wolf Theil daran nahmen. Wolf's Vorſchläge[5]) hielten ſich am meiſten im praktiſchen Geleiß, und ſcheinen auch vorzugsweis benützt worden zu ſein. Schleiermacher ging ſchon tiefer.[6]) Er entwickelte, mit der ihm eigenen Schärfe und Begeiſterung, was man von den Univerſitäten unſerer Zeit verlangen müſſe. Mit richtigem Takte wandte er ſich vornehmlich an die Lehrenden. Indem er forderte, daß man nicht Vorleſungen, ſondern Vorträge halte, ſchlug er dem Univerſitätsſchlendrian eine tödtliche Wunde. Reformatoriſcher, als Beide, trat Fichte auf, mit einem Plane, den er (1807) im Auftrage des geheimen Kabinetsraths Beyme entwarf, der jedoch erſt nach

---

4) In dieſem Sinne ſah es auch Fichte an. Siehe deſſen Leben und literariſchen Briefwechſel, herausgegeben von J. H. Fichte, II. 540—42.

5) Sie wurden an Beyme gerichtet, ſchon im Auguſt 1807. Man findet ſie bei Körte, a. a. O., II. 230—45.

6) Siehe deſſen „Gelegenheitliche Gedanken über Univerſitäten im deutſchen Sinne." Berlin, 1808.

ſeinem Tode im Druck erſchienen iſt.[7]) Sieht man von der etwas bizarren Form ab, in welcher Fichte ſeine Ideen vorträgt, ſo kann man vieles noch heute recht Beachtenswerthe nicht verkennen. Er forderte, daß die neue Anſtalt auch in ihren Formen dem gegenwärtigen Standpunkt der Wiſſenſchaft angepaßt werde. Nicht darin, daß man gelehrte Männer aus allen Fächern zuſammenrufe, und ſoviel als möglich ſogar Männer von entgegengeſetzter Meinung, ſah er das Heil; er wollte die Mängel des bisherigen Univerſitätsunterrichts an der Wurzel angegriffen wiſſen. Dieſer Unterricht, ſagte er, leiſtet zu wenig, er faßt die Bedürfniſſe der Studirenden nicht genug in's Auge. Zu dieſem Zwecke ſchlug er mündliche Prüfungen und Unterhaltungen vor. Er betrachtete die Univerſitäten überhaupt „als eine Kunſtſchule des wiſſenſchaftlichen Verſtandesgebrauchs." Was er dabei im Auge hat, geht doch zu ſehr auf Raiſonnir-Uebung aus; das Poſitive behandelt er zu verächtlich. Die Converſatorien waren ein recht guter Gedanke; aber man wolle das nicht wie eine Hauptſache, ſondern als eine nützliche Ergänzung der zuſammenhängenden Lehrvorträge behandeln. Der dialogiſche Unterricht paßt mehr für einzelne Zweige, wie z. B. die Philoſophie, obwohl wir auch hier manche aus Griechenland entnommenen Vorſtellungen fallen laſſen müſſen. Gewiß iſt es gut, die Selbſtthätigkeit der Lernenden mehr zu befördern, als es bisher geſchehen; doch auch hier wolle man nicht zu viel, da gar ſo leicht nur unreiſe Eitelkeit entwickelt wird. Ueberhaupt aber laſſen alle dieſe Dinge ſich weniger von oben,

---

7) Deducirter Plan einer zu Berlin zu errichtenden höhern Lehranſtalt, geſchrieben im J. 1807 von J. G. Fichte. Stuttgart 1817. Auch hat der jüngere Fichte im Leben ꝛc. ſeines Vaters (I. 518—25) deſſen Ideen ſehr eingehend gewürdigt. Nur darf man, namentlich bei den Aeuſſerungen über die nachherige Errichtung der Univerſität (S. 524—25) nicht aus dem Auge verlieren, daß es der Sohn iſt, den wir darüber vernehmen.

und nicht plötzlich machen. Auch legt Fichte auf Formen zu viel Gewicht, wo es auf den Geiſt ankommt und auf Männer, die den rechten beſitzen, und ihn mitzutheilen verſtehen.

So ſah wohl auch Humboldt ſolche Vorſchläge an. Wir finden keine Spur, daß er dergleichen Neuerungen vorzuſchreiben dachte; er wollte vornehmlich recht eine Fülle von Geiſt und von Wiſſenſchaft auf Einem Punkte verſammeln; er wollte, daß dieſe Kräfte ſich recht ungehemmt bewegen könnten, und erwartete davon mehr, als von allen äußerlichen Verordnungen. Ueberhaupt ſcheint er nicht gemeint geweſen zu ſein, an einer ſo tüchtigen Ueberlieferung, als unſere Hochſchulen ſind, mehr, als durchaus nöthig, zu rütteln. Hier that keine Totalreform Noth, wie bei dem Elementarunterricht, ja zum Theil auch bei den Gymnaſien. Man durfte nur nach friſchen Kräften ſuchen, nur es an Mitteln nicht fehlen laſſen, nur den Berufenen im Geiſte der Freiheit begegnen; mit einem Wort, für dieſe neue Anſtalt nur das auf recht zeitgemäße Weiſe und nach größerm Maßſtabe wiederholen, was Münchhauſen einſt für Göttingen, was die Weimariſche Regierung für Jena geleiſtet hatte — und man konnte des Erfolges verſichert ſein. —

Sobald Humboldt ſich mit dem Gedanken, die neue Univerſität in der Hauptſtadt zu errichten, befreundet hatte — dies aber ſcheint ſchon Statt gefunden zu haben, als er den Ruf auf den Poſten annahm — war er auch mit ganzer Seele bei der Sache. Schon am 25. März 1809 ſchreibt Süvern von Königsberg aus an Prof. Schütz in Halle: „Mit den Plänen zu der in Berlin intendirten Univerſität iſt Hr. v. Humboldt ſehr beſchäftigt; das iſt jetzt ſeine Lieblingsſache, und obwohl noch nichts definitiv darüber entſchieden iſt, ſo iſt doch die größre Wahrſcheinlichkeit, daß — wenn der Staat nur von außen Ruhe behält — die neue Anlage

zu Stande kommen wird.“ [8]) — Es galt nun zu bewirken, daß die Sache höchſten Orts als ausführbar erkannt werde; man mußte einen vollſtändigen Plan entwerfen, und, da in dem Staud der Finanzen die Hauptſchwierigkeit lag, namentlich von dieſer Seite die Ausführbarkeit darthun. Dem ungeachtet blieb zu beſorgen, daß man von Seiten der Finanzbehörde die Mittel nicht werde darreichen wollen, die die Gründung einer wahrhaft großartigen Anſtalt erfordert. Weil man jedoch die letzten Gründe für die Nothwendigkeit einer ſo umfaſſenden Maßregel nicht wohl ganz deutlich ausſprechen konnte, ſo mußte man dieſe Nothwendigkeit auf andere geſchickte Art darzuſtellen verſuchen. Der eigenhändige Bericht, den Humboldt dem König darüber erſtattete, iſt vom 12. Mai 1809. Indem er die Grundzüge der beabſichteten Schöpfung vollſtändig darlegte, wußte er zugleich die bisherige Stellung Preußens, d. h. den Ruf, den es von Friedrichs Zeit her genoß, mit dem gegenwärtigen Beſtreben in Verbindung zu bringen, ſo daß eine Halbheit nicht am Platze erſchien. „Weit entfernt“, ſagt er in dieſem Immediatberichte, „daß das Vertrauen, welches ganz Deutſchland ehemals zu dem Einfluſſe Preußens auf wahre Aufklärung und höhere Geiſtesbildung hegte, durch die letzten unglücklichen Ereigniſſe geſunken ſei, ſo iſt es vielmehr geſtiegen. Man habe geſehen, daß in allen neuern Staatseinrichtungen Sr. Maj. der Sinn herrſche, welcher in jenem wichtigſten aller Vorzüge auch den Zweck jeder Staatsvereinigung erkenne; man habe die Bereitwilligkeit bewundert, mit welcher, auch in großen Bedrängniſſen, von Sr. Maj. wiſſenſchaftliche Inſtitute unterſtützt, und ſelbſt anſehnlich verbeſſert worden ſeien,“ u. ſ. w. [9])

---

8) Schütz's Briefw. I., 429.

9) Mitgetheilt in der Schrift des geh. Oberregierungsrathes

Durch Humboldt's Anträge bestimmt, gab der König, mittelst Kabinetsordre vom 16. August 1809, die definitive Genehmigung für das beabsichtigte Unternehmen. Die neue Universität erhielt das Recht zur Ertheilung akademischer Würden; die Akademien der Wissenschaften und Künste, so wie sämmtliche wissenschaftliche Institute und Sammlungen der Hauptstadt sollten, unter unmittelbarer Leitung der Sektion des öffentlichen Unterrichts, zu einem organischen Ganzen mit dieser neuen Hochschule verbunden werden. Für diese sämmtlichen Anstalten wurde eine Dotationssumme von 150,000 Thlrn. jährlich bestimmt, und von dieser 60,000 Thlr. allein der Universität zugewiesen.[10]) Der König schenkte ihr das mitten in der Stadt gelegene, stattliche Palais des Prinzen Heinrich als Universitätsgebäude. Auch den Akademien der Künste und der Wissenschaften, wie den andern hieher gehörenden wissenschaftlichen Anstalten, ward eine entsprechende Erweiterung ihres Fonds zugedacht, und diese wurde ihnen auch wirklich zu Theil.[11]) Diese Freigebigkeit war über alle Erwartungen. „Es war das höchste Beispiel einer thätigen Anerkennung für die Wissenschaft und für die Idee, welches jemals ein Staat gegeben hat; denn es fand Statt während der drückendsten Lage des Staats, bei der

---

und Prof. Dieterici: Geschichtliche und statistische Nachrichten über die Universitäten im preußischen Staate. Berlin, 1836. S. 62—63. Der Verfasser gibt in gedrängter Uebersicht die Geschichte der Stiftung der Universität Berlin, wobei ihm die Benützung der Akten des Ministeriums der geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten vergönnt war.

10) Nach Dieterici, a. a. O., erhielt, im Jahr 1810, die Universität 57,787 Thlr.

11) Durch ein Schreiben unseres Humboldt, vom 28. Febr. 1810, wurde der Bibliothekar Biester benachrichtigt, daß der jährliche Fonds der königlichen Bibliothek von 2000 auf 3500 Thlr. erhöht worden sei. Auch ward von Humboldt sofort eine Reform in der Verwaltung und in den Vorschriften für die Benutzung der Bibliothek betrieben. Siehe Fr. Wilken, Geschichte der königl. Bibliothek zu Berlin. Berlin, 1828. S. 131, 161.

größten finanziellen Bedrängniß: und man wollte nicht Schmuck und Zierrath, sondern ein Mittel der Heilung, der Wiedererneuerung damit sich erwerben."[12])

Nun war es Humboldt's Aufgabe, den Plan zur Ausführung zu bringen, und die erste Anlage der Hochschule einzuleiten. Zwar wurden auch hierbei die namhaftesten Stimmen, z. B. Wolf, Schleiermacher, später auch Reil, gehört und zu Rathe gezogen. Die eigentlichen Räthe sind schon genannt worden. Auch der Großkanzler Beyme, und der damalige Finanzminister Freiherr von Altenstein, sollen bei der Ausführung mitgewirkt haben.[13]) Das Wesentlichste that Humboldt selbst.

Der König hatte zugleich angeordnet, man solle darauf hinwirken, daß die Universität im Herbst 1810 eröffnet werden könne. Schon während des Königsberger Aufenthaltes betrieb Humboldt die Werbungen für die neue Anstalt, am eifrigsten aber seit der Rückkehr nach Berlin, wohin wir ihn jetzt begleiten wollen, bevor wir jene Thätigkeit näher betrachten.

Mitte Dezember 1809 endlich kehrten der Hof und die höchsten Regierungsglieder von Königsberg nach Berlin zurück. Humboldt erwartete man um den 18. auf der Durchreise in Frankfurt an der Oder.[1]) Der König und die Königin hielten den 23. ihren Einzug in Berlin.

Humboldt hatte, vor seinem Abschied von Königsberg,

---

12) Fichte, der Sohn, im Leben und liter. Briefw. J. G. Fichte's. I. 512.

13) Dieterici, a. a. O.

1) Schütz's Briefw., II. 469. Vielleicht war diese Erwartung trügerisch, und Humboldt schon etwas früher von Königsberg abgegangen.

Urlaub genommen,[2]) um eine Reiſe nach Thüringen (namentlich Erfurt) zu machen und Familienangelegenheiten zu ordnen. Im Jahre 1809 war ſein Schwiegerpater, der Herr von Dacheröden, geſtorben. Frau von Humboldt war jetzt deſſen einzige Erbin, nachdem ein Bruder, den ſie gehabt, ſchon im Jahr 1806 mit Tod abgegangen und der Dacherödiſche Lehnsnerus gelöst war. Die bedeutende Erbſchaft, die ihr zufiel, beſtand hauptſächlich in den beiden Gütern — Burgörner im Mansfeldiſchen und einem Gut zu Auleben in der goldnen Aue[3]) — auf denen ſie einen großen Theil ihrer Jugend und, wie wir ſahen, auch der erſten Jahre ihrer Ehe mit Humboldt verlebt hatte. Der älteſte lebende Sohn aus dieſer Ehe, Theodor, erhielt unterm 31. Oktober vom König auch die Erlaubniß, Wappen und Namen des in dieſer Linie ausgeſtorbenen Geſchlechts von Dacheröden dem ſeinigen beizufügen.[4])

Auf dieſer Reiſe ſah Humboldt auch Göthe'n wieder. „Herr von Humboldt," ſchreibt dieſer an Zelter nach Berlin, „der mich durch ſeinen Beſuch auf das angenehmſte überraſcht, nimmt dieſen Brief an Sie mit" (4. Jan. 1810). Auch ſpäter erhielt Zelter manche Mittheilung dieſer Art aus Humboldt's Händen, ſo im März dieſes Jahres die Stanzen, die Göthe auf den 30. Januar — den Geburtstag der Herzogin von Weimar — gedichtet.[5]) Auch zwiſchen Nicolovius und Humboldt ſuchte Göthe ſeiner Seits das Band zu knüpfen. Schon unterm 27. Januar 1809 hatte er an Nicolovius und deſſen Gemahlin in dieſem

2) Schon unterm 3. Dez. wurde Nicolovius wieder beauftragt, für die Dauer dieſer Abweſenheit das Präſidium in der Sektion zu übernehmen. Siehe Alfred Nicolovius a. a. O. S. 177.

3) Siehe Th. I. S. 143.

4) C. v. Hellbach's Adelslexikon, Ilmenau 1825. S. 597—98.

5) Briefw. zw. Göthe und Zelter, I. 380. 385. 395.

Sinne geſchrieben: „In Berlin treffen Sie einen meiner wertheſten Freunde, Herrn von Humboldt, und treten mit ihm, ſo viel ich weiß, in ein näheres Verhältniß. Es freut mich für Beide: denn in der gegenwärtigen Lage der Hauptſtadt ſowohl als des Staats iſt die Mitwirkung einſichtsvoller und aufrichtiger Männer höchſt wünſchenswerth.“ [6])

Die Abweſenheit unſeres Humboldt dauerte etwas länger, als man erwartet hatte. Auf dieſer Reiſe beſuchte er auch Halle und unter den dortigen Profeſſoren namentlich den berühmten Naturforſcher und Mediciner Reil. Dies war ein Geiſt von großer Rüſtigkeit und für ein Unternehmen, wie die neue Univerſität, ein beinahe unentbehrlicher Mann. [7]) Er wurde auch für ſie gewonnen und ſiedelte ſich alsbald von der nunmehr weſtphäliſchen Univerſität nach Berlin über.

Am 26. Jan. (1810) traf Humboldt wieder in Berlin ein [8]) und nahm im Reuß'ſchen Garten ſeine Wohnung. [9])

Die Familie weilte fortdauernd in Italien. Bald nach ſeinem Abſchied von dort ward Humboldt durch die Nachricht von der Geburt eines Sohnes erfreut, der am 23ſten April 1809 das Licht der Welt erblickt hatte und den Namen Hermann bekam. Es iſt der zweite Sohn, der ihm am Leben blieb und das jüngſte aller ſeiner Kinder. — Frau von Humboldt war abwechſelnd in Rom und Neapel. Am erſtern Orte blieb ſie in ſteter Berührung mit den Künſtlern, auch als nun, nach Cornelius' und Overbeck's Ankunft, die romantiſch-katholiſche Richtung ſo überwucherte. Das kümmerte ſie wenig. „Ich bin gut mit Allen,“ ſchreibt ſie noch ſpäter einer Freundin, „ſie mögen neu- oder altkatholiſch

6) Alfr. Nicolovius a. a. O., S. 173.
7) Steffens. Was ich erlebte, VI. 71.
8) Zelter an Göthe, I. 382.
9) Rahel's Briefe, I. 471.

ſein oder Proteſtanten. Wenn ſie nur gute Menſchen und gute Künſtler ſind. Zu dieſen guten Künſtlern muß ich allerdings einige katholiſch gewordene rechnen, aber ſie ſind es im Geiſt der Liebe. Als Künſtler ſind dieſe Katholiken mit die beſten." [10]) — Schon auf das Frühjahr 1810 wurde ſie ſelbſt in Berlin erwartet; vermuthlich aber veranlaßte die inzwiſchen eingetretene Veränderung in der Stellung ihres Gatten den Aufſchub ihrer Rückkehr nach Deutſchland. [11])

„Heute habe ich Herrn von Humboldt auf einen Augenblick wieder geſprochen, der dieſen Morgen hier angekommen iſt," ſchreibt Zelter (26. Jan.) an Göthe. „Er iſt ſehnlich erwartet worden, da er uns gerade in einer nothwendigen Zeit fehlte." Und Armin, der Dichter, meldet gleich darauf (8. Febr.) nach Königsberg: „Humboldt iſt von ſeiner Erbſchaftsreiſe endlich zurück, er ſcheint wirklich ernſthafte Anſtalten zur Univerſität zu machen; leider ſind nur die Finanzen mit dem Innern in großen Differenzen." [1])

Trotz dieſer Schwierigkeiten wandte Humboldt jetzt dem Gegenſtande die angeſtrengteſte Thätigkeit zu. Den 1. Okt. ſollte die neue Univerſität eröffnet werden, aber noch war eine gute Anzahl wichtiger Lehrſtellen zu beſetzen, noch waren die ſchon vorhandenen Kräfte zu einem Ganz n zu verbinden, noch die Sammlungen und Hülfsanſtalten mit den zureichenden Mitteln auszurüſten. Als Humboldt nach wenig Monaten aus dieſer Stelle ſchied, war die Anlage ſo weit geſchehen, daß der Eröffnung zu der beſtimmten Zeit nichts mehr im Wege ſtand.

---

10) Fr. Brun, Römiſches Leben, II. 326.

11) Rahel's Briefe, I. 464.

1) Mitgetheilt in Dorow's Reminiscenzen. Leipzig, 1842. S. 105.

Zum Glück liegt uns ein Blatt vor, das uns ganz in die ſchöne Zeit ſeines damaligen Wirkens und Lebens verſetzt — ein Brief nämlich, den er am 29. April (1810) an Dr. Wilhelm Motherby nach Königsberg richtete.[2]) Im Eingang entledigte er ſich einer Mittheilung und eines Auftrages von Göthe. Motherby hatte Göthe'n etwas von Kant's Hand zukommen laſſen und für ſich dagegen etwas von Göthe's Handſchrift gewünſcht. Humboldt verhalf ihm dazu, und ſendete es ihm mit der Bemerkung zu: die Handſchrift bleibe immer etwas ſehr Charakteriſtiſches in den Menſchen; die Göthe's aber habe für ihn gerade nichts, das ihm deſſen Eigenthümlichkeit gerade bezeichnete. Schiller hätte, ſeinem Urtheile nach, eine viel genialiſchere und ihm angemeſſenere gehabt. „Sie müſſen noch außerdem wiſſen," fügt er hinzu, „daß Göthe ſeine Werke nie ſelbſt ſchreibt, ſondern immer diktirt; ein ganz von ſeiner Hand geſchriebenes Blatt iſt daher etwas Seltenes, und ich wüßte mich keines ſo langen zu rühmen, als die Inlage iſt." Dann erwähnt er noch einiger Wünſche, die Göthe in einem ſeiner Briefe an ihn ſelbſt ausgeſprochen, und die von Motherby leicht befriedigt werden konnten. Göthe ſuchte nämlich Handſchriftliches von Männern, die Hamann's und Kant's Lehrer ſein konnten; Winke über die ganz eigne Art von Kultur, die in Königsberg zu Anfang des vorigen Jahrhunderts Statt gefunden, und ein Paar der ſeltenen kleinen Schriften von Hamann, die ihm noch fehlten. Darnach fährt Humboldt fort:

„Ich bin jetzt beſchäftigt, Ihnen einen guten Chirurgen und Operateur nach Königsberg zu ſchaffen. Gräfe aus Ballenſtädt, den Sie vielleicht dem Rufe nach kennen, iſt dazu beſtimmt. Er hat zwar noch nicht vollkommen ange-

2) Zuerſt mitgetheilt in Dorow's Facſimile's von Handſchriften berühmter Männer und Frauen. Nr. 2. Berlin, 1836.

nommen, allein ich denke, daß es sich noch so fügen soll, daß er sich hinzugehen entschließt. Ich dächte, er müßte sich auf eine einträgliche chirurgische Praxis Rechnung machen können. Ich sah ihn bei meiner neulichen Durchreise durch Halle, wo er gerade war, bei Reil, und habe in ihm einen noch jungen und sehr liebenswürdigen Mann gefunden. Hier vermehrt sich das Personal für die Universität auch nach und nach. Reil hat nun seine völlige Entlassung, tritt aber sein Amt erst im Herbst an. Allein er will vorher auf einige Wochen herkommen, und ich erwarte ihn in einigen Tagen. Rudolphi, aus Greifswalde, der vergleichende Anatomie lesen soll, hat bereits angenommen. Illiger, ein sehr guter Entomologe, kommt aus Braunschweig. Ein Astronom, Oltmanns, der die astronomisch-geographischen Beobachtungen meines Bruders herausgegeben, wird aus Paris, und Gauß, wohl jetzt der erste Mathematiker Deutschlands, aus Göttingen berufen. Savigny, ein trefflicher Jurist, kommt aus Landshut. So rücken wir freilich nach und nach vorwärts. Allein zum wirklichen Werden der Universität fehlt allerdings noch viel, und diese neue Gründung wird mir noch viel Sorge und Mühe, indeß auch, da sie wirklich nur durch mich allein betrieben worden ist, viel Freude machen. Auch Sie erhalten nach Königsberg einen neuen Astronomen, Bessel, aus Lilienthal, und einen brauchbaren Theologen und, wie man uns versichert, guten Kanzelredner, Krause aus Naumburg.

„Dies Jahr hat Berlin im Klima gar keinen Vorzug vor Königsberg. Wir haben bis vor drei Tagen eisige Kälte und einen so austrocknenden Ostwind gehabt, daß sich fast Niemand ein gleiches Phänomen erinnert. Dieser Ostwind hat auch mein Augenübel gar sehr vermehrt. Nicolovius und ich schmälen oft gemeinschaftlich auf Berlin, und erinnern uns dann mit doppelter Dankbarkeit an Königsberg.

Ja, mein Lieber, es war offenbar in Königsberg viel, viel ſchöner, und ich beweiſe es auf eine wirklich auffallende Weiſe, da ich, außer Geſchäftsbeſuchen, faſt keine einzige Geſellſchaft beſuche. Selbſt Stägemann ſehe ich äußerſt wenig. Daß Ihnen Gotthold gefällt, iſt mir ungemein lieb. Sein Aeußeres iſt von der Art, daß es Vertrauen einflößen muß, und ich hoffe, daß ihm auch dieſe empfehlende Eigenſchaft in ſeinen Schulverhältniſſen nützlich ſeyn ſoll. Das Friedericianum kann eine ſehr gute Erziehungs- (nicht blos Unterrichts-) Anſtalt, deren wir ſo wenige beſitzen, werden; es war in den letzten Jahren ſchrecklich und unverantwortlich in Verfall gerathen.

„Uebrigens geht mein Leben hier mehr auf eine ſehr beſchäftigte, als angenehme Weiſe hin. Eine Sache greift in die andere, und man hat ſelten Muße genug, einen ruhigen Rückblick zu machen. An ſich iſt das keine gerade erfreuliche Exiſtenz, und Alles, was dabei noch anziehen kann, iſt, daß etwas Wohlthätiges für Andere herauskomme. Meine Frau und meine Familie ſind in dieſem Augenblick ſehr glücklich in Neapel. Ich habe ſchon einige Briefe von dort, die nicht genug die Schönheit des Himmels und der Erde ausſprechen können.“

Bei Beſetzung der Lehrſtellen der neuen Univerſität war das nächſte Augenmerk auf Verwendung der im Staate noch vorhandenen Kräfte zu richten. Sofern aber dieſe zu dem umfaſſenden Zwecke nicht hinreichten, mußte man ſie durch Verſtärkung von außen her zu vervollſtändigen ſuchen.

Berlin ſelbſt bot eine namhafte Zahl von Gelehrten dar, von denen Mehrere auch für die Univerſität ein Gewinn waren. Vor Allem ward die Akademie der Wiſſenſchaft mit ihr in Verbindung geſetzt — ein Inſtitut, das

freilich, und erſt durch dieſe Verbindung, ſeiner eigenen Wiedergeburt entgegenſah, da bisher darin der franzöſiſche Geiſt aus Friedrich's Zeit noch immer vorgewaltet hatte. Doch zählte ſie, namentlich im Fach der Naturwiſſenſchaften und der Mathematik, mehrere Köpfe, die auch für die neue Anſtalt von Gewicht waren, und von denen einige bisher ſchon öffentliche Vorträge zu Berlin gehalten hatten.

Doch ungleich wichtiger waren die Kräfte, die der neuen Stiftung von den nunmehr verlornen Univerſitäten, namentlich von einer derſelben, überkamen. Fichte kam von Erlangen, eine Größe, die für ſich allein wog. Halle aber gab mehr als Einen; es ward in gewiſſem Sinn das Fundament der neuen Stiftung. Dort war ſchon mehrere Jahre her vereinigt, was Preußen — beſonders nach Kant's Tod — an wichtigen akademiſchen Kräften beſaß. Dort hatten unter F. A. Wolf's Leitung die gründlicher und in ihrer humanen Bedeutung tiefer erfaßten Alterthumsſtudien Boden gefaßt. Neben ihm trat nachher Schleiermacher, namentlich in dem Unglücksjahre 1806, hervor, und mit ihm ſchon die nationale Richtung, die bald ſo mächtig werden ſollte. Dieſe Männer, auch Reil (ebenfalls ein ganz entſchiedener Patriot), endlich Schmalz, damals noch ein Mann von ehrenwerthem Rufe — trugen das friſchere Leben, das in Halle aufgegangen war, in die neue Schöpfung hinüber. — Zu den vorhandenen Kräften kam noch eine ſehr namhafte. Niebuhr, der mehrere Jahre beſonders in den finanziellen Angelegenheiten des Staats von großem Einfluß geweſen, zog ſich unzufrieden zurück, und trat als Lehrer bei der Univerſität auf.

Mit all' dieſen gewaltigen Mitteln wäre aber doch eine recht umfaſſende Schule der Wiſſenſchaft und Kultur noch nicht geſchaffen worden. Es mußte mehr und vielfältigeres geiſtiges Leben dahin ſtrömen; man mußte aus verſchiedenen

Gegenden Deutſchlands Ergänzung ſuchen. Welch' ein Glück, daß ein ſo univerſeller Geiſt ſich an der Spitze befand! Humboldt war ganz der Mann, um für alle Wiſſenszweige Sorge zu tragen, ſolcher auch, die bisher auf deutſchen Univerſitäten nur ſchwach oder gar nicht betrieben worden waren, ganz der Mann, um ſich nicht von bloßen Schaumgeburten und Parteiungen des Tages blenden zu laſſen, und ächt wiſſenſchaftliche Größe zu erkennen. So erging denn durch ihn, oder in ſeinem Auftrage, der Ruf an eine Menge der ausgezeichnetſten Deutſchen. Man ſtellte Bedingungen, wie ſie ſo vortheilhaft wohl nie unſern Univerſitätslehrern geboten worden waren. Dennoch lehnte mancher den Ruf ab, entweder den politiſchen Verhältniſſen nicht vertrauend, oder weil er den Punkt, wo er war, nicht verlaſſen mochte. So erging es mit Friedrich Jacobs[1]), mit Hugo[2]), mit Gauß u. A. Dagegen glückte es Humboldt mit vielen und ſehr bedeutenden Männern. Er gewann Illiger aus Braunſchweig, Rühs und Rudolphi von Greifswalde, Reil, der vorerſt noch in Halle geblieben war; er gewann Böckh[3]), de Wette und Marheinecke von Heidelberg, endlich den großen Rechtsgelehrten Savigny[4]) von Landshut.

So ward es möglich, daß dieſe neue Anſtalt gleich bei der Eröffnung Männer von großem Ruf, ja des erſten

---

1) Mit ihm verhandelte Uhden. Er ſollte zugleich die Direktion eines der Berliner Gymnaſien übernehmen. Siehe Fr. Jacobs' Perſonalien. Leipzig, 1840. S. 114.

2) Allgemeine Zeitung, 26. April 1810: Blicke auf die norddeutſchen Univerſitäten.

3) Dieſer ausgezeichnete Schüler Wolf's ſtand Humboldt ſchon in der Richtung ſeiner Studien ſehr nahe. Er faßte das Leben und Denken der Griechen mit ihrer Sprache zugleich auf, und war auch mit Pindar inſonders beſchäftigt.

4) Savigny ſoll, wie man behauptet, durch die höchſte Beſoldung gewonnen worden ſein, die bis dahin einem deutſchen Profeſſor verwilligt worden. Nach John Ruſſell, a. a. O., I. 391.

Ranges, in allen Fakultäten aufweiſen konnte. Neben den Gründern der hiſtoriſchen Rechtsſchule ſah man die hellſten Richtungen der Zeit, nach allen Seiten, welche Fülle von Wiſſenſchaft, von Anregung und Leben! Als Philoſoph wirkte Fichte; in der Theologie glänzten Schleiermacher, de Wette, Marheinecke; in der Jurisprudenz beſonders Savigny und Schmalz. Die mediciniſche Fakultät zählte neben Friedländer und Kohlrauſch[5]) namentlich einen Hufeland und Reil. In den Naturwiſſenſchaften, in Phyſik und Chemie fand man Klaproth, Hermſtädt, Illiger, Erman; Mathematik lehrte Tralles; als Geſchichtslehrer traten Niebuhr und Rühs auf; in der Alterthumswiſſenſchaft F. A. Wolf, Spalding, Heindorf, Buttmann, Böckh, für vergleichende Sprachforſchung Bernhardi. Hirt las über bildende Kunſt. Neu und vielbedeutend trat jetzt auch das Studium des Altdeutſchen heran, da von der Hagen die erſten Vorträge über das Nibelungenlied hielt. Dieſe und andere Namen führte gleich das erſte Lektionsverzeichniß, im September 1810, auf. Und noch fehlten Einige, die nur auf Reiſen, aber ſchon für die Univerſität beſtimmt waren, wie Wildenow, der berühmte Botaniker, und der kritiſche Kopf J. Bekker.

Man hat von jeher dieſen Anfang nur bewundert. Doch iſt neuerdings auch ein Tadel laut worden, der um ſo mehr hier eine Berückſichtigung verdient, da er recht eigentlich gegen Humboldt gerichtet wurde und von einem Mann ausgeht, der ſonſt nur mit Begeiſterung von dieſer Stiftung ſpricht — nämlich von Steffens. Dieſer klagt darüber, daß nur den Beſtrebungen der neueſten Philoſophie der Zutritt erſchwert worden ſei. „Man berief," ſagt Steffens, „die ausgezeichnetſten Gelehrten, und ein jeder nahm gern

5) Dieſer wurde von Rom berufen, wo ihn Humboldt als Hausarzt liebgewonnen hatte.

den Ruf an. Nur in Beziehung auf die Spekulation herrſchte ein bedeutendes Schwanken. Im Anfange war es die Abſicht, gefliſſentlich ein philoſophiſches Chaos hervorzurufen: welches einen merkwürdigen Gegenſatz gegen die ſpätere, ſelbſt von den Behörden unterſtützte ſtrenge Schule bildete. Die Bedeutung der Spekulation für die deutſche Bildung ward zugeſtanden und erkannt, aber nicht anerkannt. Beſonders ſchien man der Naturphiloſophie keineswegs günſtig. Höchſtens wollte man die Anwendung einiger Kantiſchen Begriffe auf die empiriſche Ausbildung der Naturwiſſenſchaft dulden. So ſchien man geneigt zu ſein, eine vorherrſchend dynamiſche Hypotheſe, der atoniſtiſchen, in England und Frankreich zu Grunde gelegten, als für Deutſchland paſſend zu betrachten. W. v. Humboldt glaubte, daß kein philoſophiſches Syſtem der damaligen Zeit auf Anerkennung Anſpruch machen könnte. Junge geiſtreiche Männer, meinte er, könnten ſich als Privatdocenten den Rang abzulaufen ſuchen, und dem endlichen Sieger könnte man den Kranz reichen. Einen Profeſſor der Philoſophie brauche man zwar, aber Fichte wäre ja da, und Schleiermacher, obgleich Theolog, war ja auch ein tüchtiger Philoſoph." [6])

Allerdings iſt Berlin erſt in ſpäterer Zeit der Hauptſitz der neuern Philoſophie geworden; auch iſt es vielleicht richtig, daß Humboldt, weil er im Allgemeinen dieſe Entwicklungen für einen Rückſchritt anſah, gegen das Beſſere, was ſie enthielten, nicht gerecht genug war. Es wäre jedoch die Frage, ob ihm z. B. Schelling nicht willkommen geweſen wäre, wenn er ihn hätte für Berlin gewinnen können, oder wenn der Gegenſatz zu Fichte nicht zu herb geweſen wäre. Wenigſtens hat er die Verdienſte, die Schelling ſich um die

6) Steffens. Was ich erlebte, VI. 143—44.

philoſophiſche Diktion der Deutſchen erworben, rühmend anerkannt,[7]) und er dürfte ſelbſt vieles, was dem Gehalt der frühern Schelling'ſchen Philoſophie angehört, nicht im Widerſpruch mit ſeiner eigenen Betrachtungsweiſe gefunden haben — wenn er es auch auf eine natürlichere Art und mit mehr Kritik entwickelt ſehen wollte.[8]) Wenn aber der oben enthaltene Vorwurf am Ende gar nur darauf hinausläuft, daß man ſehr Unrecht gethan, Steffens ſelbſt nicht an die neue Univerſität zu berufen, ſo fällt in die Augen, daß dieſer Letztere hier nur als Richter in eigener Sache ſpricht Ein großer Theil der denkenden Köpfe Deutſchlands wird es Humboldt gar nicht verargen, wenn er etwas mißtrauiſch gegen die Philoſophie eines Mannes war, in der die ſinnigſte Naturbetrachtung ſich von früh an ſo eigenthümlich mit einem die Freiheit des Denkens in hohem Grade gefährdenden Myſticismus paarte. Auch iſt ſich Humboldt in dieſer Abneigung recht conſequent geblieben. Denn wie er, trotzdem daß Schleiermacher ſeinen ganzen Einfluß dafür geltend machte,[9]) im Jahr 1810 nicht zu bewegen war, Steffens an die Univerſität zu rufen, ſo drückte er ſeinen Unmuth über Verirrungen dieſes geiſtvollen Denkers auch in ſpätern Zeiten unverholen aus, wo die myſtiſchen Richtungen ſich größerer Begünſtigung zu erfreuen hatten. Steffens war aus Norwegen zurückgekommen und hielt, bevor er nach Breslau heimkehrte, im Winter 1824—25 Vorleſungen über Naturphiloſophie in Berlin. General Gneiſenau hatte — aus rein perſönlicher Neigung zu dem Vortragenden — ſeinen Saal hiezu eingeräumt, wo ein zahlreiches und ange-

---

7) Einleitung zur Kawi-Sprache, S. CCLI.

8) Ueber Humboldt's Stellung zur Naturphiloſophie, ſiehe auch oben Th. I. S. 385.

9) Steffens a. a. O., VI. 146. Es gelang Schleiermachern, auch nach Humboldts Rücktritt, nicht, es durchzuſetzen.

ſehenes Publikum ſich verſammelte. Die auffallenden Sätze, die man hörte, wurden weitherum geſprochen. Unter andern hatte Steffens den Sündenfall mit der Schiefe der Ekliptik zuſammengeſtellt. Dies kam auch zu Humboldt's Ohren, der ſich ſehr darüber luſtig machte. „Ganz Recht!“ meinte er, „die Ekliptik iſt vor Schreck über den Sündenfall plötzlich ſchief geworden.“ [10])

Geſetzt aber auch, Humboldt wäre wirklich zu argwöhniſch gegen die neuere Spekulation geweſen, ſo müſſen wir doch rühmen, daß er dafür ſeine Verwaltung um ſo freier von einem andern Fehler gehalten, in den die Leiter des öffentlichen Unterrichts, auch die tüchtigſten, wie wir erlebt haben, ſo leicht verfallen, — nämlich von dem, ein beſtimmtes philoſophiſches Syſtem über Maßen oder ausſchließend zu begünſtigen. Gerade ein ſolches Verfahren rächt ſich am bitterſten an der Regierung ſelbſt. Wollen wir daher nicht, mit Schleiermacher, [11]) die Wahlen und Berufungen lediglich der Univerſität wie einem unabhängigen Vereine in die Hand geben — und dies werden Wenige wollen! — ſo iſt es noch das geringſte Uebel, wenn bei Berufung von Philoſophen von Seiten der Behörde zu große Vorſicht geübt wird. — Die Berliner Univerſität hat gerade in ihrer erſten Zeit, da die Philoſophie noch nicht ſo überwiegend vortrat — freilich auch in Folge der Freiheit, die von oben gewährt war — einen Geiſt der Friſche und Freiheit, vielfältigen und individuellen Lebens an den Tag gelegt, [12]) wie er nachher, trotz des übrigen Gedeihens der Anſtalt, nicht in ſolchem Grade zu finden war, woran freilich immer auch der Geiſt

---

10) Aus handſchriftlicher Quelle.

11) In der oben erwähnten Schrift über die Univerſitäten.

12) Siehe die Parallele zwiſchen den Univerſitäten Jena und Berlin, Th. I. S. 260–61.

der herrſchenden Philoſophie ſo viel Schuld gehabt haben mag, als die Einſeitigkeit, der die Behörde in dieſem Punkte huldigte.

Auch die ſonſtige Ausſtattung der Univerſität war großartig. Man beſaß dort ſchon länger anſehnliche Sammlungen, die jetzt der Hochſchule übergeben, oder mit ihr in Verbindung geſetzt wurden. Man hatte eine bedeutende Bibliothek, einen botaniſchen Garten, eine Sammlung anatomiſcher Präparate und eine reiche Anzahl andrer naturwiſſenſchaftlicher Sammlungen, die, durch neue Erwerbungen noch bereichert, nun zu einem der großartigſten Muſeen für Naturgeſchichte heranwuchſen. Noch andre wiſſenſchaftliche Inſtitute, z. B. Seminarien für Theologen und Philologen, wurden nach einem großartigen zeitgemäßen Plane entworfen und mit derſelben Freigebigkeit bedacht.

Auch in der Univerſitätsverfaſſung wurde beſonders in Hinſicht der Gerichtsbarkeit manche zeitgemäße Anordnung getroffen,[1]) und wie man auf der einen Seite ſo zu fördern geſucht, ſo mied man auf der andern jeden beengenden Zwang. „Selten," ſchrieb im Jahr 1813 ein dieſem Fache nahe ſtehender Mann (Nolte) an Schütz in Halle, „ſelten möchte ſich eine Univerſität gleich in der erſten Zeit einer ſo nachdrücklichen Hülfe der Regierung und einer ſo freien Thätigkeit zu erfreuen gehabt haben . . . Hier iſt faſt kein Wunſch unbefriedigt geblieben."[2])

---

1) Auch wurden von der Sektion Vorkehrungen getroffen, um die Jugend vor den Gefahren der großen Stadt möglichſt zu ſichern. Allg. Zeitung, 16. Juli 1810.

2) Schütz's Briefw. II. 301.

So war denn das Nöthige eingeleitet, den königlichen Befehl pünktlich zu vollziehen. Humboldt ſelbſt aber ſchied aus dieſer Stellung, bevor die Univerſität eröffnet wurde. Doch war das Weſentliche gethan, ſo daß nun die Sache auch von geringern Kräften durchgeführt werden konnte. Es iſt ein recht charakteriſcher Zug in Humboldt's Leben, daß er bei der Eröffnung dieſer Schöpfung nicht einmal zugegen ſein ſollte. Unterm 29. April 1810 ſchon gab er den Wunſch zu erkennen, in die diplomatiſche Laufbahn zurückzutreten. Dieſem Wunſch ward in der Mitte des Junius entſprochen, und er auf einen Poſten berufen, wo man eben eines ſolchen Mannes recht dringend bedurfte.

Ueber die Gründe, welche Humboldt veranlaßt haben, dieſe ſchöne Thätigkeit aufzugeben, ruht noch jetzt ein Dunkel. Gewiß iſt, daß das damalige Miniſterium ſich in einer ſehr ſchlimmen Lage befand, und täglich ſeiner Auflöſung entgegen ſchritt. In allen Maßnahmen herrſchte eine gewiſſe Unſicherheit, weil man ſich in dem Finanziellen nicht zu helfen wußte. Ueberall vermißte man einen Arm, der das Ganze leitete. Wiederholt verbreiteten ſich Gerüchte von Dohna's Rücktritt und der Auflöſung des ganzen Miniſteriums. Endlich entſchloß ſich der König, Hardenberg herbeizurufen und ihn als Staatskanzler an die Spitze zu ſtellen; Napoleon ließ es geſchehen, und am 6. Junius 1810 wurde der Neuernannte in ſein Amt eingeführt. Der Großkanzler Beyme und der Finanzminiſter Freiherr v. Altenſtein zogen ſich ſogleich zurück, auch Scharnhorſt, doch dieſer nur ſcheinbar, denn er wirkte fortan im engſten Einverſtändniß mit dem Kanzler. Der Miniſter Graf zu Dohna ſetzte ſeine Funktionen noch bis zum November dieſes Jahres fort. Mit Hardenberg's Eintritt kam Einigkeit und ein feſterer Gang in die Geſchäfte; die Verfaſſung der oberſten Regierungsbehörden ward vereinfacht, die finanzielle Schwierigkeit

gelöst; so daß man die innern Reformen mit größerer Kraft durchsetzen und nach außen mehr Haltung beweisen konnte. Es ist ein großes Verdienst dieses Mannes, solches bewirkt, und unter den schwierigsten Verhältnissen zugleich die Existenz des Staates aufrecht gehalten, und die Mittel seiner Wiederherstellung vorbereitet zu haben. Indem er sich mit bewunderungswürdiger Klugheit auf der einen Seite unter die französische Obermacht fügte, auf der andern die im Innern gährenden Kräfte in wohlthätigen Banden hielt, rettete er den Staat von einer vorzeitigen Explosion, die ihn muthmaßlich in den Abgrund gebracht hätte. Wohl hätte man sich des guten Gestirns, das über Preußen aufgegangen war, erfreuen können, wenn nicht gerade jetzt ein schöneres entschwunden wäre, da am 19. Juli desselben Jahres das Leben der allverehrten Königin erlosch.

Indem wir die Krisis, welche dem oben ausgesprochnen Wunsche unseres Humboldt fast auf dem Fuße folgte, vorangestellt, wenden wir uns zu dem zurück, was ihn bewegen konnte, schon im April seinen Abschied zu fordern. Die kritische Lage des Ministeriums berührte ihn kaum, ja er konnte hoffen, daß der Sturz desselben manche Hemmungen hinwegräumen würde, mit denen er bisher gekämpft. Doch jene Differenzen waren ausgebrochen, ehe dieser Sturz entschieden war, sei es nun, daß sie durch die Ungewißheit der Befugniß des Sektionschefs gegenüber dem Minister des Innern,[1]) oder durch Einsprache des Finanzministers in die Humboldt'sche Verwaltung herbeigeführt

1) Wir wollen doch nicht unerwähnt lassen, wie der Historiker Woltmann in dem oben Th. I. S. 48 angezeigten Artikel diese Vermuthung ausführt. „So reiche Mittel," sagt er, „selbst der erschöpfte niedergebeugte preußische Staat für die geheiligten Zwecke und Geschäfte dieser Sektion aufgebracht hatte, fühlte sich das Haupt derselben doch dadurch gehemmt, daß es vom Minister des

worden. Merkwürdig wäre es, wenn Altenstein damals dem Departement, das er später leiten sollte, die Mittel erschwert hätte.

Wie dem aber sei, die Auflösung des Ministeriums Dohna änderte nichts mehr in diesem Entschlusse. Kaum hatte der neue Staatskanzler die Zügel der Regierung ergriffen, so wurde dem von Humboldt ausgedrückten Wunsch gewillfahrt, indem er, durch Cabinetsordre vom 14. Juni desselben Jahres, zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister am österreichischen Hofe ernannt und ihm zugleich der Charakter eines geheimen Staatsministers beigelegt wurde. Wir werden die Wichtigkeit dieser Berufung im nächsten Buche betrachten. Abgesehen aber auch von dieser Bedeutung, konnte unter den damaligen Umständen — da der römische Posten vacirte, nicht leicht eine angenehmere Stelle gefunden werden, als die eines Gesandten in Wien.

So leid es Humboldt thun mochte, sein bisheriges Amt, so wie auch Berlin in einer geistig so anregenden Epoche verlassen zu sollen, so konnte ihn, in letzter Hinsicht zumal, der Gedanke trösten, daß es ihm nun auch für seine Person wieder mehr vergönnt sein werde, wissenschaftliche Studien zu pflegen, ohne sich deshalb den Aufgaben des Vaterlandes zu entziehen. Bisher aber war er dergestalt von Berufsgeschäften überhäuft gewesen, daß er nicht einmal hoffen durfte, der Aufforderung des Professors Vater genügen zu können, welcher ihn in dieser Zeit ersucht hatte, die längst

---

Innern abhing, und nicht wußte, viel weniger bestimmen durfte, mit welcher Summe es für seine Absichten und Ideen schalten durfte. Dies fiel um so lästiger, da es sonst wegen des freien Geistes im Preußischen sich in keiner Ansicht und Ausführung beschränkt sah. Einzig aus diesem Grunde scheint H. den ihm sonst so werthen und interessanten Posten wieder aufgegeben und seine diplomatische Laufbahn fortgesetzt zu haben."

gesammelten Materialien über die Baskische Sprache für den Mithridates zu verarbeiten.

Unter'm 23. Juni ward Nicolovius beauftragt, einstweilen die Leitung der Sektion zu übernehmen, obwohl die Abreise des bisherigen Chefs sich bis Anfang Septembers verzögerte. Die Kunde von Humboldt's Ausscheiden erweckte allgemein die Besorgniß,[2]) daß diese Geschäfte ganz in's Stocken gerathen, und namentlich die Eröffnung der Universität hinausgeschoben werden würde. Man glaubte, daß hier nun alles wieder in die Sphäre des Gewöhnlichen sinke. Darin hatte man Unrecht. Der dauernde Impuls war gegeben, und auch die Anlage der Universität so weit gediehen, daß es Nicolovius, in Verbindung mit dem noch fungirenden Grafen Dohna, leicht wurde, die noch nöthigen Anordnungen zu treffen. Der Staatskanzler trug damals brieflich die Leitung der Sektion dem in Paris weilenden Alexander von Humboldt an, dieser jedoch zog es vor, seinen wissenschaftlichen Arbeiten zu leben, und lehnte dieses Anerbieten ab.[3]) Im November 1810 trat der geheime Staatsrath von Schuckmann an die Stelle, und Nicolovius ward zum Direktor in beiden Abtheilungen ernannt.

Die Tugenden, welche Humboldt als höherer Beamter entwickelt hatte, die gereifte Einsicht, die unbestechliche Wahrheitsliebe und die energische Thatkraft wurden auch höchsten Orts wohl erkannt. Die schönste Anerkennung war der Wiener Posten. Doch auch sonst fehlte es nicht an

---

2) Vergl. Morgenblatt, 11. Oktober 1810 (Correspondenz aus Berlin). — Nicolovius selbst fürchtete dies, nicht minder Wolf und Zelter. Siehe Alfr. Nicolovius, a. a. O., S. 189—90. Körn, a. a. O., II. 56. Briefw. zw. Göthe und Zelter, I. 405.

3) Siehe auch Morgenblatt vom 21. Aug. und 9. Dez. 1810.

Zeichen der königlichen Achtung. Als man im Anfang des Jahres 1810 (18. Jänner), da Humboldt noch auf der Erbschaftsreise war, die zweite und dritte Classe des bisher einfachen rothen Adler-Ordens stiftete und nur die dritte vorerst austheilte, war er unter den wenigen höchsten Staatsdienern, die sie empfingen.[1])

Auch vor dem wissenschaftlichen Tribunal fand sein Wirken immer mehr Anerkennung. Schon im Anfang des Jahres 1809 wurde er zum auswärtigen Mitglied der dänischen Gesellschaft der Wissenschaften aufgenommen,[2]) und im Sommer 1810 in der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, deren außerordentliches Mitglied er bisher gewesen, zum ordentlichen Mitgliede und zwar der philosophischen Classe ernannt. Mit ihm zugleich Schleiermacher, Niebuhr und Uhden zu ordentlichen Mitgliedern in der historischen Classe.

Humboldt war schon in Wien, als die neue Universität eröffnet wurde. Es geschah ohne alle Feierlichkeit.[1]) Die Vorlesungen begannen den 15. Oktober 1810. Der Erfolg war ein großartiger. Davon hat Steffens eine Schilderung gegeben, die jeden Leser mit sich fortreißt.[2]) Fast alle Hochschulen wurden von dieser neuen Anlage in Schatten gestellt; kaum vermochte Göttingen, und etwa Heidelberg mit ihr zu wetteifern. Und doch war diese Stiftung nicht, wie einst die

---

1) Allg. Zeitung, 31. Jan. 1810. Auch Scharnhorst, York, Altenstein, Dohna, Beyme, Klewitz und A. waren unter den das erste Mal Dekorirten.

2) Siehe Morgenblatt, 17. April 1809 (Berlin, 25. März).

1) Doch holte man diese in gewisser Hinsicht nach, am 3. Aug. 1811, dem Geburtstage des Königs.

2) A. a. O., VI. 275—77.

vom Freiherrn von Münchhausen in's Leben gerufene, in ruhigen Zeiten, bei vollem Schatze, oder in einer Epoche eingeleitet worden, wo es leicht war, das Tüchtige zu erkennen und zu gewinnen.

Nun erst ward Berlin eine Stätte deutschen Geistes, die es bisher in geringerem Grade gewesen, und die doch jetzt bald alle andern überragte. Der Geist, der hier aufging, strömte bald auch in die Provinzen zurück. Als dann die Stunde der Entscheidung schlug, enthüllten sich die großen Folgen, die den geistigen Vorschritt des Landes begleiteten.

Und diese Wirkung dauert fort auf unsere Zeiten, ob schon auch diese Schöpfung noch manche Anfechtung zu bestehen hatte. Noch im Jahre 1815 erklärten sich engherzige Verwaltungsmänner, wie der geheime Staatsrath v. Bülow, laut gegen das Humboldt'sche Kind, die Berliner Universität, und weissagten ihr ein baldiges Ende.[3]) Welche Anfechtungen aber das ganze Departement des Unterrichts seit den Zeiten des Herrn von Kamptz erfuhr, ist uns leider in zu gutem Gedächtniß. Zum Glück war in dem edlen Altenstein — der im Jahr 1817 an die Spitze des neugestifteten besondern Ministeriums für Kultus und Unterricht trat — ein Mann gefunden, dem ernstlich daran lag, diese Schöpfung zu pflegen, und der ihren Widersachern Stand hielt, so weit er vermochte.

* * *

Ich habe es hier versucht, von dieser so interessanten Epoche des Humboldt'schen Lebens wenigstens einen Umriß zu liefern. Wie sehr aber wird uns hier noch der Mangel genauerer Kenntniß der damaligen Staatsverhandlungen,

3) Schütz's Briefw., I. 32.

des Kampfes der verſchiedenen Parteien, der Anſichten ſo großer Staatsmänner fühlbar! Wie anders würde es ſein, wenn uns eine aus den Akten gezogene Geſchichte der innern Staatsveränderungen in Preußen, beſonders der Jahre 1807 bis 1813, wenn uns die einzelnen Arbeiten der Immediatcommiſſion, wenn uns außerdem die Gutachten und Berichte eines Humboldt und ſo mancher gleich bedeutende Schatz von Staatsweisheit und großartigen Anſichten vorläge, ſtatt, wie bisher, nur in den Akten zu vermodern.

Sechstes Buch.

Humboldt in den großen politischen Geschäften, bis zu seinem Ausscheiden aus dem Staatsdienst.

Gesandtschaft zu Wien. Thätigkeit auf den Congressen zu Prag und Chatillon, bei den Pariser Friedensschlüssen, auf dem Congreß zu Wien, dann zu Frankfurt und London. Sein Ministerium und seine Theilnahme an dem innern Kampfe Preußen's bis zum Siege der Reaktion.

1810 bis 1819.

Wir kennen die Grundzüge des Humboldt'schen Wesens. Es war eine vorwiegend intellektuelle Natur, und doch eine muthige und thatkräftige dabei. Aber mitten im regsten Wirken für die praktische Welt verrieth ein eigenthümlicher Zug den Boden, in dem er seine Heimath hatte. Auch fand er in Thatengröße nicht das Glück. Dies suchte er nur in seinem eigenen Busen, in dem Ganzen, das man sich dort schaffen kann, wenn alles äußere Wirken immer unvollendet bleibt. Dieser innern Einheit versichert, konnte er sich aber dreist in's Weltgewühl mischen,

„Die Kräfte, die sonst unerforschet schliefen,
„Am reichgegebnen Stoffe kraftvoll prüfen."

Er hatte nicht zu fürchten, daß ihm die innere Freiheit gefesselt werde; er wußte vielmehr, daß er im wildesten Sturme *sich* wiederfinden würde. Er sah das Wirken für die Welt, das sich Hingeben an ihre Interessen, für Pflicht an; er warf sich muthig in das Rollen der Begebenheit, so sehr es des Geistes Art ist und zumal seines Geistes war, zu verweilen, und „starr den Blick auf Einen Punkt zu lenken." Der Mensch, sagte er, muß beide Wesen in sich einen, doch Seelenkleinod ihm Beschauung scheinen.[1])

1) Ges. Werke, IV. 341. 371. Vergl. meine frühere Charakteristik oben I. 47—53.

Einem ſo tief und gründlich gebildeten Geiſte, wie Humboldt, auch unter den handelnden Männern nur zu begegnen, könnte ſchon Verwunderung erregen, und man würde es ganz natürlich finden, wenn man von ihm hier etwa urtheilen müßte, wie man es von Andern muß, von denen es heißt: Es war ein großer Dichter, aber ein ſchlechter Politiker, oder es war ein trefflicher Geſchichtſchreiber, aber ein mittelmäßiger Miniſter — dies vielmehr iſt das Auffallende, daß man von eben dieſem intellektuellen Geiſte ſagen muß: Er war auch der Erſten Einer unter den Staatsmännern ſeiner Zeit. Denn wenn je, und vor allem in der modernen Zeit, ein Beiſpiel gegeben worden, das den im Allgemeinen richtigen, aber doch auch mit manchem Vorurtheil gepaarten Satz: daß gelehrte Männer ſelten für die Welt und die Geſchäfte taugen, merkwürdig beſchränkt und eine glänzende Ausnahme davon darſtellt, ſo hat Humboldt ein ſolches gegeben.

Und doch war er, wie alle wiſſen, die ihn gekannt haben, nicht einmal von Natur mit allen den Mitteln gerüſtet, die ſtaatsmänniſche Größe zu begünſtigen pflegen. Sein Aeußeres war wenigſtens nicht anziehend; beim erſten Anblick fühlte man ſich eher von ihm abgeſtoßen, obwohl die hohe, mächtige Geſtalt imponirte, und man ſein Geſicht, je länger man es betrachtete, immer klüger, bedeutender, ja angenehm fand. Varnhagen, mit der ihm eigenthümlichen Auffaſſungsart, wollte ſogar in ſeinem Aeußern das Charakteriſtiſche und Bewunderungswürdige wiederfinden. „Die Betrachtung ſeiner Perſönlichkeit", ſagt er,[2]) „gab unerſchöpfliches Studium, und erſt manch neue Räthſelfrage, dann aber auch zuletzt manch ergänzenden Aufſchluß des innern Weſens. Dieſe hohe und in den Schultern vorgebogene Ge-

2) In ſeiner Skizze: „Wilhelm von Humboldt."

ſtalt, dieſe zurückweichende Stirne, dieſe heraustretenden Forſcheraugen, die zarte Bläſſe des ruhigen Geſichts, deſſen Mienen gleicherweiſe im Ernſt und im Lächeln Scheu und Ehrerbietung einflößten, der hagre, nicht muskelkräftige, aber durch ſtarke Nerven zu jeder Anſtrengung und Ausdauer willige Körper, die feine ſanft ſchneidende Sprache, der aber niemals der Fluß des Ausdrucks und die Geſchicklichkeit der Wendung verſagt war — dies alles zuſammen muß man im Leben geſehen haben, oder durch Macht der Einbildung lebendig hervorrufen können, um den Ausdruck wahrhaft zu faſſen, zu welchem ſolches Innere und ſolche Leiblichkeit hier vereinigt waren!" — Humboldt aber hielt ſich ſelbſt für häßlich, und im höhern Alter, wo der Kopf etwas vorſank, fiel das mehr in's Auge. Dem gewöhnlichen Blicke erſchien er jederzeit unſchön. Seine Haltung hatte nichts, was man adelich nennen konnte; es war eine recht bürgerliche und gelehrte. Man mußte ihn wenigſtens ſprechen hören, um die Gewandtheit und Würde, die er, auch im Umgang mit Vornehmen und Großen, an den Tag legte, irgend begreiflich zu finden.

Es war die Macht des Geiſtes und des Charakters, die auch ſeine ſtaatsmänniſche Größe begründeten; es war Wille und Uebung, die auch jene mäßigen äußern Mittel zu einem harmoniſchen Ganzen vereinigten. Dieſer grübelnde, beſchauende, ſtudirende Humboldt, der auch in den Kriegsjahren, mitten im Feldlager der Alliirten, immer die griechiſchen Klaſſiker in kleinen Ausgaben mit ſich führte, der während des Alle beängſtigenden Congreſſes zu Chatillon, dem er als preußiſcher Bevollmächtigter anwohnte, noch mit Vollendung ſeiner Ueberſetzung des Aeſchyliſchen Agamemnon ſich beſchäftigen konnte — dieſer ſelbe Humboldt entwickelte in dieſer Zeit einen Muth und eine Thatkraft, einen Sinn für die Gegenwart und eine Gewandtheit für die verwickeltſten Auf-

gaben, die ſich der Löſung darboten, daß man ihn den Gneiſenau der politiſchen Konferenzen und unter den Staatsmännern nennen konnte. In der That, die hohe Intelligenz, die ihm zu eigen geworden, bewies ſich auch ſchlagfertig; ſie verſagte ihm nicht in der Gegenwart der geübteſten und verſchlagenſten Diplomaten, noch im Kampfe mit ihnen. Man fürchtete ihn wie eine Erſcheinung, gegen die die gewohnten Waffen nicht ausreichen. Er war thatenluſtig, wo ſo Viele die Dinge gern in ein ruhiges Geleis gezogen hätten und das blutige Waffenſpiel verwünſchten. Er faßte die Ideen, die, heller oder dunkler, im Geiſt der Zeit geborgen lagen; er ſah ihnen mit Unerſchrockenheit in's Antlitz, und machte mit dieſem Beſitzthum, als wenn er das Haupt der Meduſa auf der Bruſt trüge, ſeine altgläubigen und furchtſamen Kollegen erſtarren. Es war ſeine lebendigſte Ueberzeugung, daß nur durch freie Inſtitutionen eine Nation gehoben und geſtärkt werden könne. Die furchtbarſten Waffen lagen in ſeiner Hand, die eiſigſte Kälte der Satyre und Ironie neben der ruhigſten Anmuth des Scherzes, die Würde und Feſtigkeit einer tiefgewurzelten Ideenwelt bei der ausgebildetſten Macht der Dialektik. Er hatte das Talent, die Dinge von den verſchiedenſten Seiten anzuſehen, und die gewandteſte Diskuſſion darüber zu führen. Und im Kampf, wie im Frieden, entwickelte er eine Ruhe und eine Klarheit, die den Hörer ſchon gefeſſelt hatten, bevor noch die Gründe ihn überwältigten.

Es war Humboldt, wenn er einmal nicht ſinnen und denken konnte, ganz gleich, womit er ſich beſchäftigte; wenn er nur ſeine Kräfte daran erproben, einen großen Sinn bethätigen konnte. Seine Fähigkeiten hielt er in ſteter Ausübung. „Nichts von allem, was er je gelernt", ſagt ein vieljähriger Beobachter,[3]) „durfte erlöſchen oder ſchlummern, im

3) Varnhagen von Enſe, a. a. O.

Gegentheil mehrte und kräftigte ſich bei ihm ſtets das Einzelne wie das Ganze ſeines geiſtigen Beſitzthums. Sein Willen ſchaltete leicht und frei mit jeder Thätigkeit; Stimmung und Umſtände durften wenig einwirken. Nach unglaublichen Leiſtungen in Geſchäftsarbeiten, denen er unermüdet und höchſt fördernd oblag, war er friſch und munter zu wiſſenſchaftlicher Anſtrengung, wie zu heitrer Geſelligkeit.“ Er übte ſeine körperlichen Kräfte, wie die geiſtigen. Ein faſt das Leben hindurch ihn begleitendes Augenübel war faſt das Einzige, was ihn in ſeiner Thätigkeit manchmal hemmte; ein Mangel im Sprechen, daß er kein Sch ausſprechen konnte, ſondern immer nur S ſagte,[4]) war in ernſter Debatte kaum bemerkbar, dem Scherze aber gab es auch einen äußern harmoniſchen Typus.

Wenn ihm etwas rein Geiſtiges nachtheilig worden, ſo iſt es wohl die geiſtige Macht und Ueberlegenheit ſelber. Wir haben in der frühern Schilderung bemerkt,[5]) wie ihn dieſe Ueberlegenheit dahin führte, gegen die große Maſſe von Mittelmäßigkeit, mit welcher man zu verkehren genöthigt iſt, nicht ſelten mit offnem Hohn zu verfahren, und manchmal auch ſolche, die es nicht verdient hätten, ſo zu behandeln. Auch ſtrebte er ſein Innerſtes gefliſſentlich zu verhüllen; er verachtete die Alltagswelt zu ſehr, um ſie ſein wahres Weſen erblicken zu laſſen. Seine politiſche Thätigkeit — die ihn überhaupt ſeine innerſten Gedanken und Sympathien mehr zurückzudrängen nöthigte — legte ihm auch noch von Amtswegen ſolche Verhüllung auf, und veranlaßte ihn nicht ſelten, ſeine Uebermacht auf wirklich erdrückende Weiſe zu äußern. Dies hat ihm ohne Zweifel ſehr geſchadet; es hat wohl auch dazu beigetragen, daß man ſich ſeiner, ſobald man ſolcher Gaben

4) Varnhagen, a. a. O.
5) Siehe oben Th. I. S. 54—55.

nicht mehr ſo dringend bedurfte, gern zu entledigen ſuchte. Den Diplomaten beſonders war er jederzeit ein Aergerniß; er ſchlug ſie mit ihren eigenen Waffen, und ließ ihnen doch nur zu deutlich merken, wie gering er ſolche ſchätze.

Aber auch dieſer Uebermuth zeigt ſeine Stärke, die auch ſonſt nie bezweifelt wurde, und die ſich in den verwickeltſten Fragen einer großartig bewegten Zeit auf's glänzendſte bewährte. Er behandelte die Dinge mit Virtuoſität. Was Andern Anſtrengung dünkte, war ihm Genuß. Seine gelehrte Genauigkeit kam ihm auch in ſeinen Geſchäftsarbeiten zu Statten; ſein reiches Sprachwiſſen bei Verhandlungen und im geſelligen Verkehr. Ein trefflicher Ausführer, faßte er leicht und ſicher die Punkte, auf die es ankam, wußte die Sachen zu wenden, die Menſchen zu überreden, die Stärke zu gewinnen, mit den Schwächen fertig zu werden,[6]) und das für Zwecke, die ihn innerlich oft kaum berührten, die nur die Pflicht ihm auflegte.

Dies Alles ſind doch nur ſchwache Andeutungen! Um ganz zu würdigen, was Humboldt als Staatsmann vermochte, müßte man zur Genüge ſchildern können die Geiſtesſtärke, mit der er den angeſtrengteſten Arbeiten oblag, bei oft nur dreiſtündigem Nachtſchlaf, heiterer, geſellſchaftlicher Laune, ſchwebend über den Maſſen, ſie doch auch feſthaltend und pflegend, als wenn er ſie nicht verachtete; ſchildern können ſeine Alle, die unter ihm ſtanden, bis zur Verzweiflung ermüdende Thätigkeit, ſeine Ordnungsliebe in Geſchäften, Geduld im Anhören, ſeine liſtige Auffaſſung der Schwächen derer, mit denen er zu unterhandeln hatte, ſeine ſtoiſche Ausdauer in ſelbſtgefaßter Meinung, Beherrſchung aller Conferenzen, deren Mitglied er war, das Mißfallen der

---

6) Varnhagen, a. a. O.

geiſtig Unterliegenden; zur Genüge ſchildern, wie er, mit Ideen erfüllt, die weit über die engen Gränzen der Gegenwart hinaus reichten, dieſes Allgemeine und Höhere im Sinn haltend, immer doch nur nach dem ſtrebte, was unter gegebenen Verhältniſſen ausführbar iſt.

Dann erſt würde man ganz erkennen, daß in neuern Zeiten ſchwerlich ein Andrer die öffentlichen Verhältniſſe zugleich und die Wiſſenſchaft mit ſolcher Größe des Geiſtes und ſolchem Geſchick gehandhabt hat, als Wilhelm von Humboldt; daß er mehr war, als blos das, was man einen tüchtigen Geſchäftsmann nennt, ſondern ein wirklich von Ideen durchdrungener und geleiteter Staatsmann; man würde ganz begreifen, warum Böckh ihn einen Staatsmann von Perikleiſcher Hoheit nennen durfte.[7]) Die Verbindung deutſcher Wiſſenſchaft und der großen Welt, von der wir große Förderung erwarten dürfen, hat in ihm ein Vorbild gefunden. Ueberhaupt aber hat Deutſchland, nicht Preußen allein, neuerer Zeit unter ſeinen Staatsmännern wohl Einzelne zu rühmen, die in beſtimmter Richtung dem Staate mehr geleiſtet, als er; an wahrer Größe aber ſteht ihm nur Einer gleich, der ihn übrigens an Volksthümlichkeit weit überragt. Dieſer Eine iſt der Freiherr von Stein, deſſen Bedeutung man neuerlich vergebens herabzudrücken verſuchte, deren allſeitige Würdigung jedoch demnächſt von ausgezeichneter Hand zu erwarten ſteht. Humboldt hat nie eine Popularität gewonnen, wie ſie Stein ſchon lange beſitzt; er würde ſie in gewiſſer Rückſicht auch nicht anſprechen. Stein's Energie war auf wenige Punkte geſammelt; gerade eine ſo einſeitige Größe muß populärer ſein. Daß er ſo kraftvoll

7) In den in der Sitzung der k. Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin, am 9. Juli 1835, zu Humboldt's Andenken geſprochenen Worten.

auf Eines, was Noth that, auf ein mächtiges Deutſchland hinwies, möchten der Staaten mehrere oder einer ſein, daß er ſelbſt, ſo ſehr er konnte, vor allem dies zu bewirken im Auge hatte, und über die Armſeligkeit, die nach ſo großen Anſtrengungen, des preußiſchen Volks zumal, allenthalben übrig blieb, ſo unverholen das Verdammungsurtheil ausſprach, dies hat ſeinen Namen unvergeßlich gemacht. Dieſe laute, rückſichtsloſe Oppoſition lag minder in Humboldt's Natur. Stand er aber auch in dieſer Rückſicht nach, ſo war doch ſein ganzes Weſen fertiger, beſonnener, ſein Wirken vielſeitiger und reicher, und in Hinſicht auf Freiheitsintereſſen inhaltsvoller. Beſonders der Schluß ſeiner politiſchen Laufbahn macht ihn nicht minder unvergeßlich. In den wichtigſten Momenten unſerer neuern Geſchichte ſteht auch ſein Name geſchrieben. Daß man dennoch Humboldt bisher ſo ungleich weniger genannt findet, als Stein, darf nicht auffallen. Abgeſehen davon, daß manchem unſrer Patrioten der Gedanke der Nationaleinheit, wie er bei Stein im Zorn über die Verfehltheit der Gegenwart hervortrat, ganz allein Werth hat, iſt Humboldt's Verdienſt auch nur Wenigen der Jetztlebenden näher und im Zuſammenhange bekannt worden. Die ſtille, aber reiche Größe muß vor allen Dingen recht gekannt ſein!

Ein Staatsmann von Perikleiſcher Hoheit — fürwahr ein richtiges Wort. Nicht der Mauernbrecher, der Stein war und unter Umſtänden noch mehr geweſen ſein würde, ſondern ein Geiſt, der dem jugendlichen Alter der Welt wie der beſſern Zukunft unſeres Volkes angehörte, ſchon in ihr lebte; der es nicht vergaß, auch für die Verwirklichung dieſer Zukunft zu arbeiten, wo dieſe Aufgabe ſich darbot, dem es aber doch mehr eigen, den Saamen der Wahrheit und Freiheit in die Nation hinauszuſtreuen, und ihn dann von ſelbſt zur Reife kommen zu laſſen, als die Frucht mit

Treibhauswärme zu zeitigen. — Nicht blos ſelbſt nach klaſſiſcher Bildung ringend, nicht blos bemüht, Schönheit und Kunſt der Griechen auf deutſchen Stamm zu pfropfen, ſondern zugleich ihr Leben mit unſern Vorzügen zu einen, unſern Sinn und Weſen mit griechiſchem Geiſt zu nähren — zeigte er ſich auch darin als ein wahrer Zögling der Alten, daß er es ihnen gleich zu thun ſtrebte, und, ähnlich den Staatsmännern, die zu Platons Zeit lebten, durchdrungen mit allen Schätzen des Guten und des Schönen, im Denken geübt wie im Handeln, an ſich ſelbſt das Gepräge harmoniſcher Bildung darſtellte, das im Geiſte uns Allen als ein Ideal vorſchwebt.

Aber auch ſolches Talent bedarf der äußern Begünſtigung, nicht ſowohl um zu werden, als um ſich zu offenbaren und eine beſtimmte Höhe der Vollendung zu erreichen. Schon zu Rom und in ſeiner neueſten Thätigkeit hatte der praktiſche Humboldt ſich entwickelt. Nunmehr bot Wien ein reiches Feld, und bald ſollten die Begebenheiten in raſcher Folge dieſe ſchöne Anlage vollenden

---

Die nächſten Jahre (1810 — 1813) füllten die Bewegungen und Vorbereitungen, die dem Befreiungskampfe vorhergingen. Es war die Zeit der geheimen Verabredungen und Verbindungen, durch welche, beim erſten günſtigen Ereigniß, der franzöſiſche Koloß zu Boden geworfen werden ſollte. Schon ſtreckte dieſer ſeine Arme von der pyrenäiſchen Halbinſel bis an die litthauiſchen Wälder; Preußen konnte nur im Stillen ſich zum Widerſtande rüſten, und Oeſterreich gelangte nur, indem es Napoleon eine Tochter des Kaiſerhauſes überließ, und öffentlich alle Verbindung mit England aufgab, zu einiger Ruhe und Sicherheit.

Je gedrückter dieſer Zuſtand erſchien, deſto eifriger betrieb man die Vorbereitungen der Befreiung, von Seiten einzelner oder insgeheim verbündeter Patrioten ſowohl, als der tief beleidigten Regierungen.

Beſonders merkwürdig iſt, was damals muthvolle Männer auf eigene Hand unternahmen. Ueber halb Europa ſchlangen ſich die Fäden einer halb geheimen, halb öffentlichen Verſchwörung. Preußen, das Rache dürſtende, war ihr Hauptſitz. Während des öſterreichiſchen Kriegs von 1809 wagte ein Heldenhäuflein ſelbſt einen Kampf auf eigne Hand. Dieſe Tollkühnen wurden erdrückt, nicht aber die unſichtbare Kohorte, aus der ſie hervorgetreten. Man wurde nur vorſichtiger. Große Staats- und Kriegsmänner — man ſagt auch, einzelne Fürſten — ſtanden an der Spitze. Man knüpfte auf eigne Hand Unterhandlungen im Ausland an, und verſicherte ſich überall her der Mittel, die im Entſcheidungskampfe, der in Deutſchland gekämpft werden mußte, zum Siege führen könnten. Von dieſen Agitatoren nennen wir nur die Preußen Stein, Scharnhorſt und Gneiſenau; von Oeſterreichern Stadion und Rugent; dann den Grafen von Münſter, der die auf dem Kontinent zerſtreuten Fäden in England zuſammenhielt. Von Hormayr's „Lebensbilder aus dem Befreiungskampfe", gaben uns bis jetzt die beſten Aufſchlüſſe über das Wirken dieſer Männer, vorzüglich durch die Briefe eines Gneiſenau und Stein.[1])

Doch wirkten auch einzelne Regierungen mit energiſcher Thätigkeit für die Zukunft. Preußen hatte die ſchwierigſte Aufgabe zu löſen, der ſich aber der nunmehrige Staatskanzler

---

1) Auch die Erinnerungen des würdigen E. M. Arndt, ſelbſt eines dieſer Agitatoren, und Steffens' Werk: „Was ich erlebte" haben uns treffliche Schilderungen und Winke geboten. Doch liegt noch Vieles im Dunkeln, und harrt der Enthüllung.

Freiherr von Hardenberg mit ungemeinem Geſchick unterzog. Es galt im Innern Vorkehrungen zu treffen, wie nach außen; innen die Kräfte zu entfeſſeln, auf dem Weg der Umbildung vorzuſchreiten, und ohne Geräuſch ein Heer zu bilden. Nach außen galt es zunächſt, mit größter Feinheit zu temporiſiren, ſich unter das drückende franzöſiſche Joch zu fügen, jeden unzeitigen Ausbruch der im Innern gährenden und drohenden Elemente zu verhüten, endlich die Verbindung mit den großen Mächten zu befeſtigen oder zu erneuern, und den Grund einer allgemeinen Coalition zu legen, ohne welche eine gründliche Wiederherſtellung nicht zu denken war. Wenige ſelbſt der höchſten Staatsbeamten waren während dieſer Jahre in die Geheimniſſe der Politik und die Plane des Staatskanzlers eingeweiht; als Rathgeber des Königs und Betraute gibt man einzig den Kammerherrn, Fürſten von Wittgenſtein, der das engſte Vertrauen des Monarchen beſaß, den Staatskanzler Hardenberg und den vortragenden Rath in Militärangelegenheiten und Adjutanten des Königs, von Boyen, an.[2]) Selbſt dem Miniſter des Auswärtigen, Grafen von der Goltz, ſoll das Wichtigſte verborgen geblieben ſein.

In der ſchwierigen Lage, in der man ſich Frankreich gegenüber befand, inſonders vor Eröffnung des ruſſiſchen Feldzugs, da man an nichts denken durfte, als der Lawine auszuweichen, die den Reſt des preußiſchen Staates vollends zertrümmert hätte — hatte man noch eine Aufgabe zu löſen, die nicht viel geringere Schwierigkeiten darbot, die An-

---

2) Vergl. des ehemaligen Staatsraths und Günſtlings von Hardenberg, Th. G. v. Hippel's Beiträge zur Charakteriſtik Friedrich Wilhelm's III. Bromberg, 1841, und die mit H. (Hoffmann?) unterzeichneten Berichtungen zu dem Werke des Biſchofs Dr. Eylert, in der Haude-Spener'ſchen Zeitung, 2. Febr. 1843. — Hippel nennt außerdem den Chef des allgemeinen Kriegsdepartements v. Hake und den Kabinetsrath Albrecht als Mitwiſſende.

knüpfung eines guten Vernehmens und eines wirklichen Bundes mit Oesterreich. Seit den Zeiten Friedrich's des Großen hielt ein tödtlicher Haß die beiden Staaten auseinander, durch deren innige Verbindung doch allein, auch in minder gefahrvollen Zeiten, die Sicherheit, der Einfluß und selbst die Existenz Deutschlands verbürgt werden können. Nach dem Ausbruch der Revolution hatte man sich äußerlich genähert, um bald in die unglücklichste Trennung zurückzufallen. Nachdem aber Beide, in vereinzelten Kämpfen, darnieder gesunken waren, erkannte man endlich[3]), daß nur in einem aufrichtigen und gründlichen Bunde, jetzt und fortan, das Heil liegen werde. Preußen hatte am meisten gesündigt; es hatte also auch die ersten nachdrücklichen Schritte zur Versöhnung zu thun. Auch dazu war man entschlossen. Die ersten ernsten Unterhandlungen leitete, wie man sagt, Preußens Gesandter am Londoner Hofe, Baron von Jacobi-Klöst ein; auf diesem Grunde baute man später fort.[4]) Vor allen Dingen that es Noth, einen Repräsentanten nach Wien zu schicken, der geeignet wäre, das Vertrauen des dortigen Hofes zu gewinnen, und eine innigere Verbindung mit ihm anzubahnen. Diese wichtige Aufgabe ward unserm Humboldt zugetheilt, der, wie wir sahen, eben den Rücktritt in den diplomatischen Dienst erbeten hatte.[5]) Gleich nach Hardenberg's Wiedereintritt in die Geschäfte, wurde

---

3) Am frühesten und lebendigsten erkannten dies Friedrich von Gentz in Wien, und der edle Sproß des Kaiserhauses, Erzherzog Johann von Oesterreich, so wie ihr beiderseitiger Correspondent, der Geschichtschreiber Johannes von Müller zu Berlin.

4) Siehe die Denkschrift Hardenberg's vom 2. Nov. 1811, in den Lebensbildern aus den Befreiungskämpfen. Jena, 1841. II. S. 98.

5) Hardenberg kannte die beiden Humboldt von frühen Jahren und wußte, was an ihnen war. Siehe oben Th. I. S. 150—51. 159—60.

der bisherige Geſandte in Wien, Graf von Finckenſtein, abgerufen, und an deſſen Stelle Wilhelm von Humboldt, mit Rang und Titel eines Staatsminiſters, zum Geſandten am Wiener Hof ernannt (14. Juni 1810).

Damit war theilweis ſchon die Rolle angekündigt, die unſerm Humboldt, in dieſen wie in den nachfolgenden Jahren des großen Befreiungs- und Umwandlungsdramas zufallen ſollte. Zunächſt hatte er die Miſſion zu erfüllen, die der Staat ihm übertragen. Er fand dabei Gelegenheit genug, Gewandtheit und Energie zu bethätigen, wenn er auch nicht als eigenmächtiger Agitator wirkte. Er hatte das Mißtrauen Oeſterreichs, dann deſſen Zögern zu überwinden. Nachher aber, als er fortdauernd an den Maßnahmen der Alliirten und den Verhandlungen ihrer Bevollmächtigten Theil zu nehmen berufen war, war er es beſonders, der, zum Theil mit Stein verbündet, die Agitation, die außerhalb der Kabinette ihren Urſprung gehabt, die am rüſtigſten in den Reihen der ſchleſiſchen Armee fortdauerte, in die Conferenzen der Kabinette ſelbſt übertrug. Und wenn er z. B. im Jahr 1815 von Paris aus, auf eignen Antrieb, ein Schreiben an den Prinz-Regenten von England richtete, um größere Sicherſtellung unſerer Gränze gegen Frankreich durchzuſetzen, ſo wirkte er da ſo eigenkräftig, als es nur immer Stein oder Gneiſenau gethan haben mögen.

Wir könnten noch andere Züge anführen, die von Humboldt's Thätigkeit in jenen Jahren erzählt werden, ſo z. B. wie er es angeſtellt haben ſoll, um einflußreiche Staatsmänner, die noch dem Napoleoniſchen Syſtem huldigten, gegen daſſelbe zu gewinnen. Doch dieſe Mittheilungen waren nicht verbürgt genug. Auch bedürfen wir ihrer nicht. Ein zuverläſſiges Faktum ſagt in ſolchen Dingen mehr, als hundert Gerüchte, und wir werden noch mehr als einem Zuge begegnen, der uns den Eifer und die

Rüſtigkeit, womit er den großen Zwecken jener Zeit oblag, außer Zweifel ſetzt.

Dagegen dürfen wir wohl die Frage, ob Humboldt dem Tugendbunde oder irgend einer geheimen Verbindung dieſer Art angehört habe, mit Zuverſicht verneinen. Zwar war er gewiß ſchon in jenen Vorbereitungsjahren mit vielen Männern, die ſolchen Einigungen nahe geſtanden haben mögen, in perſönlichem Verkehr; ſo z. B. mit Stein, der mit andern Genoſſen nach Prag geflüchtet war, und den Humboldt dort vielleicht aufſuchte, als er auf ſeinen Poſten nach Wien reiste. Andere Spuren liegen nicht vor. Aber Humboldt fand ſich doch ſpäter, im Jahr 1819, als in einer franzöſiſchen Broſchüre[6]) über die geheimen Geſellſchaften in Deutſchland geſagt wurde, Männer, wie Gneiſenau, W. v. Humboldt, Niebuhr, hätten ſich 1813 nicht geſcheut, die öffentlich ausgeſprochenen Grundſätze des Tugendbundes zu billigen und zu unterſtützen, auch — ſo viel uns wenigſtens bekannt iſt — nicht veranlaßt, dagegen etwa, wie Niebuhr, zu proteſtiren.

Durch Kreditiv vom 14. Auguſt 1810 ward Humboldt in ſeiner neuen Eigenſchaft am Wiener Hofe beglaubigt.[1]) Anfang Septembers ging er von Berlin ab. Er machte eigens einen Umweg über Töplitz, um zwei Tage mit Gentz, der ſich dort aufhielt, zuzubringen.[2]) Es war ſehr natürlich

---

6) La vérité sur les sociétés secrètes en Allemagne — eine Schrift, die, wie man ſagt, von dem bekannten Baron von Eckſtein herrühren ſoll.

1) Aus guter handſchriftlicher Quelle — was man ſolchen und ähnlichen auf den Tag hin genauen Angaben wohl auch ohne weitere Bemerkung glauben wird.

2) Gentz ſchreibt es an ſeinen Geiſtesgenoſſen Adam Müller, 21. Okt. 1810, mit dem charakteriſtiſchen Vorwort: „Erſchrecken Sie nur nicht vor dieſem Namen!“

daß er gleich dieſen alten Bekannten aufſuchte, der ſchon ſeit mehreren Jahren eine bedeutende Stellung im Wiener Kabinette hatte. In der Mitte des Oktobers war Humboldt in Wien.[3]) Am 3. Nov. hatte er die Antrittsaudienz beim Kaiſer, in der er ſein Beglaubigungsſchreiben überreichte.[4])

An die Spitze der auswärtigen Angelegenheiten des Kaiſerſtaats war nach dem letzten Friedensſchluſſe der Graf von Metternich getreten. Nach einem längeren Aufenthalt in Paris, zu welchem die Hochzeitfeier des franzöſiſchen Kaiſers Veranlaſſung gegeben hatte, war dieſer Miniſter erſt kürzlich in Wien wieder eingetroffen (10. Okt.). Zuſehends entwickelte er jetzt jene Schlangenklugheit, die bald ſo ſehr zu Napoleon's Sturze mitwirkte, die feine, zuwartende Politik, die, wenigſtens gegen den Feind im Weſten, Oeſterreich ſo große Vortheile gebracht hat. Wir haben hier die erſten Jahre der Wirkſamkeit dieſes berühmten Staatsmannes im Auge, die offenbar die glänzenderen ſeiner Laufbahn ſind, und in denen er ſich Verdienſte erworben, die ſelbſt ſeine heftigeren Widerſacher anerkennen. Unter ſeiner Leitung nahm Oeſterreich's Politik, beſonders in Beziehung auf Preußen, eine nationalere Richtung, und hierin begegnete er ſich ſogleich mit dem Abgeſandten, der eben von dieſem Staate in Wien eintraf. Metternich war geiſtvoll genug, einen Wilh. Humboldt zu würdigen, und wie himmelweit auch ihre Anſichten und Beſtrebungen im Allgemeinen auseinander gingen, ſo ward dies doch von den nächſten Zwecken, über die man ſich einig wußte, überwogen. Nimmt man dazu den Reiz, den gerade der Gegenſatz bietet, die Aufgabe, die ſie einander waren, die Abſichten, die ſie verfolgten, ſo erklärt ſich leicht, wie Beide in ein perſönlich ſehr gutes Vernehmen

3) Allg. Zeitung, 24 Okt. 1810.
4) Ebend., 14. Nov. 1810.

kommen konnten. Sogar ein trauliches ſcheint damals zwiſchen ihnen gewaltet zu haben; wenigſtens ſpricht dafür eine Aeuſſerung von Gentz, aus der Zeit des Prager Congreſſes. Gentz entſchuldigt in einem Briefe (Juli 1813), daß er des Abends nicht zu haben ſei, weil ſein Chef, der Graf Metternich, ſelbſt ein großer Nachtvogel ſei, und die, welche den Abend mit ihm zubrächten, vor 1 oder 2 Uhr nicht gern entlaſſe; wie er denn erſt den Tag zuvor zu ſeiner großen Plage mit ihm und Humboldt bis halb zwei Uhr in den ſchlechtgepflaſterten Straßen von Prag habe herumziehen müſſen.[5])

Als aber der große Zweck, der ſo viel Verſchiedenartiges zuſammengeführt hatte, erreicht war, trat auch der Unterſchied, der zwiſchen Metternich und Humboldt war, grell genug hervor. Es mag wohl viel Klugheit von Seiten dieſes Letzteren dazu gehört haben, ſich nicht vor der Zeit zu verdächtig zu machen. Schon auf dem Congreſſe zu Wien mag man ihn mehr als einmal weggewünſcht haben. Und gewiß iſt, daß dieſe alten Freunde, Metternich und Gentz, ſpäter (1819) das Ihrige gethan, einen Humboldt ſchleunigſt außer Thätigkeit zu ſetzen.

Gentz ſah Humboldten nach zehn Jahren wieder. Wir haben ſchon erwähnt, daß er jetzt an eine Freundin ſchrieb, alle Furcht vor Humboldt, alles Intimidiren ſei verſchwunden; dieſer ſei jetzt nichts als ein ſehr angenehmer Geſellſchafter.[6]) Er ſcheint gar nicht geſpürt zu haben, warum Humboldt ſeine Ueberlegenheit damals ſo wenig fühlen ließ, wo es der Aufgabe, die er zu erfüllen hatte, ſehr geſchadet haben würde. Im Jahr 1814 trat dieſe Ueberlegenheit doch wieder recht fühlbar hervor, und obſchon Humboldt dieſe

5) In meiner Sammlung Gentziſcher Schriften, I. 130.

6) Siehe oben Th. I. S. 124—25.

Verbindung fortan cultivirte, und den Freund, ſo alt er geworden, doch nicht aufgab, deſſen großes Talent vielmehr anerkannte, und noch ſpäter rühmte, wie alles unter deſſen Hände eine Geſtalt annehme[7]), war doch ein innigerer Verkehr nach 1813 nicht möglich.[8]) War doch Gentz, ſo ſehr er das Bündniß mit Preußen betrieb, dieſem ſeinem Vaterlande im Innern abgeneigter, als ſelbſt in Fällen, wo dieſes fehlgegriffen, gerechtfertigt werden konnte. Bis 1813 aber trat ſolches weniger hervor, vielmehr trug dieſe alte Verbindung mit Gentz gewiß dazu bei, die Aufgabe, die Humboldten oblag, zu erleichtern.

Die Stellung eines preußiſchen Geſandten, der ſeit undenklichen Zeiten zum erſten Male aufrichtig in Wien Vertrauen ſuchte und fand, mußte auch perſönlich eine überaus angenehme ſein. Dazu kam, daß Wien, ſeit die Gebrüder Schlegel dort erſchienen waren, auch geiſtigere Anregungen darbot, und ſeit 1809 überhaupt einen ernſteren Hintergrund bekommen hatte.

Auch war Humboldt dort mit ſeiner Familie wieder vereinigt. Frau v. Humboldt verließ, mit ihren Kindern, Rom im Herbſt 1810. Der Aufenthalt dieſſeits der Alpen

---

7) Varnhagen von Enſe, Denkwürd. V. 51.

8) Dies äußert ſich ſogar in einem Briefe der Frau v. Humboldt. „Gentz," ſchreibt ſie 22. Jan. 1814 an Rahel, „kommt jetzt zurück, ſagt man. Ich freue mich nicht zu ihm; ob ich ihn aber genug achte, es ihm zu ſagen, weiß ich noch nicht. Er liebt die Unſren nicht, unſre Preußen, verſtehſt du. Der eigentliche Geiſt, der die Nation begeiſtert hat, der ſich klar in That und Wort bei Tauſenden ausgeſprochen hat, die hat er nicht erkannt. Nun weiß ich, daß er ſie verkleinert, verunglimpft, daß er ſchon jetzt nicht leiden kann, daß die Welt voll ihres Ruhmes iſt, und das hat mich denn nun ganz von ihm abgewendet." (In Varnhagen's Gallerie von Bildniſſen, I. 155.)

wollte freilich nicht gleich behagen, auch ſchien das Wiener Klima ihrer Geſundheit nicht zuſagend. Kam dazu noch die Sehnſucht nach dem geliebten Rom, ſo wundern wir uns nicht, daß ſie in Wien nicht recht einwohnte.

Die Kinder wuchſen heran, die Mädchen zumal in blühender Geſundheit. Theodor, der ältere Sohn, ging im Jahr 1812 auf die Univerſität Heidelberg, während der jüngere, Hermann, im November deſſelben Jahres von einem ſo ſchweren Nervenfieber erfaßt wurde, daß man an ſeinem Aufkommen zweifelte.

Wie zu Rom, öffnete dieſes Haus auch hier ſeine gaſtlichen Räume. Wir erwähnen nur einige der intereſſantern Beziehungen, nur einige der vielen Gäſte, die ſie in Wien begrüßten. Unter den fremden Diplomaten möchte wohl beſonders der däniſche Geſandte, Chriſtian Graf zu Bernstorff, ein liebenswürdiger, gemüthvoller Menſch, unſerm Humboldt willkommen geweſen ſein. Blieb dieſer ihm doch unverändert zugethan, auch nachdem er einen Platz eingenommen, auf dem Niemand ihn, ſondern Jedermann Humboldt erwartet hatte. Der Hauptperſonen des Wiener Kabinets, eines Metternich und Gentz, gedachten wir ſchon. Graf Philipp von Stadion, der abgetretene Miniſter, ſetzte in's Geheim ſeine Thätigkeit gegen die franzöſiſche Macht raſtlos fort; ohne Zweifel verkehrte er auch ſchon mit Humboldt. Auch Friedrich Schlegel war jetzt in öſterreichiſchem Dienſt; er hatte 1809 im Hauptquartier des Erzherzogs Karl die bekannten Proklamationen geſchrieben, und lebte nun, an der Seite einer geiſtvollen Frau, in Wien, wieder mehr mit literariſcher Thätigkeit beſchäftigt. Für Humboldt war namentlich der Anſtoß wichtig, den Schlegel kurz zuvor in ſeinem Werk „über die Weisheit und Sprache der Indier" der allgemeinen Sprachforſchung gegeben hatte. Ueber ſolche und andere Verdienſte vergaß er völlig die

Unbill, die Schlegel einſt an ihm ſelbſt verübt; er ſtützte ihn vielmehr durch ſeine Stellung und durch ſein Anſehen. Selbſt das ſtörte ihn nicht, daß Schlegel katholiſch geworden, daß der ehemalige Stürmer und Dränger nun ermattet war, und, in öffentlichen Vorträgen über Geſchichte der neuern Zeit und der Literatur aller Völker, jetzt einer myſtiſch-conſervativen Weltanſicht das Wort redete. Humboldt wußte ſich feſt auf eignem Grund und Boden; er verkannte auch in Irrthümern die Tiefe und den Gehalt nicht, die ihnen beiwohnten, und war damals wohl ſchwerlich zu überreden, daß dieſe Verdüſterung ſo andauernde und bedenkliche Folgen haben würde.[1]) — Auch mit dem Arnſtein'ſchen Hauſe, mit Karoline Pichler, ꝛc., ſtanden Humboldt's in lebhaftem Verkehr. In ihrem eigenen Hauſe genoß namentlich der geiſtreiche Arzt, Dr. Koreff, ein Preuße, der mehrere Jahre in Wien zubrachte, große Gunſt nnd Freundſchaft. Im Jahr 1811 kam Theodor Körner zu ſeiner Ausbildung nach Wien. Sein Vater ſtand mit Humboldt ſeit Jahren in Verbindung[2]); er zählte darauf, daß zu Wien beſonders deſſen Haus fördernd und bildend auf den talentvollen Jüngling wirken würde, deſſen früheſte Verſuche ſchon in mancher Hinſicht auffallend an die Manier eines unſrer größten Dichter, den Freund des Vaters und unſeres Humboldt, erinnerten. Theodor war ſehr geliebt im Hauſe dieſes Letztern, und ſcheint da auch Eindrücke empfangen zu haben, die nachher, in That und Lied, kräftig nachhallten.

Unter den flüchtig Vorübereilenden iſt vor allen Alexander v. Humboldt zu nennen. Kaum waren nur die erſten Theile ſeiner Reiſeſchilderungen erſchienen, und ſchon

---

1) Siehe oben I. 125. 437—39. 477—78. II. 20.

2) Siehe oben I. 379. 448.

beabſichtigte er eine zweite große Unternehmung, diesmal nach Mittelaſien und Tibet. Er kam im Nov. 1811 in der Abſicht nach Wien, ſich bei den Seinigen zu verabſchieden. Der Plan kam jedoch nicht zur Ausführung. Alexander kehrte nach Paris zurück, woſelbſt ihn die Verarbeitung ſeiner reichen Schätze noch manches Jahr feſſelte. — Ein andrer werther Gaſt der Familie war, in eben dieſem Jahre, der preußiſche Rittmeiſter v. Hedemann, den Humboldt 1810 kennen gelernt hatte, und der ſpäter ſein Schwiegerſohn wurde. Ein tüchtiger Offizier, der im Befreiungskampfe, als Adjudant des Prinzen Wilhelm, rühmlich ſich hervorthat. — Zu Ende dieſes Jahres ſprach auch der Bildhauer Rauch, der nach Italien zurückkehrte, als willkommener Beſuch ein, und im Sommer kam Körner, der Vater, welcher den Sohn und dieſes befreundete Haus jetzt zu Wien aufſuchte. — Gedenke ich, ſtatt manches Anderen, hier noch des nachherigen Gemahls der oft ſchon erwähnten Rahel, des jungen Varnhagen von Enſe, der 1811 nach Wien kam und eifrig das Humboldt'ſche Haus beſuchte, ſo geſchieht es, weil wir hinzufügen können, daß Humboldt dieſen an den Staatskanzler und für den preußiſchen Staatsdienſt empfohlen.

In Wien fand Humboldt auch für ſeine Lieblingsrichtungen mehr Muße, und mit doppeltem Eifer kehrte er beſonders zu ſeinen Sprachſtudien zurück, die er nun in immer größerer Ausdehnung betrieb.

Eigentliche Ausarbeitungen anlangend, beſchloß er jetzt ernſtlich, woran er ſchon mehr als einmal den Gedanken aufgegeben hatte, ſeine Vaskiſchen Studien der Oeffentlichkeit zu übergeben. Die nächſte Anregung hiezu gab der Prof. Vater in Königsberg, der ihn aufgefordert, einen Aufſatz

über die Vaskiſche Sprache als Anhang zum Mithridates zu liefern. Darauf ging Humboldt ein; er nahm jedoch zugleich damit auch den Gedanken wieder auf, dieſen Gegenſtand in einer ausführlicheren Schrift zu behandeln. Auch lieferte er während der nächſten Jahre folgende Stücke[1]):

1. Einige Vaskiſche Sprachproben für das von Prof. Vater mitherausgegebene Königsbergiſche Archiv, 1812, 3tes Stück.

2. Berichtigungen und Zuſätze zum erſten Abſchnitt des 2ten Bandes des Mithridates über die Cantabriſche oder Vaskiſche Sprache — mitgetheilt im 4ten Theil des von Vater, „unter Mitwirkung zweier großen Sprachforſcher" [Fr. Adelung's und unſeres Humboldt's] fortgeſetzten Mithridates. Schon im Jahr 1812 wurden dieſe Berichtigungen zum Druck abgegeben, und dem Publikum angekündigt. Die dazwiſchen tretenden Kriegsbegebenheiten bewirkten jedoch, daß dieſe Abhandlung erſt im Jahr 1817 erſchien, in welchem Jahre die Buchhandlung (Voß in Berlin) überdies auch einen beſonderen Abdruck davon veranſtaltete, der deshalb den Vorzug verdient, weil Humboldt bei ihm die letzte Korrektur ſelbſt übernehmen konnte. — Uebrigens ſollten und konnten dieſe Berichtigungen keine vollſtändige Darſtellung der Vaskiſchen Sprache enthalten. Eine ſolche würde Humboldt vielleicht auch gegeben haben, wenn er nicht immer erwartet hätte, daß in Spanien ſelbſt ein umfaſſenderes Werk erſcheinen würde.

Seine Unterſuchungen über dieſe Sprache waren immer auch mit andern über das Land und die Nation, ſo wie über den Zuſtand und die Bewohner des alten Spaniens verbunden. Daher er auch, ſobald ſeine jetzige Lage ihm die

---

1) Sie ſind ſämmtlich noch nicht in den bis jetzt erſchienenen Theilen ſeiner geſammelten Werke zu finden.

Möglichkeit davon abſehen ließ, eine umfaſſende Monographie über die Vasken auszuarbeiten anfing, wovon er, noch zu Wien, einen Vorgeſchmack gab, in der

3) Ankündigung einer Schrift über die Vaskiſche Sprache und Nation, nebſt Angabe des Geſichtspunktes und Inhalts derſelben, in Friedr. Schlegel's deutſchem Muſeum, B. 2, Dez. 1812. S. 485—502. Dieſes Programm iſt beſonders für den Geographen vom Fach von Werth, weil es, und zwar recht ſyſtematiſch, die Behandlung der Länderkunde anſtrebt, die damals erſt von dem jüngern Humboldt in's Leben gerufen war, nachher aber durch Ritter ſo befeſtigt worden iſt. Die eigentliche Landbeſchreibung ſollte in Form einer Reiſeſchilderung, das Ganze aber etwa in ein und ein halb Jahren erſcheinen. Doch dieſer umfaſſende Plan kam nie zur Ausführung. Erſt traten die politiſchen Ereigniſſe dazwiſchen, nachher wurde der Gegenſtand von anderen Intereſſen überwogen. Die aus Humboldt's Nachlaß veröffentlichten „Reiſeſkizzen aus Biscaya",[2]) dürften als Bruchſtücke jener größeren Arbeit anzuſehen ſein; im Uebrigen begnügte er ſich ſpäter, nur den wiſſenſchaftlich bedeutendſten Theil des Ganzen, die Forſchung über die Urbewohner Spaniens, ſo weit ſie durch die Vaskiſche Sprache begründet werden kann, dem Drucke zu übergeben.

Bemerken wir nun noch, daß Humboldt denſelben Prof. Vater auch ſonſt bei der Herausgabe des Mithridates mit werthvollen Materialien unterſtützte, zumal bei Bearbeitung der amerikaniſchen Sprachen,[3]) ſo können wir dagegen auch eines Geſchenkes gedenken, das Humboldt damals von befreundeter Hand empfing. F. A. Wolf nämlich, ſendete

---

2) Siehe oben Th. II. S. 31—33. 51.

3) Siehe die Fortſetzung des Mithridates, 3 Th. 2. Abth. Berlin, 1813. S. 432.

ihm im Jahr 1812 den erſten Theil einer von ihm veranſtalteten Auswahl Platoniſcher Geſpräche, oder — was er eigentlich ſein ſollte — den Vorläufer einer ſchon ſeit dem Jahr 1790 projektirten — ſpäter aber doch nicht erſchienenen — Ausgabe und Recenſion des Plato. Dieſem einzigen Theile ging, in lateiniſcher Sprache, eine Widmung an W. v. Humboldt voran, „den tiefen Kenner der griechiſchen Sprache und Litteratur, und alles Schönen und Guten überhaupt, der ſeit den neunziger Jahren ſo warmen, thätigen Antheil an den Vorbereitungen zu dieſer Arbeit genommen habe.“

Doch bald riſſen Humboldt die Ereigniſſe des Tages von umfaſſenden Arbeiten dieſer Art hinweg, und mit raſtloſem Eifer folgte er den Anſprüchen, die ſein wichtiger Beruf an ihn erhob. Damals, als das Gewitter ſich zuſammenzog, das in dem ruſſiſchen Feldzuge ſich entleerte, war Preußens Schickſal auf die äußerſte Spitze geſtellt. Es ſchloß, wie Oeſterreich, aber noch weniger mit freiem Willen, die Allianz mit Napoleon. Doch ſo gehorſam es öffentlich ſich in den Willen des Mächtigen fügte, ſo entſchloſſen betrieb es insgeheim die Vorbereitungen zu dem immer näher rückenden Entſcheidungskampfe — insbeſondere die Annäherung an Oeſterreich. Man darf annehmen, daß zu Ende des Jahres 1811 oder Anfang von 1812 der Grund der großen europäiſchen Allianz und des Bundes der beiden deutſchen Hauptmächte gelegt war. Die erſten wichtigen Anknüpfungen zwiſchen dieſen beiden ſollen, behauptet man, unmittelbar durch die Monarchen ſelbſt geſchehen und nur durch die Hände der allervertrauteſten Rathgeber, von Berlin aus nur durch die Hand des Fürſten von Wittgenſtein, gegangen ſein. Darauf aber konnte das Werk durch Einen, der, wie Humboldt, ihm ſchon ſo vorgearbeitet hatte, um ſo raſcher betrieben werden.

Etwa im Juni 1812 kam der König von Berlin nach Prag, von wo er ſich nach Töplitz in's Bad begab. Die Anweſenheit des Monarchen in der Hauptſtadt Böhmens rief auch Humboldt dahin. Gleich darauf nahm dieſer Urlaub, und beſuchte, vielleicht mehr zum Schein, ſeine thüringiſchen Beſitzungen. Schon im Auguſt war er zu Berlin,[1]) und von dort kehrte er, ohne Zweifel mit den wichtigſten Inſtruktionen verſehen, alsbald auf ſeinen Wiener Poſten zurück.

Schneller, als man erwartet hatte, aber auch unter glücklichern Auſpicien, kam die Stunde der Entſcheidung heran. Die Kataſtrophe in Rußland, der Abfall York's, die Abreiſe des Königs von Berlin nach Breslau, die Vereinigung der Ruſſen und Preußen — dieſe Nachrichten folgten einander mit Sturmeseile. Auch in Preußen gab es Zögernde und Furchtſame, aber unaufhaltſam trat nun die Partei des Widerſtandes hervor, die zu zügeln man bisher ſchon Mühe gehabt hatte — eine geſchloſſene, geregelte Macht, der die Regierung nur das Wort von den Lippen nehmen durfte, mit der ſie an Kraft und Rührigkeit wetteifern mußte, wenn ſie das Heft nicht aus den Händen verlieren wollte. Der Geſandte am Wiener Hofe und das Wiener Kabinet wurden von dem, was vorging, in genauer Kenntniß erhalten. Theodor Körner, der noch in Wien war, ſchrieb den 10. Febr. 1813 an einen Freund in Dresden: „Du kannſt wohl glauben, daß mir die Sohlen brennen, ſeitdem der Aufruf des Königs von Preußen an die Freiwilligen vom 3. Febr. in meinen Händen iſt. Durch den hieſigen preußiſchen Geſandten, Herrn v. Humboldt, erhalte ich genaue Nachricht

1) Auch Niebuhr gedenkt dieſes Beſuches in ſeinen Briefen. Humboldt brachte ihm einen Gruß von Göthe, und die Mittheilung, daß dieſer lange und mit großem Intereſſe über den damals erſchienenen Anfang ſeiner römiſchen Geſchichte geſprochen habe. (Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr, I. 527—28.)

von der Volksſtimmung in Preußen und von Allem [?], was in Breslau vorbereitet wird.“ [2]) — Der Monat März brachte das Aufgebot der preußiſchen Landwehr, den Aufruf des Königs an ſein Volk, und die förmliche Kriegserklärung, und bald begann der Kampf in den Ebenen Sachſens, ſelbſt bevor Oeſterreich ſich erklärt, und ſeine Macht in die Wagſchaale geworfen hatte.

Darüber war man auch in Wien entſchieden, daß jetzt, ſei es durch Verhandlungen oder durch Waffen, ein Gleichgewicht der Macht und ein geſicherterer Zuſtand errungen werden müſſe. Oeſterreich aber, langſamer wie es iſt, brauchte Zeit, um ſich zu rüſten; es wollte auch der Geſinnung der Alliirten ſich allerwegs verſichern; es hatte, um des Familienbandes willen, ſelbſt manche Form und Rückſicht gegen Napoleon zu beachten. Doch dieſe Zögerung ſchon war peinlich, und überdies wußte Napoleon's Genie gleich mit dem erſten Schlage recht eindringend fühlbar zu machen, wie lebensgefährlich jeder vereinzelte Kampf bleibe. Es galt daher, Alles aufzubieten, um etwaige Zweifel in Wien zu beſeitigen, politiſche wie militäriſche Bürgſchaften zu leiſten, endlich Zögerungen oder Säumniß zu überwinden. Welches Feld für einen Humboldt, ſeinen Geiſt und ſeine Rührigkeit! In den Geſinnungen war man einig; doch der Leiter des Wiener Kabinets wollte ſich nicht übereilen laſſen; er wartete den Moment ab, wo es, geſtützt auf eine ſchlagfertige Armee, mit Zuverſicht den Ausſchlag geben könne. Unterdeſſen warf er ſeine Schlingen ſo klug um den Gegner, daß dieſer ſich darin fangen, und — bei der Energie des preußiſchen Heeres und der Nachhaltigkeit öſterreichiſcher Maſſen — fallen mußte.

---

2) Mitgetheilt in den „Erinnerungen aus dem Befreiungskriege. In Briefen geſammelt v. Fr. Förſter.“ — Deutſche Pandora, B. I. Stuttg. 1840. S. 11.

Mit Meiſterſchaft wußte Metternich die Franzoſen über Oeſterreichs Entſchlüſſe in der Irre zu halten. Graf von Otto, der Napoleoniſche Geſandte in Wien, der ſchon am 11. Januar ſeiner Regierung zu ſchreiben genöthigt war, Preußen ſetze völliges Vertrauen auf Oeſterreich, und frage dieſes regelmäßig um Rath über den Gang, den es einhalten ſolle, ward doch dergeſtalt düpirt, daß er noch am 20. März, wo Preußens Auftreten allenthalben ſo gut wie officiell bekannt war, ſich der Geſinnung Oeſterreichs ganz verſichert hielt, und gleichſam als Gewähr deſſen dem Miniſter des Aeußern, Herzog von Baſſano, ſchrieb: „On a ordonné provisoirement au comte de Zichy, ministre d'Autriche, de quitter la cour de Prusse, et l'on a interrompu de même toute communication avec le baron de Humboldt, ministre de Prusse à Vienne.“ [3]) Napoleon ſendete jetzt den Grafen v. Narbonne an Otto's Statt nach Wien, und hielt dieſen durch eigene Zuſchriften von Allem unterrichtet, was er wiſſen ſollte; auch war die Stellung des Wiener Hofes bald nicht mehr zu verheimlichen. Der Kaiſer ſelbſt ſchrieb (von Dresden, 14. Mai) an Narbonne, daß er hinlänglich von den Schritten dieſes Staates unterrichtet ſei. Was ihm nicht ſchon die Rheinbundfürſten zu wiſſen gethan hatten, das verriethen endlich aufgefangene Briefe der in Wien beglaubigten Geſandten an ihre Höfe. „De nouvelles lettres“ — ſind Napoleon's Worte — „interceptées de M. de Stackelberg à M. de Nesselrode, et de M. de Humboldt au roi de Prusse, ne laissent plus de doute sur la duplicité de M. de Metternich.“ [4])

---

3) Mitgetheilt unter einer Reihe „Pièces officielles“, im Moniteur vom 5. Okt. 1813.

4) Portefeuille de 1813, par M. de Norvins, à Paris, 1825. Vol. I. p. 353.

Die zögernde Politik Oesterreichs im Jahre 1813 ist oft und hart angegriffen worden, und nicht durchweg mit Unrecht.[5]) Sie hat jedoch auch wesentlich dazu gedient, Napoleon irre zu führen und zu stürzen. Schriftlich und mündlich unterhandelte er mit Metternich, der sich als Vermittler zwischen den kriegführenden Parteien gebärdete, und doch nicht abgewiesen werden durfte. Nur weil er hoffte, Oesterreich wieder an sich zu ziehen, ging Napoleon, anstatt den Russen und Preußen keine Rast zu gönnen, einen Waffenstillstand mit diesen ein, nahm Oesterreichs Vermittlung und den Friedenscongreß zu Prag an, und ließ seinen Feinden sammt und sonders Zeit, sich zu einigen und zu stärken. Seit Anfang des Junius hatten die Fürsten, die Minister und die Armeen sich an den Gränzen von Schlesien und Böhmen vereinigt. Da wurde das Einverständniß mit Oesterreich fest, da schlossen Preußen und Rußland Verträge mit dem Gold spendenden England ab. Humboldt ging Anfang dieses Monats in's Hauptquartier der Alliirten, und von da nach Ratiborzitz, einem Lustschloß der Herzogin von Sagan, unweit Gitschin, das seit dem 4. Juni der Mittelpunkt der großen Conferenzen war. „Sie wissen doch", schrieb Gentz am 23. Juni ebenfalls von Ratiborzitz nach Prag, „daß jetzt, durch eine in der Geschichte wohl einzige Constellation, die vier größten Souverains von Europa, (Napoleon ungerechnet!) mit ihren Kabinetten, Ministern, Höfen und sechs- bis achtmalhunderttausend Mann Truppen, in einem kleinen Strich Landes, von einigen zwanzig Meilen in der Länge, und zehn Meilen in der Breite, concentrirt sind. . . In Gitschin, sechs Stunden von hier, hält der Kaiser sich mit Graf Metternich ꝛc. auf; in Opotschna,

5) „Hardenberg, Stein, Gneisenau und Stuart zweifelten noch in den letzten Tagen des Juni und den ersten des Juli an Oesterreich's Ernst und seinen offnen, kräftigen Beitritt zum Bunde." Lebensbilder aus den Befreiungskämpfen, III. 497.

drei Stunden von hier, war acht Tage lang der Kaiſer Alexander mit ſeinen beiden Schweſtern. Dort war auch ich zwei Tage, und ſah vorgeſtern den König von Preußen, der zu Mittag mit dem Kaiſer ſpeiſte. Humboldt war mit mir; wir haben einen großen Theil dieſer ewig denkwürdigen Tage gemeinſchaftlich verlebt. Heute — jetzt eben — hat der Kaiſer mit uns in Ratiborzitz bei der Herzogin geſpeiſet, und geht nach Reichenbach zurück. Ich ſah ihn viel! — Ratiborzitz iſt der Central-Verſammlungspunkt; hier haben die ganze vorige Woche bald Metternich, bald Stadion, bald der Staatskanzler Hardenberg, bald mehrere zuſammen gehauſet. Hier ſind große Dinge getrieben worden. Humboldt iſt mit Hardenberg hieher gekommen, hat ſich ebenfalls hier fixirt, und bleibt nun, bis das Weitere zu Reife kömmt." [6])

Der Punkt, wo das entſchieden werden ſollte, war vorzüglich Prag, wo auf den 5. Juli der Friedenscongreß anberaumt war, indeß die Alliirten ſich zu Trachenberg über den Feldzugsplan vereinigten.

Wie gut Humboldt es verſtanden hat, auf die lauernde Politik des Wiener Cabinettes einzugehen, und dieſes anzutreiben, ohne zu verletzen, bewies gleich das Vertrauen, das man ihm ſchenkte, als er von Preußen zum Bevollmächtigten bei den Friedensverhandlungen zu Prag ernannt wurde, ſowie der Antheil, der ihm ſeitdem in allen großen Verhandlungen gewährt worden. Von Rußlands Seite ward Herr von Anſtett, von Napoleon der Herzog von Vicenza und der Graf von Narbonne zur Unterhandlung in Prag beſtimmt; die vermittelnde Macht repräſentirte Graf Metternich. Schon die Vertreter, die Rußland und Preußen

---

6) Fr. v. Gentz's Schriften, her. v. Schleſier, I. 126 — 27.

gewählt, ſcheint Napoleon der Wichtigkeit des Geſchäfts und der Würde des erſten Botſchafters, den er zum Congreß beſtimmt, nicht genügend erachtet zu haben. Doch äußerte er ſich über Humboldt nicht; dieſer hatte wenigſtens einen in den Wiſſenſchaften glänzenden Namen für ſich, auch war er der preußiſche Geſandte am öſterreichiſchen Hofe. Die Wahl J. v. Auſtett's aber hielt er geradezu für beleidigend — eines Mannes, der, als Elſaſſer von Geburt, durch das Geſetz ſeines Vaterlandes von einer ſolchen Miſſion ausgeſchloſſen würde und der ſeit mehreren Jahren, wenn auch nur in heimlichen und untergeordneten Sendungen, ſtets gegen Frankreich angekämpft und ſo eben erſt zu Reichenbach den Vertrag mit England abgeſchloſſen habe. Napoleon nahm dies als Beleg, um zu beweiſen, wie wenig Ernſt es den Alliirten mit Ausſöhnung und Frieden geweſen ſei. [1])

Zugleich mit der Anberaumung dieſes Congreſſes war der Waffenſtillſtand bis zum 10. Auguſt verlängert worden. Da aber Rußland und Preußen dieſe Verlängerung ratificiren, und ihre Bevollmächtigten davon unterrichtet ſein mußten, ſo ward alsbald erſt der 12. Juli als Termin bezeichnet, zu welchem ſich die beiderſeitigen Abgeordneten zu Prag einfinden ſollten. In dieſem Sinne verfügten auch die Alliirten. Der ruſſiſche Miniſter v. Neſſelrode ſchrieb 7. Juli zu Trachenberg an Stadion: „MM. d'Anstett et de Humboldt recevont aujourd'hui l'ordre de règler, sous la médiation de votre cour, tout ce qui a rapport a cette prolongation.“ Auch Hardenberg meldete (11. Juli) dem Bevollmächtigten Oeſterreichs im Hauptquartiere, daß man Herrn von Humboldt von dieſer Verlängerung in Kenntniß ſetzen werde. Humboldt hatte ſich von Ratiborzitz aus nochmals in's Hauptquartier begeben; pünktlich am 12. Juli kam er

1) Moniteur, 5. Okt. 1813. „Pièces officielles.“

nach Prag. Graf Metternich meldete ſelbigen Tages dem Herzoge von Baſſano: „Le conseiller privé d' Anstett est arrivé en attendant ici ce matin, et le Baron de Humboldt s'y trouve également depuis midi. [2]) Der Botſchafter Frankreichs, Graf von Narbonne, befand ſich zwar in Prag; allein aber wollte er nicht unterhandeln. Erſt am 28. langte der Herzog von Vicenza an. Da man aber nun auch franzöſiſcher Seits gleich über die Form der Unterhandlungen Streit erhob, ſo hatten wohl die Alliirten ein Recht, an einer ernſten Abſicht des franzöſiſchen Kaiſers zu zweifeln. Der vermittelnde Miniſter hatte die Formen des Congreſſes von Teſchen in Vorſchlag gebracht, wo man nur ſchriftlich und nur durch die vermittelnde Macht unterhandelt hatte. Die Bevollmächtigten der Alliirten ergriffen dies, ohne Zweifel, weil ſie alles ſchwarz auf weiß haben wollten, Humboldt auch deshalb, weil es mit den Inſtruktionen übereinſtimme, die er über dieſen Punkt erhalten habe. Die franzöſiſchen Bevollmächtigten verlangten aber mündliche und ſchriftliche Unterhandlungen, und ſie beklagten ſich bitter, daß ſie der gegentheiligen Geſandten nicht einmal anſichtig geworden. Darüber wurde von beiden Theilen eine Reihe Noten mit dem öſterreichiſchen Miniſter gewechſelt, von franzöſiſcher Seite noch mit Anzüglichkeit gegen Rußland. Der Waffenſtillſtand lief ab, ohne daß man über dieſe Formfrage hinausgekommen. Am 10. Auguſt erklärten Humboldt und Anſtett, daß ihre Vollmacht und Eigenſchaft als Bevollmächtigte aufgehört hätten.

Napoleon hat kurz darnach im Moniteur (vom 5. Okt.) die von beiden Theilen gewechſelten Schriften veröffentlicht, darunter auch die vier Noten von Humboldt an Metternich (dat. 30. Juli, 7. 10. und abermals 10. Aug.) Dieſe letz-

2) Nach den Aktenſtücken im Moniteur a. a. O.

tern zeichnen ſich durch eine beſonders feſte und würdige Sprache aus. Der vermittelnden Macht wird, im Namen des Königs, der Ausdruck wahrhaft zärtlicher Anhänglichkeit und Ergebenheit gewidmet, und, nachdem in der Note vom 7ten die Beſchuldigung, die man Rußland hingeworfen — es habe die Unterhandlungen nur in der Abſicht begonnen, Oeſterreich zu compromittiren — mit der Erklärung zurückgewieſen worden, daß es unter aller Würde ſei, ihr zu antworten, faßt Humboldt zum Schluß den Stand der Dinge und das Urtheil der Welt in den Satz zuſammen: — Europa und die Folgezeit würden leicht beurtheilen können, welche von beiden Parteien der Wiederherſtellung des Friedens, des Gleichgewichts und der Ordnung widerſtrebt habe.

Die Verhandlungen in Prag würden ohne Zweifel auch dann ohne Erfolg geblieben ſein, wenn man über die Aeußerlichkeiten hinweg gekommen wäre; auch war es ein Glück, daß damals kein Friede zu Stande kam. Frankreich war nicht gedemüthigt; die Rheingränze hätte man zugeſtehen müſſen, und das wäre nach ſolchen Anſtrengungen nur ein neues Unglück, und überhaupt von unberechenbaren Folgen geweſen.

Die Alliirten hatten das Recht, nun ſofort die Kriegserklärung Oeſterreichs zu erwarten. Es ſcheint aber, als wenn auch Humboldt bis zum letzten Augenblicke noch gezweifelt hätte, wenn ſchon die Andeutungen, die wir darüber beſitzen, auch einigem Anſtand unterliegen. Ein ſonſt nicht ununterrichteter Zeitgenoſſe [3]) führt nämlich als Beleg, wie genau und gewiſſenhaft dieſer Staatsmann den Auftrag in Prag — wie alle ihm anvertrauten — ausgeführt habe, die Thatſache an, daß er in der Kanzlei des Grafen Metternich die Abfertigung der Kriegserklärung nach Dresden abgewartet und den Kourier

---

3) v. Hippel, Beiträge zur Charakteriſtik Friedrich Wilhelm's III., S. 89 — 90.

ſelbſt zur Poſt begleitet und abfahren geſehen habe. Nun erſt ſei er gewiß geweſen, daß die Aenderung des Beſchluſſes nicht mehr möglich ſei. Dieſe Notiz iſt wenigſtens nicht genau. Vielleicht iſt der Kourier gemeint, der ohne Zweifel gleich am Schluß des Congreſſes die Entſcheidung Oeſterreichs in's Hauptquartier der Alliirten brachte; die direkte Kriegserklärung aber war an den Grafen von Narbonne adreſſirt, welcher ſie in eigner Perſon (15. Auguſt) ſeinem Herrn und Kaiſer nach Dresden überbrachte.

Doch dürfen wir auch die Worte nicht überſehen, die, freilich in höchſt gereizter Stimmung, der Freiherr von Stein damals in einem ſeiner Briefe an den Grafen von Münſter niedergelegt. „Ich hoffe", ſchrieb er von Prag, 23. Aug. 1813, an Letztern, „Ew. Excellenz haben mein Schreiben aus Reichenbach erhalten. Unterdeſſen hat ſich die große Angelegenheit des Beitrittes Oeſterreichs entwickelt. — Wir verdanken ihn, nächſt Gott, dem klugen Benehmen Humboldt's und Anſtett's, der Tollheit Napoleons, den edlen Geſinnungen des Kaiſers Alexander, der Beharrlichkeit des Königs und Staatskanzlers, — nicht der weichlichen, egoiſtiſchen, mit einem elenden Flickwerk ſich begnügenden Politik — — —.[4])

Am 11. Auguſt ging Humboldt von Prag ab. Er eilte nach Wien in Urlaub, um ſeine Angelegenheiten zu ordnen und Abſchied von den Seinigen zu nehmen, von denen die bevorſtehenden Ereigniſſe ihn muthmaßlich auf lange Zeit trennen mußten. Schon erwartete man ihn nämlich wieder im Hauptquartier der Verbündeten, wo er hinfort, zur Seite des Baron von Hardenberg, an den Unterhandlungen der Mächte Theil nehmen ſollte.

4) Lebensbilder aus den Befreiungskämpfen, II. 234 — 35.

Auch dieſe Trennung hatte ihre Freuden, denn die Glieder der Familie wetteiferten, nach Kräften für die große Sache des Vaterlandes zu wirken. Humboldt's älteſter Sohn, Theodor, ein Jüngling von noch nicht 17 Jahren, hatte ſeine Studien unterbrochen, um unter Preußens Fahnen zu eilen. Er trat als Freiwilliger in die Garde zu Pferd, war bei Dresden und Kulm, und im Kampfe bis zum Sturm des Montmartre. — Auch Frau von Humboldt zeigte Sinn und Herz für die großen Angelegenheiten dieſer Zeit, nicht nur als begeiſterte Patriotin und Preußin, ſondern, ſoweit es ihr vergönnt war, auch durch eigenen, werkthätigen Beiſtand. Während ſie mit raſtloſem Antheil, aber in ruhigem Erwarten, dem Geſchick der Ihrigen und der Freunde des Hauſes folgte, trug ſie nach Wien ſelbſt den Trieb der Frauenhülfe über, durch den ihre Landsmänninnen ein unvergeßliches Vorbild hinterlaſſen haben. [1])

Bis zum Frühjahr 1814 weilte ſie in Wien. Doch ſobald der Friede geſchloſſen und ihre immer wieder hart angegriffene Geſundheit es erlaubte, verließ ſie dieſen Ort, und begab ſich, mit ihren Kindern, nach der Schweiz.

Schon den 1. Sept. (1813) war Humboldt, auf der Durchreiſe in's Hauptquartier, wieder in Prag. Er fand die Monarchen und Miniſter zu Töplitz, eben beſchäftigt, die definitiven Verträge mit dem neuen Alliirten abzuſchließen. Von Humboldt's damaliger Thätigkeit wiſſen wir das Wenige, daß er mit Gentz, wohl nur aus politiſchen Beweggründen, lebhaft correſpondirte. Gentz war in Prag geblieben; den 9. Sept. meldet er ſeiner Freundin Rahel, die an

---

1) Die wenigen Briefe von ihr, die wir beſitzen, geben davon hinlänglich Zeugniß. Vergl. Varnhagen's Bildnißgallerie, I. 148 — 156.

demſelben Orte war und der er einzelne Stücke jener Correſpondenz mittheilte, daß er von Humboldt eben „einen wichtigen, gründlichen, ſehr apoſtoliſchen Brief empfangen habe, den er aber nicht mittheilen könne.“

Von Tag zu Tag drangen die Waffen der Alliirten weiter. Die Schlachten an der Katzbach, von Kulm, von Dennewitz beugten die Macht des Gewaltigen; endlich näherte man ſich von drei Seiten der Stadt, bei der die Entſcheidungsſchlacht geliefert wurde. Napoleon wich über den Rhein zurück und die Knechtſchaft Deutſchlands war gebrochen.

Nach der Leipziger Schlacht ſtattete Humboldt Freund Göthe'n in Weimar einen Beſuch ab,[1]) zu gleicher Zeit Graf Metternich und der Staatskanzler v. Hardenberg, gleichſam als wollten die Leiter der verſchiedenen Cabinette dieſem Geiſtesfürſten Deutſchlands ihre Huldigung darbringen.

Bis gegen den Ausgang des Jahres blieb das Hauptquartier zu Frankfurt am Main. Dort wurden wichtige Verhandlungen gepflogen. Man ſchloß Verträge mit den Fürſten des aufgelöſten rheiniſchen Bundes, traf allgemeine Maßnahmen in Bezug auf Truppenbeitrag und Verpflegung. Früher ſchon hatte man eine oberſte Verwaltungsbehörde über die eroberten oder in Beſchlag genommenen Lande eingeſetzt, zugleich mit dem Beruf, im Namen der Alliirten das allgemeine Intereſſe gegenüber den kleinern Staaten zu wahren. An die Spitze dieſer Centralverwaltung trat Freiherr von Stein. Humboldt waren andere Aufgaben geſtellt. Er ſchloß

1) Göthe, in ſeinen Tag- und Jahresheften, B. 32, S. 82, bemerkt zum Jahr 1813 noch Näheres aus ſeinem damaligen Verkehr mit Humboldt. „Geographiſche Karten zu ſinnlicher Darſtellung der über die Welt verbreiteten Sprachen,“ ſagt er, „wurden mit Wilhelm von Humboldt's Theilnahme bearbeitet, begränzt, illuminirt.“

zunächſt, im Auftrage ſeiner Regierung, Verträge mit den kleinern deutſchen Staaten, denen nicht ſo unbeſchränkte Garantie bisher erworbener Rechte geleiſtet wurde, als Bayern, und zum Theil noch Würtemberg. So verhandelte er zu Frankfurt, 30. Nov., mit Baron von Reitzenſtein den Beitritt Badens, den 2. Dez. mit M. v. Müller und G. F. v. Legel den Churheſſens zur großen Allianz. [2]) Die Stein und Humboldt ſollen, in den Conferenzen zu Frankfurt, auch die Anſprüche an die kleinen Staaten in Betreff der Truppenſtellung noch, und zwar um das Doppelte, haben ſteigern wollen. Sie forderten ein Procent der Bevölkerung, es blieb jedoch bei der Hälfte, und die Fürſten verpflichteten ſich nur, einen zweiten Theil in Reſerve zu halten. [3])

Nicht minder wichtig waren dieſe Frankfurter Conferenzen in Rückſicht auf den Feind. Schon während der Leipziger Schlacht hatte Napoleon neue Unterhandlungen angeknüpft. Man antwortete darauf von Frankfurt, während man zugleich in einer ſehr gemäßigten Erklärung den Zweck des Kampfes öffentlich darlegte. Jetzt, nach errungenem Vortheil, traten die verſchiedenen Intereſſen der Verbündeten klarer hervor. Auf der einen Seite wollte man Napoleon, auf der andern Frankreich ſchonen; Preußen allein, wenigſtens ſein Heer, der energiſche Theil ſeiner Staatsmänner, wollte Napoleon und Frankreich demüthigen. Es fehlte auch nicht an Reibungen, die Rußland auch in dieſem Punkte noch mehr zu Preußen hinzogen. Andrerſeits kämpfte man nun beinahe gegen die Fortſchritte der Alliirten ſelber; man wünſchte den Rhein nicht einmal zu überſchreiten und, als dies geſchehen, ſo bald als möglich dieſen Krieg zu endigen.

---

2) Siehe die Verträge bei Martens, Recueil, Supplément, T. V. p. 650–4.

3) (v. Gagern.) Mein Antheil an der Politik, II. 164.

Doch dürfen wir wenigſtens Eines nicht vergeſſen, was der Chef des öſterreichiſchen Cabinets ſelbſt dem Feind zu verſtehen gab, daß es nämlich höchlich unangenehm ſei, „einen Krieg mit Baſchkiren und Koſaken führen zu ſollen.“ Metternich, im Gefühl des Gewichtes, das Oeſterreich in die Wagſchaale gelegt, wußte die leitende, vermittelnde Rolle fortzuführen; man bot Napoleon noch von Frankfurt aus die Rheingränze, und erſt als man dieſen Strom überſchritten, drang die Partie der Energiſchen, die in den diplomatiſchen Kreiſen dem Feuereifer des ſchleſiſchen Heeres entſprach, mit entſchiedeneren Forderungen durch.

Napoleon hatte den günſtigen Augenblick nicht benutzt, er ſetzte aber dennoch die Unterhandlungen fort. Caulaincourt, Herzog von Vicenza, der das Vertrauen des öſterreichiſchen Cabinets erworben, ward zum Miniſter des Auswärtigen ernannt und zu weiteren Unterhandlungen ermächtigt. Auch ſetzte dieſer ſich ſofort in Correſpondenz mit Metternich, in Folge deren ein Friedenscongreß anberaumt wurde, der zu Chatillon an der Seine eröffnet werden ſolle. Der Krieg nahm unterdeß ſeinen Fortgang.

Humboldt folgte dem Hauptquartier, über Freiburg und Baſel, bis Langres. Von da aber begab er ſich, da er von preußiſcher Seite zum Friedensunterhändler beſtimmt war, nach dem Orte des Congreſſes.

Bei den Friedensunterhandlungen zu Chatillon erſchien als franzöſiſcher Bevollmächtigter der Herzog von Vicenza; von Seite der Alliirten ſollten zwar nicht die Miniſter des Auswärtigen ſelbſt, obwohl ſie, Metternich, Hardenberg, Neſſelrode — ſämmtlich im Hauptquartier waren oder, wie Caſtlereagh, vorher erwartet wurden, ſondern es ſollten die ihnen nächſtſtehenden und einflußreichſten Diplo-

maten unterhandeln. Dieſe Bevollmächtigten erhielten jedoch ſo beſtimmte und durchaus übereinſtimmende Inſtruktionen, daß ihnen am Orte ſelbſt faſt nichts zu thun oblag, als die treue und gewandte Vollführung derſelben. Das eigentliche Wichtige lag mehr außerhalb des Congreſſes. Davon aber ſind uns ſo leiſe und allgemeine Andeutungen überliefert, daß wir die Rolle, die ein Hardenberg und Humboldt geſpielt, mehr errathen müſſen.

Noch immer wünſchte Oeſterreich, Napoleon aufrecht zu halten, doch gab es deutlich zu verſtehen, daß dies vielleicht bald nicht mehr in ſeiner Macht ſtehen werde. Am 29. Jan. ſchon erklärte Metternich an Caulaincourt, daß, wenn Napoleon taub ſei gegen die Stimme Frankreichs und Europas, ſein Herr und Kaiſer, ſo ſchmerzlich es ihm ſein müſſe, den Lauf der Dinge nicht aufzuhalten vermöge. Mit jedem Siege ward die Gegenpartei dringender, und es bedurfte der Schläge, die Napoleon noch einmal austheilte, es bedurfte deſſen unbeſiegliche Starrheit, um wieder Einklang unter die Verbündeten zu bringen. Aber ſelbſt, nachdem man zu Chaumont (1. März) den Bund erneuert hatte, erklärte Metternich noch (8. März), er hoffe doch den Frieden; England ſei ſtark genug, *ihn wollen zu können*. Schließe man ihn aber jetzt nicht, ſo würden die durchdringen, welche einen Vernichtungskrieg wollten; ja, ſelbſt am 18. — da die Unterhandlungen ihr Ende erreicht hatten — verſicherte er noch, er thue alles, um Caſtlereagh noch einige Tage im Hauptquartier zu halten. Sei dieſer abgereiſt, dann werde — mit Napoleon? — kein Friede mehr geſchloſſen. Andeutung genug, welche wichtige und ſchwierige Aufgabe den Staatsmännern zufiel, die rein und rückſichtslos unſer Nationalintereſſe, die Vergangenheit und die Zukunft im Auge hatten. —

Den 3. Febr. 1814 trafen die Bevollmächtigten der

Alliirten zu Chatillon ein. Von Oeſterreich erſchien Graf Stadion, von Rußland Graf Raſumoffsky, von England Lord Aberdeen, Graf Cathcart und Generallieutenant Stewart, von Preußen Humboldt, der mit gewohntem Fleiß und Scharfſinn die Intereſſen ſeines Vaterlandes vertrat.[1]) „Die Mittheilungen zwiſchen ihm und Hardenberg, als Organ des Königs, wurden nur durch die ſicherſten Kouriere, Officiere oder reitende Feldjäger geführt und ſtets eigenhändig geſchrieben.“[2])

Den 4. Febr. machten ſich die beiderſeitigen Bevollmächtigten die gewöhnlichen Anſtandsviſiten; am 5. begannen die Conferenzen, die im Hauſe eines Herrn von Montmort abgehalten wurden. Die Bevollmächtigten der Verbündeten erklärten ſofort, daß ſie nur als ein Ganzes, im Namen Europas, unterhandelten, und zwar in Sitzungen, über welche Protokolle geführt würden.[3]) Schon am 6. klagte der franzöſiſche Bevollmächtigte, man ſehe, daß die vier Geſandten — die drei engliſchen für einen gerechnet — ſämmtlich eine und dieſelbe Inſtruktion erhalten hätten; ihre Erklärungen ſeien ihnen durchaus gegeben, ſie ſagten kein Wort, ohne ſich vorher verſtändigt zu haben. Selbſt über die gemäßigtſten Ausdrücke erhebe man Schwierigkeiten, und er gebe nach, um nur die Zeit nicht zu verlieren.[4]) In der That, die Unterhandlungen beſtanden von der einen Seite nur in Erklärungen, die man einſtimmig zu Protokol gab; nur ein

---

1) Und doch fand er die Zeit, in dieſen Tagen die letzte Hand an ſeine Ueberſetzung des Agamemnon zu legen.

2) v. Hippel, a. a. O., S. 105—6.

3) Dieſe Protokolle (vom 5. 7. 17. 28. Febr. und 10. 13. 15. 18. u. 19. März) ſtehen nebſt Noten und Beilagen bei Montholon, Mémoires pour servir à l'histoire de France sous Napoléon. A Paris et Berlin, 1822. II. 351 — 411. — Ebendaſ. S. 279 — 350 finden ſich, außer andern verwandten Aktenſtücken, die zwiſchen Metternich und Caulaincourt gewechſelten Briefe.

4) Bei Montholon, II. 325—26.

paar Mal ergriff der öſterreichiſche Bevollmächtigte das Wort im Namen ſeiner Collegen.

Der franzöſiſche Kaiſer, bewogen von der Lage der Dinge gleich im Beginn dieſes Feldzugs, hatte dem Herzoge von Vicenza carte blanche gegeben, den Frieden zu ſchließen. Als aber die Verbündeten, ſtatt die Frankfurter Bedingungen zu ſtellen, am 7. Febr. eröffneten, daß man Frankreich nur die Gränzen von 1792 zugeſtehen könne, da fühlte der Bevollmächtigte ſich unvermögend, die Laſt der Verantwortung auf ſich zu nehmen. Er forderte von der Gegenſeite einen ausführlichen Entwurf, was eine Pauſe herbeiführte. K. Alexander, hieß es, wolle ſich mit den Verbündeten über die einzelnen Gegenſtände der Forderung noch verſtändigen. Am 17. Febr. legte man — zwar nicht den Entwurf eines Waffenſtillſtandes, den Frankreich unterdeß geſucht — ſondern einen ausführlichen Präliminarvertrag vor, auf deſſen Annahme die Feindſeligkeiten ſofort eingeſtellt werden würden. Dieſer ausführliche Entwurf verlangte von Frankreich, daß es alle Eroberungen, die es ſeit 1792 gemacht, zurückgebe, die Verfügung über die abgetretenen und in Beſchlag genommenen Lande den Verbündeten allein überlaſſe, daß es die Unabhängigkeit Spaniens, Italiens, der Schweiz, Deutſchlands und Hollands anerkenne — mit einem Wort, faſt wörtlich das, was der Pariſer Friedensſchluß nachher gewährte. Der franzöſiſche Bevollmächtigte erhob nur einige Fragen, z. B. ob der König von Sachſen, der nach der Leipziger Schlacht als Gefangener abgeführt worden, deſſen Lande Preußen als Entſchädigung anſprach, in ſeine Staaten wieder eingeſetzt werden würde — worauf die Bevollmächtigten aber keine Antwort gaben. Dann erklärte Jener, er müſſe, um auf das Ganze zu erwidern, erſt Inſtruktionen einholen. Bis zum 28. erfolgte keine Antwort. Da erklärte man dem Herzog, daß ſein ferneres Schweigen für

Ablehnung genommen werden müſſe. Man verlangte einen beſtimmten Termin, und erklärte, darüber hinaus die Unterhandlungen nicht fortſetzen zu wollen. Als ſolcher ward der 10. März beſtimmt. Der öſterreichiſche Bevollmächtigte fügte hinzu, man wolle ſich gern in Nebenpunkten verſöhnlich zeigen; empfange man aber eine weſentliche abweichende Erklärung, dann müßten die Waffen entſcheiden. — Inzwiſchen hatte der Glücksſtern Napoleon noch einmal gelenchtet, Blücher und die große Armee wurden zurückgeworfen, Frankreich ſpannte ſeine Forderungen wieder höher. Erſt den 10. machte Caulaincourt Eröffnungen, die aber unzureichend befunden wurden. Man gewährte einige Tage, forderte aber kategoriſch die Annahme des Friedensvertrags oder ſofortige Vorlage eines ausführlichen Gegenentwurfs. Das franzöſiſche Cabinet wählte das Letztere. Am 15. März verlas der Herzog von Vicenza ein Contre-projet de paix préliminaire. Da ſolches jedoch in entſcheidenden Punkten ganz von den Forderungen der Alliirten abging, namentlich auf der Rheingränze, auf dem Königreich Italien für Eugen und Entſchädigungen für die übrigen Napoleoniſchen Dynaſtien beſtand, ſomit keine der Bedingungen erfüllte, die man für die Verlängerung der Conferenzen geſtellt, ſo erklärten die Geſandten, daß ihre Vollmachten erloſchen ſeien, die Verbündeten aber die Waffen nicht niederlegen würden, bis die von ihnen geſtellten Bedingungen anerkannt ſeien. Damit hatte der Congreß ein Ende.

Die Bevollmächtigten kehrten ſofort ins Hauptquartier zurück; ſie begaben ſich hierauf nach Dijon, wohin Kaiſer Franz, die Miniſter und Diplomaten nach dem Rückzuge von Troyes ſich gewandt hatten. Noch von Vitry erließen die Alliirten eine Erklärung [5]) (dat. 25. März), worin ſie die

5) Sie ſteht auch bei Martens, Supplément des traités, V. 688 ꝛc.

Urſachen des Abbruchs dieſer fruchtloſen Unterhandlungen und den Zweck des fortgeſetzten Kampfes darlegten. Dieſe Erklärung iſt ſo gut geſchrieben, es weht darin ein ſo edler, großer Sinn, daß man verſucht ſein möchte, einen Humboldt für den Verfaſſer zu halten.

Die Stunde Napoleons hatte geſchlagen. Der Muth des ſchleſiſchen Heeres und die Vereinigung der beiden Armeen führten die Alliirten nach Paris. Napoleon ward die Macht entwunden, die Bourbonen kehrten zurück, und am 31. März zogen Friedrich Wilhelm und K. Alexander in Frankreichs Hauptſtadt ein. Auch die Miniſter und Diplomaten langten 7. bis 8. April daſelbſt an.

Für Humboldt that ſich keine neue Welt auf. Er traf alte Bekannte unter Franzoſen und Deutſchen, ſo den Einſiedler im Hôtel des deux Siciles, Grafen von Schlabrendorf (der auch dem Vaterlande jetzt Dienſte leiſtete), ferner Oelsner, A. W. Schlegel, eine Staël, einen B. Conſtant und ſo viele Andere, vor allem aber einen geliebten, in Paris ganz einheimiſchen Bruder, deſſen Nähe fruchtbar und beglückend ſein mußte, wenn auch meiſt der König ſeine Perſon als Cicerone in Anſpruch nahm. — Auch an neuen Bekanntſchaften mangelte es nicht. Hier, wie vorher im Hauptquartier, wo die preußiſchen Staatsmänner und höhern Beamten gewöhnlich an der Tafel des Staatskanzlers vereinigt geweſen waren, lernte Humboldt noch manche der politiſchen Hauptperſonen, z. B. einen Grafen Münſter, einen Caſtlereagh, kennen, mit denen der Gang der Dinge ihn noch in mannichfache Verbindung bringen ſollte, ſo wie er wohl erſt in dieſer Zeit einer nähern Bekanntſchaft der großen Feldherren des Vaterlandes, eines Blücher und Gneiſenau, ſich erfreuen durfte.

Bald aber ward er wieder zu den Geſchäften berufen, um jetzt, da Preußen von Neuem eine ſo bedeutende Stimme unter den europäiſchen Staaten gewonnen, zugleich aber ſeine eigene Wiederherſtellung noch durchzuſetzen hatte, als Repräſentant dieſes Staates zu wirken.

Zunächſt trat er als ſolcher bei den Unterhandlungen des erſten Pariſer Friedens auf. Dieſen negociirte von franzöſiſcher Seite Talleyrand; England ward durch Caſtlereagh, Aberdeen, Cathcart und Stewart, Rußland durch Neſſelrode und Raſumoffsky, Oeſterreich von Metternich und Stadion, Preußen von Hardenberg und Humboldt vertreten. Der Miniſter von Stein war ebenfalls in Paris anweſend; ein direkter Antheil aber an dieſem Geſchäft fiel ihm nicht zu. — Die Grundlage des Friedensvertrages war gegeben: es waren die Forderungen von Chatillon. Die deutſchen Patrioten hatten ganz Anderes erwartet, zumal die rachedürſtenden Preußen. Konnte man aber andere Forderungen erheben, nachdem man erſtere ſo feierlich verkündigt hatte, konnte man es jetzt, wo man nicht mit Napoleon, ſondern dem zurückgekehrten legitimen Könige unterhandelte? Schon vor der Entſcheidung aber dieſe mäßigen Forderungen aufzuſtellen, dazu hatte man ſeine guten Gründe gehabt. Man war Frankreichs keineswegs ſo Herr, daß man den Nationalgeiſt nicht zu ſchonen gehabt; man wünſchte Napoleons Sache von der des Volkes zu trennen, und dieſes für eine Wendung der Dinge zu ſtimmen, die ohnehin genug demüthigte. Doch ging die Schonung, der K. Alexander das Wort redete, in der That zu weit. Preußen machte nicht einmal ſeine gerechten Anſprüche auf Rückzahlung von 94 Millionen Franken geltend, die ihm als Vorſchuß über den Belauf ſeiner eignen nach Paris gezahlten Kriegskontribution gebührte. Begründete Forderungen Einzelner oder von Privatanſtalten ſollten zwar

befriedigt werden, aber mit Recht machte der rheinische Merkur sich über die Liquidationskommissionen lustig, die zwei dunkle vieldeutige Artikel in langen Jahren auslegen und die Gläubiger in langen Fristen auf den Nimmertag vertrösten würden, weil man kein Pfand behalten hatte.

Der Friedensvertrag ward von den genannten Bevollmächtigten den 30. Mai 1814 unterzeichnet. Die Ordnung vieler der wichtigsten, namentlich der deutschen Angelegenheiten, blieb einem Congresse vorbehalten, der sich zu Wien versammeln sollte. England jedoch sicherte sich sogleich seine Vortheile, sogar Holland ward sofort mit Belgien ein Geschenk gemacht; Preußen dagegen sollte seine Wiederherstellung erst auf dem Congresse suchen. Man hat es dem Staatskanzler von mehreren Seiten sehr zum Vorwurf gemacht, daß er sich Sachsen nicht im Friedensvertrage habe zusichern lassen; auch W. von Humboldt soll, wie man uns versichert, diese Ansicht getheilt haben. Humboldt fuhr dem König von Preussen entgegen, als dieser zum Congreß nach Wien kam, und sagte dem Monarchen zu dessen Erstaunen vorher, daß die Acquisition von Sachsen — die auch der Minister von Stein, der Freund des russischen Gouverneurs, Fürsten Repnin, für ganz ausgemacht hielt — sehr zweifelhaft sei. Es sei ein Staatsfehler gewesen, diese Sache in Paris nicht beendigt zu haben. Dort sei Alles leicht gewesen, und er (W. v. H.) hätte oft genug den Staatskanzler darauf aufmerksam gemacht. [1]) — Uns will jedoch bedünken, daß auch ein rührigerer Staatsmann, als Hardenberg, eine feste Zusicherung für Preußen damals nicht so leicht erlangt haben würde, sofern man Sachsen oder den größern Theil desselben ansprechen wollte. Kaiser Alexander, der einzige Mächtige, der diese Maaßregel

1) Aus handschriftlicher Quelle.

von Herzen unterſtützte, weil er Polen behalten wollte, ſchob gerade damals jeden Beſchluß über beide Fragen hinaus, um erſt Truppen in Polen anhäufen zu können und ſo faktiſch den Widerwillen der Engländer gegen dieſe Beſitznahme zu mindern. Allerdings war es ein Fehler, daß man die Grundzüge des künftigen Beſitzes nicht für Alle ſchon in Paris feſtſtellte, und daß Preußen nicht darauf drang. Um dies aber mit Sicherheit durchſetzen zu können, durfte es ſelbſt mit keiner ungemeſſenen Forderung auftreten.

Das Einzige, was Preußen ſofort zugeſichert erhielt, war das Fürſtenthum Neufchatel. In einem geheimen Artikel machte Frankreich auch ſeine Verfügung über Ansbach und Baireuth zu nichte. Endlich konnte es ſchon als ein Vortheil gelten, daß dieſe Macht von jeder Theilnahme an den Territorialbeſtimmungen in Deutſchland, Italien und Polen ausgeſchloſſen worden; als es aber zur That kam, ging auch dieſer noch verloren.

Der Prinz-Regent von England hatte die verbündeten Monarchen zu einem Beſuch auf der brittiſchen Inſel eingeladen. Alexander und Friedrich Wilhelm traten, umgeben von Prinzen des Hauſes, von Blücher und andern Feldherrn des Tages, von den nun zu Fürſten erhobenen Staatsmännern Hardenberg und Metternich dieſe Triumphreiſe an. Man ſchiffte ſich am 6. Juni von Boulogne ein. Auch Humboldt begleitete die Souveräne. Drei Wochen blieben ſie in England. Humboldt machte die genaue Bekanntſchaft des Prinz-Regenten, der ihn beſonders gewürdigt zu haben ſcheint. Dann begleitete er den König in die Schweiz. Am 26. Juni trafen ſie in Calais ein; von da ging es über Paris nach Neufchatel. Hier fand Humboldt auch ſeine Gattin. Dieſe entſchloß ſich nun, mit der Familie nach Berlin zu gehen,

vermuthlich um dem Lärm eines Congreſſes auszuweichen, während deſſen die Landsleute aber ihre Anweſenheit ſchmerzlich vermißten. Humboldt ſelbſt eilte nach Wien, wo am 1. Oktober ſich der Congreß verſammeln ſollte.

Auf dem Congreſſe zu Wien.

Als Hauptquelle für dieſen Zeitraum dienen Klüber's Akten des Wiener Congreſſes; [1]) auf ihnen ruht das Thatſächliche, was wir, ohne beſondere Angabe, berichten. Freilich fehlt noch viel, daß eine Urkundenſammlung, mit groſſentheils farbloſen Protokollen, das reiche Bild der Zeit und des Wirkens Einzelner enthüllte. Letzteres zumal tritt in officiellen Dokumenten am ſeltenſten zu Tag; wir bedürfen zu deſſen Kenntniß Denkwürdigkeiten Mithandelnder oder ſolcher, die dieſen beſonders nahe ſtanden, wir fordern Darſtellungen, die von einer oder der andern Seite aus archivaliſchem Detail ſchöpften. In beiden Rückſichten ſind wir hier ſehr verlaſſen. Wir kennen faſt durchaus die Gegenſtände der Verhandlungen, den äußern Umriß der Entwicklung und das letzte Ergebniß, aber nur obenhin den leiſeren Gang der Dinge, die tiefer liegenden Motive, das einflußreiche Gegeneinanderwirken der Männer und Parteien. Hier müſſen wir für jeden Wink danken, der uns gegeben wird, und können das Bedeutende doch oft nur durch Combination erfaſſen. Solche Winke geben, namentlich für das äußere Treiben jener Tage, die Denkwürdigkeiten eines Varnhagen von Enſe und eines Grafen de la Garde. Erſterer iſt ſchon ein tieferer, ein ſehr glücklicher Beobachter; Schade nur, daß er den wichtigern Dingen noch zu fern

---

1) 9 Theile. Erlangen, 1815 — 1835.

ſtand, daß er ſein Material ſchon zu künſtlich zubereitet, ohne durch einen recht parteiloſen Standpunkt — denn es ſpricht doch nur der Preuße — zu entſchädigen. Dem dreibändigen Werke des Herrn von Flaſſan — Geſchichte des Wiener Congreſſes — verdanke ich kaum einige Notizen. Ungleich ergiebiger, dazu das Friſcheſte, und das Einzige, was uns ein Mithandelnder, wenn auch keine Hauptperſon unter dieſen, geboten, iſt Herrn von Gagerns „Antheil an der Politik," freilich ein ſonderbares Buch und ein ſonderbarer Autor, der aber doch recht Schätzenswerthes überliefert, und um ſo unſchädlicher iſt, da er, mehr als nicht leicht ein Anderer, Urtheil und Ergänzung herausfordert.

Hoffentlich wird in der Folge noch Manches an den Tag kommen, was auch unſeres Humboldt's Bild noch weit individueller, noch bedeutender machen dürfte. Doch wollen wir in dieſer Hinſicht nicht zu viel erwarten, namentlich von da, wo es uns am liebſten ſein müßte — von deutſcher Seite.

Auf einem Congreß, der einen Kaiſer von Rußland und den König von Preußen und ſo viele Fürſten und Prinzen am öſterreichiſchen Hoflager zuſammen führte, den alle Staaten Europa's mit ihren erſten Staatsmännern, Miniſtern und Diplomaten beſchickten, auf dem ſo Bedeutendes entſchieden werden ſollte, durfte Preußen — das wieder ſo hoch geſtellte, und zugleich zu ſo dringenden Forderungen genöthigte — nicht mit geringen Repräſentanten auftreten. Als ſein erſter Bevollmächtigter erſchien der Staatskanzler Fürſt von Hardenberg, als zweiter der Geſandte am Wiener Hofe, Wilhelm von Humboldt. Ein dritter Repräſentant dieſes Staates war gewiſſermaßen der Freiherr von Stein. Eine gewaltige Trias, und welch' verſchiedene

Männer! Stein's damaliges Wirken war jedoch nicht von großem Erfolg. In diplomatiſchen Verhandlungen zeigte ſich ſeine Größe nicht; überdies war er in Wien in einer ſchiefen Stellung. Er kam noch als ruſſiſcher Rathgeber und Bevollmächtigter dahin, gleichſam der Repräſentant der engen Verbindung Preußens mit dieſem Reiche — eine Verbindung, die ſchon Manche als identiſch mit dem Intereſſe des Vaterlandes anſehen wollten. Preußens eigentliche Vertreter, Hardenberg und Humboldt, ſtimmten in den Hauptfragen, die damals verhandelt wurden, überein; ſie konnten um ſo beſſer zuſammengehen, da die oberſte Leitung dem zweiten nicht oblag, der vielmehr, ſo weit ſeine Meinung nicht in den Vorberathungen durchdrang, mehr nur die geſchickte und energiſche Vollführung der höchſten Orts beſchloſſenen Dinge zu beſorgen hatte. Daß Humboldt übernommen, was ſeinen innerſten Gefühlen widerſtrebte, wird man ſo wenig glauben, als daß er alles durchgeſetzt, was er, auch nur für ſeine Zeit, gewünſcht hatte. Unzweifelhaft ſtieß er oft auf einen Willen, dem er weichen mußte; unzweifelhaft machte ihm auch der Charakter des Staatskanzlers zu ſchaffen, dieſes eben ſo humanen, erfahrnen, wohldenkenden und ritterlichen, als mählich ſchwankenden, zögernden und alternden Mannes. Dies glauben wir, wenn ſchon Varnhagen ihr damaliges Zuſammenwirken als ganz harmoniſch ſchildert. „Zwiſchen ihm und dem Staatskanzler," ſagt er, [1]) „beſtand während der ganzen Dauer des Congreſſes das vertrauteſte, ungetrübteſte Einverſtändniß, und beide Männer ergänzten einander im beſten Sinne. Dem Staatskanzler als ſolchen ohne Frage untergeordnet, als diplomatiſcher Bevollmächtigter doch wieder ihm faſt gleichgeſtellt, an Geiſt und Geiſteskräften aber ihn überragend, erfüllte Humboldt willig und vortrefflich

1) Denkw. V. 57.

die in ſolcher Miſchung von Verhältniſſen ihm gewordene Rolle, die bei jedem Andern, und gerade durch das Beſtreben, ſie zur erſten zu machen, eine zweite geblieben wäre, durch ſeine eigene Verleugnung und innere Selbſtſtändigkeit aber recht eigentlich eine der erſten gleich wurde. Es war dies nicht das Verhältniß Blücher's und Gneiſenau's, welches eben ſo einzig und erſprießlich während des Krieges ſich gebildet und erhalten hatte; für ihre Aufgaben und ihr eigentliches Geſchäft ſtanden die beiden Diplomaten einander näher, konnten leichter ihre Leiſtungen vertauſchen und darin wetteifern, als jene beiden Kriegshelden. Aber die Oberleitung Hardenbergs war ſchon in deſſen Haupte von Humboldt's Beiſtand durchdrungen, ſo wie des Letztern Ausführungsthätigkeit den Impuls des Erſtern immerfort als erwünſchte Förderung in ſich trug". Im Allgemeinen wird dies richtig ſein, in den Dingen, um die es ſich im Moment am meiſten handelte, unbedingt. Dies ſchließt aber nicht aus, daß nicht auch ſchon Differenzen Statt fanden, und das erklärt uns auch des Staatskanzler's ſpäteres Benehmen beſſer, als wenn wir annehmen ſollen, daß er einen Geiſt, wie Humboldt, blos deshalb zu beſeitigen geſucht, weil er fürchtete, von ihm überflügelt zu werden. Es wird auch beſtimmt verſichert, daß ſchon in Wien Verſtimmungen zwiſchen ihnen obwalteten. Der König hatte dem Kanzler Humboldt's Aeußerung über die ſächſiſche Angelegenheit, die wir oben erwähnt, mitgetheilt, worüber Hardenberg ſehr gereizt war. Anderes dieſer Art mochte hinzukommen, das wir jedoch, ohne nähere Beglaubigung, nicht nacherzählen.

Der Staatskanzler wußte aber wohl, wie unentbehrlich zur Zeit ein Geiſt und Kämpfer, wie Humboldt, ſei — der als Diplomat nie mehr an ſeiner Stelle war, als 1814 und 1815 zu Wien und Paris; er ſelbſt konnte einen ſolchen Gehülfen nicht miſſen, da ihn ſein zunehmendes ſchlechtes

Gehör ſo oft außer Stand ſetzte, den Spitzen der Debatte zu folgen; auch der König hielt die größten Stücke auf ein Talent wie Humboldt. Unter den Umgebungen des Kanzlers, auch zu Wein, waren zwar anſehnliche Kräfte, ein Stägemann, Jordan, Arbeiter wie Hoffmann, der Statiſtiker; einen Humboldt aber hätte Keiner erſetzen können.

So war denn Humboldt vergönnt, an allen großen Verhandlungen der europäiſchen Mächte, ihres engeren ſowohl als weiteren Rathes, der vier, fünf und acht Mächte, endlich der deutſchen Staaten Theil zu haben. Er entledigte ſich dieſer Aufgabe in glänzender Weiſe, und ließ in gleichem Maße den Umfang ſeines Wiſſens, als ſeinen Verſtand und ſein Geſchick bewundern. Von allen Seiten ward dies anerkannt; alle Dokumente, die uns vorliegen, geben Zeugniß davon, alle Berichte, die wir empfingen, ſtimmen darin überein. Er war einer der Hauptkämpfer in den verſchiedenſten Conferenzen, und vorzüglich den Franzoſen ein Dorn im Auge. Und doch haben ihm gerade dieſe Gegner, haben ihm Genoſſen, deren Weſen und Richtung dem ſeinigen ungleich war, auch gegen ihren Willen gehuldigt. Den Ausſpruch Talleyrand's, den Varnhagen bewahrte, haben wir an andrem Orte erwähnt. [2]) Das Organ eines Görres, der rheiniſche Merkur, obſchon mehr der Stein'ſchen Richtung, als dem Humboldt'ſchen Geiſte verwandt, rühmte bei jeder Gelegenheit, wie gut der Staatskanzler ſecundirt ſei. [3]) Und läßt er am 12. Jan. 1815 ſich noch aus Wien ſchreiben: „Der Miniſter von Humboldt iſt geſcheidt und ſehr viel wiſſend. Manche vermiſſen das Herzliche in ſeinem Weſen, das der Deutſche an ſeines Gleichen liebt; dafür iſt ihm viel Licht gegeben. Von ihm ſollen die letzten

---

2) Siehe oben I. 52. Vergl. Varnhagen's Denkw. V. 286.
4) Schon 31. Okt. 1814.

deutſchen Verfaſſungspläne ausgehen und er verficht ſie ſonderlich; auch iſt er unter allen am beſten dazu geeignet, den Franzoſen auf ihren unterirdiſchen Schleichwegen entgegen zu miniren" — ſo ergreift aber bei einer ſpäteren Gelegenheit (18. Nov.) der Herausgeber ſelbſt das Wort, und ſchließt das Urtheil, indem er den Stand der Verhandlungen des zweiten Pariſer Friedens erörtert, alſo zuſammen: „Was die handelnden Perſonen betrifft, ſo zeigte ſich der Staatskanzler hier wie in Wien immer gutwillig, verſöhnlich, arglos in ſeiner Politik und alles gern auf guter Seite nehmend; Humboldt kalt und klar, wie die Decemberſonne." Faßt man alles zuſammen, was über Humboldt's Wirken in jener Zeit zu ſagen iſt, ſo muß man bekennen, daß es ebenſo durch Adel der Geſinnung, als durch Geiſt und Gewandtheit hervorſticht; daß Preußen an ihm einen ausgezeichneten Vertreter gewonnen hatte. Wir möchten Talleyrand, Metternich und Humboldt, ſo verſchieden ihre Naturen waren, ſo ungleich ihr Werth in unſern Augen iſt, für die hervorragenſten Erſcheinungen des Congreſſes anſehen. Der Erſtere und der Letztere von dieſen hatten auch, wenigſtens in Geiſtesmacht und Oppoſitionsgeſchick, einige Verwandtſchaft, ſonſt ſtand freilich Humboldt als ein von den zwei genannten völlig verſchiedenes Weſen da. Darin aber zeigt ſich die Größe aller drei, daß ſie durch perſönliche Gaben das Gewicht der Staaten, die ſie zu vertreten hatten, ungemein erhöhten, während ein Repräſentant, wie der kalte, beſchränkte, ideenloſe Caſtlereagh, nur das in die Wagſchaale legen konnte, was Englands Name unter allen Umſtänden wog. [4])

Bei all' dem iſt nicht zu glauben, daß ein Mann, wie

---

4) Caſtlereagh ſprach viel, ohne Redegabe. Seinen Lieblingsausdruck „features" gebrauchte er auch zu Wien mit Uebermaß und Ungeſchick, zum großen Ergötzen Humboldt's, der ſolcherlei nicht umkommen ließ. (Varnhagen, a. a. O. V. 61.)

Humboldt, auf dieſem Congreſſe einen Boden gefunden habe, der ſeinen Wünſchen entſprochen hätte, auf dem ſein volles Weſen ſich hätte offenbaren können. Dazu war die Zeit nicht gemacht. Es hob ja eine conſervative Epoche im Guten wie im Böſen an. Wie ſelten konnte — ich will nicht ſagen das Ideale, nur das Zeitgemäße durchgeſetzt werden! Auf einer Seite hatte man durch Verträge ſchon die Hände gebunden. Mit geringer Ausnahme mußte man die Napoleoniſche Erbſchaft mit antreten, ohne doch dem Guten, das in der Napoleoniſchen Richtung lag, die Conſequenz geben zu dürfen, die es heiſchte. Humboldt ſelbſt wollte ſie nicht.[5]) Er ſcheint eine Theilung Deutſchlands in eine geringere Anzahl Staaten für gefährlicher gehalten zu haben, als das Daſein einer Menge abhängigerer Fürſten und Städte. Ob ihn dabei mehr das Intereſſe für Deutſchland oder für Preuſſen geleitet, iſt ſchwer zu unterſcheiden. Dennoch war es Anfangs die Abſicht der preußiſchen Staatsmänner, die Kleinſtaaten durch Kreisobriſten und dieſe durch ein öſterreichiſch-preußiſches Direktorium unſchädlich zu machen. Es gelang aber Beides nicht. — Durch die ganze Richtung des Tages war ein höheres Streben von Anbeginn getrübt. So ſehr es, nach ſo ſchweren Erfahrungen, nach einem gewiß nicht glänzenden Friedensſchluſſe, zu wünſchen geweſen wäre, daß das Gewonnene recht tüchtig geordnet werde, ſo ſehr blieb der Ausgang hinter dieſem Wunſche zurück. Für uns liegt hier nur das Erfreuliche, daß wir Humboldt keine oder nur geringe Schuld beimeſſen können. Bedenkt man die Stellung, in der er wirken mußte, die Macht des Widerſpruchs, der ſein beſtes Wollen begegnete, ſo können wir das, was er in verſchiedener Richtung, beſonders aber für die deutſchen Angelegenheiten geleiſtet, ihm nur zu größerer Ehre anrechnen.

5) Klüber, Akten II. 9. 10.

Auch er hat gefehlt, in einer Richtung ſeinem eignen Wirken geſchadet; in Einzelheiten wird man ihm nicht durchweg beipflichten; wir wünſchen aber nur, daß die nachfolgende Zeit ſich mit dem in Einklang erhalten hätte, was Preußen und Hannover damals durch ihre tüchtigſten Wortführer verfochten haben. Auch daran aber iſt Humboldt wieder ſchuldlos; er iſt ſich treu geblieben; er ſtand nicht nur in Wien unter denen voran, die für Verfaſſungsleben und einen die Rechte Aller ſchützenden Bund wirkten, ſondern hat dieſelben Grundſätze bis an's Ende ſeiner Laufbahn vertheidigt.

Doch wollen wir auch des Einwurfs gedenken, welchen Herr von Gagern gegen Humboldt erhoben.[6]) Er beſchuldigt die preußiſchen Staatsmänner im Allgemeinen und — namentlich bei den deutſchen Verhandlungen — Humboldt insbeſondere, daß ſie des ältern deutſchen Staatsrechts ſämmtlich nicht ſehr kundig oder eingedenk geweſen ſeien, und meint, man habe den Herrn von Küſter, damaligen preußiſchen Geſandten in Stuttgart, herbeigerufen, „pour rectifier les erreurs de M. de Humboldt." Letzteres hat Varnhagen widerlegt; [7]) wir glauben gern, daß Humboldt ſich den Schwall von Reclamationen aus der Zeit des heiligen römiſchen Reichs vom Halſe ſchaffte, wo er nur konnte. Im Uebrigen aber können wir nicht finden, daß er des alten Rechtsbeſtandes zu uneingedenk geweſen, vielmehr ſcheint es, als wenn ihm die Heilloſigkeit jener guten alten Zeit immer vorgeſchwebt hätte, er aber dieſe Kenntniß nicht beſſer zu bethätigen gewußt hätte, als dadurch, daß er jede überflüſſige Fortwirkung derſelben nach Kräften zu beſeitigen ſtrebte.

Humboldt war nicht blos eines der begabteſten, ſondern

---

6) Antheil, II. 40. 89—90. 120.
7) Denkw., V. 59.

gleicher Weiſe eines der thätigſten Glieder des Congreſſes. Man konnte zu Wien eine eigene Klaſſe der emſig Arbeitenden und wahrhaft Beſchäftigten abſondern. Zu dieſen zählten beſonders Humboldt, Weſſenberg und Clancarty; mehr als Hülfsarbeiter Gentz und La Besnardière.[8]) Humboldt war Mitglied faſt aller Comitéen; man beauftragte ihn, von Preußens Seite oder im Namen der Mächte, noch zu einer Menge Specialunterhandlungen mit den mittlern und kleinern deutſchen und europäiſchen Staaten. Namentlich den deutſchen Angelegenheiten widmete er bis zu Ende den wachſamſten, eiſernſten Fleiß. Oft war es ſchwer, ſeiner habhaft zu werden.[9]) „Was Humboldt," ſagt der oft erwähnte Berichterſtatter, „während des Congreſſes alles gearbeitet, und wie umſichtig, gediegen, ſorgfältig, mit welcher Strenge und Unermüdlichkeit, das überſteigt allen Glauben; auch forderte er in gleichem Maße von ſeinen Gehülfen und Untergebenen ſolche Thätigkeit; hier iſt hauptſächlich der Graf von Flemming zu nennen, Hardenberg's Neffe, der unter ſeiner und angenehmer Bildung, bei läſſiger Scherzweiſe, eine große Schärfe und innere Feſtigkeit beſaß, und ſich an Humboldt mehr noch als an Hardenberg hielt."[10])

Und während der drangvollſten Tage dieſes Congreſſes zeigte Humboldt ſich noch friſch und munter zu wiſſenſchaftlicher Anſtrengung, wie zu heiterer Geſelligkeit, durchbeſſerte die kunſtreiche Ueberſetzung griechiſcher Chorgeſänge, ſtellte mit ſich allein Uebungen in Peſtalozziſcher Lehrart an, dichtete jeden Tag deutſche Verſe, ſchrieb fleißig Familienbriefe, und führte noch außerdem ein Tagebuch, worin nicht nur die großen Staatsverhandlungen, ſondern auch die kleinen

8) S. auch Gagern, II. 39.
9) Gagern, II. 176. Varnhagen, V. 44. 97.
10) Varnhagen, V. 57—58.

Vorgänge der Gesellschaft, die Anekdoten und Abenteuer des Tages bemerkt waren. Unglücklicherweise, sagte Humboldt selbst nachher (Sept. 1830), habe er gleich im Jahre 1815 zu Paris eine Anwandlung gehabt, viele Papiere zu verbrennen, und leider, wie er nun sehr bedauere, auch das Tagebuch dem Feuer hingegeben.[11])

Der Congreß begann gleich mit Verzögerungen und Schwierigkeiten. Zwar traten schon seit dem 16. September (1814) Bevollmächtigte der 4 Mächte — Englands, Oesterreichs, Preußens und Rußlands — in vorbereitenden Sitzungen entweder bei Metternich in der Staatskanzlei, oder bei Humboldt im Gesandtschaftshotel zusammen,[1]) denen Anfangs, außer diesen, nur Lord Castlereagh, Graf Nesselrode und dann auch Hardenberg beiwohnten,[2]) und in denen man die Form der Verhandlungen bestimmte, die verschiedenen Gattungen der Geschäfte schied, endlich Frankreich abermals von den Territorialbestimmungen in Deutschland, Polen und Italien ausschloß (22. Sept.) Doch lud man Talleyrand, wie auch einen spanischen Bevollmächtigten (Labrador) alsbald zu diesen Präliminarien, weil Frankreich, als Großmacht, in das Comité gehöre, das den allgemeinen Gang der Geschäfte leiten solle. Da man erklärte, daß nur Staatssekretäre (des Auswärtigen) in dieses Comité zugelassen würden, machte Talleyrand sogleich bemerklich, daß dann Humboldt und Labrador nicht hergehörten, die diese Stellung nicht inne hätten. Letzterer, entgegnete man, sei nur provisorisch zugelassen, Humboldt aber wegen des Gehör-

---

11) Siehe auch Varnhagen, Denkw. IV. 296.

1) Fêtes et Souvenirs du congrès de Vienne, par le Comte A. de la Garde; à Paris, 1843. I. 185.

2) Histoire du congrès de Vienne, par M. de Flassan; à Paris, 1829. I. 13.

mangels des F. Hardenberg, dem er Kenntniß gebe von dem, was verhandelt würde. [3]) Allein dieſe ganze Beſchränkung auf Staatsſekretäre wurde alsbald aufgegeben, und auch die Zahl der zu dieſer Leitung berufenen Staaten vermehrt. Man widerſetzte ſich zwar Talleyrand's Tendenz, die Bevollmächtigten aller Staaten herbei zu ziehen, und eine Art Nationalverſammlung zu veranſtalten, zog aber zu den allgemeinen Verſammlungen die Bevollmächtigten ſämmtlicher acht Mächte, die den Pariſer Frieden geſchloſſen hatten, und behielt nur die in dieſem Frieden ausgenommenen Gegenſtände der alleinigen Entſcheidung der vier Mächte vor. Ein andres Comité ward für die deutſche Verfaſſungsangelegenheit gegründet.

Die Verhandlungen der acht Mächte begannen damit, daß man die wirkliche Eröffnung des Congreſſes auf den 1. Nov. vertagte. Eine deshalb aufgeſetzte Erklärung, die das Publikum davon unterrichtete (8. Okt.), gab als Grund der Vertagung an, daß die Vorarbeiten erſt zu einer gewiſſen Reife gedeihen müßten, „pour que le résultat répondit aux principes du droit public, aux stipulations du traité de Paris et à la juste attente des contemporains." Ueber die hier unterſtrichene Stelle — die deutlich auf die ſächſiſche Frage ſpielte — erhob ſich ſogleich die heftigſte Debatte, beſonders zwiſchen Humboldt und Talleyrand. „Que fait ici le droit public?" fragte Preußen. Talleyrand: „Il fait que vous êtes ici." Humboldt: Mais cela va sans dire." Talleyrand: Si cela va sans dire, cela ira mieux en le disant." Gentz, der Protokollführer, machte gegen den Vorſitzenden die Bemerkung, daß er nichts einzuwenden wüßte; auch behielt man die Worte bei. Im Deutſchen aber ſetzte man doch: „den Principien des Völkerrechts." [4])

---

3) Flassan, I. 17.

4) Gagern, II. 51—52. Flassan I. 27—28.

Vom 31. Okt. verſammelten ſich die acht Mächte zu ordentlichen Verhandlungen. Den erſten Akt bildete die Prüfung der Vollmachten. Sie fiel durchs Loos den ruſſiſchen, engliſchen und preußiſchen Miniſtern zu. Noch arbeitete Talleyrand dahin, die letzte Entſcheidung der Fragen einer Generalverſammlung der Bevollmächtigten in die Hände zu ſpielen, ward aber von Metternich und Humboldt damit für immer zurückgewieſen. [5])

Viel bedeutendere Schwierigkeiten zeigten ſich, als die eigentlichen Unterhandlungen und namentlich die über Territorialfragen eröffnet wurden. Die Hauptſchwierigkeit machte die Wiederherſtellung des preußiſchen Staates. Es fand ein Notenwechſel Statt, der bald die ernſthafteſte Geſtalt annahm. Preußen trug ſelbſt Schuld an der Verwicklung. Es forderte Sachſen als Erſatz für das Verlorene oder nicht wieder zu Erlangende. Rußland hatte es ihm zugeſagt, weil es Polen für ſich wollte. Selbſt Oeſterreich und England hatten ſo gut wie eingewilligt, erſteres wohl nur, um eine kaum erſt geſtiftete Verbindung nicht zu ſtören. Als aber Frankreich, durch Talleyrand's Geſchick, einen unerwarteten Einfluß erlangte, das ſächſiſche Haus und Volk ſein Recht verfocht, Bayern heftig widerſprach und endlich auch England die Abtretung ganz Sachſens verweigerte, erkannte Oeſterreich, daß es das deutſche Intereſſe der Rückſicht gegen Preußen nicht aufopfern dürfe, und ſtellte ſich auf Seite der Verſagenden. Zu gleicher Zeit opponirte England, gleichſam im Namen der Andern, gegen Rußlands zu großes Umſichgreifen in Polen, wo es nicht einmal über die Warthe und Nida zurückweichen, und ſelbſt Poſen feſt-

---

5) Flassan, I. 29–30.

halten wollte. Preußen und Rußland hielten zu einander, und die Sache gewann ſeit Anfang Dezembers ein ganz kriegeriſches Anſehn. Noch am 30. d. M. warf der preußiſche Staatskanzler ein ſo drohendes Wort hin, daß Oeſterreich, England und Frankreich ſich bewogen fanden, einen geheimen Defenſivbund abzuſchließen (3. Jan. 1815). Schon aber hatten die Monarchen von Rußland und Preußen ſelbſt eingelenkt; um die Verſtändigung zu erleichtern, nahm man (7. Jan.) zu Conferenzen ſeine Zuflucht, zu denen, auf Metternich's und Caſtlereagh's Drängen, auch Talleyrand zugelaſſen wurde (12. Jan.) Rußland machte eine geringe Conceſſion an preußiſch Polen; Sachſen, gegen das nun einmal das Ausnahmsgeſetz gelten ſollte — wurde getheilt; nach einigem Hin- und Wider-Streiten über ein Mehr und Minder war die Frage entſchieden (10. Febr.), gerade noch zeitig genug, um bei Napoleons Wiedererſcheinen nicht alles in Verwirrung zu ſetzen. —

Preußens Staatsmänner hatten diesmal Talent und Energie in einer unglücklichen Richtung vergeudet. Denn daß auch Humboldt mit größtem Eifer für den Erwerb Sachſens kämpfte, iſt außer Zweifel. Zwar erließ der Staatskanzler die wichtigern in dieſer Sache gewechſelten Noten allein, Humboldt aber nahm gewiß dabei mit ſeinem Geiſt und mit ſeinem Wiſſen Theil. Er agitirte nur noch heftiger außerhalb des eigentlichen Schriftenwechſels, und wurde deſſen ſelbſt in Fällen beſchuldigt, wo er gewiß keinen Theil gehabt. So erſchien z. B. ein ſcharfer Artikel gegen die ſächſiſche Dynaſtie und zu Gunſten ihrer Verfolger auch in einem halboffiziellen franzöſiſchen Blatte. Gentz, der in dieſer Frage heftig gegen Preußen operirte, wandte ſich an den Herzog von Dalberg, einen der franzöſiſchen Bevollmächtigten, um Gegenſchritte zu veranlaſſen (23. Nov) Von gewiſſer Seite, ſagte er, habe man ohnehin bedeutet, daß das

franzöſiſche Cabinet geſpalten ſei, und Talleyrand und ſeine Collegen keine vollgültige Stimme abgeben könnten. „Je n'oublierai pas," fügt er hinzu, „que, dans une des conférences des soit-disans quatre, un Ministre de Prusse lit la proposition à propos de la note de Mr. de Talleyrand du 1. Octobre, de s'adresser avant tout au Roi de France, pour savoir si ses plénipotentiaires à Vienne étaient effectivement les organes de ses intentions." Dieſe „eben ſo indecente als inſidieuſe" Motion habe zwar keine Folgen gehabt, durch Artikel aber, wie dieſer franzöſiſche, müſſe das Publikum getäuſcht werden. Dalberg war natürlich gleicher Anſicht. „Par le courrier d'aujourd'hui," ſchrieb er den folgenden Tag an Gentz, „nous allons demander des informations à l'égard de l'article en question, et je ne serais pas étonné qu'il fût parti d'ici et que les Humboldt et consors eussent une bonne part à l'idée de présenter les affaires de Saxe sous ce voile de mysticisme qui manié avec art confond toutes les vérités et nuance tous les principes. [1]) Damals war es, wo die Franzoſen Humboldt nur le sophiste incarné nannten, [2]) freilich vergeſſend, wie übel ſich die Legitimitätsphraſen im Munde derjenigen ausnahmen, die Jahre lang alle Gewaltthätigkeiten der Kaiſerzeit beſchönigt hatten.

Preußen war in einer ſchlimmen Lage. Die am meiſten zur Befreiung und Wiederherſtellung Aller beigetragen, ſollten allein kümmerlich und zerriſſen aus dieſem Kampfe gehen. Man war ärgerlich und betrübt, und meinte, bei Rußlands Vorſchreiten in Polen Sachſen nicht entbehren zu können, ohne ſchwächer dazuſtehen, als je. Als nun alles hetzte und einredete, äußerte Humboldt doch: „Das beſtimmte Reden für

1) Gentz's Schriften, herausg. von Schleſier, V. 43—45.
2) Gagern, II. 41.

Sachsen sei besser, als die bisherige Verschwiegenheit; nun könne Preußen sich doch entscheiden, ob es Sachsen aufgeben oder mit den Waffen behaupten wolle." [3])

Man hatte sich in eine Sackgasse verrannt. Preußen hatte volles Recht, eine genügende Wiederherstellung zu fordern; es mußte auch eine gewisse Stärke und Compaktheit ansprechen, um einer bisher nur künstlich erfüllten Aufgabe irgend gewachsen zu werden. Es durfte es um so mehr, nachdem fast alle deutschen Staaten — doch, merkwürdig, Sachsen nicht oder nur gezwungen! — sich auf Kosten ihrer Genossen verstärkt und abgerundet hatten. Aber woher ein Land nehmen, das zu dem bisherigen Besitzthum paßte, da Rußland den größern Theil von preußisch Polen ansprach und eine Ausdehnung nach dieser Seite, so weit militärische Gründe sie nicht unerläßlich machen, Preußens Macht eher schwächen, als stärken konnte. Ansbach und Baireuth waren auch entfernt, und Bayern nicht wohl wieder zu nehmen. Am Rheine aber und in Westphalen lag ein großer, reicher, herrenloser, der engern Verbindung mit einem Gewaltigen sehr bedürftiger Länderstrich, getrennt aber vom Hauptlande durch Hannover, das man schon deshalb nicht ansprechen konnte, weil es dem Könige Englands gehörte, ja das man mit eigenem Gute noch abrunden und bereichern sollte. Auf der andern Seite lag Sachsen, und lange schon hatte in den Preußen die Idee sich festgesetzt, daß man Sachsen haben müsse. Die bedeutenderen Staatsmänner des Landes theilten dieses Vorurtheil, das sie nun — nach den Verträgen mit Bayern und Würtemberg — zu doppeltem Unrecht, und, nachdem der Widerspruch dagegen sich erhoben hatte, einer durchaus unklugen Politik

3) Rhein. Merkur, 27. Dez. 1814. (Aus Wien, 14 Dez.)

verleitete. Denn dieſes Beſtehen Preußens auf dem Erwerbe Sachſens verdarb ſeine Stellung und Wirkung auf dem Congreſſe in hohem Grade, es verdächtigte auf lange Zeit ſeine beſſern Bemühungen, verfeindete es nach allen Seiten und warf den iſolirten Staat in eine zu enge, zweideutige Verbindung mit Rußland.

Wie anders, wenn Preußen zur rechten Zeit eingelenkt und erklärt hätte, es verzichte auf Sachſen, obwohl es ihm mehr oder minder feierlich zugeſichert worden, und begnüge ſich hier mit einer nothwendigen militäriſchen Grenze, die niemand verſagen wollte. Dann wäre den Anderen die Aufgabe geworden, Genugthuung zu verſchaffen. England, Rußland, wie die kleineren Staaten, hätten ſich zu Conceſſionen verſtehen müſſen, ja Preußen hätte verlangen dürfen, daß über Länder, die ſelbſt Auskunftmittel darboten, wie Belgien, nicht definitiv verfügt werde, bevor ſeine Genugthuung entſchieden ſei.

Und wollte man eine kecke Forderung ſtellen, ſo mußte ſie dahin gerichtet werden, wo Preußens Vergrößerung von der Natur geboten iſt, nämlich nach Norden und Nordweſten. Wer — außer höchſtens Rußland, und dieſes mußte für Polen Erſatz ſchaffen — wer würde an den kleineren Staaten der Niederelbe ſo viel Intereſſe genommen haben, um Preußen zu verſagen, was ihm wichtiger ſein muß, als ſo oder ſo viel Quadratmeilen, wichtiger ſelbſt, als der Länderzuſammenhang — eine Stellung ſeiner Hauptmaſſe an der Nordſee. Dort hätte man nicht nöthig gehabt, einen der anſehnlichſten und verdienteſten deutſchen Staaten — ein Land, das weder Deutſchland noch Preußen Gefahr bringt und ſich wohl hüten wird, mit dieſer Nachbarmacht ſich zu verfeinden — zu vernichten oder entkräften zu müſſen; man hätte vielmehr den größeren Theil des Gewinnes ausländiſcher Herrſchaft und fremdem Einfluſſe entzogen, gleichſam

zu Deutſchland zurückgeführt; man hätte nur durchgeſetzt, was Deutſchlands eigenes Intereſſe heiſcht, daß nämlich unſer nördlicher Hauptſtaat nicht von unſerm Hauptmeer ausgeſchloſſen bleibe und die Vertretung der gemeinſamen Zwecke dort nicht lediglich in die Hände ſchwacher oder dem Auslande dienſtbarer Staaten gelegt ſei.

Damit hätte man allerdings den vollſtändigen Landeszuſammenhang nicht erworben. Beſſer aber keinen, als einen auf Unkoſten des öffentlichen Vertrauens, mit offenbarem Unrecht und, da manchmal wenigſtens die Noth das Unrecht entſchuldigt, nicht einmal unumſtößlicher Nothwendigkeit willen errungenen! Der Beſitz der Weſtprovinzen gibt unter allen Umſtänden eine viel bedeutendere politiſche Stellung; durch ihn erſt ward Preußen der Wächter in Oſt und Weſt, damit eine — auch bei geringern Kräften — unbeſtrittenere europäiſche Macht. Dieſer Beſitz hat freilich große Inconvenienzen, ja Gefahren. Abgeſehen aber, daß ſie, ſteht man nur recht zu Deutſchland, nicht unbeſiegbar ſind, gewähren ſie auch größere und unendlich mehr aus der Lage des Ganzen, aus der Nothwendigkeit entlehnte Anſprüche — Anſprüche, die Europa wenigſtens dadurch wird befriedigen müſſen, daß es dem Haupttheile gewährt, was ihm mangelt, ihn zur Nordſee führt und aus der jetzigen, zwiſchen Rußland, und kleinen, hülfsbedürftigen und doch immer eigenwilligen Ländchen eingepreßten Lage herausreißt.

Alle dieſe Geſichtspunkte hat man in den Jahren der Wiederherſtellung nicht genug in's Auge gefaßt. Statt den Blick auf die Rheinlande und eine recht paſſende Erwerbung zu richten, mattete man ſich um Sachſen ab, achtete ſelbſt Oſtfrieslands nicht — das man feſthalten mußte, ſo lange nicht ein beſſerer Zutritt zum Nordmeere gewährt wurde — gab Lauenburg den Dänen, ließ die Ruſſen über die

Warthe,[4]) durch die Holländer ſich von der Maas abhalten, und vermochte am Ende doch nichts zu erreichen, als die unglückliche Zerſtümmelung des ſächſiſchen Landes.

Gewiß haben Hardenberg und Humboldt ſich große, unvergeßliche Verdienſte um die Wiederherſtellung des Staates und namentlich deſſen Gebietsausdehnung in Deutſchland erworben, doch kann man ſich nicht verhehlen, daß ſie, hier in einem Vorurtheil befangen, andre Vortheile und Möglichkeiten nicht genug beobachtet haben. So fehlen oft die Beſten mit ihrer Zeit. Auch Stein verließ den Congreß voll Verdruß über dieſen Ausgang, und konnte ſelbſt nach Jahren ſeines Unmuths darüber nicht Herr werden.

Eines muß man freilich hinzufügen, wenn man das damalige Streben dieſer Männer nicht unbillig beurtheilen will. Alle Staaten ſuchten, in der Vorausſicht, daß ſo große Bewegungen, wie die der letzten fünfzehn Jahre, ſobald nicht wiederkehren würden, in einen Stand der Ruhe und des Behagens zu kommen. Da man aber, im Beginn einer erhaltenden Epoche, preußiſcher Seits zu andern Maßnahmen nicht treiben wollte, ſo ſuchte man ſein Intereſſe da zu befriedigen, wo man es unter ſcheinbarem Vorwand zu können meinte. Den Fehlgriff rechtfertigt dies aber nicht. Staaten, wie Einzelne, müſſen dem Geſchick ſich beugen und, ohne gewaltſames Vorgreifen, von der Zukunft erwarten, was ihnen beſtimmt iſt. Iſt doch auch Rom nicht in Einem Tage gebaut worden! —

Einigen Andeutungen nach ſollte man glauben, daß Humboldt zur Zeit, wo die ſächſiſche Frage entſchieden

4) Man könnte hier zu Humboldt's Gunſten hervorheben, daß er die Verträge von 1813 mit Rußland und England nicht geſchloſſen. Umſonſt. Sobald man Sachſen wollte, konnte man auf anderes nicht wohl beſtehen, auch trug ja keiner der preußiſchen Staatsmänner die weſtlichen Lande recht im Sinne.

war, auch bei ſeiner eignen Partei etwas in Ungnade gekommen ſei. „Humboldt," heißt es irgendwo,[5]) „hatte das Zutrauen Aller, auch des Königs verloren." Und Gagern berichtete, Hardenberg habe auf eine Anmahnung Caſtlereagh's (im Febr. 1815), Preußen ſolle doch lieber der Freund und die Stütze der nördlichen Staaten, als ihr Schrecken und ihre Geiſel ſein — dies zugeſagt und das bisher eingehaltene Betragen der preuß'ſchen Agenten geradezu gemißbilligt, mit dem Zuſatz, man werde künftig Gneiſenau und andere wohldenkende Männer vorziehen.[6]) — Letzteres konnte nur eine vollſtändige Myſtifikation ſein. Gneiſenau huldigte ja derſelben Richtung. Sagt man ihm doch nach, daß er noch weiter gegangen und, als rechter Repräſentant der preußiſchen Kriegspartei, den Vorſchlag gemacht haben ſoll, ſich gegen den ungünſtigen Congreß mit Frankreich d. h. dem von Elba zurückgekehrten Napoleon zu verbünden.[7]) Eine Angabe, die kaum glaublich iſt, hier aber doch als ein Zeugniß der Denkart angeführt werden kann!

Iſt Humboldt damals bei ſeiner eigenen Partei wirklich in Mißkredit gekommen, ſo kann es wohl nur bei den Ruſſen und bei Kaiſer Alexander geweſen ſein. Es iſt uns nicht bekannt, wie Humboldt über Polen dachte. Auffallend aber iſt, daß bei allen betreffenden Verträgen Hardenberg allein figurirte. Auch wird behauptet, Alexander habe lange ſchon eine heimliche Abneigung gegen Humboldt gehegt, weil dieſer nicht undeutlich auf ein unabhängigeres Syſtem der preußiſchen Politik hinarbeitete, während Rußland die Diplomatie dieſes Staates eben ſo in's Schlepptau zu nehmen trachtete, wie, wenigſtens im Beginn des Befreiungskampfes, das

5) Memoiren eines deutſchen Staatsmanns von 1786 bis 1816. Leipzig, 1833. S. 303. Sonſt freilich ein Werk ohne Belang.

6) Gagern, II. 127.

7) Allg. Zeitung, 27. Mai 1841. Beil.

preußiſche Heer. Die perſönliche Zuneigung der Monarchen bewirkte am meiſten, daß Preußen ſo an Rußland gefeſſelt wurde. Hardenberg und Humboldt fanden das größte Hinderniß, wenn ſie nach jener Seite entſchieden auftreten wollten. Es wäre denkbar, daß die energiſche Geſinnung des Letztern nicht unbekannt geblieben, und man ruſſiſcher Seits auch auf den König zu wirken geſucht hätte. Zur Zeit aber hatte es wenigſtens keine Folge.

Humboldt's ungemeine Thätigkeit auf dieſem Congreſſe wird ſich nicht beſſer charakteriſiren laſſen, als durch einen Ueberblick aller Verhandlungen, denen er beiwohnte, der Ausſchüſſe, deren Mitglied er war, wie auch der übrigen Geſchäfte, die ihm während dieſer Zeit übertragen wurden. Wir beginnen mit den Conferenzen der fünf Mächte — obſchon ſie ſpäter eröffnet wurden, als die andern, begnügen uns aber auch hier mit einzelnen Andeutungen und Winken.

An den Conferenzen der fünf Mächte nahmen, außer den beiden preußiſchen Bevollmächtigten, Hardenberg und Humboldt, öſterreichiſcher Seits der F. v. Metternich und der Frhr. v. Weſſenberg [1]) Theil, von engliſcher Lord Caſtlereagh, von ruſſiſcher die Grafen Raſumoffsky und Capodiſtrias, von franzöſiſcher Talleyrand, Fürſt von Benevent. Für Caſtlereagh trat im Febr. 1815 der Herzog von Wellington ein; zu ihm geſellte ſich ſpäter noch Lord Clancarty. Zu den ruſſiſchen Bevollmächtigten trat im März auch der Miniſter Graf von Neſſelrode. Dies waren die einzigen regelmäßigen Theilnehmer dieſer wichtigen Verhandlungen; Bevollmächtigte andrer Staaten wurden nur in einzelnen Sitzungen zugelaſſen, in denen man ſpecielle Angelegenheiten

1) Einer der achtungswertheſten öſterreichiſchen Staatsmänner und ein ſehr tüchtiger Arbeiter.

derſelben verhandelte — ſo der Marquis v. St. Marſan für Sardinien, Fürſt Wrede für Bayern, Graf v. Münſter für Hannover, Graf v. d. Schulenburg und Frhr. v. Globig für Sachſen. — Gentz führte das Protokoll.

In dieſen Conferenzen — ſiebenundvierzig an der Zahl — wurden die Territorialfragen, inſonders Deutſchlands und Polens, zur Reife gebracht, und andere wichtige Gegenſtände, die die Großmächte ihrer Entſcheidung vorbehalten, erledigt [2]) Sie begannen am 7. Jänner und endeten den 10. Junius 1815.

Humboldt war in ſämmtlichen Sitzungen anweſend. Es wurden ihm außerdem folgende ſpezielle Aufträge und Geſchäfte zu Theil: I. In der ſächſiſchen Angelegenheit. Er und Weſſenberg paraphirten die einzelnen von den fünf Mächten genehmigten Artikel (Anfang März), wie ſie dem Könige von Sachſen zur Annahme vorgelegt wurden (Klüber, IX. 54, VII. 150—56); [3]) den 10. April erließen Hardenberg und Humboldt eine Antwortnote an den ſächſiſchen Miniſter Grafen v. Schulenburg, um einige von Sachſen noch erhobene Schwierigkeiten zu beſeitigen; endlich wurde Humboldt am 1. Mai preußiſcher Seits beauftragt, unter öſterreichiſcher Vermittlung und Theilnahme Rußlands, mit ſächſiſchen Bevollmächtigten zuſammenzutreten, um die ſächſiſchen Beitrittsurkunden zu redigiren. — II. Er, und wohl auch Hardenberg, unterhandelten als preußiſche Bevollmächtigte mit dem Grafen v. Münſter die gegenſeitigen Abtretungen zwiſchen Preußen und Hannover (Oſtfriesland mit der niedern Grafſchaft Lingen, Hildesheims und Goslars gegen Lauenburg), über

2) Die Protokolle der fünf Mächte, nebſt Noten und Beilagen, ſtehen bei Klüber, Akten, IX. 24—166. Es fehlen uns nur die Protokolle der drei erſten Sitzungen (vom 7. 9. und 12. Januar) und das vom 3. Mai; vom allerletzten haben wir nur einen Auszug.

3) Die in dieſen und dem nächſten Abſchnitt in Klammern geſetzten Zahlen weiſen ſtets auf Klüber's Congreßakten.

die beiden Staaten zufallenden Standesherrn, und speziell über Bentheim (IX. 36. 39). — III. Unterhandelte mit Gagern die Abgränzung der Niederlande gegen die Rheinprovinz. Daran nahm Clancarty, als Bevollmächtigter Englands, Theil. Der Frhr. v. Gagern unterzog sich dem traurigen Beruf, Preußen und Deutschland an allen Punkten von der Maas abzuhalten. Preußen mußte nachgeben, weil England sein Schooskind, den niederländischen Staat, bevorzugte. [4]) Alle Drei redigirten dann, mit Hülfe von Gentz, die einzelnen Artikel, wie sie in die Congreßakte aufgenommen wurden. [5]) — IV. Ward in der Sitzung vom 6. März von Preußens Seite in die Commission ernannt, die man zur Prüfung der verschiedenen Ansprüche an das Herzogthum Bouillon niedersetzte. In der Sitzung vom 7. Juni trug er darüber einen von ihm, von Gagern und von dem österreichischen Hofrath Rademacher unterzeichneten Bericht vor. Auf diesen wurde der betreffende Artikel beschlossen. — V. In der Sitzung vom 13. April wurden Resselrode, Humboldt und Wessenberg beauftragt, wegen Abtretungen an Bayern Unterhandlungen mit Würtemberg, Churhessen, Baden und Hessen-Darmstadt zu versuchen (IX. 113), die jedoch erfolglos blieben und wohl auch von den großen Mächten nicht so ernstlich gemeint waren. — VI. Endlich wurde Humboldt vorzugsweis zur Redaktion der einzelnen Conferenzbeschlüsse wie der allgemeinen Congreßakte gezogen. Sobald die sächsische Frage im Wesentlichen erledigt war, ernannten die fünf Mächte eine Redaktionscommission (8. Febr.), in welche von preußischer Seite unser Humboldt und der geh. Legationsrath Jordan eintraten. Später ward ein eigenes Comité für die

4) Schon bei den Verhandlungen des zweiten Pariser Friedens fand Preußen sich in der Nothwendigkeit, auf eine Gränze an der Maas zu dringen.

5) v. Gagern, II. 175. 176.

Redaktion der Congreßakte niedergeſetzt (6. März), worin ebenfalls Humboldt Preußen repräſentirte. Eigentlich ſollte dieſes Comité die Arbeit der beſonders hiezu ernannten Redakteurs en chef, des franzöſiſchen Staatsraths Labesnardière und des öſterreichiſchen Hofraths v. Gentz, erſt begutachten. Als die Sache aber zur Ausführung kam, wurde ſie dahin abgekürzt, daß Gentz die eigentliche Zuſammenſtellung beſorgte, Clancarty aber und Humboldt dieſes Geſchäft im Namen der Conferenz überwachten (IX. 52—53. 152. 156).

Wir wenden uns jetzt zu den Conferenzen der acht Mächte — gleichſam dem Generalausſchuß des Congreſſes, an deſſen Verhandlungen, außer den Bevollmächtigten der fünf Mächte, auch die Spaniens, Portugals und Schwedens Theil nahmen, und zwar in der Regel alle dieſe durch ihre ſämmtlichen in Wien anweſenden Congreßgeſandten. Von Preußens Seite aber erſchien Humboldt allein, oder Hardenberg nur in einigen Sitzungen, in denen wichtige Beſchlüſſe unterzeichnet wurden. Die Sitzungen begannen am 30. Okt. 1814 und endigten am 12. Mai des folgenden Jahres. Sie wurden in der Staatskanzlei abgehalten; Fürſt Metternich ward zum Präſidenten der Verſammlung erhoben, und Gentz führte auch hier das Protokoll. [6])

Für einzelne Gegenſtände, die der Berathung dieſer Verſammlung oblagen, wurden auch beſondere Sitzungen abgehalten, ſo z. B. zu Feſtſetzung von Maßregeln zur Unterdrückung des Negerhandels, wo Preußen ſich unbedingt an England ſchloß, das dieſe Maßregeln betrieb — oder es wurden Ausſchüſſe niedergeſetzt, auf deren Gutachten und Beſchlüſſe die Definitiv-Entſcheidung gefaßt wurde. In allen dieſen Ausſchüſſen

6) Die Protokolle, ſo weit ſie zugänglich wurden, ſtehen in Klüber's Akten, VIII. 81—120, die der Spezialſitzungen über Abſchaffung des Negerhandels ebendaſ. VIII. 3—52.

beinahe trat Humboldt auch im Namen Preußens, und zwar als deſſen alleiniger Bevollmächtigter, auf, ſo

1) im Ausſchuß für die Freiheit der Flußſchifffahrt, und für Ordnung der Schifffahrtsgeſetze auf dem Rhein, dem Neckar, dem Main, der Moſel, der Maas und der Schelde insbeſondere. Das Comité ward den 14. Dec. 1814 conſtituirt; es eröffnete ſeine Sitzungen den 2. Febr. 1815 und beendigte dieſe Arbeiten am 24. März. Von Seiten Frankreichs erſchien der Herzog von Dalberg, von England Lord Clancarty, von Oeſterreich Frhr. v. Weſſenberg, von Preußen Humboldt, außerdem Abgeordnete der Rheinuferſtaaten (mit Ausſchluß der Schweiz), und zwar Baron v. Spaen für die Niederlande, F. Wrede für Bayern, Frhr. v. Berckheim für Baden, Frhr. v. Türckheim für Heſſen-Darmſtadt und Frhr. v. Marſchall für Naſſau; in einzelnen Sitzungen Graf v. Keller für Churheſſen und Baron v. Linden für Würtemberg, Syndikus Danz für Frankfurt und die Herren v. Mappes, Hadamar und Eichhoff für die Stadt Mainz. Die Protokolle, aus der Feder des Hofraths v. Martens [7]) geben ein überaus klares Bild dieſer Verhandlungen, ein Bild zugleich der Rolle, die Humboldt in dieſen Ausſchüſſen ſpielte. Denn dieſer war, wo nicht beſondere Gründe mehr Zurückhaltung geboten, die wahre Seele dieſer Comitéen; vorzüglich aber in den hier in Rede ſtehenden Verhandlungen zeigte er die Macht ſeines Genius. Gleich in den erſten Zuſammenkünften des Ausſchuſſes legten Dalberg und Humboldt [8]) jeder einen Entwurf vor, der die Principien der ganzen Verhandlung feſtzuſtellen ſuchte. Dalberg faßte die Flüſſe, die verſchiedene Länder berühren, mehr

7) Dieſe Protokolle, nebſt Noten und Beilagen, befinden ſich ebenfalls bei Klüber, III. 11—280.

8) Siehe deſſen Memoire préparatoiré sur le travail de la Commission de navigation, vom 3. Febr. 1815, a. a. O. III. 24—30.

im Allgemeinen in's Auge; Humboldt dagegen ſchickte wenige principielle Sätze voraus, und ging dann ſofort auf die Verhältniſſe des Rheins und der Schelde über, für welche er zunächſt nur eine Veränderung der Geſetzgebung von 1804 nach Maßgabe der ſeitdem eingetretenen Veränderungen verlangte. Da man zuerſt die allgemeinen Beſtimmungen über Flüſſe, welche durch mehrerer Herren Länder laufen, treffen mußte, ſo legte man hier die Dalbergiſchen Artikel zu Grunde. Doch wurden hier ſchon Humboldt's Vorſchläge, endlich auch eine neue, von ihm herrührende Redaktion dieſer Punkte (III. 146—155) faſt durchweg, oft mit Stimmeneinheit angenommen. Dieſer Einfluß zeigte ſich noch ſichtbarer, als man zu den ſpeziellen Punkten der Rheinſchifffahrt — den Stapel, die Gründung einer Centralcommiſſion, die Oktroibeſtimmungen, endlich die auf dieſen Oktroi gelegten Renten und Penſionen gelangte. Wiederholt ward Humboldt angegangen, die einzelnen Punkte zu geſtalten, ſo daß nach und nach faſt das Ganze *ſeine* Arbeit wurde. Humboldt's Vorſchläge in Betreff der Centralcommiſſion (III. 98—104) wurden gleich der Debatte zu Grunde gelegt, und in Folge einer nochmaligen Redaktion von ſeiner Hand (III. 220—24) mit geringen Aenderungen genehmigt. Alsbald überreichte er zwei Denkſchriften in Sachen des Rheinoktroi, von denen die eine mehrere zur Zeit der proviſoriſchen Verwaltung ſeit Herbſt 1813 von dem Grafen von Solms-Laubach vorgenommenen Aenderungen rechtfertigte (III. 155—160), die andere, dat. 31. Dec. 1814, die Grundprinzipien über dieſe Frage entwickelte (III. 160—166). Er verfolgte dieſen Gegenſtand noch mehr in ſeine Einzelheiten, indem er die Geſetzgebung vom 5. Auguſt 1804 einer ausführlichen Kritik unterzog. Dann entwarf er die Artikel über die Renten und Penſionsanſprüche (III. 230—33, und in nochmaliger Redaktion, 240—44). Endlich übertrug man ihm auch die

Ausarbeitung ſämmtlicher die fünf andern Flüſſe betreffenden Artikel, die auch faſt ohne Anſtand gebilligt ward. Humboldt erließ dann nachträglich in dieſer Angelegenheit zwei Noten: eine an die Mitglieder des Comités über die zur Exekution dieſer Beſchlüſſe zu ergreifenden Maßregeln (7. April), und eine andere in ähnlicher Abſicht an den F. v. Metternich, gleichfalls im April 1815. — Die Leiſtungen dieſes Comités hat man mit Recht von jeher ausgezeichnet; es trug nicht die Schuld, daß eine ſo wichtige Frage, wie die Scheldeſchifffahrt, nicht vollſtändiger erledigt wurde, noch weniger, daß man nachher für das berüchtigte Jusqu'à à la mer die Auslegung, die die Holländer zu geben wagten, dulden mochte. Dieſes Comité hatte auch in ſeinen Reihen ſo erfahrne Männer, wie Clancarty und Eichhoff, und einen ſo kenntnißreichen und geiſtvollen zugleich, wie Humboldt. Daß deſſen Arbeiten ſich am meiſten ausgezeichnet, bekennen ſelbſt die Franzoſen,[9]) und als jüngſt ein jüngerer deutſcher Publiciſt rühmend bemerkt hatte, daß es jenen Männern gelungen, die Sonderintereſſen der einzelnen Staaten mit den allgemeinen Forderungen des vaterländiſchen Wohlſtands in einer Art Vertrag zu vereinigen, fügte er gleich hinzu: „Vor allem ſei Deutſchland dafür dem Vertreter der größten deutſchen Macht Dank ſchuldig, den unermüdlichen Bemühungen und der geiſtvoll-verſöhnenden Thätigkeit Wilhelm von Humboldt's.“ [10])

2. Im Ausſchuß für die Angelegenheiten der Schweiz.[11]) In dieſem war auch Frh. v. Stein thätig, aber im ruſſiſchen Auftrag. Humboldt anlangend, ſcheint nur

9) Flassan, II. 288.

10) H. B. Oppenheim, der freie deutſche Rhein. Geſchichtliche und ſtaatsrechtliche Entwicklung der Geſetzgebung des Rheins. Stuttg. u. Tüb. 1842. S. 119—20.

11) Die Protokolle ſtehen bei Klüber, V. 177—309.

die Entſchiedenheit bemerkenswerth, mit der er, im Namen ſeiner Regierung, einerſeits mit Rußland die Integrität und Selbſtſtändigkeit des Aargaus gegen die Anſprüche des Cantons Bern vertheidigte, dem man dafür ein freilich vereinzelt liegendes Stück deutſchen Gebietes (des Bisthums Baſel) als Entſchädigung hingab (V. 180—81), andrerſeits aber Oeſterreichs Intereſſe in Betreff des Veltlin, Chiavennas und Bormios gegen Graubündten unterſtützte (V. 308). — Man erzählt auch, daß Doktor Troxler von Luzern, welcher nach Wien gegangen war, um die Diplomaten, die die Angelegenheiten der Schweiz zu entſcheiden hatten, über die verworrenen Verhältniſſe dieſes Landes aufzuklären, und den innern reaktionären Beſtrebungen nach Kräften entgegenzuwirken, auch bei Humboldt Zutritt gefunden und daß dieſer nachher eingeſtanden habe,[12]) die Sachen würden eine ganz andere Wendung genommen haben, wenn Troxler's Angaben früher bekannt geweſen wären. Wohl möglich, nur iſt ſchwer zu glauben, daß dies von Preußen bewirkt worden wäre, welches, wegen des ohnehin ſchwierigen Beſitzes von Neufchatel, eine direkte Einmiſchung in die Verfaſſungsfragen der Schweiz von jeher möglichſt zu meiden ſuchte.

3. Im Ausſchuß zur Beſtimmung des Ranges der diplomatiſchen Agenten (VIII. 99. 102. 117—19. VI. 204—6.)

4. Im Ausſchuß für die Redaktion der Congreßakte, der die Arbeit der Hauptredakteure, Labesnardière, Anſtett und Gentz, überwachen ſollte (VIII. 113).

Humboldt unterzeichnete dann ſämmtliche von den 8 Mächten erlaſſene Beſchlüſſe oder Erklärungen, allein die über den Negerhandel und die Flußſchifffahrt, — mit dem

12) Gegen Varnhagen, der Troxlern eingeführt hatte. Siehe des Erſtern Denkwürdigkeiten, V. 25.

Staatskanzler die über die Angelegenheiten Sardiniens und der Schweiz, über den Rang der Diplomaten, endlich, am 9. Junius 1815 das Generalinſtrument aller zu Wien gefaßten Beſchlüſſe, die Schlußakte des Wiener Congreſſes.

Er unterhandelte und unterzeichnete mit Fürſt Hardenberg als zweiter Bevollmächtigter noch zu Wien eine Anzahl Verträge, die Preußen damals mit verſchiedenen Staaten abſchloß: I. den Theilungs- und Friedensvertrag zwiſchen Preußen und Sachſen, dat. 18. Mai 1815. Für Humboldt gewiß ein peinliches Geſchäft, wenn auch jetzt nur das von allen Mächten Verfügte in Ordnung zu bringen war! Von ſächſiſcher Seite unterhandelten Schulenburg und Globig. — II. den Vertrag mit Hannover, über die früher bezeichneten Abtretungen, dat. 29. Mai 1815. Hannöveriſcher Seits unterhandelten die Grafen von Münſter und von Hardenberg. — III. den Vertrag mit dem König der Niederlande (vertreten durch die Freiherrn v. Spaen und v. Gagern), dat. 31. Mai 1815. Beſtimmte die gegenſeitigen Gränzen, und enthielt die Abtretung der naſſauiſchen Erbfürſtenthümer an die Krone Preußen,[13]) die ſie alsbald gegen eine Anzahl Ortſchaften am Rheine (unter dieſen Ehrenbreitſtein) der ältern naſſauiſchen Linie überließ. — IV. den Vertrag mit Sachſen-Weimar (v. Gersdorf), dat. 1. Junius 1815, durch den, wie durch einen Supplementar-

13) Humboldt behauptete, dieſer Erwerb ſei Preußen nur aufgedrungen worden, wogegen Lord Clancarty verſichern wollte, die Preußen hätten ſeit den erſten Conferenzen zu Chatillon nie aufgehört, ihr Auge dahin zu richten. v. Gagern, a. a. O. II. 131. — Bei den Unterhandlungen mit Naſſau weigerte ſich Preußen, Standesherrſchaften als volle Unterthanen anzunehmen. Gagern erzählt uns, daß er über dieſen Punkt eine ziemlich lebhafte Unterredung mit Humboldt, und der Herzog von Naſſau mit Hardenberg gehabt habe (II. 131—32. 318).

Vertrag, geſchloſſen zwiſchen Hardenberg, Humboldt und Gersdorf, Paris 22. Sept. 1815, der Großherzog einen Gebietszuwachs aus Preußens Händen empfing, darunter den Neuſtädter Kreis, den man, unbegreiflich genug, Sachſen, an das er gränzt, abgenommen, um ihn dem kleinern Fürſten zuzuwerfen, von deſſen Gebiet er getrennt liegt! — V. den Vertrag mit Dänemark (Chr. G. u. J. Fr. Grafen von Bernſtorff), dat. 4. Juni 1815. Preußen erhielt, ſeinem Wunſch gemäß, ſchwediſch Pommern mit der Inſel Rügen, das Dänemark für Norwegen erhalten hatte, und trat dafür Lauenburg ab. — VI. den Vertrag mit Schweden (Gr. von Löwenhielm), dat. 7. Juni 1815, kraft deſſen Schweden die Abtretung Pommerns und Rügens gegen eine Entſchädigung von 3½ Millionen Thalern genehmigte. [14])

Am eifrigſten widmete ſich Humboldt den deutſchen Angelegenheiten, insbeſondere der Errichtung des Grundvertrages des deutſchen Staatenbundes. Gern überließ ihm hier der Staatskanzler den größern Theil der Arbeit und Lenkung, und konnte es getroſt. Schlug doch auch Stein, in einem Entwurf, der die Grundlagen des Bundes zeichnete, namentlich Humboldt als Mitglied des conſtituirenden Ausſchuſſes vor. [1])

Humboldt gehörte nicht zu den Männern, die etwas

---

14) Dieſe Verträge ſtehen ſämmtlich in der Preußiſchen Geſetzſammlung, theils des Jahres 1815, theils in einem Anhang des Jahres 1818.

1) „Il sera établi," ſagte Stein „un comité pour rédiger un plan de constitution pour la fédération Germanique, qui sera composé du baron de Humboldt, du comte Solms-Laubach, de M. de Rademacher, comme rapporteur des affaires allemandes, ou du baron de Spiegel, qui en possède une parfaite connaissance." Lebensbilder aus den Befreiungskämpfen, II. 74.

jetzt oder überhaupt Unmögliches für Deutschland forderten. Er hat sogar Manches noch mit Zuneigung betrachtet, was schnellsegelnde Patrioten schon über Bord werfen wollten. Hinlänglich erkannte er die Nothwendigkeit eines solidern Bandes aller Deutschen, und hat, vielleicht kräftiger als irgend Jemand, gewirkt für Herstellung eines solchen; dennoch aber konnte er, der Freund mannigfaltiger Kultur, und immer geneigt, deutsches und griechisches Wesen in Vergleichung zu ziehen, in strenger Nationaleinheit nicht wohl das Heil eines Volkes erblicken, dessen Charakter sich dagegen sträubt, und dem so viel Vorbedingungen dazu mangeln. Humboldt hat selbst jene Kleinstaaten, deren Dasein nach andern Vorgängen eine Anomalie ist, und welche kaum mehr in unsere Lage und Verhältnisse passen, noch in Schutz genommen,[2]) und aus Gründen, die, wenn man zurück blickt, sich genügend rechtfertigen lassen. In der traurigsten Zeit unserer Geschichte hatten gerade diese kleinen Punkte Blüthen des Schönen und Guten getrieben, an die in den größeren Massen lange nicht zu denken war. Wieviel verdankten wir der sächsischen Erbtheilung, was allein einem Ländchen wie Weimar! Anders freilich stellt sich die Sache, wenn wir die Jetztzeit oder die Zukunft ins Auge fassen. Scheint es doch, als wenn die Aufgabe der kleinen nunmehr von kräftigern, von mittlern Staaten allein gelöst

---

2) Er und Hardenberg sagten in ihrer Note an den Fürsten Metternich, 10. Febr. 1815: „Niemand kann so sehr gegen eine Theilung Deutschlands in so oder so viele Theile sein, als die Unterzeichneten; Niemand fühlt so sehr, daß gerade die Vorzüge, welche die Deutschen auszeichnen, in der Vielfachheit der Regierungen und der Verschiedenheit der Verfassungen ihren Grund [?] haben, wenn auch Deutschland manchmal sehr schwer dafür durch die Bedrohung und den Verlust seiner Unabhängigkeit büßen mußte. Niemand ist daher so sehr jeder Idee entgegen, die auf Beherrschung, Unterdrückung oder Verschlingung des kleineren Staats durch den mächtigeren geht." (Klüber, II. 9.)

werden könnte. Die heerdenweiſe Entwicklung der Neueren drängt auch die Staaten in größere Maſſen zuſammen, und unſere Lage ſchon zwiſchen zwei ſo gewaltigen und ungehindert fortſchreitenden Coloſſen dürfte dieſe ungemeſſene Zerſetzung auf die Dauer nicht ertragen. —

Den Männern, die 1814 und 1815 für einige dreißig große und kleine, insgeſammt ſouveräne und der Hauptſache nach fürſtliche Staaten ein neues Band des Zuſammenhaltens gründen ſollten, war keine kleine Aufgabe geſtellt. Gleich die Kaiſerkrone konnte Preußen nicht in Oeſterreichs Händen wollen, es ſelbſt konnte ſie nicht anſprechen. Darüber war man einig, daß der weſentliche Einfluß zwiſchen beiden Großſtaaten getheilt werden müſſe. Aber wie weit ſollte dieſer Einfluß ſich erſtrecken, wie ſollte er ſich geſtalten? Preußen, ſcheint es, hätte am liebſten eine Hegemonie geſehen von Nord und Süd. Im Süden aber ſtand Bayern, im Norden Hannover entgegen, andere anſehnlichere Staaten hinter dieſen. Auch hatte Oeſterreich, die Verhältniſſe richtig abſchätzend und einer ungleichen Theilung zur rechten Zeit vorzubeugen bemüht, ſchon in Verträgen mit den Rheinbundſtaaten, namentlich Bayern die volle Souveränetät zuerkannt. Wirklich ſtand in dieſen Mittelſtaaten eine Macht gegenüber, die man anzuerkennen genöthigt war, auf die man von Preußens Seite nur einen mit Oeſterreich getheilten, nur einen mittelbaren, einen aus der Natur der Dinge hervorgehenden Einfluß üben konnte. Auch Humboldt ſcheint nur mit Widerſtreben der Anerkennung von Verhältniſſen ſich gefügt zu haben, die theils mit der Unordnung, theils mit der Schlaffheit des frühern Reichszuſtandes drohten. Daher kam es, daß wenigſtens der erſte preußiſche Bundesplan, ſonſt angefüllt mit freiſinnigen und wahrhaft nationalen Ideen, doch auch beſtimmte, Oeſterreich und Preußen ſollten nur mit einem ſehr kleinen Theile ihrer Beſitzungen dem Bunde beitreten. Man

wollte durch eine Einrichtung, deren Ergebniß ſo zweifelhaft blieb, ſich die Hand nicht binden. Der Gegenpart war voll Anmaßung, er, der ſo willfährig fremdem Einfluſſe gedient hatte; die Preußen dagegen hegten, im Siegesgefühle, nur zu natürliche Herrſchgelüſte. Sie wollten etwas Beſſeres als den nachmaligen Bund; ſie wollten entſchiednern Einfluß oder größtmögliche Selbſtſtändigkeit verbürgt haben. — Man muß dann noch erwägen, wie verworren in vieler Rückſicht, wie wenig übereinſtimmend, wie ſchwankend, zwiſchen Altem und Neuem damals noch die Anſichten auf allen Seiten waren. Preußen war am thätigſten; es machte einen Entwurf nach dem andern, und forderte nicht mit Unrecht die Gegenpartie auf, doch nicht blos zu kritiſiren, ſondern ſelbſt auch Vorſchläge zu machen (Klüber, II. 39.) Und zuletzt müſſen wir ſagen, daß Humboldt und ſeines Gleichen auch da, wo ſie geirrt und der Zeit ihren Tribut abgetragen, die Größe Deutſchlands, das Bedürfniß der Zeit und die Intereſſen der Menſchheit mehr im Auge gehabt haben, als die Gegner, ſelbſt wo ſie ein Recht vertheidigten.

Den erſten aller Entwürfe übergab Hardenberg dem Fürſten v. Metternich in einer Conferenz zu Baden bei Wien am 13. Sept. 1814.[3]) Es mag ihn verfaßt haben, wer will, gewiß iſt, daß die Ideen, die Humboldt nachher mehr denn einmal ausführte, darin ſchon dominirten. Charakteriſtiſch daran iſt der Gedanke von Kreisobriſten, wonach die mächtigeren deutſchen Fürſten über die kleinern umliegenden eine Art Aufſicht führten, und der eines erſten Bundesrathes, welcher, zuſammengeſetzt aus dieſen Kreisobriſten, die Vertretung der gemeinſamen Angelegenheiten nach außen, wie die Initiative und Exekution der Maßnahmen im Innern zu beſorgen hätte. Der Plan hatte das Gute, daß er die kleinen

3) Er findet ſich in Klüber's Akten, I. 45—56.

Staaten, so weit es ging, unschädlich machen, und eine nach innen und außen angesehenere Centralgewalt gründen wollte. Nur waren die Aufgaben dieser Kreisobristen noch zu ungleich und willkührlich vertheilt; anstatt, daß diese Leitung immer nur im Namen der Gesammtheit und, wo möglich, den Chefs der verschiedenen Häuser übertragen wurde, erschien sie als eine Art Kaiserherrschaft im Kleinen, die doch nach Entfernung der großen nicht am Platze war. Bedeutsam aber blieb diese Richtung immer, so wie denn überhaupt der Entwurf des Guten und Wünschenswerthen eine Menge enthielt.

Dem Grundgedanken dieses Planes, so wie den vorher geschlossenen Verträgen entsprechend, traten die ansehnlichsten deutschen Cabinette, Oesterreich, Preußen, Bayern, Hannover und Würtemberg, in ein constituirendes Comité zusammen. Ueber Sachsen, das nicht hätte fehlen dürfen, hing noch das Schwert des Damocles. Baden und Kurhessen hätten wohl auch hieher gehört. [4]) Baden verlangte es auch, in einer Note an beide Großmächte, und in mündlicher Ansprache. Sein Bevollmächtigter aber (Frh. v. Hacke) ward vom preußischen Staatskanzler nicht einmal empfangen; nur Humboldt, sagt man, hörte seine Beschwerden. [5]) Dennoch fühlte man im Comité dieses Mißverhältniß, und gedachte, Baden und Hessen wenigstens eine Art Zwischenstellung zwischen dem ersten und zweiten Rath einzuräumen. Besser aber, man wäre einen Schritt weiter gegangen. Dann würde es der kleinen Staatenmenge nicht so leicht geworden sein, das leitende Comité zu sprengen; die Ansichten in diesem hätten sich nicht so schroff gegenüber gestanden; es würde zuletzt

---

4) Der erste preußische Entwurf führte auch beide im ersten Rath auf (Klüber, I. 51).

5) E. Münch, Allg. Geschichte der neuesten Zeit, I. 416. In den mir zu Gebot stehenden Quellen fand ich diese Angabe nicht.

nicht alles Gute, das man auf dieſem Wege beabſichtigte, wieder zu Waſſer geworden ſein.

Im conſtituirenden Comité waren die Staaten alſo vertreten: Oeſterreich durch Metternich und Weſſenberg, Preußen von Hardenberg [6]) und Humboldt, Bayern durch den Fürſten Wrede, Hannover von den Grafen Münſter und Hardenberg, Würtemberg durch den Grafen v. Wintzingerode und Frh. v. Linden. Die Sitzungen begannen den 4. Oktober 1814 und endeten 16. Nov.; ſie waren von höchſtem Intereſſe. Hofrath von Martens führte das Protokoll. [7]) Nicht ſowohl jener preußiſche Entwurf, ſondern zwölf in ähnlichem Geiſte zwiſchen Preußen, Oeſterreich und Hannover concertirte Artikel (l. 57—61) wurden der Erörterung zu Grunde gelegt, um über die Hauptpunkte ſich erſt zu verſtändigen Ein öſterreichiſch-preußiſches Direktorium war beſeitigt, der erſte Rath und die Kreisobriſten beibehalten, eben ſo die Feſtſtellung gewiſſer Bürgerrechte und eines Minimums landſtändiſcher Befugniſſe.

Vom Beginn der Verhandlungen traten die ſchroffſten Gegenſätze hervor. Umſonſt bemühten ſich beſonders Humboldt und Münſter, einen Fürſten wie Völker ſchützenden Bund zu gründen; Bayern und Würtemberg bildeten eine ununterbrochene Phalanx des Widerſtandes. Wenn Humboldt im Namen ſeines Königs erklärte, „dieſer ſehe es für Regentenpflicht gegen ſeine Unterthanen an, dieſe wieder in eine Verbindung zu bringen, wodurch ſie mit Deutſchland eine Nation bildeten, und der Vortheile genöſſen, welche

---

6) In den drei letzten Sitzungen (7.—16. Nov.) erſchien der Staatskanzler nicht mehr. Es war natürlich, daß Humboldt bei wichtigen Fragen ſich vorbehielt, erſt Rückſprache mit dieſem zu nehmen.

7) Dieſe Protokolle (bei Klüber, II. 64—189.) ſind nicht ſo farb- und leblos, wie die meiſten andern Congreßprotokolle, die faſt nichts als die Reſultate aufbewahren.

daraus für die Mitglieder derſelben erwachſen müßten" (II. 184); wenn er unabläſſig für ein Bundesgericht, als Berufungsbehörde für Staaten und für Einzelne (II. 168), wenn er für Feſtſtellung, nicht blos der Rechte des hohen Adels, ſondern einer Magna Charta für ſämmtliche Claſſen deutſcher Unterthanen arbeitete, wenn er allen deutſchen Staaten die Einführung von Verfaſſungen und wenigſtens eines Minimums von Rechten, die man den Ständen zugeſtehen müſſe, vorgeſchrieben ſehen wollte, ſahen jene beiden ſüddeutſchen Staaten in all dem nur eine Verletzung der ohne Maß von ihnen ausgedehnten Souveränetätsbegriffe. Man mag immer zu ihrer Entſchuldigung ſagen, ſie hätten ſich nicht Geſetze vorſchreiben laſſen wollen, mit denen der Mächtige doch nach Belieben ſchalten würde; man mag anerkennen, daß eben dieſe Staaten theils jene den Völkern beſtimmten Zuſicherungen beſſer erfüllt, als nachmals Preußen und Hannover, theils hie und da wenigſtens ſich ihrer Souveränetät dazu bedient haben, zu bindende Reaktionsbeſchlüſſe zu verhindern; dennoch iſt nicht zu leugnen, daß ihr Widerſtand auch gegen die wohlwollendſten Abſichten der preußiſchen und hannöveriſchen Bevollmächtigten zum guten Theil die Armſeligkeit der deutſchen Bundesära mit hat begründen helfen. In keiner Weiſe wollten die beiden Staaten ein Uebergewicht der größern, das doch in der Natur der Dinge liegt, anerkennen, obſchon Oeſterreich und Preußen ſich zu der Erklärung beſtimmen ließen: daß ſelbſt ihre vereinigten Stimmen den drei andern, wenn ſie einhellig opponirten, nichts aufdrängen ſollten (II. 81—82. 127). Selbſt in Bezug auf das Recht des Krieges und der Bündniſſe erhoben Bayern und Würtemberg ganz dieſelben Anſprüche, die Preußen machte, und die das mit ſo großen Beſitzungen außerhalb Deutſchland verſehene Oeſterreich gar nicht aufgeben konnte (II. 105. 122 — 23). Doch hier wich man nicht. Tapfer verfocht

Humboldt das Recht der Großſtaaten; in der Sitzung vom 24. Oct. entwickelte er die Gründe, warum dieſe nicht nach gleichen Grundſätzen mit den blos deutſchen Staaten beurtheilt werden könnten (II. 116), und noch, als Oeſterreich einer begütigenden Redaktion dieſes Punktes ſchon Eingang verſchafft hatte, erklärte er, dieſe ſcheine ihm ungenügend, und behielt ſich in Abweſenheit des Staatskanzlers noch eine Erklärung darüber vor (II. 173). [8]) Doch die kleinen Staaten verfochten auch ein Recht. Hat man doch oft vergeſſen, was man den Bundesſtaaten, die faſt in jede einſeitige

---

8) Die entſchiedenſte Abneigung, in dieſem Punkt ein Zugeſtändniß zu machen, trat auch noch ſpäter bei Humboldt hervor. Preußen hatte noch zu Wien die Abſicht erklärt, nicht nur mit allen ſeinen vormals beſtimmt zum deutſchen Reiche gehörenden Landen, ſondern auch mit Schleſien und Geldern dem Bunde beizutreten (II. 8t. 106. 469). Als aber ſpäter dieſe Frage am Bundestage definitiv erledigt werden ſollte, ſchlug man in Preußen von einigen Seiten vor, wegen möglicher Feindſeligkeiten von Seiten Rußlands lieber auch das eigentliche Preußen und Poſen dem Bunde einzuverleiben. Hardenberg aber und Humboldt widerriethen. Preußen müßte, nach ihrer Anſicht, verlieren, wenn es aufhöre, eine außerdeutſche Macht zu ſein; es trete aus der Reihe der erſten unabhängigen Staaten. Daß Preußen, meinte Humboldt, ſeit dem Jahr 1813 in allen Verhandlungen zu den fünf größten Staaten, von denen ſogar Spanien ausgeſchloſſen blieb, gerechnet wurde, verdanke es doch auch mit dieſer zugleich außerdeutſchen Stellung. Durch die vorgeſchlagene Maßregel dagegen werde es ein bloßer Bundesſtaat Deutſchlands, und ſtelle ſich in Eine Kategorie mit Bayern, Würtemberg und Hannover. Zu einem ſolchen Preußen würden die europäiſchen Staaten nicht mehr mit dieſem Vertrauen reden. Auch konne man, fügte er (Angeſichts der unglücklichen Entwicklung der Bundes-Angelegenheiten) hinzu, erforderlichen Falls von den nichtdeutſchen Staaten Gründe hernehmen, in dieſem oder jenem Punkt Abweichungen von den im Bunde aufgeſtellten Sätzen Statt finden zu laſſen. Endlich — und das war zur Zeit wohl der entſcheidende Einwurf — fürchteten Hardenberg und Humboldt, der Beitritt mit der ganzen Monarchie werde auf dem Bundestage nicht durchzuführen ſein. Dieſen Gründen, die der Obriſt, nachherige Kriegsminiſter v. Witzleben, zum Theil, um ſie zu widerlegen, in einem Memoire vom J. 1818 erwähnt hat (ſiehe Dorow's Joh v. Witzleben, Leipzig 1842, S. 117—20), mag man unter den obſchwebenden Verhältniſſen immer beiſtimmen, dennoch bleibt zu wünſchen, daß die künftige Entwicklung der Dinge auch dafür eine Ausgleichung mit ſich führe. Denn das eigentliche Preußen gehört doch in der That ſo gut zu Deutſchland, als Böhmen oder Illyrien.

Unternehmung verwickelt werden müſſen, oder die an den Laſten eines Krieges Theil genommen hatten, ſchuldig wäre. Erſt auf dem Boden der Zollvereinspolitik können wir eine Ausgleichung der hier ſich kreuzenden Anſprüche erwarten.

Nach mehrwöchentlichen Verhandlungen forderte Würtemberg geradezu, man ſolle die Verfaſſungsfragen ſo lange vertagen, bis die deutſchen Territorialfragen erledigt ſeien, da vorher ein Einverſtändniß nicht zu hoffen. In einer Antwortnote, die Hardenberg und Humboldt am 22. Nov. erließen, führte man zu Gemüthe, von wem der langſame Gang dieſer Unterhandlungen hauptſächlich bewirkt worden. Den Schluß der Territorialverhandlungen abzuwarten, ſei gar nicht nöthig, denn es handle ſich überhaupt weniger um kleine Irregularitäten des Länderbeſitzes, als um die Vereinigung der einzelnen Staaten in einen tüchtigen Geſammtkörper, und es bleibe nur zu wünſchen, daß jeder einzelne Staat die rechte Stellung zu dieſem nehme (IX. 252—55). Dieſe Lektion kam ſchon zu ſpät. Nicht allein die Bemühungen der kleinen Staaten, die Pentarchie zu ſprengen, [9]) ſondern eben ſo die Uneinigkeit des Ausſchuſſes ſelbſt, und wie wir glauben, auch die Spannung über die polniſch-ſächſiſche Frage, führten einen völligen Stillſtand dieſer Verhandlungen herbei.

Erſt — als die Länderfragen ſich ihrer Beendigung näherten — faßte man die Verfaſſungsangelegenheiten wieder in's Auge. Den 4. Febr. wiederholten Hardenberg und Humboldt in einer Note an Metternich den bereits mündlich

---

9) „Jene fünf mächtigeren Staaten," ſo äußert ſich Herr von Gagern, ein Hauptagitator der kleinen, „verwickelten ſich in der Leerheit und Zweideutigkeit ihrer Sätze. Herr von Humboldt, ſonſt ein Mann von großem Talent und Wiſſen, hatte zu undankbaren Stoff [?], und das Volumen oder die Multiplikation der Plane erſetzten nicht den innern Gehalt." (Antheil II. 205—6).

lebhaft geäußerten Wunſch, „daß nunmehr die Angelegenheiten der deutſchen Verfaſſung wieder in Berathung genommen werden möchten,“ und verſprachen demſelben unverzüglich die Vorarbeiten mitzutheilen, die ſie zu dieſem Zweck entworfen hätten. Sie ſchlugen jetzt ſelbſt vor, die kleinern deutſchen Fürſten und Stände, deren Geſinnung ſich wider Erwarten freundlich ausgeſprochen habe, zu den Berathungen über die künftige Verfaſſung herbeizuziehen, nur mit Beifügung des Wunſches, daß man dieſelben auffordere, ſich durch eine aus ihrer Mitte hervorgehende Deputation vertreten zu laſſen, da von einer zu großen Zahl Bevollmächtigter eine gedeihliche Berathung nicht zu hoffen ſein würde. Metternich war damit völlig einverſtanden. Sofort überreichten (15. Febr.) Hardenberg und Humboldt zwei neue Bundesentwürfe, einen mit, einen ohne Kreisdirektoren; ſie drückten dabei die leitenden Motive in einer ſehr merkwürdigen Note aus. Zunächſt vertheidigten ſie nochmals den Gedanken der Kreisdirektoren. „Die Gefahr,“ ſagten ſie, „daß Deutſchland in einige große Theile zerfalle, rührt nicht von der Eintheilung in Kreiſe her . . . Dieſe Gefahr entſteht aus der überwiegenden Macht einiger Staaten, der großen durch die Säkulariſationen und Mediatiſationen entſtandenen Verringerung der Zahl der übrigen, und der durch die Zerſtörung des deutſchen Reichs herbeigeführten Entwöhnung von aller, auch noch ſo billigen, gemeinſchaftlichen Verfaſſung.“ (II. 10.) Beide Staatsmänner gingen in der damaligen Erbitterung gegen die ſüddeutſchen Höfe ſo weit, ſelbſt auf bedingte Herſtellung der mediatiſirten Fürſten hinzudeuten (II. 9. 10—11). Hatte denn Preußen dieſe Sekulariſirungen und Mediatiſirungen nicht gefördert? Hatte Hardenberg nicht ſelbſt den Baſeler Frieden abgeſchloſſen, der alle dieſe Veränderungen herbeizog? Humboldt hatte keinen Theil an dieſen Vorgängen gehabt, aber, redlich geſtanden, hier hat ihn entweder eine ſonſt

gerechtfertigte Polemik, oder eine unpraktiſche griechiſch-deutſche Idee fortgeriſſen. Es iſt doch ein ganz anderes Ding, Bürger einer noch ſo kleinen Griechenrepublik, als geborener Unterthan eines Fürſten Wittgenſtein oder Hohenlohe zu ſein! — Vortrefflich aber waren faſt alle Vorſchläge und Maximen, die der zweite Theil dieſer Note entwickelte, und wir können nicht umhin, die wichtigſte Stelle daraus hier einzurahmen. „Es gibt," ſagten ſie, „bei der deutſchen Verfaſſung nur drei Punkte, von denen man nach der innerſten Ueberzeugung der Unterzeichneten nicht abgehen kann, ohne der Erreichung des gemeinſchaftlichen Endzwecks den weſentlichſten Nachtheil zuzufügen: eine kraftvolle Kriegsgewalt, ein Bundesgericht, und landſtändiſche, durch den Bundesvertrag geſicherte Verfaſſungen. Die Unterzeichneten können ſich ſchmeicheln, daß auch der öſterreichiſche Hof die Anſicht theilt, daß die Errichtung einer deutſchen Verfaſſung nicht blos in Abſicht auf die Verhältniſſe der Höfe, ſondern eben ſo ſehr zur Befriedigung der gerechten Anſprüche der Nation nothwendig ſei, die, in der Erinnerung an die alte, nur durch die unglücklichſten Ereigniſſe untergegangene Reichsverfaſſung, von dem Gefühle durchdrungen iſt, daß ihre Sicherheit und Wohlfahrt und das Fortblühen ächt vaterländiſcher Bildung größtentheils von ihrer Vereinigung in einen feſten Staatskörper abhängt; die nicht in einzelne Theile zerfallen will, ſondern überzeugt iſt, daß die treffliche Mannigfaltigkeit der deutſchen Völkerſtämme nur dann wohlthätig wirken kann, wenn ſich dieſelbe in einer allgemeinen Verbindung wieder ausgleicht. Geht man aber von dieſer Betrachtung, dem allgemeinen Verlangen nach einer nationalen Verbindung, aus, ſo erhalten die drei erwähnten Punkte eine verſtärkte Wichtigkeit. So iſt es z. B. unleugbar, daß, wenn es der künftigen Verfaſſung an einem Bundesgerichte

fehlt, man nie wird die Ueberzeugung aufheben können, daß dem Rechtsgebäude in Deutſchland der letzte und nothwendigſte Schlußſtein mangle, und die Unterzeichneten theilen ſelbſt vollkommen dieſe Ueberzeugung." (II. 16—17).

Die dieſer Note beigefügten Entwürfe (II. 18—64), die ausführlichſten unter allen, ſind, wie auch Klüber verſichert (II. 295), aus Humboldt's Feder gefloſſen. Es athmet in ihnen derſelbe Geiſt, der obige Note auszeichnet, derſelbe, der auch in dem erſten Entwurf waltet, nur daß die inzwiſchen gemachten Erfahrungen wohl genutzt und ungemeſſene Anſprüche beſeitigt ſind. Nicht leicht iſt den Intereſſen der Nation in Hinſicht auf Rechtszuſtand und allgemeine Wohlfahrt ſo ſorgfältig und ausführlich vorgedacht worden, wie in den nun vorgelegten Plänen. Aber die Zeit war ihnen nicht günſtig. Oeſterreich hatte nur auf den Moment gewartet, um wieder einmal den Ausſchlag zu geben. Auch ihm mochten viele Punkte, die Preußen betrieb, nicht angenehm ſein; man wünſchte gar keinen ſo feſten und detaillirten Bundesplan, man wollte nicht ſo viel Lebhaftigkeit in die Bundesverhältniſſe gebracht wiſſen. Preußen modificirte zwar ſeine Abſichten in einem Anfang April vorgelegten Entwurfe (I. H. 4. S. 104—11) nochmals; es revidirte ihn dann abermals (30. April) und überreichte ihn ſo dem Fürſten v. Metternich am 1. Mai (II. 298—308). Ein oberer Bundesrath, nur durch einige Bevollmächtigte der Kleinſtaaten vermehrt, das Bundesgericht, die Feſtſetzung allgemeiner Bürgerrechte ſo wie eines Minimums landſtändiſcher Befugniſſe waren auch in dieſem letzten rein preußiſchen Plane bewahrt. Umſonſt. Oeſterreich hatte ſchon das Heft in Händen, und alle Bemühungen für das Beſſere waren nunmehr vergeblich.

Bevor wir jedoch den Verlauf dieſer Angelegenheit ſchildern, ſei uns vergönnt, wenigſtens auf einige Punkte dieſer Entwürfe den Blick zu lenken. Nicht als fänden wir

nur in dieſen des Bedeutſamen genug, ſondern wir wählen ſie, weil ſie für die Gegenwart das größre Intereſſe haben, und faſſen vorzüglich die beiden beſtimmt von Humboldt herrührenden Entwürfe vom Februar (1815) in's Auge, die für uns hier, da ſie nur in Rückſicht auf die Kreiseinrichtung von einander abweichen, für einen gelten können. — Im 96ſten Paragraphen dieſes Entwurfs ward Preßfreiheit zugeſichert, gegründet auf die Verantwortlichkeit der Schriftſteller, oder, falls dieſe nicht genannt ſind, der Buchhändler oder Drucker, verbunden mit der „nöthigen" polizeilichen Aufſicht periodiſcher Schriften; und erſt in den letzten Vorlagen ward dieſe „zweckmäßige polizeiliche Aufſicht" der periodiſchen Preſſe etwas weiter, jedoch nur auf Flugſchriften ausgedehnt. — Den Ständen aber garantirte der Hauptentwurf (II. 44—45.), unabhängig von der ſonſtigen Verſchiedenheit landſtändiſcher Verfaſſungen in den einzelnen Ländern, zum mindeſten folgende Rechte: 1. das der Mitberathung bei Ertheilung neuer, allgemeiner, die perſönlichen und Eigenthumsrechte der Staatsbürger betreffenden Geſetze; 2. das der Bewilligung bei Einführung neuer Steuern oder bei Erhöhung der ſchon vorhandenen; 3. das der Beſchwerdeführung über Mißbräuche oder Mängel in der Landesverwaltung, worauf ihnen die Regierung die nöthige Erklärung darüber nicht verweigern dürfe; 4. das der Schützung und Vertretung der eingeführten Verfaſſung, und der durch dieſelbe und durch den Bundesvertrag geſicherten Rechte der Einzelnen bei dem Landesherrn und bei dem Bunde. — Auch die beiden modificirten Entwürfe hielten dieſe Punkte feſt; der letzte fügte noch hinzu, daß, wo eine ſtändiſche Verfaſſung erſt neu organiſirt werden müſſe, ſie ſo einzurichten, daß alle Claſſen der Staatsbürger daran betheiligt würden (II. 304). — Man ſieht, Humboldt forderte nichts Ueberſchwengliches von dem Beginn conſtitutioneller Entwicklung.

Die Freunde der Freiheit werden dieſe Beſtimmungen ſehr karg finden. Dennoch dürfte man, bei näherem Betracht, einen ſolchen Ausgangspunkt (terminus a quo), als Unterbau verfaſſungsmäßigen Lebens, nicht für gering anſehen, und um ſo weniger, da durch das Zugeſtändniß der Verwilligung in dem einen Falle die Möglichkeit weiterer Fortbildung auf dem Wege ruhiger Uebereinkunft, alſo des geſetzmäßigen Ausbaues, ſchon vorgeſehen iſt. Hiezu kommt noch ein weiteres Intereſſe. Faſt — wenn auch nicht ganz — dieſelben Rechte gedachte man in Preußen, wo ein ſolcher hier vielfach ſchwierigerer Neubau erſt zu gründen war, den demnächſt zu errichtenden Reichsſtänden zu gewähren, was noch von Wien aus der König, in dem berühmten Edikt vom 22. Mai 1815, ſeinem wieder zu neuen Anſtrengungen gegen Frankreich aufgerufenen Volke verkündete. Da hieß es (§. 3. 4.): „Aus den Provinzialſtänden wird die Verſammlung der Landesrepräſentanten gewählt, die in Berlin ihren Sitz haben ſoll. — Die Wirkſamkeit der Landesrepräſentanten erſtreckt ſich auf die Berathung über die perſönlichen und Eigenthumsrechte der Staatsbürger, mit Einſchluß der Beſteuerung.“ Von Reichsſtänden hatte Humboldt in jenen Entwürfen nicht geſprochen, weil es ſich im Allgemeinen von ſelbſt verſtand, auf Oeſterreich aber nicht anwendbar ſchien. Dagegen müſſen wir uns wundern, daß die preußiſche Verheißung nicht einmal das verbürgte, was ſämmtliche Bundesentwürfe, die von dieſem Staate ausgingen, als ein Minimum gefordert hatten. Scheint es doch, als wenn unterdeß ſchon ein entgegenwirkender Einfluß ſich geregt und den König bewogen hätte, weiterer Zuſage ſich zu enthalten.

Sicher nur durch Widerſprüche, theils von Seite anderer Cabinette, theils aus dem eigenen Feldlager, war Humboldt ſelbſt zu dieſem, übrigens wohlbedachten Minimum

gekommen; denn in dem ersten preußischen Entwurfe, der wohl auch dem besten Theile nach auf seine Rechnung gehört, war den Ständen noch ungleich mehr eingeräumt, nämlich ein näher zu bestimmender Antheil an der Gesetzgebung, Verwilligung der Landesabgaben, Vertretung der Verfassung bei dem Landesherrn und bei dem Bunde. (I. H. 1. S. 47—48) — Hat Humboldt doch auch die Hauptentwürfe (vom Februar) noch in manchen Punkten beschnitten! Dennoch würde man sehr Unrecht thun, wollte man, mit Herrn v. Gagern, [10]) aus diesen rückwärts gethanen Schritten schließen, „der geistreiche Verfasser — der Entwürfe — sei bereits durch Widersprüche ermüdet gewesen." — Vielmehr ist die Ausdauer zu bewundern, womit er an jenem Ultimatum festhielt, mit der er noch zuletzt erklärte, wie wenig die Bundesakte ihm genüge. Wenn er wich, so war dies keine Umkehr, sondern ein Zugeständniß, das er den Umständen, das er der Nothwendigkeit machen mußte.

Bekanntlich kam im März 1815 Napoleon von Elba zurück. Kriegerische Maßnahmen wurden das Erste und Dringende; die deutsche Verfassungssache, wenn sie noch zu Stande kommen sollte, mußte auf jede Weise beschleunigt werden. Da gewann Oesterreich den Vortritt; es adoptirte die meisten Forderungen der süddeutschen Staaten; willfahrte den Anliegen der kleinen Fürsten, und führte so die Dinge in das längst gewünschte Geleis. In der Mitte Mai's trat es in definitive Besprechung mit Preußen, zu der zuletzt noch der erste hannöverische Bevollmächtigte, Graf v. Münster, gezogen wurde (II. 341). Darauf rief man sämmtliche deutsche Staaten, die kleineren anfangs in Deputationen, [11])

---

10) Antheil, II. 220.

11) Diese hatte auch Preußen, schon am 29. März, dazu eingeladen; siehe die Antwort von Hardenberg und Humboldt auf eine

bald mit ihren ſämmtlichen Bevollmächtigten, zur Berathung. Oeſterreich legte (23. Mai) einen Entwurf der Bundesakte vor, mit der Erklärung, daß es „in Einverſtändniß mit Sr. Majeſtät dem König von Preußen geſchehe.“ Die preußiſchen Bevollmächtigten leiſteten noch in der Berathung, was in ihren Kräften ſtand; im Ganzen änderten ſie nichts. Die Protokolle (II. 339—368) auch werden farblos und öde; ſchon brach — in dieſem zweiten Theile der deutſchen Verhandlungen zu Wien — der Bundestag an. Alles ward möglichſt ſchwebend gehalten, das Meiſte der Zukunft überlaſſen, ſelbſt das Soll in Bezug auf landſtändiſche Verfaſſungen mit dem famoſen Wird vertauſcht (II. 385. 433). Man drängte zum Schluß, um den kriegeriſchen Ereigniſſen zu folgen. Schon in der 11ten Sitzung, 10. Junius, ward die am 8. deſſelben Monats paraphirte Akte unterzeichnet. Sie trägt auch die Namen Hardenberg und Humboldt. Dieſe aber gaben, bevor ſie unterzeichneten, die ſchriftliche Erklärung ab, „wie ſie zwar gewünſcht hätten, der Bundesakte eine größere Ausdehnung, Fertigkeit und Beſtimmtheit gegeben zu ſehen, daß ſie aber, bewogen durch die Betrachtungen, daß es beſſer ſei, vorläufig einen weniger vollſtändigen und vollkommenen Bund zu ſchließen, als gar keinen, und daß es den Berathungen der Bundesverſammlung frei bleibe, den Mängeln abzuhelfen, die Unterzeichnung nicht zurückhalten zu müſſen geglaubt hätten.“ (Wien, 6. Juni 1815). [12])

Auch dieſe Hoffnung wurde nicht erfüllt. Das Gute ſelbſt, was noch gerettet worden, trug wenig Früchte, und bald ließ auch Preußen, das auf ſo guten Wegen gewandelt,

---

Note der vereinigten ſouveränen Fürſten und freien Städte bei Klüber, I. H. 1. S. 48—51.

12) Klüber, Akten, II. 556.

ſich zu völliger Umkehr beſtimmen. Allerdings wurde der Bund dann fortgebildet; zunächſt aber nur im Intereſſe einer vollſtändigen, ſämmtliche Staaten feſſelnden Reaktion.

Nur einen flüchtigen Blick werfen wir auf die geſelligen Verhältniſſe, in denen Humboldt während des Congreſſes ſich bewegte, und fügen dann einige Abenteuer und Anecdoten aus dieſer Zeitepoche hinzu. Ueberlaſtet mit dringenden und ſo bedeutenden Geſchäften fand Humboldt doch noch Zeit, dem rauſchenden Leben des Tages und den vielfältigſten Einladungen zu folgen. Zwar ſah man ihn nie auf der Baſtei, [1]) dem allgemeinen Spaziergangsorte der Wiener, wo damals die ganze vornehme Welt ſich tummelte, aber man traf ihn bei allen Feſtlichkeiten, die damals gedrängt auf einander folgten; man fand ihn in den Salons, wo einzelne Theile der großen Maſſe ſich zuſammenfanden, (z. B. in dem der Fürſtin Taxis, dem Hauptverſammlungspunkte hochſtehender Preußen, bei Frau von Arnſtein, [2]) einer gebornen Preußin, u. ſ. w.) Wir finden Humboldt beim Feſtball im kaiſerlichen Palaſt, ſich mit Dalberg und Weſſenberg über die ſächſiſch-polniſche Frage unterhaltend, [3]) finden ihn bei einem Picknick im Augarten, das der bekannte Sidney-Smith veranſtaltet hatte, in lebhafter Unterredung mit dem Grafen von Rechberg. Rechberg unterhielt ihn mit

---

1) Varnhagen v. Enſe, Denkw. V. 44.

2) Ebendaſ., zweite Aufl. IV. 414—15. „Man konnte in ihren Sälen an demſelben Abend den Herzog von Wellington, den Cardinal Conſalvi, den Fürſten von Hardenberg, die Grafen Kapodiſtrias und Pozzo di Borgo, den Freiherrn v. Humboldt, die Prinzen v. Heſſen-Homburg, die Grafen v. Bernſtorff, v. Münſter und v. Reipperg, und viele andere, ſolchen Anſehens, aus der gedrängten Menge ausleſen."

3) De la Garde, Fêtes et Souvenirs, I. 554.

ſolchem Autorenthuſiasmus von einem Werk über Rußland, daß er darüber ganz vergaß, auf ſeinen Herrn, den König von Baiern, zu achten, der umſonſt ihn in einer Verlegenheit um Hülfe anrief. [4]) — Gentz wußte die ausgeſuchteſte Geſellſchaft bei ſich zu vereinigen. Da ſah man den Herzog von Weimar, einen Talleyrand, den Grafen und die Gräfin von Bernſtorff, die ſchöne Gräfin von Fuchs, den Dr. Bollmann — (bekannt durch ſeinen Verſuch, Lafayette aus Ollnütz zu befreien, nachmals halb Deutſcher, halb Amerikaner), ferner Rahel mit ihrem Gatten und natürlich auch unſern Humboldt. [5]) — Man erzählt auch von einem Mahle beim Fürſten Staatskanzler [6]) (15. März), bei dem Humboldt, Fürſt Radziwill, Stägemann, Grolmann und Schöler, der Finanzminiſter v. Bülow, Graf Flemming, Bartholdy, Varnhagen, Rahel u. A. verſammelt waren. Auch der Turnmeiſter Jahn, derb und ſchmutzig, wie er war, erſchien dabei, und theilte Lehren und auch Grobheiten aus. „Humboldt's Eifer," erzählt uns Varnhagen, „ſich Jahn durch mich vorſtellen zu laſſen, verleitete den Kraftmann, auch hier ſein Spiel zu verſuchen, das aber ſchlecht gelang, der überlegene Geiſt hielt den untergeordneten ohne Mühe in Schranken, und Jahn blieb zuletzt in einer Faſſung ſtehen, als wiſſe er nicht, ob er gefoppt worden."

Von ſchon Bekannten fand Humboldt in dieſer Zeit auch den Cardinal Conſalvi, der als Bevollmächtigter des Papſtes erſchien. Auch der Major v. Hedemann begrüßte den künftigen Schwiegervater während dieſer Zeit. Der Buchhändler Cotta kam im Auftrag ſeiner Collegen,

---

4) Ebendaſ. II. 97.
5) Varnhagen v. Enſe, Denkw. V. 87.
6) Ebendaſ., V. 113—114. Rahel's Briefe, II. 267—69.

ſo vieler andern diplomatiſchen und nicht diplomatiſchen Perſonen hier nicht weiter zu gedenken.

Auch an Abenteuern, an luſtigen Erzählungen fehlte es nicht; und Humboldt ſelbſt gab Stoff dazu. Das Ernſtere wollen wir zuerſt berichten, ein Duell nämlich, das die wenigſtens äußerlich heitere Arena des Congreſſes beinahe mit Blut beſpritzt hätte, und das um ſo mehr auffiel, weil es nicht zwiſchen ein paar jungen Hitzköpfen, ſondern zwiſchen geſetzten Männern Statt hatte, die beide hoch geſtellt, beide Miniſter einer angeſehenen Macht waren, zwiſchen unſerm Humboldt nämlich und dem Kriegsminiſter Preußens, Herrn v. Boyen. Dieſe Männer geriethen durch einen faſt kindiſchen Etiketteanſtoß an einander, wobei Humboldt wohl einigen Uebermuthes geziehen werden muß. Der Kriegsminiſter nämlich war zu einer Conferenz der fünf Mächte eingeladen, um in Betreff des bevorſtehenden Feldzugs einige Erläuterungen zu geben (3. Mai). Die Sache war abgethan; man wollte zu andern Gegenſtänden übergehen, bei welchen die fernere Anweſenheit dieſes Miniſters nicht wohl angemeſſen ſchien. Statt ihm dies aber einfach anzudeuten, geleitete ihn Humboldt unter einem Vorwand, der das Blut des Militärs in Harniſch brachte, hinaus. Boyen forderte Genugthuung mit den Waffen in der Hand, Humboldt, dem der Muth nie fehlte, den nie der Gleichmuth verließ, nahm dieſe Forderung mit der heiterſten Miene von der Welt an. Das Duell fand Statt. Es waren keine Zeugen dabei, als der Fürſt v. Hardenberg und der auch von Humboldt ſehr geſchätzte Arzt Dr. Koreff. Man ſchlug ſich ganz ernſt und gewiſſenhaft; es ſchien aber, als wenn die Kämpfenden unantaſtbar ſeien, denn keiner erhielt eine Wunde. Manche lächelten über das leichtverletzliche Ehrgefühl des Miniſters v. Boyen, allgemein aber bewunderte man die Ruhe und Ritterlichkeit und den guten Humor ſeines Gegners, die ſich eben ſo unerſchütterlich auf

der Menſur wie vor dem grünen Tiſche des Conferenzſaales zeigten. [7])

Noch eines Vorfalls gedenke ich. Bekanntlich kam der Maler Iſabey nach Wien, um die merkwürdige Verſammlung auch in einem Gemälde zu verewigen. Auf der einen Hälfte des Bildes waren die gekrönten Häupter verſammelt, auf der andern die diplomatiſchen Hauptperſonen um die Tafel gruppirt, wo die Geſchicke Europa's entſchieden wurden. Jede einzelne Figur war Portrait; der Künſtler wählte den Moment, wo Metternich den Herzog von Wellington einführt. Ein Umſtand aber hätte die Abſicht des Künſtlers beinahe geſtört. Sämmtliche europäiſche Bevollmächtigte von Bedeutung ſollten auf dieſem Blatte figuriren. Unter dieſen aber durfte ein Mann wie Humboldt gewiß nicht fehlen. Nun erfuhr aber Iſabey, daß er bei dieſem Staatsmann auf großen Widerſtand ſtoßen werde, denn man wußte, wie entſchieden abgeneigt dieſer ſei, ſich malen zu laſſen. Hatte er doch ſelbſt der Prinzeſſin Louiſe Radziwill, Schweſter des Prinzen Ferdinand von Preußen, es abgeſchlagen! Nur mit wenig Hoffnung alſo ging Iſabey zu Humboldt. Seine Verlegenheit, mochte ſie nun erkünſtelt oder wahrhaft ſein, vermehrte der, wie Graf de la Garde ſagt, „ſprichwörtlich gewordne Humor" des Angeredeten, der, ſeine weit vorſtehenden großen blauen Augen auf ihn richtend, alſo antwortete: „Schauen Sie mich an, und geſtehen Sie, daß mich die Natur mit einem zu häßlichen Geſicht verſorgt hat, als daß Sie den Grundſatz, welchen ich mir gemacht, mißbilligen könnten, nie einen Sou für mein Portrait auszugeben.

---

7) De la Garde, II. 354–55. Ich bin, um die Farbe des Tages zu erhalten, in Obigem ganz der Darſtellung und Beurtheilung dieſes Berichterſtatters gefolgt, und füge nur noch bei, daß das Duell im Prater vor ſich ging, und daß man nach zwei Piſtolenſchüſſen ſich verſühnte.

Sagen Sie selbst, würde die Natur nicht auf meine Kosten lachen, wenn sie eine so dumme Verblendung an mir gewahr würde? Nein! sie soll sehen, daß ich den schlechten Streich, den sie mir gespielt, zu würdigen weiß." — Der Maler, überrascht von dieser Erklärung, betrachtete jetzt mit Staunen die unregelmäßige Gestalt (figure hétéroclite) des Ministers. Er faßte sich jedoch alsbald und erwiederte, das sei gar nicht seine Absicht, von Sr. Excellenz eine Belohnung zu wollen für die so angenehme Mühe, die er auf sich zu nehmen wünsche. Er komme nur, denselben um die Gunst zu ersuchen, daß er ihm einige Stunden sitze. „Wenn Sie weiter nichts wollen," fiel Humboldt ein, „mit dem größten Vergnügen. Ich sitze Ihnen, so oft Sie wünschen. Geniren Sie sich ganz und gar nicht. Ich kann nur von meinem Princip nicht abgehen, für meine häßliche Figur nicht das Mindeste aufzuwenden." Humboldt saß dem Künstler, so oft dieser es begehrte. Als das Bild fertig war und Stiche desselben ins Publikum kamen, fand man Humboldt's Portrait am treusten, und dieser sagte mehr denn einmal: „Ich habe nichts gezahlt für mein Portrait. Isabey hat sich dafür an mir rächen wollen. Er hat mich sprechend ähnlich gemacht." [8])

Als die Nachricht von Napoleons Rückkehr nach Wien gelangte, waren zwar die schwierigsten Fragen entschieden; die Stockung aber, in welche die Geschäfte einmal gerathen waren, dauerte fort. Da kam die Schreckensbotschaft, die so manchen zittern machte. Humboldt aber nicht; er freute sich des Umschwungs und rief: „Vortrefflich, das gibt Bewegung!" [1])

---

8) De la Garde, II. 392—94.

1) Varnhagen, v. Ense, Denkw. V. 106.

Es war ein Glück, daß Napoleon dieſes Wagſtück nicht früher, und daß er es nicht ſpäter angetreten. Noch waren die Monarchen in Wien verſammelt; Maßnahmen und Beſchlüſſe wurden ſchneller und einiger gefaßt. Zuerſt erſchien von Seiten der 8 Mächte, die den Pariſer Frieden unterzeichnet hatten, eine Erklärung, die aber lediglich gegen Napoleon und deſſen Einbruch in Frankreich gerichtet war (13. März). Auch Hardenberg und Humboldt unterzeichneten ſie (Klüber l. H. 1. S. 53—55). Es war kein Meiſterſtück. Man trennte Napoleon's Sache zu ſchnell von der Sache der Nation. Indem man dieſer die Einhaltung des Pariſer Friedensſchluſſes garantirte, hätte man die beſtimmte Vorausſetzung beifügen ſollen, daß Frankreich Napoleon's Sache nicht zur ſeinigen machen werde. Dies holte man zwar in einem nachfolgenden Stücke gewiſſer Maßen nach, aber doch nicht feierlich und entſchieden genug. Nach den weiteren Vorgängen in Frankreich und Napoleon's Anerbietungen fühlte man nämlich immer mehr, daß obige Erklärung nicht genüge. Der Ausſchuß der acht Mächte ſetzte deshalb eine Commiſſion nieder, welche prüfen ſollte, ob es nöthig geworden, eine abermalige Erklärung zu erlaſſen. Die Commiſſion erſtattete am 12. Mai den Bericht: ſie verneinte die Frage. Statt aber aufs Beſtimmteſte zu erklären, man ſehe den Pariſer Friedensſchluß nicht weiter für bindend an, begnügte man ſich, das Conferenzprotokoll dieſes Tages in der Wiener Hofzeitung zu veröffentlichen (VI. 290—302).

Durch Vertrag vom 25. März erneuerten Oeſterreich, Großbritannien, Preußen und Rußland ihre bisherige Allianz, insbeſondere den Vertrag von Chaumont; man beſtimmte zugleich die Hauptmaßnahmen für den Krieg, und lud alle Mächte Europas ein, dieſem Bunde beizutreten. Das engliſch-preußiſche Inſtrument dieſes Vertrages trägt die Namen Hardenberg, Humboldt, Wellington (l. H. 4. S. 57—61).

Ein Zuſatzvertrag vom 30. März beſtimmte Englands Subſidien; er wurde Seiten dieſes Staates durch Lord Clancarty, preußiſcher Seits von den oft erwähnten Bevollmächtigten geſchloſſen (II. 291—93).

Nun hatte man den Beitritt, beſonders der mittlern und kleinen deutſchen Staaten, zu unterhandeln. Mit Staaten königlichen Ranges und den zunächſtſtehenden geſchah es durch beſondere Verträge; [2]) auch hier war Humboldt inſonders thätig. [3]) Mit den kleinen Fürſten und Städten dagegen knüpfte man eine Generalverhandlung an. Am 29. März theilten die öſterreichiſchen und preußiſchen Bevollmächtigten dieſem Geſammtkörper den geſchloſſenen Vertrag mit. Darauf antworteten die Bevollmächtigten der kleinen am 14. April. Bereitwillig zu Uebernahme jeder Laſt, begehrten ſie nur, auch an den gemeinſamen Vortheilen Theil nehmen zu dürfen; dann verlangten ſie, daß bei dem Friedensſchluß auf ihre billigen Wünſche, beſonders wegen einer feſtern und ſichern Gränze, Rückſicht genommen werde (II. 205). Schon am 12. April lud Humboldt, in Metternich's und Hardenberg's Namen, die Bevollmächtigten ein, ſich den Abend in der Staatskanzlei einzufinden. Auch Metternich und Weſſenberg, Hardenberg und Humboldt erſchienen. (IV. 395—96). Man beſchloß die Redaktion einer allgemeinen Beitrittsurkunde, und ernannte von Seiten der großen Mächte eine Commiſſion, ſolche mit einer Deputation der Kleinſtaaten zu verhandeln. Von Preußen wurde Humboldt dazu beauftragt. Nach einigen Conferenzen, vom 20—27. April

---

2) Man ſicherte dieſen Staaten dieſelben Anſprüche zu, die der Vertrag vom 25. März verbürgte; Würtemberg aber ließ ſich noch ausdrücklich Theilnahme an den Friedensverhandlungen zuſichern; ſiehe den Vertrag vom 30. Mai 1815, bei Klüber, VIII. 231.

3) v. Gagern, Antheil II. 154. 178.

(IV. 408—26), war die Sache erledigt und unterzeichnet (II. 273—89). — Aus allen diesen Verhandlungen scheint hier nur das noch bemerkenswerth, was uns Gagern berichtet, [4]) daß nämlich Humboldt für die norddeutschen Staaten eine Art Nothwendigkeit zu begründen suchte, sich Preußen anzuschließen, wobei an die Eintheilung in Nord und Süd, und der Main als Gränze gedacht wurde. So natürlich dies war, wußte man es anderer Seits doch zu umgehen, und zwar diesmal aus annehmbaren Gründen. Es wurde nämlich unter Englands Führung eine Armee in den Niederlanden gebildet; dieser wurden die Hannoveraner, Braunschweiger, Oldenburger, Nassauer und Hanseaten zugewiesen, auch königlich sächsische Truppen sollten nachfolgen. — Oesterreich, Rußland und Preußen setzten außerdem eine Commission nieder, zu dem Beruf, mit den kleinen deutschen Höfen über die Verpflegung der drei Armeen (vom Oberrhein, Niederrhein und den Niederlanden), über die Hülfsmittel zu ihrer Herbeischaffung und das Hospital- und Lazarethwesen zu unterhandeln. Dabei wirkten von Preußens Seite Humboldt und der geh. Staatsrath Stägemann (21—24. April, IV. 439—93, und zwar den Anforderungen gemäß, die der wackere Kriegsminister von Boyen gestellt hatte.

Nach Unterzeichnung der Bundesakte (10. Juni) eilten die Bevollmächtigten der verschiedenen Staaten theils in's Hauptquartier, theils in ihre Heimath zurück. Auch Hardenberg ging sofort nach Berlin. Nur Humboldt, Wessenberg und Clancarty weilten noch acht Tage, mit Nacharbeiten des Congresses beschäftigt. Dann gingen auch sie nach ihren Bestimmungsorten ab.

---

4) Antheil, II. 164—65.

Humboldt begab ſich zunächſt nach Berlin. Auch war ſchon beſtimmt, daß er nicht mehr nach Wien zurückkehren ſollte. Schon nach dem letzten Friedensſchluſſe nämlich war er zum künftigen Geſandten in Paris deſignirt worden. [1]) Nur der Krieg bewirkte abermals einen Aufſchub in dieſem Punkt, und erſt den 3. Okt. 1815 erhielt er (zu Paris) das wirkliche Rappel-Schreiben von ſeinem bisherigen Poſten, auf dem dann Gen. v. Kruſemarck ſein Nachfolger wurde.

Schon auf dem Weg in die Heimath erhielt Humboldt die Nachricht des Sieges von Waterloo. Kaum in Berlin angekommen, wurde er zu den Friedensunterhandlungen berufen. Nach wenigen Tagen ging er, über Frankfurt, nach Paris. Dort waren ſeit dem 10. Juli auch die Kaiſer von Oeſterreich und Rußland und der König von Preußen anweſend, und bald trat eine Commiſſion von Bevollmächtigten der verbündeten großen Mächte in Conferenzen zuſammen, um nicht allein die Bedingungen des Friedens mit Frankreich, ſondern zugleich eine Menge anderer ſchwebender oder auftauchender Fragen zwiſchen den alliirten Höfen zu verhandeln. In dieſer Commiſſion wirkten als regelmäßige Mitglieder nur der Herzog v. Wellington und Lord Caſtlereagh für England, Fürſt Andreas Raſumoffsky und Graf Neſſelrode für Rußland, Metternich und Weſſenberg für Oeſterreich, endlich Hardenberg und Humboldt für Preußen. [1]) Später trat ruſſiſcher Seits

---

1) Klüber, I. H. 1. S. 39. Rahel's Briefe, II. 224. (13. Juni 1814).

1) Andere Perſonen wurden nur in einzelnen Sitzungen zugelaſſen, ſo der ruſſiſche Geſandte in Paris, Pozzo di Borgo, Fürſt

Graf Capodiſtrias an die Stelle des Miniſters v. Neſſelrode. Gentz führte das Protokoll. Die Sitzungen wurden im ehemaligen Hotel Borgheſe, der Wohnung des Lord Caſtlereagh, in der Regel von 12 bis 3 Uhr gehalten. Der Fürſt v. Metternich präſidirte ihnen. Später kam man oft im Hotel Sir Ch. Stuarts zuſammen. — Bevollmächtigte der mittlern europäiſchen und deutſchen Staaten wurden zu dieſen Hauptverhandlungen nicht zugelaſſen; alle Bemühungen von einzelnen Seiten, dies zu erlangen, blieben fruchtlos.

Die Freunde des deutſchen Vaterlandes erwarteten, daß man nach dieſen abermaligen Anſtrengungen Deutſchland durch eine beſſere Gränze gegen Frankreichs Uebermuth ſichern werde. Beſonders kämpfte Görres im rheiniſchen Merkur und E. M. Arndt in Flugſchriften für dieſe Forderung. Frankreich ſollte ſogar, dieſen Sprechern zufolge, alle ehemals zum deutſchen Reiche gehörenden Provinzen, Elſaß, Lothringen, Burgund, die Freigrafſchaft und die abgeriſſenen Stücke der Niederlande, herausgeben. Man ſah davon ab, daß weit der größte Theil der damit geforderten Lande der franzöſiſchen Zunge angehört, und wie gefährlich es ſein mochte, Länder anzuſprechen, die man nicht zu beherrſchen weiß, und um eines ſo zweideutigen Gewinnes willen Frankreich ſo bitter zu reizen. Dennoch zeigten dieſe Anſprüche von einem hohen Aufſchwung der Nation; man durfte um ſo gewiſſer erwarten, daß wenigſtens das Nothwendige geſchehe, daß durch Zurücknahme des Elſaß, einer rein deutſchen Provinz, das blosliegende ſüdweſtliche Deutſchland geſchützt, und durch Entfernung Frankreichs vom Rheine das Streben der Franzoſen ſelbſt, das linke Rheinufer zu erlangen, gedämpft werden würde. Denn dieſen Gedanken wird Frankreich kaum

---

Schwarzenberg und mehrere öſterreichiſche und preußiſche Generale, dann der preuß. Finanzminiſter Frh. v. Bülow, endlich auch die Bevollmächtigten Frankreichs.

aufgeben, ſo lange es nur einen Punkt am Rhein noch im Beſitz hat.

Von Preußen beſonders, das, vereint mit den Engländern, allein ſo ruhmvoll dieſen Feldzug entſchieden hatte, erwartete man, daß es energiſch das deutſche Intereſſe vertreten würde. Man wußte, daß Blücher und Gneiſenau in Paris waren, daß Stein dahin berufen worden; man hoffte auch von den eigentlichen Leitern der Politik das Beſte. Stein hatte zwar ſo wenig, als die Feldherren, einen eigentlichen Theil an dem Friedensgeſchäfte; das nationale Intereſſe aber war nicht weniger gut von den Männern vertreten, die Preußen in die Friedenscommiſſion geſendet, von Hardenberg nämlich und Humboldt. Sie verſchuldeten am wenigſten, daß der Erfolg ſo hinter allen Erwartungen zurückblieb. Humboldt namentlich, der jugendlich rüſtige, widmete dieſer Sache die ganze Energie, der wir ihn fähig wiſſen.

Zwar ruht auf dem Anfang dieſer Verhandlungen ein Dunkel, das ſelbſt die neueſten Werke über dieſen Gegenſtand und die darin mitgetheilten Aktenſtücke [2]) nicht aufhellen; wir wiſſen auch nicht näher, wie Humboldt die Sache auffaßte, [3]) und wie weit er die Forderung auszudehnen

---

2) Z. B. Cretineau-Joly, Histoire des traités de 1815, à Paris, 1842; A. F. H. Schaumann's Geſchichte des zweiten Pariſer Friedens für Deutſchland. Aus Aktenſtücken. Göttingen, 1844. — Vielleicht, daß Hr. v. Gagern, der, öffentlichen Ankündigungen nach, in einer Fortſetzung ſeines „Antheils an der Politik" den zweiten Pariſer Frieden behandeln wird, einige Aufhellung gibt! — Das Buch von Schaumann iſt ſonſt ſehr wichtig, nicht als Geſchichtswerk, denn es iſt durchweg Parteiſchrift, aber wegen der im Anhang mitgetheilten Denkſchriften und Noten aus jener Zeit, die großentheils hier zum erſten Male im Druck erſchienen ſind.

3) Im Allgemeinen hat Humboldt ſchon viel früher (1800) ſeine Anſicht ſehr beſtimmt ausgeſprochen. Im Naturzuſtande, ſagt er, können die Gränzſcheidungen der Flüſſe mit ziemlicher Sicherheit auch als Gränzen der Völker angeſehen werden. „Im Zuſtande

gewünſcht; allein das geht aus unzähligen Zeugniſſen [4]) mit Gewißheit hervor, daß die preußiſchen Bevollmächtigten nicht nur Elſaß, ſondern auch Lothringen wirklich gefordert haben; daß ſie aber darin von Oeſterreich wenig oder gar nicht unterſtützt wurden, von England und Rußland endlich eine rundum abſchlagende Antwort erhielten. Da wir anzunehmen berechtigt ſind, daß Hardenberg und Humboldt ſich vorher über dieſen Punkt verſtändigt hatten, und daß ſie gleichmäßige Forderungen ſtellten, ſo wird ein ſchriftliches Zeugniß, auch nur von Hardenberg allein, hier hinreichendes Gewicht haben. Der Regierungsrath Butte (damals in Frankfurt a. M.) hatte dem Staatskanzler eine von ihm verfaßte Schrift: „Unerläßliche Bedingungen des Friedens mit Frankreich" zugeſendet, worin nachdrücklichſt für Rückgabe des Elſaß, Lothringens, der ehemaligen Bisthümer Metz, Toul und Verdun, wie auch der franzöſiſchen Niederlande geſprochen wurde. Hardenberg ſoll, wie man ſagt, gleich nach Empfang dieſer Schrift gegen den geh. Rath Stägemann geäußert haben, er ſei erſtaunt, in dieſer Schrift faſt buchſtäblich die Bedingungen aufgeſtellt zu finden, die er in der Commiſſion vorgeſchlagen habe; er verſicherte auch, noch von Paris aus (9. Okt.), dem Verfaſſer ſelbſt, „faſt alle ſeine Sätze fänden ſich in den von ihm abgelegten Abſtimmungen." „Wenn dennoch", fügte er hinzu, „der Friede nicht hiernach abgeſchloſſen wurde, ſo iſt Preußen außer

---

der Bildung, wenn der Menſch auf dem Boden Kraft genug gewonnen hat, ſich über denſelben zu erheben, entſteht eine andre Art natürlicher Gränze zwiſchen verſchiednen Nationen, die Verſchiedenheit der Sprache und der Kultur." (Geſ. Werke, III. 217—18).

4) Vergl. z. B. Rhein. Merkur, 30. Aug., 9. Sept., 15. Okt., 18. und 24. Nov. Im letzteren Stücke deutete auch Görres darauf hin, daß Preußen und Oeſterreich noch nicht innig genug zu einander gehalten, und daß dieſe Scheidewand erſt völlig fallen müſſe, wenn es beſſer mit Deutſchland werden ſolle.

Schuld. Es stand allein, und konnte, erschöpft an Menschen und Mitteln, die Sache nicht gegen ganz Europa durchsetzen; es mußte der höhern Rücksicht, der Einigkeit mit seinen Verbündeten, der Ruhe seiner Völker — sei sie auch weniger dauernd — die bessere Ueberzeugung aufopfern." [5])

So hatten also die preußischen Staatsmänner fast das Aeußerste versucht, um die Wünsche der Patrioten zu befriedigen; sie thaten es ohne eigentliche Nebenansicht für den preußischen Staat, und ärnteten nichts als Anfeindungen und Verdächtigungen aller Art. So sehr wir Ursache haben, uns über ihre volksthümliche und kräftige Haltung zu freuen, können wir doch nicht umhin, zu fragen, ob sie, nach der Lage der Dinge, wohl nicht zu viel gefordert haben? Vielleicht, daß sie von der Stimmung des Tages sich zu weit haben fortreißen lassen; vielleicht, daß sie die Forderung durchgesetzt hätten, wenn sie von vorn herein nur das Nöthigste verlangt, und sich darüber mehr mit Oesterreich verständigt hätten. Man ging weiter, und fand Oesterreich zögernd und fast abgeneigt, wie die andern; man reizte die Engländer, die die Verhandlungen in Wien noch nicht vergessen hatten und preußische Vergrößerungssucht witterten; Rußland wünschte ohnehin nicht, Deutschland verstärkt zu sehen. Da man mit dieser starken Forderung anstieß, war die Sache verloren. Es handelte sich gar nicht mehr um Abtretung von Provinzen, höchstens um Abtretung einzelner Punkte. So ging diese günstige Gelegenheit, das Elsaß, welches allein ein wahrhafter Verlust für uns ist, wieder zu erlangen, vorüber! Nicht ohne Oesterreichs Schuld, dessen Sicherheit so sehr dadurch berührt wird, das das vermittelnde Wort zu sprechen berufen war!

Man hat so oft und auch jüngst wieder von den

---

5) (Dorow's) Denkschriften und Briefe, V. 192—93.

geheimen Motiven gesprochen, welche unsere Großstaaten bewogen haben sollen, von dem Verfolg bedeutenderer Forderungen abzustehen. Keine dieser Mächte, sagt man, wollte der andern, oder den übrigen Bundesstaaten einen Zuwachs gewähren. Preußen anlangend, ist dies eine grundlose Verdächtigung; wir brauchen Humboldt gegen eine solche wohl nicht in Schutz zu nehmen;[6]) legen aber auch für Hardenberg Protest ein. Sollte er Lothringen etwa für Preußen gefordert haben! Es verstand sich von selbst, daß jeder wesentliche Gewinn Oesterreich zur Verfügung gestellt werden müsse, sei es nun, daß dieses, wie damals die Rede ging, einen erlauchten Sprößling seines Hauses zur Hut an die Gränze setzen, oder daß es — vielleicht besser! — diesen Erwerb benutzen wollte, um die Territorialansprüche Bayerns und der übrigen süddeutschen Staaten zu ordnen.

Der Verfasser des neuesten Werkes über den zweiten Pariser Frieden macht den Bevollmächtigten Preußens so gut wie Oesterreichs den Vorwurf, daß sie nicht genug darauf bedacht gewesen seien, die übrigen deutschen Staaten entschieden bei diesen Verhandlungen zu betheiligen. Dieser Vorwurf trifft; er weist auf ein Hauptgebrechen im deutschen Staatenverhältniß und berührt eine Forderung, die man

---

6) Humboldt erklärt sich auch deutlich, und zwar zur Zeit, wo man die letzten Bemühungen dahin wandte, wenigstens noch eine Reihe Festungen für Deutschland und die Niederlande zu erlangen. „La Belgique," sagt er, „acquerrait plusieurs points importants, l'Allemagne s'étendrait du côté du haut Rhin, ce qui serait d'autant moins nuisible, que les traités conclus à Vienne laissent toujours ouvert un arrangement entre l'Autriche et la Bavière, qui ne peut se réaliser qu'aux dépens de quelques-uns des petits princes de l'Allemagne, et qui serait prodigieusement facilité par quelque acquisition de ce côté. La Prusse gagnerait assez en voyant ses voisins ainsi renforcés, pour pouvoir se borner à quelques peu d'objets, tendant uniquement au but de compléter son propre système de défense." Siehe Humboldt's Denkschrift bei Schaumann, a. a. O., im Anhang, S. XXVI.

künftig wird befriedigen müſſen, ſollte es auch nicht im Sinne dieſes hannöveriſchen Publiciſten geſchehen. Wir ſind ganz der Meinung, daß Preußen darin 1815 nicht genug gethan,[7]) daß man ſich mit den Mitſtaaten hätte verſtändigen, daß man in deren Namen zugleich hätte auftreten ſollen. Eine dritte deutſche Stimme, als Stellvertreterin der Kleinen, würden ſchon die andern Großmächte nicht wohl bei den Friedensverhandlungen zugelaſſen haben; durch Berathung der deutſchen Mächte aber unter ſich wäre Oeſterreich aufgerüttelt worden, und das dringendſte Intereſſe recht zur Sprache gekommen. Das hätte Früchte getragen, wenn auch nicht für den augenblicklichen Zweck. Denn für dieſen ließen es mehrere deutſche und nicht deutſche Staaten auch ſonſt an Rührigkeit nicht fehlen! Der niederländiſche Bevollmächtigte, Freiherr v. Gagern, freilich nicht praktiſch und der veränderten Verhältniſſe eingedenk genug, drang lebhaft auf Zurückgabe aller ehemals zum Reiche gehörenden Glieder; Würtembergs Miniſter aber, Graf Wintzingerode, faßte in einem gut geſchriebenen Memoire das weſentlichſte Intereſſe Südweſtdeutſchlands in's Auge, und forderte zu deſſen Sicherung das Elſaß. Alles ohne Erfolg.

Bei der ſchnöden Politik, die Rußland gegen uns an den Tag legte, war es in der Ordnung, daß es auch ſchriftlich den Forderungen Preußens am entſchiedenſten entgegentrat. Den 28. Juli ſchon überreichte Graf Capodiſtrias

---

7) Hardenberg fühlte wohl, daß nicht genug geſchehe; nicht aber, was man eigentlich verabſäume. In ſeinem Memoire vom 8. Sept. ſagt er zu den Bevollmächtigten der übrigen Großſtaaten: Les cours alliées, comme celles de la Sardaigne, des Pays-Bas, de Bavière, de Wurtemberg, témoignent en partie un désir inquiet d'être informées de nos transactions et d'y prendre part. Elles ont le droit d'y prétendre tant que cela conforme leurs intérêts, et il faudra bien convenir de la marche à suivre à cet égard, dès que nous serons d'accord entre nous. Bei Schaumann, Anhang, S. C—CI.

in Rußlands Namen eine Denkſchrift, in der die Prinzipien, nach denen man bei dieſer Unterhandlung verfahren müſſe, in ganz entgegengeſetztem Sinne entwickelt waren. Mit Napoleon's Gefangennehmung, hieß es, habe das Bündniß, das man zu Wien geſchloſſen, ſeinen Zweck erreicht. Freilich müſſe man jetzt von Frankreich Garantien fordern, aber nicht jene reellen, die auf Verkleinerung ſeines Länderbeſitzes ausgingen, ſondern nur moraliſche, auf die innern Staatseinrichtungen Bezug nehmende, oder moraliſch reelle, z. B. Contribution und Hinwegnahme alles Kriegsmaterials. — So rächte ſich die Unbeſtimmtheit der in Wien gegebenen Erklärungen. Der Krieg, behauptete man, ſei gar nicht gegen Frankreich oder die franzöſiſche Regierung, er ſei nur gegen Napoleon und ſeine Anhänger geführt worden — der erſte Pariſer Friede müſſe daher aufrecht erhalten, nur wieder in Kraft geſetzt werden. Eine Verdrehung, die man nicht nöthig hatte den Franzoſen erſt in den Mund zu legen, und die dieſe begierigſt ergriffen. Bald ſah man die Wirkung, die dieſe Darſtellung hervorrief.

Als es nun ſchien, als ſolle aus dieſem Feldzug gar kein Gewinn für Deutſchland hervorgehen, übernahm es Humboldt noch, die Sätze des Grafen Capodiſtrias beſonders zu widerlegen. Er ſchrieb ein Memoire, worin er hauptſächlich auf dieſe Rückſicht nahm, und zugleich die letzten Forderungen, die Preußen aufgeſtellt, nachdrücklich verfocht. Es war ſchon nicht mehr von Abtretung ganzer Provinzen, ſondern nur von Auslieferung einer Reihe Gränzfeſtungen die Rede. Dieſe Denkſchrift [9]) iſt muſterhaft. Wären die Gegner nicht ſo entſchieden geweſen, dieſe richtige Auffaſſung der Sachlage, dieſe klare Ausführung der

---

9) Sie findet ſich im Anhang bei Schaumann, a. a. O., Seite XXVII—XXXI.

Ideen, „dieſe Unumſtößlichkeit der Beweisführung“ hätte überzeugen müſſen. — Humboldt bewies, daß man ſich auf die Deklaration vom 13. März nicht mehr berufen könne, da die ganze Lage der Dinge ſich verändert hätte. Frankreich habe ſeitdem gethan, was damals nicht vorausgeſetzt worden — es habe die beſtehende Regierung abgeſchüttelt und derjenigen gehuldigt, gegen die ganz Europa vorher gekämpft hatte, auf deren Entfernung der erſte Pariſer Friede beruhe. Nicht um den Franzoſen ein beſtimmtes Gouvernement aufzudrängen, ſondern um der durch ſie bedrohten Sicherheit willen hätten die Verbündeten die Waffen geführt. Frankreich und die königliche Gewalt könnte man nicht mehr als identiſch anſehen, und da man jenes habe erobern müſſen, ſo ſei man nun auch, bevor man an etwas anderes denke, ſich ſelbſt ſchuldig, Sicherung gegen ähnliche Gefahren zu fordern. Nur ein Mittel aber gebe es, das dieſe verbürge, ein Mittel, das der erſte Friedensſchluß noch nicht gewährt hätte, die Verminderung der franzöſiſchen Uebermacht. Ueber die Art aber, wie das zu bewirken, erklärt er ſich alſo: „Parmi les différentes méthodes qu'on pourrait adapter, soit pour affaiblir la France, soit pour renforcer ses voisins, la plus simple, la plus conséquente et la plus conforme au système général des puissances alliées, [10]) paraîtrait celle de procurer aux Etats voisins de la France une frontière assurée, en leur donnant, comme moyen de défense, les places fortes dont la France depuis qu'elle les possède, s'est servi comme point d'agression. . . Ce n'est pas depuis Napoléon ou depuis la révolution seulement que la France a fait des tentatives pour envahir

10) Man ſieht, wie Humboldt ſchon auf die Stimmung der Alliirten eingeht, um nur zu etwas zu bewegen.

l'Allemagne et la Belgique. Elle les a toujours renouvelées de tems en tems, et les places qu'on lui ôterait à présent ont servi de base à ses opérations militaires. . . Les cours d'Allemagne doivent, d'ailleurs, attacher un intérêt particulier à revendiquer au moins une partie de ce qui lui a été injustement arraché.“ Mit feinſter Ironie wies Humboldt dann die moraliſchen Garantien ab, für die Capodiſtrias geſprochen; er erklärt, daß Maßregeln, wie die Wegführung alles Kriegsmaterials nicht moraliſcher, ſondern nur verletzender ſein würden, als die Abtretung einiger feſten Plätze; er ſagt endlich, die Contribution allein führe eine Ungleichheit mit ſich; Rußland und England brauchten nicht ſolche Summen für Gränzſicherung, die Deutſchland, wenn es nicht durch Abtretungen geſichert würde, verwenden müſſe. Die Kriegsentſchädigung ſei für Alle; Garantie aber gegen ſpätere Angriffe habe Deutſchland allein zu fordern, da es allein oder vorzugsweis von Frankreichs Uebermacht bedroht ſei, und doppelt bedroht ſei, ſeit dieſes noch durch die feſten Plätze, welche Deutſchland vertheidigen ſollten, ſich verſtärkt habe.

Humboldt hat dieſe Denkſchrift — dies glauben wir verſichern zu können — etwa um die Mitte oder in der zweiten Hälfte des Auguſt (1815) geſchrieben. Die Verhandlungen waren ſchon in die zweite Epoche getreten; die Forderung, Frankreich ſolle ganze Provinzen heraus geben, war zurückgewieſen. Preußen griff die Sache von neuem an. Um wenigſtens Etwas zu erreichen, warf es ſein Augenmerk nun auf die furchtbare Reihe franzöſiſcher Gränzfeſtungen von Condé und Valenciennes bis Strasburg, und ſtellte in dieſem Sinne gleichſam ein Ultimatum im Namen Deutſchlands. Man konnte hoffen, diesmal durchzudringen, weil dieſe ſo herabgeſetzte Forderung von Oeſterreichs Anſicht nicht ſo entfernt war, zugleich aber mit dem Princip vereinbar

ſchien, das England und Rußland ausgeſprochen: Frankreich rein auf den Beſitzſtand von 1790 zurückzuführen. Man forderte ja nur ungefähr ſo viel an Land und Leuten, als Frankreich über dieſen Beſitzſtand hinaus im letzten Frieden behalten hatte. Da aber dieſes Wenige doch eine Abtretung oder wenigſtens Veränderung des einſtmaligen Beſitzſtandes vorausſetzte und auch hiegegen die Sätze des Grafen Capodiſtrias angerufen werden konnten, ſo ſchien es noch nöthig, mit der Ankündigung dieſes Ultimatums eine nachdrückliche Widerlegung jener Sätze zu verknüpfen. Dies eben hatte Humboldt auf ſich genommen; doch ſprach er zugleich nachdrücklichſt für die letzte Forderung ſelbſt [11]).

---

11) Schaumann, der Verfaſſer des neueſten Werkes über dieſe Friedensverhandlungen, will dieſe nunmehrige Bewegung des preußiſchen Cabinets dem Fürſten Hardenberg allein zuſchreiben, deſſen Schwäche und den ſchnöden Motiven einer auf etwaige Vergrößerung Oeſterreichs eiferſüchtigen Politik. Er ſtellt nämlich die Sache ſo dar, als wenn Humboldt keinen Theil an dem Fortgang dieſer Verhandlungen genommen habe. Man hörte ihn nicht, heißt es; er ſchwieg; er zog ſich zurück; er erſchien kaum mehr in den Conferenzen. Man belaſtete dieſen Genius mit Nebenarbeiten, die freilich wegen der vielen Einzelheiten, die dabei berückſichtigt werden wollten, einen Mann von ſo ungeheurem, und dabei ſo geregelten Wiſſen erforderten, ihn aber auch von der Theilnahme an wichtigern Geſchäften entfernten. – Dieſe ganze Darſtellung iſt erfunden; augenfällig in der Abſicht, den Einen frei zu ſprechen und zu erheben, den Andern anzuklagen. Das Sonderbarſte aber iſt, daß der Verfaſſer dieſe Darſtellung, neben unbeglaubigten Privatangaben, gerade auf jenes Humboldt'ſche Mémoire ſtützt, das doch ganz und gar nicht dazu ſtimmt, das allerdings den kraftigen Genius, der es verfaßt hat, zur Genüge bewährt, den Gegnern ganz die rechte Schärfe zeigt, ſonſt aber mit Hardenberg's Denkſchrift vom 28. Auguſt ganz, und mit der nachfolgenden vom 8. September im Weſentlichen zuſammentrifft. Der eigentliche Unterſchied der beiderſeitigen Arbeiten beſtand nur darin, daß der Eine (Humboldt) mehr die Principien erörterte und die Forderung im Allgemeinen rechtfertigte, der Andere aber (Hardenberg) die Forderung in ihre Spezialität verfolgte. Daher nur kommt es, daß die Anſicht des Erſteren, wenn man einzelne Stellen herausreißt, vieldeutiger erſcheint, während ſie es, nach dem Zuſammenhange des Ganzen, durchaus nicht iſt. Auch er hat jetzt nur das preußiſche Ultimatum, die Feſtungslinie, im Auge. Wenn er ſagt, das ſüdliche Deutſchland würde ſich durch Gewähr dieſer Forderung

Hardenberg aber ſtellte in zwei, ſchnell auf einander folgenden Denkſchriften, der einen vom 28. Auguſt, der andern vom 8. September, das Detail dieſer Forderungen auf. Man nahm damit Condé, Valenciennes, Maubeuge, Philippeville, Charlemont und Givet für Niederland, Thionville und Saarlouis für Rheinpreußen, Bitſch, Landau, Fort Vauban und Hüningen für das ſüdliche Deutſchland, Fort Jour und Fort L'Ecluſe für die Schweiz und Savoyen in Anſpruch. Die Befeſtigungswerke von Strasburg, vornehmlich der Citadelle, ſollten geſchleift werden. Zugleich drückte er den Wunſch aus, daß Strasburg, mit einem angemeſſenen Territorium, zur freien Stadt des Reiches erklärt, in das Verhältniß zurückkehre, in dem ſie ſich nach dem weſtphäliſchen Frieden befunden habe [12]). Die Feſtung Luxemburg ſollte Niederland an Preußen abtreten. Dieſelben For-

---

„du côté du haut Rhin" vergrößern, ſo kann man dies doch nicht etwa auf ganz Elſaß beziehen, denn gleich daneben wird ja geſagt, dieſe Vergrößerung würde ſo gering ſein, daß damit keine eigentliche Veränderung des in Wien feſtgeſetzten Beſitzſtandes eintreten und zu keinen neuen Verhandlungen Anlaß gegeben ſein würde. — Hardenberg und Humboldt handelten hier noch in Einverſtändniß. Wir zweifeln gar nicht, daß Humboldt mehr für Deutſchland gewünſcht, als dieſe Forderung enthielt; daß er dies, wo er nur konnte, unverholener und kräftiger ausſprach, und auch hier jene Energie bethätigte, die ihn überall auszeichnet. Darum aber die Sache ſelbſt umſtellen, Hardenberg in's Schwarze malen, und Humboldt Dinge unterlegen, für die nicht ein zureichendes Zeugniß ſpricht, iſt ſehr unrecht. Humboldt's Name bedarf es gar nicht, daß man die Leiſtungen des Andern herabdrücke, er leuchtet ſo ſchon glänzend genug.

12) Flaſſan, in ſeiner Geſchichte des Wiener Congreſſes, berührt dieſe Verhandlungen ebenfalls und namentlich die Forderungen, von denen wir hier reden. Er legt ſie Humboldten allein in den Mund. „La Prusse," ſagt er, nachdem von Gagern's Anträgen geſprochen worden, „par l'organe de son plénipotentiaire, baron de Humboldt, insistait non moins fortement sur des cessions de la part de la France, et pour qu'elle abandonnât différentes places, telles que Montmédy, Longwi, Metz [?], Thionville et Sarre-Louis." (Congrès de Vienne, II. 455.) Eine Angabe, der nur die Genauigkeit fehlt!

derungen im Weſentlichen wiederholte er in der Denkſchrift vom 8. Sept. Nur Strasburg, das zu erlangen — leider — ſchon unmöglich ſchien, ließ er ganz fallen. In einer Beilage berechnete man die Diſtrikte, auf die Deutſchland dringe, noch genauer; es war eine Linie, gezogen von der Moſel unter Metz, jenſeits der Saar hin, über die Vogeſen weg, durch die Grafſchaft Hanau-Lichtenberg, nach dem Rhein, ſo daß, außer Saarlouis und Landau, doch wenigſtens Saargemünd, Bitſch, Weißenburg, Fort Louis und Hagenau zu Deutſchland zurückgekehrt wären, und der Keil, den Frankreich gegen die Pfalz hinein getrieben hat, mit ſammt den wichtigen Linien von Weißenburg, hinweggenommen worden wäre. Endlich forderte Hardenberg für Preußen noch den Zutritt an die Maas, in der Gegend von Aachen, „afin d'élever de graves inconvéniens sur la frontière.“ [13])

Das hatte man nicht geahnt, daß auch dieſe letzte Anſtrengung vergeblich ſein würde. Rußland aber und ſelbſt England verwarfen auch dieſe gemäßigte Forderung. Metternich glaubte, auch hier wieder als Mittler zwiſchen die Parteien treten zu dürfen. Er forderte nur Landau; die Feſtungen des Elſaſſes, mit Ausnahme eines minder bedrohenden Platzes, ſollten geſchleift werden; Strasburg nur ſeine Citadelle behalten. Nicht einmal dies wurde gewährt.

Mitten in dieſer Noth faßte Humboldt einen Entſchluß, der ihm die größte Ehre macht — er wandte ſich auf eigene Hand an den Prinz-Regenten von England, deſſen nähere Bekanntſchaft er im Jahr 1814 gemacht hatte, und verſuchte das letzte Mittel, Theilnahme an den Geſchicken des Brudervolkes zu erregen, das vom hochmüthigen Moskowiter ſo ſchnöde behandelt wurde. Der Brief iſt zu

---

13) Die beiden Denkſchriften ſiehe bei Schaumann, im Anhang, XLVI — LVI und XCV — CXI.

Ende des Auguſt geſchrieben; leider aber nur ein Bruchſtück davon mitgetheilt worden [14]). Nachdem der Verfaſſer, wie es ſcheint, zuerſt von den Beweggründen und der Rückſicht des öſterreichiſchen Cabinets geſprochen, legt er ſeine Lauze gegen die Ruſſen ein und erklärt nun rückhaltlos ſich über die Gründe der ſogenannten Mäßigung des Kaiſers Alexander und ſeiner Miniſter. „La générosite de la Russie," ſagte er zu dem Regenten von England, „a un autre motif: elle s'explique par ses vues politiques: elle cajole la France pour l'éloigner de l'Autriche; et loin de prouver, par le fait, l'intérêt qu'elle affecte prendre au bien-être de l'Allemagne, il parait au contraire, qu'elle ne serait pas fâchée de la voir toujours dans un état de faiblesse qui l'empêchât d'être d'aucun poids dans la balance politique de l'Europe. Un des négociateurs russes vivement attaqué, dans ces jours, sur la nécessité de garantir l'Allemagne contre les invasions françaises en privant la France des moyens d'agression et interpellé de s'employer auprès de l'empereur son maitre pour le porter à appuyer les cours qui demandèrent à la France la cession des places fortes qui menacent ses voisins, ou de donner à ceux-ci plus de moyens de résistance, répondit ingénument, qu'il n'était pas de la politique de la Russie de donner à l'Allemagne des frontières assurées contre la France. Si

---

14) Von Montvéran in ſeinem Werke: Histoire critique et raisonné de la situation de l'Angleterre au 1. janvier 1816. A Paris. Tome 8 (1822), p. 323, 24. Montvéran führt den Brief mit den Worten ein: „Une lettre écrite, à la fin d'août, à S. A. R. le prince-régent d'Angleterre par le baron de H..... ministre du roi de Prusse, nous paraît une pièce historique d'un assez grand intérêt pour la donner ici. Elle montre l'état des partis de l'étranger et leur but. Nous en supprimons les paragraphes inutiles." — Schaumann hat dieſes merkwürdige Bruchſtück ganz überſehen.

à une telle expression, on a joint la probabilité qui existe, qu'un autre négociateur russe, le comte P... d. B..... français, pourrait bien, dans le cas de changement de ministère en France, entrer lui-même dans ce ministère avec l'agrément de l'empereur A....., événement dont on a déjà parlé hautement, l'intérêt prononcé que le cabinet de Russie montre dans ce moment et à toute occassion pour la France, n'est certainement pas problématique." [15])

Auch dieſer Schritt unſeres Humboldt war umſonſt. Weder Strasburg, ja nicht einmal die Weißenburger Linien kamen zu Deutſchland. Das Wenige, was der nachherige Friedensſchluß gewährte, iſt bekannt. Es begannen nun (20. September) die Verhandlungen mit Frankreich, die uns wenig intereſſiren. Eben jetzt zog Kaiſer Alexander die verbündeten Monarchen noch enger an ſeine Perſon, durch Stiftung der heiligen Allianz, welche am 26. Sept. von Kaiſer Franz und Friedrich Wilhelm III. unterzeichnet wurde. Wie ſehr damals der Haß der Ruſſen gegen Humboldt zugenommen hatte, kann man denken; man erzählt auch in dieſer Hinſicht ein Faktum, das merkwürdig genug wäre: Kaiſer Alexander ſoll nämlich ſich vom König von Preußen ausbedungen haben, Humboldt von dem Projekt der heiligen Allianz nichts zu ſagen, bis ſie abgeſchloſſen wäre. [16])

Zur Conferenz vom 20. September wurden auch die

---

15) Das „a joint" im Obigen iſt etwas bedenklich; Montvérant hat nach hautement ein Punktum; das Folgende giebt aber augenſcheinlich den Nachſatz. — „Le comte P... d. B." iſt unzweifelhaft Pozzo di Borgo, und vor „français" muß noch geſtanden haben, „qui est né" oder „qui a été citoyen." Pozzo di Borgo war einſt Abgeordneter von Corſika in der Nationalverſammlung, und nunmehr ruſſiſcher Geſandter zu Paris!

16) Nach handſchriftlicher Mittheilung von guter Hand.

Bevollmächtigten Frankreichs eingeladen, Fürſt v. Talleyrand, Herzog von Dalberg, Baron Louis. Man legte das Friedensprojekt vor. Die Franzoſen äußerten ſich noch erſtaunt über die Zumuthungen; darauf antworteten aber die Verbündeten in einer Note vom 22. September, und erklärten: ſo ſolle es ſein. [17]) — Wenige Tage darnach trat wirklich eine Veränderung im franzöſiſchen Miniſterium ein. Talleyrand nahm ſeine Entlaſſung. Nicht Pozzo di Borgo ſelbſt — dies wäre zu auffallend geweſen, trat an deſſen Stelle, ſondern der Herzog von Richelieu, der die beſondere Gunſt Kaiſer Alexander's genoß, früher ſelbſt in Rußland geweſen und ſich länger in Odeſſa aufgehalten, und von dem Talleyrand ſagte, qu'on l'avait nommé Ministre en France par ce qu'il connaissait le plus la Crimée. In der Friedensſache aber bewirkte dieſe Ernennung wenig. Was hätten auch die Verbündeten noch nachlaſſen ſollen! In einer Conferenz vom 2. Okt. wurden die Präliminarien erledigt; das Protokoll gab die Grundlage des Friedensſchluſſes. [18]) Die Kaiſer von Oeſterreich und Rußland waren ſchon abgereiſt, Friedrich Wilhelm III. verließ Paris den 9. Okt. Die Vollendung des Friedensgeſchäftes aber dauerte faſt noch drei Monate. Man ſetzte Commiſſionen nieder, die das Detail der Schlußverträge und unzählige Reclamationen beſorgten. Einem beſondern Comité ward die Redaktion des Hauptvertrages übergeben. Labesnardière und v. Gentz wurden zu Redakteuren, Weſſenberg, Capodiſtrias und Humboldt zu Wächtern dieſes Geſchäfts ernannt. [19]) — Daneben gingen die Haupt-

17) Dieſe Antwort ſiehe bei Schoell, Histoire abrégée, T. XI. (1818), S. 469 — 72.

18) Sämmtliche Sitzungsprotokolle wurden von Humboldt und Hardenberg unterzeichnet; die frühern aber und wichtigern fehlen uns bis jetzt ganz. Das Obige hat Cretineau-Joly mitgetheilt, und darnach Schaumann im Anhang zu ſeinem Werke (Nr. XVIII.)

19) Schoell, a. a. O. XI. 499.

konferenzen ihren Gang. In der vom 13. Oktober ward man mit Frankreich über die Zahlung der Entschädigungssumme, am 22. über die fünfjährige militärische Besetzung einig. Das Protokoll der vier Mächte vom 3. November [20]) bestimmte die Vertheilung der von Frankreich abgetretenen Distrikte und mehrere noch zu erledigende Territorialfragen in Deutschland. Preußen erhielt die von Frankreich abgetretenen Distrikte der Departemente Saar und Mosel, den Theil des ehemaligen Departements Saar, der in Wien Oesterreich übergeben worden, endlich die Aussicht auf das Herzogthum Westphalen, wofür Hessen-Darmstadt mit Mainz und einem Gebiet auf dem linken Rheinufer abgefunden werden sollte. Die Festung Luxemburg blieb dem Könige der Niederlande; es wurden aber Unterhandlungen angeknüpft, Preußen ein Besatzungsrecht und die Ernennung des Commandanten zu erwirken. [21]) — In der Sitzung vom 6. November verfügte man über die französische Contribution. Davon erhielt Preußen, gleich England, 25 Millionen Franken vorweg, dann 100 Millionen, wie jede der übrigen Großmächte, endlich 20 Millionen zu Befestigung des Niederrheins. [22])

Der Friedensvertrag wurde den 20. November 1815 unterzeichnet; das französisch-preußische Dokument von Richelieu, Hardenberg und Humboldt. Am selbigen Tage unterzeichnete man auch die Nebenverträge, einen über die Contribution, einen zweiten über die militärische Besetzung unter Herzog von Wellington, [23]) endlich einen sehr um-

20) Martens, Recueil de traités, Supplément, T. VI. p. 668—75.

21) Dies sind wohl die wichtigen Verhandlungen, welche Gagern mit Humboldt zu Paris gepflogen haben will. Siehe des Erstern Antheil, II. 41.

22) Siehe das Protokoll bei Martens, a. a. O., VI. 676—81.

23) An den die Bevollmächtigten der 4 Mächte deshalb am 20. November eine besondere Note richteten. Sie findet sich auch bei Schaumann, a. a. O., Anhang, Nro. XIX.

faſſenden in Betreff von Reklamationen aus allen Gegenden Europas. [24])

Dieſer letzte Vertrag machte die größte Mühe, und erforderte recht einen Mann von Humboldt's Thätigkeit und Ausdauer. Die vielfachen Forderungen, die Private, Körperſchaften, öffentliche Anſtalten an Frankreich zu machen hatten, waren, was leicht vorausgeſehen wurde, nach dem letzten Frieden nicht nach Gebühr beachtet worden. Nun aber ſetzte man beſtimmte Normen feſt, wer Anſprüche machen könne, wie ſie befriedigt werden müßten, endlich, wie in zweifelhaften Fällen ſchiedsrichterlich geſprochen werden ſollte. Den ganzen Oktober und die Hälfte Novembers nahmen dieſe Arbeiten, wie die Prüfung einzelner Reklamationen in Anſpruch. Zur Prüfung und Sonderung ward ein eigenes Comité beſtellt, und Oeſterreich darin durch den Freiherrn v. Weſſenberg, Preußen durch den Staatsminiſter Freiherrn von Altenſtein vertreten. Die Unterhandlungen mit Frankreich über dieſe Gegenſtände betrieb dann Humboldt in Separatconferenzen, in denen für die Gegenſeite die Staatsräthe Dudon und Portal unterhandelten und aus denen obiger Vertrag hervorging. Humboldt war von dieſem Geſchäft ſo in Anſpruch genommen, daß ſeine Arbeiten ſich oft tief in die Nacht hinein zogen. Diesmal war es aber wenigſtens eine fruchtbare, erfolgreiche Thätigkeit. [25])

Auch bei andern Reklamationen entwickelten die preußiſchen Bevollmächtigten dieſe Energie und Thätigkeit. Es galt die Schätze der Kunſt und Wiſſenſchaft zurückzufordern, die die Franzoſen aus den eroberten Landen nach Paris geſchleppt hatten. Preußen, das ihnen ohnehin jetzt am

---

24) Martens, Recueil, Supplément, VI. 717—73.

25) Allgemeine Zeitung, 15. Dez. 1815 (Correſp. aus Paris, 30. Nov.); Schöll, a. a. O., XI. 499—500; Schaumann, a. a. O., S. 154.

verhaßteſten war, ging mit ſeinem Beiſpiel voran; es forderte alles zurück, nicht nur, was man aus ſeinen alten, ſondern auch, was man aus den neuen Provinzen geraubt hatte. Der Miniſter von Altenſtein bewies eben ſo viel Kenntniß und Takt, das Wichtige zu bezeichnen, als Humboldt Eifer und Energie, es zu fordern. Man wechſelte Noten darüber (im Auguſt und September) und zog zuletzt militäriſche Macht zu Hülfe. Die Franzoſen knirſchten vor Wuth. Nun forderten alle Nationen, die Niederlande, Spanien, Italien, die kleinern deutſchen Staaten ihre Schätze zurück. Das Rühmlichſte war, daß Preußen ſeinen Fleiß und Eifer nicht blos im Intereſſe des eigenen Staats, ſondern des geſammten deutſchen Vaterlandes verwendete. Namentlich Baden leiſtete es unvergeßliche Dienſte. Dieſe allgemeine Zurückforderung literariſcher Schätze hatte zu Heidelberg den Gedanken erweckt, die Anſprüche dieſer Univerſität auf die 1622 von den Truppen Maximilians von Bayern geraubten und nach Rom gebrachten Handſchriften geltend zu machen und wenigſtens 38 werthvolle Manuſcripte der alten Palatina, die 1797 nach Paris geführt worden, jetzt von dort zu reklamiren. Die Regierung gab ſofort ihrem Geſandten im Hauptquartier zu Paris, Freihern von Berſtett, Auftrag. Berſtett fand bei dem preußiſchen Miniſterium gleich die geneigteſte Aufnahme. Die Staatsminiſter Altenſtein und Humboldt betrachteten, ächt patriotiſch, die Anſprüche Heidelbergs als allgemein deutſche Angelegenheit und verſicherten — der Letztgenannte in einer Note vom 10. Auguſt — ihre nachdrücklichſte Verwendung. Hierauf kam der Geſchichtsforſcher Fr. Wilken, zur Zeit Prorektor der Univerſität, als Bevollmächtigter derſelben nach Paris. Er fand die lebhafteſte und wärmſte Theilnahme, vor allen bei den preußiſchen Staatsmännern, den genannten Miniſtern und Geh.-Legationsrath Eichhorn.

Frankreich verweigerte zwar die Herausgabe. Glücklicher Weiſe aber konnten auch die päpſtlichen Abgeordneten — Ritter Canova, deſſen Bruder und Abbate Marini — nur durch militäriſche Hülfe Seiten des preußiſchen Generalmajors Freiherrn von Müffling, damaligen Gouverneurs von Paris, zu ihrem Zweck gelangen, ſo daß man auch etwas dagegen fordern durfte. Humboldt zumal konnte hier große Dienſte leiſten, er, der ſeit den Jahren mit dieſen Römern, mit dem Staatsſekretair Conſalvi, mit dem Papſt ſelbſt in Berührung geweſen war. Auch verwendete ſich Preußen ſo lebhaft, daß man in Rom gemeint war, Heidelberg für eine preußiſche Univerſität zu halten; und der Papſt genehmigte es. Durch die Theilnahme ermuthigt, die dieſe Reklamation gefunden, beſchloß Wilken, die ihm übertragene Forderung noch zu Paris auf die geſammte ehemalige bibliotheca Palatina auszudehnen, und wandte ſich zu dieſem Zweck Anfang Oktober an die Miniſter der Alliirten. Die beiden deutſchen Höfe gingen unmittelbar an die Curie und ſtellten dieſe Forderung in einer Note, die preußſcher Seits entworfen worden war. Auch dies war von Erfog, obwohl der Papſt nur einen Theil der großen Sammlung herauszugeben beſchloß. Es war der für Deutſchland wichtigſte Theil. Achthundert ſiebenundvierzig altdeutſche Handſchriften wurden zur Verfügung des Königs von Preuſſen geſtellt, der ſie natürlich dem frühern Eigenthümer zuwies. Wilken ging ſelbſt nach Rom, ſie dort abzuholen; auch hier wurde er von dem anweſenden preußiſchen Geh.-Legationsrath von Ramdohr eifrig unterſtützt, und überdies war er durch ein Schreiben Humboldt's an den Cardinal Conſalvi nachdrücklichſt empfohlen. Noch fünf wichtige Handſchriften wurden, außer den 847, zurückgegeben. So kam wenigſtens dieſer nationale, für die erwachten altdeutſchen Studien ſo wichtige Schatz in's Vaterland zurück. „Daß

unſere Hoffnung, ſagt Wilken, nicht unerfüllt blieb, verdanken wir beſonders der eifrigen und patriotiſchen Fürſprache und Verwendung Sr. Excellenz des königlich preußiſchen Staatsminiſters, Freiherrn von Humboldt, bei den höchſten Behörden.“ Preußen bedung ſich nichts, als die freieſte Benützung der Schätze für alle Deutſchen. Im Januar 1816 beförderte dann General Müffling die ſeiner Verwahrung übergebenen Heidelberger Handſchriften von Paris an Humboldt nach Frankfurt, der ſie am 14. Januar d. J. dem großherzoglichen Geſandten, Geh.-Rath v. Berſtett, daſelbſt überantwortete. [26])

An dem Tage, an welchem das Friedensinſtrument mit ſeinen Nebenverträgen vollzogen wurde, unterzeichneten Hardenberg und Humboldt noch zwei Dokumente: I. einen Allianztraktat der vier Mächte vom ſelbigen Tage. Er wurde in 5 Separatinſtrumenten vollzogen, und erneuerte die Verträge von Chaumont und Wien für jeden Fall eines Angriffs von Frankreich; [27]) II. die Akte, durch welche die Alliirten die Neutralität der Schweiz anerkannten. [28])

Damit endeten die wichtigen Verhandlungen von Paris.

Dem geſelligen Verkehr blieb hier noch weniger Zeit übrig als in Wien. Auch war für die Preußen, bei der Erbitterung, die gegen ſie obwaltete, die Aufforderung nicht

---

26) Fr. Wilken, Geſchichte der Bildung, Beraubung und Vernichtung der alten heidelbergiſchen Bücherſammlungen. Heidelberg, 1817. S. 238—70, 549—52.

27) Martens, Recueil, Supplément, VI. 734—38. Die Mächte verſprachen ſogar, im Fall der Noth die Geſammtheit ihrer Kräfte in Bewegung zu bringen, behielten ſich aber dann auch vor, „d'arrêter entre elles, relativement à la paix qu'elles signeraient d'un commun accord, des arrangements propres à offrir à l'Europe une garantie suffisante contre le retour d'une calamité semblable.“

28) Ebendaſ., VI. 740—42.

ſo groß. Mit Manchem jedoch verknüpften Humboldt noch geiſtige oder wiſſenſchaftliche Intereſſen, wo das politiſche ſchon getrennt war, wenn auch nicht Alle dem Beiſpiel der Frau v. Staël gefolgt ſein dürften, welche auch jetzt den alten römiſchen Freund nicht vergaß, ſondern ihn, ſo gut wie Gentz, den gemäßigten und weit weniger gehaßten, das eine Mal mit dieſem zu ſich einlud. [1]) — Um ſo inniger mochten die Deutſchen zuſammen halten. Humboldt genoß dazu die Nähe des Bruders, wenn dieſen auch meiſt der König um ſich haben wollte. Er genoß ferner, und zwar zum letzten Male, den anregenden Umgang des Grafen Schlabrendorf. Dieſer konnte ſich auch jetzt nicht von Paris trennen, ſo viele Lockungen in die Heimath auch an ihn ergingen. Dagegen lehnte Oelsner, der vieljährige Genoſſe des Grafen, die Anerbietungen nicht ab, die ihm auf Humboldt's, ſeines Jugendfreundes, [2]) Veranlaſſung von der preußiſchen Regierung gemacht wurden und die eine Anſtellung im Departement des Auswärtigen verſprachen. Er ging vor Ende 1815 nach Frankfurt, dort ſeine Beſtimmung abzuwarten. Hier traf er auch mit Humboldt und deſſen Familie zuſammen, von der er fortdauernd Beweiſe des Wohlwollens erhielt, ſelbſt, als Widerſacher ſich bemühten, ihn auch bei dieſem Gönner anzuſchwärzen. [3]) Der Staatskanzler Fürſt Hardenberg wünſchte eine Bundeszeitung herausgegeben zu ſehen; der Gedanke eines offiziellen Blattes jedoch zerſchlug ſich bald. Nachdem Oelsner auf eigene Hand

---

1) Gentz Schriften, V. 285.

2) Siehe oben Th. I. S. 36.

3) „Bei Hrn. von Humboldt," ſchreibt Oelsner 1817 noch von Frankfurt aus an Rahel, „hat man mir zu ſchaden geſucht, indem man behauptet, ich hätte ſchlecht an (dem Grafen) Reinhard gehandelt, als er im Jahre 1815 hier gefangen ſaß, mich ſeiner nicht angenommen, mich furchtſam zurückgezogen." Siehe Varnhagen von Enſe's Galerie von Bildniſſen, II. 120—21.

zwei Hefte einer Bundeslade (1817) hatte erscheinen lassen, erhielt er die Erlaubniß, mit einem Gehalt der Regierung nach Paris zurückzukehren. Schon war die Zeit, wo man gern solche Köpfe anstellte, vorüber.

Am Schluß dieses Zeitraums, in dem wir Humboldt so rastlos thätig fanden, sei auch der Auszeichnungen gedacht, die ihm theils von seinem Könige, theils von andern Mächtigen vielfach zu Theil wurden. Schon im Jahr 1813 ernannte der König ihn zum Ritter des großen rothen Adlerordens; auch erhielt er das eiserne Kreuz zweiter und den russischen St. Annen erster Klasse; bald darnach das Großkreuz des kaiserlich österreichischen Leopoldordens. Im Jahr 1815 erhielt er dann die Großkreuze des dänischen Danebrogordens, des Verdienstordens der bayrischen Krone und des badischen Hausordens der Treue. Endlich wurde ihm noch die höchste Civil-Auszeichnung des Befreiungskampfes zu Theil; Hardenberg und W. v. Humboldt waren die Einzigen, die der König des eisernen Kreuzes erster Klasse am weißen Bande würdig erachtete. [1])

Auch gehörte er zu den hervorragenden Männern, die der preußische Staat nach dem zweiten Pariser Frieden, zu Anerkennung ausgezeichneter Dienste, mit großen Dotationen beschenkte. Blücher, York, Bülow von Dennewitz, Kleist v. Nollendorf, Trauenzien und Gneisenau, Hardenberg und Humboldt, endlich Knesebeck, wurden mit solchen bedacht [2]) Die Dotation, die Humboldt (März 1817)

---

1) Von Hippel, Beiträge zur Geschichte Friedrich Wilhelm III. Bromberg, 1841. S. 117.

2) Die Dotationen der Generale soll der König noch in Paris unterzeichnet haben.

bestimmt wurde, sollte 5000 Rthlr. jährliche Einkünfte geben, [3]) und er durfte sie selbst sich auswählen. Humboldt reiste deshalb im genannten Jahre nach Schlesien, und wählte Schloß und Herrschaft Ottmachau im Fürstenthum Neiße. [4]) Die Herrschaft war früher Besitzthum der Fürst-Bischöffe von Breslau; erst kürzlich hatte der Staat sie erworben; nun ging sie an die Humboldt'sche Familie über, und brachte dem neuen Eigenthümer mit der Zeit wohl 8 bis 9000 Rthlr. ein. Die Herrschaft liegt oberhalb der Stadt, an beiden Ufern des Flüßchens Neiße, in schöner, überaus fruchtbarer Gegend. Es gehören dazu, außer Stadt Ottmachau mit dem sehr romantisch gelegenen Schlosse, die herum liegenden Güter und Ortschaften Friedrichseck, Ritterwitz u. a.

Auch in seiner Laufbahn durfte Humboldt der glänzendsten Beförderung gewärtig sein. Den Rang und Titel eines Staatsministers besaß er schon; auch hatte ihm Hardenberg das Versprechen gegeben, ihn zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernennen zu lassen, sobald eine Veränderung damit vorgenommen werden würde. [5]) Zur Zeit nämlich stand dieses Ministerium unter der speziellen Oberleitung des Staatskanzlers. Zunächst war Humboldt aber, wie schon erwähnt wurde, zum Gesandten in Paris ernannt, wo jetzt ein gescheider Kopf recht am Platz war, um wo möglich, das Königthum vor schlimmen Rathgebern zu hüten. Das Hotel des Prinzen Eugen (ehemaligen Vicekönigs von Italien) in der Rue Lille, das der König von Preußen während beider Okkupationen bewohnt hatte, war

---

3) Allg. Zeitung, 6. Apr. 1817 (Corresp. vom Main, 30 März.)

4) In der Allg. Zeitung vom 31. Okt. 1818 (Corresp. aus Berlin, vom 19. Okt.) ist eine authentische Mittheilung über diese Güterschenkungen enthalten, und die Humboldt'sche Dotation zu 100,000 Reichsthalern angeschlagen.

5) Nach handschriftlicher Quelle.

für die Gesandtschaft dieses Monarchen angekauft worden. Humboldt sollte jedoch nicht sogleich in Paris bleiben, sondern sich zunächst nach Frankfurt a. M. begeben, um daselbst, als Mitglied einer Territorialkommission, die noch obschwebenden deutschen Gebietsverhandlungen zu Abschluß zu bringen. Mehrere jüngere Männer wurden ihm für diese Frankfurter Mission zu Gebot gestellt, darunter Einer, der diesem Umstand einen großen Theil seiner Ausbildung und eine engere Verbindung mit der Familie unsres Humboldt verdanken sollte. Dies war der Freiherr Heinrich von Bülow, aus Mecklenburg, der zweimal seine Studien in Heidelberg unterbrochen hatte, um unter die Fahnen zu eilen, sich während dieser Friedensverhandlung bei dem Staatskanzler für den preußischen Dienst und das diplomatische Fach gemeldet hatte, und sogleich die Bestimmung erhielt, unter Leitung dieses hervorragenden Staatsmannes beschäftigt zu werden. Dagegen bot Hardenberg dem noch immer in Paris weilenden Bruder Humboldt's an, bis zur Rückkehr des Letztern die diplomatischen Geschäfte in Paris zu übernehmen. Alexander v. H. lehnte es jedoch ab; und dies veranlaßte die interimistische Anstellung des bisherigen Gesandten in München, C. F. H. Grafen v. Goltz auf diesem Posten, auf dem er jedoch nur bis zu Humboldt's Rückkehr fungiren sollte. —

Wichtiger aber als alle diese Auszeichnungen, die W. v. Humboldt während und kurz nach diesen Begebenheiten zu Theil wurden, war der Ruf und die Verehrung, die er sich bei den besten seiner Zeitgenossen erworben hatte. Und er hatte dies, obschon die Großartigkeit seiner Leistungen nur Wenigen, nur bruchstückweise bekannt war. Auch war es ein solider Ruf. Ungleich so manchen, deren Größe schwindet, je näher wir ihnen treten, leuchtet dieser Name nur heller, so oft ein Blatt auftaucht, das von ihm kömmt,

oder auch nur ſtreifend ihn berührt. — In Preußen zählte man ſchon damals ihn zu den erſten Köpfen; und bald erſchien er als derjenige, auf den jetzt ſich die meiſten Hoffnungen richteten. Der Staatskanzler ſtand in einem Alter, wo ſelten die Kraft noch aushält; Freiherr von Stein aber war für dieſe ruhigere Zeit und die verwickelteren Forderungen des Tages nicht ſo geſchaffen, wie für jene Epoche, wo er mit gewaltiger Hand den Anſtoß geben konnte. Auch wußte er ſeine Schroffheit und die Unluſt am Gang der Dinge ſo wenig zu zügeln, daß man ſeine Ausbrüche bald auch da für ungerecht hielt, wo ſie es nicht waren. Humboldt ſtand in voller Kraft; er fühlte, daß jetzt ein anderer Zeitraum anbreche, und wußte mit glücklichem Inſtinkt der Richtung der Zeit zu begegnen. Bis jetzt war es einem kräftigen Geiſte leicht worden, ſich in der Höhe zu halten; die Woge der Begebenheiten trug ihn ſelbſt fort, die Größe der Ereigniſſe ſtählte die Kraft; jetzt aber galt es, die ganze Zähigkeit und Energie des Charakters zu bewähren, es galt, den Menſchen einzuſetzen, um im Gewühl der Leidenſchaften und Parteien ſich gleich zu bleiben und das Ziel, das man im Auge hatte, nicht zu verlieren.

Den 25. November (1815) verlies Humboldt Paris, einen Tag ſpäter als der Staatskanzler. Er holte ihn ein, und kam mit ihm am gleichen Tage (28. November) in Frankfurt an, und blieb da, während Hardenberg alsbald nach Berlin abging. [1]) Auch die andern Glieder der Territorialcommiſſion, die Geſandten Oeſterreichs, Englands, Rußlands, trafen am Orte ihrer Beſtimmung ein, von öſterreichiſcher Seite Freiherr v. Weſſenberg, von engliſcher

---

1) Allg. Zeitung, 2. und 3. Dez.

Lord Clancarty, von ruſſiſcher J. v. Anſtett. Sie waren lediglich zu dieſem Geſchäft berufen, und hierbei mit eigenen Hülfsarbeitern verſehen. Unter Humboldt arbeiteten Legationsrath Graf v. Flemming, Hofrath Bois des Landes und als Attaché Freiherr v. Bülow. Von Flemming war ſchon in der Congreßzeit die Rede; er blieb nur bis Anfang des nächſten Herbſtes bei Humboldt, und ging dann im folgenden Frühjahr als preußiſcher Geſandter nach Braſilien. [2]) Bülow ſtieß im Dezember 1815 zu ſeinem Chef, und wurde gleich als „talentvoll, arbeitſam und ſehr brauchbar" erkannt. Er bildete ſich unter dieſer Leitung in wenigen Jahren zu dem Staatsmann, dem man die wichtigſten Geſchäfte übertrug, und der jetzt (ſeit 1842) die auswärtigen Angelegenheiten des preußiſchen Staates leitet. — Die Arbeiten der Territorialcommiſſion ſchritten nicht ſo raſch fort, als Manche erwartet hatten; die Geſandten der entfernten Mächte ſahen erſt den nähern Inſtruktionen entgegen, und vor allem mußten Bayerns Anſprüche durch beſondere Uebereinkunft des Wiener Cabinettes mit dieſem Staate erledigt werden.

Während ſo die Geſchäfte nur langſam vorrückten, bot Frankfurt Anregungen genug. In ſtarken Colonnen marſchirten preußiſche Heerestheile in die Heimath zurück und durch dieſe Stadt. Der greiſe Blücher raſtete einige Zeit hier, Stein blieb, mit ſeiner Familie, den ganzen Winter daſelbſt, gegen das Frühjahr ſprach auch Gneiſenau zum Beſuch ein. Zudem langten auch die Geſandten beim künftigen Bundestage einer nach dem andern an, darunter Männer, die gewiß keine Schuld trugen, wenn die ſpätern Verhandlungen nicht den Erfolg hatten, den man gehofft hatte; ich nenne hier den mecklenburgiſchen Geſandten,

---

2) Allg. Zeitung, 20. Sept. 1816; 19. Febr. 1817 — Graf Flemming ſtarb im J. 1827 (8. Okt.) zu Arensberg in Weſtphalen.

Freiherrn v. Pleſſen, der ſich erſt ſpäter umſtimmen ließ, den niederländiſchen Geſandten, Herrn von Gagern, den hannöveriſchen Cabinetsrath v. Martens, den bremiſchen Bürgermeiſter Smidt. Preußen eilte nicht ſo mit der Ernennung; überhaupt verzögerte ſich die Eröffnung des Bundestages ſehr. Zu Wien hatte man ſie auf 1. November 1815 angeſetzt. Da hinderten zunächſt die Friedensverhandlungen, und nun wollte man auch die noch ſchwebenden Territorialfragen erſt beſeitigen. Endlich mochte man von mancher Seite wohl auch Zeit zur Vorbereitung wünſchen. So kam es, daß ſich die wirkliche Eröffnung bis in den November des folgenden Jahres verſchob. — Friedrich Schlegel erſchien als Legationsrath bei der öſterreichiſchen Präſidialgeſandtſchaft, fand aber für ſeine Anſichten ſelbſt in Frankfurt wenig Boden. Von preußiſchen Diplomaten traf Humboldt zur Zeit nur Freiherrn v. Otterſtedt, der bei der Stadt Frankfurt als Geſchäftsträger beglaubigt war. Da Humboldt noch nicht eingerichtet war, machte dieſer gleichſam die Honneurs von preußiſcher Seite. [3]) Endlich nenne ich noch den Grafen v. Reinhard, der als franzöſiſcher Geſandter erſchien und an Humboldt gewiß einen längſt Bekannten begrüßte.

Frau v. Humboldt, mit der Familie, weilte noch in Berlin. Noch im J. 1815 fand die Hochzeit der zweiten Tochter, Adelheid, mit dem Obriſtlieutenant v. Hedemann Statt. — Erſt im Mai des nächſten Jahres verließ Frau v. Humboldt Berlin, zunächſt um nach Carlsbad

---

3) So erzählt Frau von Varnhagen, in ihren Briefen (II. 361) von einem großen Thee, den Hr. v. Otterſtedt am 21. Dez. (1815) gab. Wohl 150 Perſonen erſchienen; Blücher, Humboldt, Stein's, Schlegel, ſie ſelbſt, alle Fürſten, die in Frankfurt lebten, waren zugegen. — Den Weihnachtsabend traf ſie Humboldt wieder bei einer Kinderbeſcheerung, zu der auch Graf Flemming, Schlegel ꝛc. geladen waren (II. 360).

zu gehen. Mitte Juli beſuchte Zelter unſern Humboldt in Frankfurt. „Er war ſehr liebenswürdig," ſchreibt er an Göthe, [4]) „und erwartet ſeine Familie aus Carlsbad." Endlich fanden ſich die ſo lang Getrennten wenigſtens auf einige Zeit wieder zuſammen.

Von der guten Stimmung, in der Humboldt damals, beſonders nach der Ankunft ſeiner Familie, ſich befand, ſpricht Frau von Varnhagen in einem ihrer Briefe mit Entzücken. Sie war nach Frankfurt gereiſt, um ihre Freundin wieder zu ſehen. Zugleich hielt ſich die Gräfin Cuſtine mit ihrem Sohne — dem neuerdings beſonders durch ſein Werk über Rußland bekannt gewordenen Legitimiſten — dort auf. „Mit ihnen," ſchreibt Rahel an ihren Gemahl, „ſpeiſte ich geſtern Mittag (25. Sept.) zuletzt bei Humboldt's, wo Humboldt ſich eine ganz neue Haut von wahrhafter Liebenswürdigkeit angezogen hatte. Geſtern erreichte es nun ſeine Höhe, denn eine ganze Weile finde ich ihn ſo geſchält. Er beherrſchte ganz allein, und nöthig, und mild das Geſpräch, ließ nichts Steifes, nichts Dummes aufkommen, iſt in gleichem Ton mit Hausleuten, Gäſten und Kindern, ſagte unaufhörlich komiſch-Frappantes, aber nicht wie im Winter und Sommer, aus tiefer Langweil, und in deren dennoch harten, ärgerlichen Tinten; dieſe alte Ueberzeugung der Dinge hat bei ihm eine wieder neue Wendung genommen; er iſt von der tiefſten ſorgenloſeſten Aufrichtigkeit über alle Gegenſtände, und dies giebt ſeinem Benehmen und Sagen eine wahrhaft mild-heitere Grazie. — Mich dünkt, er hat mehr Verſtand, als je. — Oder hab' ich mehr. Wir beide ſind auch ganz weich, ganz leiſe, ganz milde, ganz wahr und ganz weit, weit vorwärts in unſeren Aeußerungen mit einander.

---

4) Briefw. zw. Göthe u. Zelter, II. 284.

Den Abend fand ich ihn noch wieder bei Gräfin Cuſtine: eben ſo."

In Frankfurt fand Humboldt auch mehr Muſe, ſeinen Lieblingsſtudien nachzugehen, und hier war es, wo er die ſo lang erwartete Ueberſetzung von Aeſchylos Agamemnon endlich zum Druck abgehen ließ. Er ſchrieb im Februar 1816 die Einleitung dazu, an und für ſich eine bedeutende Arbeit, wichtig beſonders für die Charakteriſtik der griechiſchen Poeſie, namentlich der Tragik und des Aeſchylos insbeſondre, wichtig ferner für die Theorie der Ueberſetzungskunſt. [1]) Humboldt widmete das Ganze ſeiner Gattin, die von früh an dieſe Studien mit Geiſt und Herzen begleitet hatte. [2]) So erſchien dieſe Ueberſetzung des Agamemnon im Frühjahr 1816 bei Gerh. Fleiſcher in Leipzig. [3])

Seit 1804 war nicht leicht ein Jahr verſtrichen, ohne daß er an dieſem Werk gebeſſert hätte: noch zuletzt aber hatte es einen wichtigen Verſchub erhalten. Keine der bisherigen Recenſionen nämlich konnte einer Ueberſetzung, die nicht blos einen unbeſtimmten ſchwankenden Schatten des Urbilds darſtellen ſollte, füglich zu Grunde gelegt werden. Nun wußte Humboldt, daß Gottfried Hermann in Leipzig ſich mit einer neuen Ausgabe des Aeſchylos beſchäftige. Er trat daher — wenn ich nicht irre, nach den Tagen der Leipziger Schlacht — mit dieſem ausgezeichneten Philologen in Verbindung, der ihm von ſeiner Bearbeitung

---

1) Siehe oben Th. I. S. 243—50.

2) Siehe oben Th. I. S. 145—46.

3) In 4to. Sie ſteht nun auch in den geſammelten Werken, III. 1—96.

des Agamemnon auch alles mittheilte, was ihm, ſowohl zur Berichtigung, wie zur Auslegung des Textes, bei der Ueberſetzung nützlich ſein konnte. Dadurch war Humboldt in den Stand geſetzt, einen durchaus neu geprüften Text zu Grunde zu legen; [4]) und er iſt ihm ſo genau, als möglich war, gefolgt. Er bekennt, daß er ohne dieſe Förderung vorzüglich die Chorgeſänge nie gewagt haben würde dem Publikum vorzulegen. So aber fühlte er ſich ermuthigt, mitten in großen Geſchäften noch einmal Hand an dieſes Werk zu legen.

So trat denn dieſe im J. 1796 begonnene Arbeit endlich in die Welt. Sie gilt noch heute für ein Muſterſtück; als das Vorzüglichſte, was für Ueberſetzung des Aeſchylos insbeſondere geleiſtet worden. A. W. Schlegel, der große Meiſter in dieſem Fache, erkannte Humboldt als ebenbürtigen und berufenen Kritiker ſeiner eigenen Arbeiten an, deshalb namentlich, weil er „in der Kunſt charakteriſtiſcher Nachbildung ſelbſt am Aeſchylos eine ſo ſchwierige Aufgabe gelöſt habe.“ [5])

Ein großes Geſchenk war dieſe Ueberſetzung für alle Freunde der alten Dichtung. So für Göthe, der im Sommer 1816, in einem kleinen thüringiſchen Bade ſich daran labte. „Agamemnon, überſetzt von Humboldt,“ ſchreibt er in ſeinen Tag- und Jahresheften, „war mir ſo eben in die Hände gekommen, und verlieh mir den bequemen Genuß eines Stückes, das ich von jeher abgöttiſch verehrt hatte.“ [6])

---

4) Die auf den Sinn ſich beziehenden Veränderungen des Textes hat Hermann ſelbſt, in einem Anhang zu dem Werke, angegeben.

5) Siehe A. W. Schlegel's Indiſche Bibliothek. B. II. H. 2. Bonn, 1826, S. 218; auch Humboldt's geſ. Werke, I. 110.

6) Göthe's Werke, B. 32, S. 114.

Während dieſes Aufenthalts in Frankfurt kam Humboldt die Nachricht zu, daß Graf Goltz den Pariſer Geſandtſchaftspoſten behalten, er ſelbſt aber anderweit verwendet werden ſolle. Der franzöſiſche Miniſter, Herzog v. Richelieu, ein hoch überſchätzter Mann, fand Goltz bequemer, als W. v. Humboldt, und unterhandelte zeither mit Hardenberg, um dieſen los zu werden. Er nahm den Antheil als Vorwand, den Humboldt an einem demüthigenden Frieden genommen habe, und behauptete, es müſſe das Nationalgefühl verletzen, ihn als Geſandten in Paris zu ſehen. Die Wahrheit aber war, daß dem Herzog in ſeiner Mittelmäßigkeit die Nähe eines ſo wichtigen Mannes nicht behagte. Hardenberg gab nach, und bot jetzt Humboldt den eben offen werdenden Londoner Poſten. Baron v. Jacobi-Klöſt, der viele Jahre dort geweſen war, hatte ſeine Entlaſſung erbeten, um den Reſt ſeiner Tage in Ruhe zuzubringen. [1]) Humboldt verwunderte ſich zwar über Hardenberg's Nachgiebigkeit und Richelieu's Zumuthungen; die Hoffnung, an einem Orte, deſſen Clima ſeiner Gattin zuſagte, mit den Seinigen vereinigt, und, wie nicht leicht anderswo, halb der Wiſſenſchaft, halb dem Staate leben zu können, war zu ſchön, um ſich ſo leicht von ihr zu trennen; in anderer Rückſicht freilich war ihm der Londoner Poſten lieber. Es war nicht angenehm, für die Folgen der Reſtauration unter dieſen Elendigkeiten verantwortlich zu ſcheinen. Humboldt nahm daher das neue Anerbieten an, und ſo trug Graf Goltz, ein faſt noch eingeſchränkterer Mann, als Richelieu, den Pariſer Poſten bleibend davon. [2])

Es war jedoch nicht die Abſicht der Regierung, Humboldt ſofort nach London gehen zu laſſen. Erſt ſollten die

---

1) Siehe auch Allg. Zeitung, 22. Mai 1816.

2) Nach handſchriftlicher Mittheilung.

Geſchäfte in Frankfurt bis zu einem gewiſſen Punkt geführt werden, und dazu fand der Staatskanzler Niemand geeigneter, als den, der dieſe Angelegenheiten in Wien und Paris mit betrieben hatte; dann wünſchte man, ihn auch in dem Kreiſe der erſten Staatsdiener, der demnächſt in Berlin zuſammentreffen ſollte, um die Verfaſſungsfrage und ein umfaſſendes Finanzgeſetz zu berathen, mit in Thätigkeit zu ſehen. Endlich glaubte man allgemein — und vielleicht auch Humboldt ſelbſt, daß man ihn in den höchſten Regierungszweigen bald nothwendiger erachten, und ihm eine Stellung geben würde, auf die er gegründetere Anſprüche hatte, als irgend Jemand. Wir werden jedoch bald ſehen, was ſich der Erfüllung dieſer Hoffnung entgegen ſtellte.

In Frankfurt ward ihm noch eine andere Thätigkeit zugewieſen, er ward nämlich, jedoch nur proviſoriſch, zu den Angelegenheiten des neuen Bundestags gerufen. Der bisherige Geſandte Preußens an den heſſiſchen Höfen, Geh. Rath v. Hänlein, war zum künftigen Geſandten am Bunde erkohren worden. Plötzlich ward dieſe Ernennung zurückgenommen; v. Hänlein ging wieder nach Caſſel, und an ſeiner Stelle ward der frühere Miniſter des Aeußern, Graf von der Goltz — mit dem Pariſer nicht zu verwechſeln! — zum Bundestagsgeſandten beſtimmt. Da aber derſelbe nicht augenblicklich in Frankfurt eintreffen konnte, die einleitenden Arbeiten nun aber vorgenommen werden ſollten, ſo ward Humboldt einſtweilen mit ſeinen Funktionen beauftragt. [3]) Man fand jetzt gerathen, die Eröffnung des Bundestags nicht länger hinauszuſchieben; die ſämmtlich ſchon anweſenden Geſandten vereinigten ſich im September, mit Anfang des nächſten Monats die vorbereitenden Sitzungen

3) Laut Anzeige in Frankfurter Zeitungen, ſiehe Allg. Zeitung vom 27. Aug. 1816.

zu beginnen, in den erſten Tagen des November aber den Bundestag feierlich zu eröffnen. An dieſen Präliminarconferenzen — ſieben der Zahl nach, vom 1. Okt. bis 4. Nov. — nahm Humboldt Theil; zur Eröffnung ſelbſt erwartete man den Grafen Goltz. Die vorbereitenden Sitzungen wurden im fürſtlich Thurn- und Taxisſchen Palaſt, der Wohnung des kaiſerlichen Präſidialgeſandten, abgehalten, und waren von Wichtigkeit für den freiern Geiſt, den der Bund in den erſten Jahren entwickelte. Nachdem man von den Vollmachten Kenntniß und die Beitrittsurkunden Würtembergs und Badens zum Bund in Empfang genommen, die förmliche Eröffnung des Bundestages feſtgeſetzt und die Verhältniſſe der Bundesverſammlung zur Stadt Frankfurt beſtimmt hatte, [4]) ſchritt man zur Feſtſtellung einer vorläufigen Geſchäftsordnung des Bundestages. [5]) Hier hatte Humboldt den bedeutendſten Einfluß, und nur zum Vortheil der Sache, [6]) wie denn auch Gagern bekennt, ſie ſei an ſich gut und in guten Händen geweſen, [7]) wobei er jedoch nicht zu bemerken vergaß, daß er ſelbſt die entſchiedene Publikation der Protokolle durchgeſetzt habe, die dem Entwurfe nach ſtets von der Verſammlung abhängen ſollte. Der Bundestag behielt dieſe proviſoriſche Geſchäftsordnung in den erſten Jahren bei, und erſt im Jahr 1819 wurde ſie nach den indeß gemachten Erfahrungen revidirt, und durch eine definitive Geſchäftsordnung erſetzt.

Am Ende ſollte Humboldt Preußen auch bei der feier-

4) Siehe Allg. Zeitung, 21. 28. 31. Okt. 1816.

5) Ebendaſ., 1. u. 7. Nov.

6) In dem oben S. 18 citirten Art. der Biographie Nouvelle des Contemporains wird auch geſagt, Humboldt habe der Bundesverſammlung im Okt. d. J. ein Mémoire eingereicht, „concernant le mode à établir pour la discussion des affaires qui seraient jugées de la compétence de la diète.“

7) v. Gagern, Antheil III. 30.

lichen Eröffnung des Bundestags ſelbſt, am 5. Nov. 1816, vertreten. Der Graf von der Goltz war zwar am 3. angelangt, befand ſich jedoch in Folge eines Unfalls auf der Reiſe unpaß und mußte ſeine Stelle an dieſem Tage Humboldt überlaſſen. Tags vorher noch hatte dieſer die Abſicht hintertrieben, eine kirchliche Feier mit der Eröffnung zu verbinden. [8]) In der That war es ungeſchickt, Anſtalten treffen zu wollen, die doch nicht übereinſtimmend zu Stande gebracht werden, und nur an die unſelige Spaltung der Nation erinnern konnten. Es fand demnach nur die ſolenne Auffahrt der Geſandten zu der um 11 Uhr Vormittags beginnenden Sitzung im Thurn- und Taxisſchen Palais Statt. Das ſämmtliche Perſonal der Geſandtſchaften war gegenwärtig; mit Humboldt Hofrath v. Hänlein, der Sohn, der bei der Bundesgeſandtſchaft verblieben war, Bois des Landes und Bülow. Der präſidirende Geſandte, Graf v. Buol-Schauenſtein eröffnete die Verſammlung mit einer würdigen Rede, die, indem ſie einen Blick auf Deutſchlands Geſchichte warf, ebenſo ſehr die Achtung vor der Selbſtſtändigkeit der einzelnen Bundesglieder, als die Nothwendigkeit eines feſtern nationalen Verbandes darlegte. Darauf antworteten die übrigen Geſandten, einige länger, die meiſten kurz. Humboldt ſprach zunächſt die Geſinnungen und Wünſche ſeines Königs aus, indem er dabei auf die Vortheile hinwies, die aus einem allgemeinen und beſtändigen Geſammtvertrage der Deutſchen hervorgehen müßten, aus einem Vertrage, deſſen Weſen nach Außen und Innen hin ſichernd, bewahrend und erhaltend ſei, und der das Zuſammenwirken ſelbſtſtändiger, unabhängiger und in ihren Rechten gleicher Staaten zum

8) Mit einem ähnlichen Vorſchlag trat Gagern im Beginn des Wiener Congreſſes hervor, wurde aber, wie er ſelbſt ſagt, von Metternich und den Preußen ſehr kalt damit aufgenommen. Antheil, II. 49.

gemeinſchaftlichen Wohl durch gemeinſchaftlich feſtgeſtellte geſetzliche Formen und Einrichtungen möglich mache. Indem der deutſche Bund auf dieſe Weiſe in wohlthätigen, allgemeinen Beziehungen mit dem europäiſchen Staatenſyſteme ſtehe, bilde er zugleich aufs neue Länder zu einem politiſchen Ganzen, deren Bewohner durch gemeinſame Abſtammung, Sprache, Andenken, und eine ehemalige ehrwürdige Verfaſſung unauflösbar verbunden ſeien. Der Redner drückte dann die Hoffnung aus, daß dadurch die Sicherheit aller Einzelnen, wie des gemeinſamen Vaterlandes verbürgt, und alle Vorzüge erhalten und erweitert werden würden, durch die Deutſchland auf die Achtung der andern europäiſchen Nationen Anſpruch mache. Endlich fügte er für ſich noch einige Worte hinzu. „Mir perſönlich," ſagte er, „hätte nichts Erfreulicheres begegnen können, als den ehrenvollen Beruf zu erhalten, dieſe Geſinnungen hier und an dieſem Tage auszuſprechen, und einer Verſammlung, wenn auch nur augenblicklich, anzugehören, welcher meine innige Verehrung und mein lebhaftes Beſtreben, nach allen meinen Kräften mit Ihr zu dem gemeinſchaftlichen Zweck hinzuarbeiten, gewidmet iſt, und deren gütiges und geneigtes Vertrauen ich mir angelegentlich erbitte." Darauf wurden ſämmtliche Vollmachten vorgelegt, und die von allen Gliedern beigebrachten Ratifikationen der Bundesakte verleſen. Hiermit endete die Sitzung. Dann war große Tafel beim präſidirenden Geſandten, bei welchem ſich auch am Abende eine glänzende und zahlreiche Geſellſchaft einfand. Der Stadt aber verkündete Kanonendonner und Glockengeläute das wichtige Ereigniß. [9])

Humboldt hatte ſich auf ſchickliche Weiſe mit dieſem abgefunden, und mit frohen Hoffnungen eine Einrichtung

9) Vergl. außer dem erſten Protokoll der deutſchen Bundesverſammlung die Allg. Zeitung vom 10. 12. und 28. Nov. 1816.

begrüßt, die ſo entſcheidend für Deutſchlands Zukunft ſein mußte. Daneben aber verleugnete ſich auch hierbei ſeine Natur nicht, ſo daß die Gemahlin Friedrich Schlegel's, das Echo ihres Gatten, gleich darnach an eine Freundin ſchreiben konnte: „Humboldt hat verhindert, daß man den Bundestag mit einer kirchlichen Feier eröffnete; er hat es bei Allen durchgeſetzt, ſich aber keine Freunde dadurch erworben. Er hat auch ſehr anregende Toaſts verhindert, die bei der Tafel ausgebracht werden ſollten u. ſ. w. Kurzum, unſer Freund hat ſeine heidniſche Götterhaftigkeit (die kein Blut in den Adern haben) tüchtig bewieſen. Möge es ihm wohl bekommen!“ [10])

Den 11. Nov. fand die erſte eigentliche Geſchäftsſitzung des Bundestages Statt, und ſchon in dieſer trat Graf von der Goltz ſeine Funktion als Bundestagsgeſandter an. Wir unſern Theils freuen uns, daß Humboldt nicht an den weitern Geſchicken dieſer Verſammlung Theil haben ſollte. Wie viel ehrenwerthe Männer zählte dieſe — und was änderten ſie? Wie oft hat man die Bundestagsgeſandten, die nichts ſein können als das treue Organ ihrer Cabinette, mit Unrecht für die Beſchlüſſe verantwortlich machen wollen! Freiherr von Gagern nahm einſt den Anlauf, als ſähe er ſich in einer Deputirtenkammer. Wie ſchnell hat man ihn von ſeiner Stellung enthoben! —

Die Arbeiten der Territorialcommiſſion hielten Humboldt bis in den Januar 1817 zu Frankfurt. Sie ſtützten ſich in der Hauptſache auf das Pariſer Protokoll vom 3. Nov. Da es nur galt, ſich mit den kleineren deutſchen Staaten vollends zu verſtändigen, ſo lag das Geſchäft faſt allein in Humboldt's und Weſſenberg's Händen; die

---

10) (Dorow's) Denkſchriften und Briefe zur Charakteriſtik der Welt u. Literatur, Th. IV. Berlin 1840, S. 122.

Gesandten Englands und Rußlands waren mehr als Zeugen und im Nothfall als Vermittler zugegen. Bayern machte die Hauptschwierigkeit. Zwar fand es sich im April 1816 bewogen, die rheinische Provinz als theilweise Entschädigung für die an Oesterreich abgetretenen Lande anzunehmen, immer aber mit Vorbehalt seiner Ansprüche auf den Länderzusammenhang. — Preußen hatte sich vornehmlich mit Hessen-Darmstadt zu verständigen. Hessen sollte das Herzogthum Westphalen abtreten, und dafür Entschädigungen jenseits des Rheins erhalten. Mainz und die umliegenden Cantone wurden ihm zugesprochen; es hätte sich jedoch gern an der Nahe und nach dem Hundsrück ausgedehnt; auch machte die Stellung der Bundesfestung eigenthümliche Schwierigkeit. Dennoch wurde den 30. Juni 1816 zu Frankfurt der Vertrag geschlossen, — nämlich zwischen Wessenberg, Humboldt und den hessischen Bevollmächtigten H. W. C. v. Harnier und Heinr. Frh. v. Münch. [11]) Darin ward auch die Wiederherstellung Hessen-Homburgs garantirt. Auch wurden um dieselbe Zeit, wie zum Spott, aber der Wiener Congreßakte gemäß, kleine Fetzen überrheinischen Landes, eben diesem Homburg, ferner Oldenburg und Sachsen-Coburg hingeworfen; Graf Pappenheim ließ sich durch eine Geldentschädigung von Preußen abfinden. [12]) Endlich kam, in Folge schon in Paris begonnener Unterhandlungen, am 8. Nov. 1816, ein Vertrag zwischen Preußen und Niederland wegen Besetzung der Bundesfestung Luxemburg zu Stande; Humboldt und Gagern waren die Unterhändler. So blieb denn zuletzt nur der Territorialstreit zwischen Bayern und Baden unerledigt. Bayern war für den Fall, daß die männliche

---

11) Martens, Recueil de traités, XIV. 73 u. ff.

12) Dies that später auch Mecklenburg-Strelitz, durch Vertrag vom 22. Mai 1819.

Linie des Hauſes Baden ausſterbe, der Rückfall der badiſchen Pfalz zugeſichert worden. Dadurch, und durch Ueberlaſſung des Main- und Tauberkreiſes, hätte es den Zuſammenhang ſeines Landes errungen. Es ſchien nun, als wenn jener auf dem Congreß zu Wien vorgeſehene Fall in Bälde eintreten würde, da die letzten Sproſſen des Hauſes Baden zur Zeit nicht für ebenbürtig gehalten wurden. Das badiſche Fürſtenhaus ließ jedoch alle Minen ſpringen, um die Anerkennung der Grafen von Hochberg zu erlangen, und, mit Beſeitigung früher von den Großmächten geſchehener Verſprechungen, die Integrität des Landes zu ſichern. Eine Frage von ſolcher Bedeutung war aber auf gewöhnlichem Wege nicht zu ſchlichten; es bedurfte Zeit, ſie zu löſen, und am Ende ſprach wieder einmal ausländiſcher Einfluß die Entſcheidung. — So ging denn die Territorialcommiſſion, ohne die Geſchäfte zum völligen Abſchluß gebracht zu haben, Anfang 1817 auseinander.

Am 11. Jänner verließ Humboldt mit den Seinigen Frankfurt. Er begab ſich zunächſt nach Weimar, wo er Göthe'n beſuchte, der ſich darüber in ſeinen Tag- und Jahresheften alſo vernehmen läßt: „Perſönliche Erneuerung früherer Gunſt und Gewogenheit ſollten mich auch dieſes Jahr öfters beglücken . . . Herr Staatsminiſter von Humboldt ſprach auch diesmal, wie immer, belebend und anregend bei mir ein.“ [1])

Von Weimar gingen Humboldts auf das uns ſchon bekannte Gut Burgörner; im Februar kamen ſie nach Berlin. Auch jetzt aber ſollte Humboldt nicht lange mit den Seinigen

---

1) Göthe's Werke, B. 32, S. 133.

vereinigt bleiben. Die älteſte Tochter, Caroline, kränkelte; man hatte ihr angerathen, Seebäder in Neapel zu brauchen. Frau v. Humboldt beſchloß, mit den Töchtern und in Begleitung ihres Schwiegerſohnes — v. Hedemann — abermals eine Wallfahrt ins gelobte Land anzutreten. Es graute ihr ohnehin vor der Nebelinſel, auf die Humboldt bald abzugehen dachte. — Einem Glied der Familie jedoch mußte dieſe Trennung doppelt ſchwer werden; der jüngſten Tochter Gabriele. Noch in Frankfurt hatten ſich die Bande geknüpft, durch die Baron Bülow für immer an dieſe Familie gekettet wurde. Gabriele aber war noch ſehr jung, und Bülow ſollte erſt ſeine Carrière machen, zunächſt aber, als nunmehriger Legationsſekretär ſeinen künftigen Schwiegervater nach London begleiten.

Im April trat Frau v. Humboldt die Reiſe an; den 3. Mai kam ſie nach Rom; im Sommer ging ſie nach Neapel, im Herbſt nach Rom zurück. Von einem Zeitpunkt zum andern ſchob ſie die Rückkehr hinaus, ganz beglückt im dortigen Leben, und mit Sinn und Geiſt, wie vormals, der Kunſt und den Künſtlern zugewandt. Ihr eignes Befinden widerrieth ihr auch, das Londoner Clima aufzuſuchen. Dann harrte ſie wohl auch einer Wendung im Geſchicke ihres Gatten. Den 19. Okt. ſchrieb ſie noch an eine Freundin: „Ich bleibe den Winter und gehe zum Sommer über Berlin, wo ich bei Theodor's [des älteſten Sohnes] Heirath gegenwärtig ſein ſoll.“ Im Auguſt lange ſie auf der „Nebelinſel“ an. Sie ſcheide von Rom, wie man vom Leben ſcheide. [2]) Ihre erſte Station ſollte das Bad von Nocera im Kirchenſtaat ſein. Noch einmal kehrte ſie nach Rom, und blieb daſelbſt, bis

---

2) Vergl. ihre Briefe aus den Jahren 1817—18 an Friederike Brun, in deren „Römiſchen Leben,“ II. 320—334.

Humboldt im Sommer 1819 eine, wie es ſchien, feſte Stellung zu Berlin angetreten hatte. Dann kehrte ſie zurück. Schöne Kunſtwerke folgten ihr in die Heimath. [3])

Humboldt blieb zunächſt in Berlin, und legte damals den Grund zum Zerwürfniß mit dem Staatskanzler. Noch ſtand er aufs Beſte mit ihm, ſo wie auch der König ihm vielfach ſeine Huld bewies. Er erhielt jetzt für die in ſchwierigen Zeiten geleiſteten Dienſte jene oben erwähnte Dotation; [1]) und war unter denen, die der König gleich bei der Gründung, durch die Cabinetsordre vom 20. März (1817), aus beſonderm Vertrauen in den neuen Staatsrath berief. Dieſe neue Schöpfung hatte aber kaum ihre Thätigkeit begonnen, ſo wandte ſie, wenn auch indirekt, ſich gegen den, der ſie eigentlich ins Leben gerufen, gegen den Staatskanzler Fürſten v. Hardenberg, und Humboldt war es, der dieſen Angriff leitete, und ihm durch das Gewicht ſeiner Perſönlichkeit eine nachhaltige Bedeutung gab.

Seit wenigen Jahren war eine große Veränderung in der Lage der Dinge eingetreten, und es ſchien zweifelhaft, ob der Staatskanzler ihr werde Stand halten können. Wir haben den ritterlichen Eigenſchaften und großen Verdienſten dieſes Staatsmanns gewiß Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Er hatte inmitten der Drangſal das unter Stein Begonnene kräftig fortgebildet, ein freies Bauernthum begründet, die Bevorzugungen des Adels gemindert, die Zünfte abgeſchafft u. ſ. w.; er hatte Menſchenrechte geſchaffen, ohne die man Bürgerrechte nicht denken kann. Auch dieſe war er im

---

3) Darunter die herrliche Statue der Spes von Thorwaldſen, die dieſer für ſie in Marmor ausgeführt hatte.

1) Vergl. auch die Allg. Zeitung, 6. April 1817.

Begriff, ins Leben zu rufen, als der Krieg die Reformen unterbrach. In hohem Grade zu rühmen fanden wir auch die Leitung der auswärtigen Politik, besonders während der verhängnißvollen Jahre 1811 bis 1813. So schwierig aber diese Zeit war, so begünstigte sie doch auch seine wohlwollenden Absichten in vieler Hinsicht; der König stützte ihn gegen Widersacher; die Rechte der Krone wurden durch jene Veränderungen kaum berührt. Als aber der Widerstand stärker wurde, traten auch die Schwächen des Kanzlers merkbarer hervor, der Mangel an Energie, ein gewisses Schwanken und Zögern, das die Dinge nicht zum Bruch kommen lassen wollte, ein Ausweichen und Nachgeben, wo er den Gegnern standhaft hätte begegnen sollen. Eitel auf seine Stellung, suchte er sich zu halten, wie es ging; eifersüchtig auf Talente, die ihn überflügeln könnten, suchte er Kräfte dieser Art von den Geschäften oder wenigstens vom Mittelpunkte derselben zu entfernen; dagegen es manchmal auch unwürdigen Individuen gelang, sich bei ihm in Gunst zu setzen, und Macht und Einfluß zu gewinnen. Vorzüglich aber mangelte ihm die Jugendkraft, um in bewegter Zeit dieses Steuerruder noch lang mit Glück zu regieren. Er hätte gern die Einen durch die Andern im Zaum gehalten; aber der Andrang war zu stark, und bald war er froh, sich mit den Siegenden verbünden zu können, um wenigstens am Ruder zu bleiben.

Daß damals ein gewisser Rückgang eintrat, war natürlich. Der öffentliche Geist war während des Kriegs so mächtig worden, so viel hochfliegende Hoffnungen waren aufgetaucht, daß der ruhig Betrachtende, besonders der, welcher mit dem Zustand Preußens etwas tiefer bekannt war, früh schon die Ebbe kommen sehen mochte, die auf diese Fluth folgen werde. Niemand aber mochte ahnen, daß die große Bewegung so kleinlich ausgehen werde. Vielmehr sah ganz

Deutſchland jetzt geſpannt auf einen Staat, der ſich ſo mächtig gezeigt, und durch die Beſitzungen am Rheine ſeinen Einfluß ſo erhöht hatte.

Allerdings war die Arbeit nicht gering, die die preußiſche Regierung nach dem Kriege erwartete. Wie viel gab es zu ordnen, wie viel Unterbrochenes fortzuführen, Neues einzurahmen, Zugeſagtes zu begründen! Wie heftig brach, ſelbſt ehe die Friedensverhandlungen beendigt waren, ſchon der Parteikampf hervor! Einer mächtigen Partei war dieſe kräftige Regung des Volkes längſt zuwider geweſen. Jetzt, wo die Noth vorüber war, hob ſie kühn ihr Haupt. Schmalz, der Ankläger der geheimen Verbindungen, gab das Signal. Es begann ein fnrchtbares Kleingewehrfeuer der Preſſe. Der König unterdrückte den Kampf; er unterdrückte zu gleicher Zeit (Jan. 1816) das freimüthige, aber auch oft übermüthige Organ von Görres, den rheiniſchen Merkur. [2]) Er gab ſogar Schmalz den Adlerorden, was die Patrioten ſo erzürnte, daß ein Mann, wie Gneiſenau, ſchon damals den Abſchied nehmen wollte. — Allerdings lagen rohe, im Einzelnen wohl auch feindliche Elemente in den Gemüthern; im Allgemeinen aber herrſchte ein edlerer, hingebender Sinn, und leicht hätte man das ſcheinbar Gefährliche durch ruhiges und volles Einhalten der Bahn des Fortſchritts in Ordnung gewieſen. Erſt indem man das Rohe eben ſo roh erdrückte und den Fortſchritt in weſentlichen Dingen beſchnitt, bereitete man gefährlicheren Stimmungen den Weg. Wie leicht zu

---

2) Auch Humboldt mißbilligte den leidenſchaftlichen Ton, mit dem dieſes Blatt oft ſeine Anſichten kund gab. Auf eine Beſchwerde, die Bayern ſchon auf dem Congreß zu Wien im deutſchen Comité (14. Nov. 1814) deshalb erhob, erklärte er, Grund dazu ſei allerdings vorhanden; man würde aber beſſer thun, keine Notiz davon zu nehmen, wie denn auch Preußen über die in einer angeblich zu München erſchienenen Schrift enthaltenen Schmähungen keine Beſchwerde geführt habe. (Klüber, Akten, II. 191—2).

befriedigen, wie beſcheiden waren die Wünſche der Mehrzahl des Volkes und der meiſten Sprecher in den Jahren 1815 bis 1819, wie viel gehäſſiger, dem Beſtehenden feindlicher erſchien der Widerſpruch nach 1830! Daran trug lediglich die vorangegangene Reaktion Schuld.

Nur in Einem mochte damals die Sache ſchwieriger ſein, als ſie ſeitdem erſchienen iſt. Der Kampf der Meinungen wogte nicht blos in den Reihen des Volkes; er machte ſich vielmehr in faſt gleicher Stärke in den höchſten Kreiſen fühlbar, und ſelbſt die erſten Staatsmänner waren von dieſer Spaltung der Meinungen und Syſteme ergriffen. Das macht aber eben den Entſcheidungskampf der Jahre 1817 bis 1819 ſo wichtig, daß die bedeutendſten und begabteſten Männer des Landes näher oder entfernter Theil nahmen, und jede Meinungsnüance von einem namhaften Repräſentanten vertreten war.

Für das Haupt der Widerſtandspartei, des Adels, der Abſolutiſten und aller derjenigen, die durch Verfaſſungsveränderungen noch mehr zu verlieren fürchteten, hielt man den Fürſten von Wittgenſtein, der, wie wir ſchon früher angedeutet, in hohem Maße das Vertrauen des Königs beſaß. Er leitete zur Zeit auch das Miniſterium der Polizei, übernahm aber bald (1819) das des königlichen Hauſes, ein Amt, wo ſein Einfluß ſich mehr verſtecken konnte. — Bedeutenden Einfluß gewann bald auch Fr. Ancillon, der bisherige Erzieher des Kronprinzen, dann Mitglied des auswärtigen Miniſteriums und des Staatsraths. Die geiſtvollen Schriften dieſes Mannes zielten großentheils auf die Verfaſſungsfrage. Er verfehlte auch die Wirkung nicht, da Wenige Scharfblick genug hatten, um zu ſpüren, wie in ihnen, unter dem Anſchein der Vermittlung, der Geiſt des Jahrhunderts befehdet wurde.

Unter den Geiſtern der Bewegung gab es ſehr verſchiedene

Nüancen; alle aber forderten ein tapferes, freiſinniges, energiſches Regiment. Zuerſt nenne ich diejenigen, die, bei geringerem Vertrauen zu conſtitutionellen Einrichtungen, die Erinnerungen an die Zeit Friedrichs des Großen vereint mit denen des Befreiungskampfes feſthielten, die allen Rückſchritt haßten, und die Freiheit der Preſſe als beſten Wächter einer ſonſt ungehemmten Regierung betrachteten. Als das Haupt dieſer Richtung kann man Gneiſenau anſehen. Die meiſten Feldherrn gehörten zu ihr, Blücher, Boyen, Grolmann u. A.; in gewiſſem Sinn auch Beyme, in dem ſich die altpreußiſchen Anſichten auf eigenthümliche Art oft mit den keckſten Richtungen des Tages verknüpften. — Zunächſt an dieſe Männer reiht ſich die nicht minder energiſche Partei des Freiherrn von Stein. So ungeſtüm ihr Haupt mit ſeinen jeweiligen Stimmungen hervortrat, ſo ſchwankend erſchien es in Hinſicht auf ſeine Forderungen ſelbſt. So viel iſt gewiß, daß er Schritte gethan wiſſen wollte, um die preußiſchen Verhältniſſe mit der allgemeinen Richtung der Zeit in Einklang zu ſetzen; die Schritte aber, die er ſelbſt andeutete, erſchienen nicht immer als die zeitgemäßen. Daher auch unter ſeinen Anhängern und Verehrern ſich der Eine mehr zu Görres, der Andere zu der modernen Betrachtungsweiſe Schleiermacher's, der Dritte zu denjenigen neigte, die noch nicht viel von einer preußiſchen Conſtitution wiſſen wollten. Ich nenne hier nur Gruner, Eichhorn und Arndt. — Entſchieden conſtitutionell war die Richtung, für welche Görres als Sprecher auftrat; aber ſie hatte einen etwas mittelalterlichen Zuſchnitt. Es ſchien, als ginge die Abſicht vornehmlich dahin, dem Adel und der Kirche — über die ſich das Beamtenthum emporgeſchwungen hatte — ihre Stellung wieder zu verſchaffen, wo dann auch das Bürgerthum ſeinen Theil hinnehmen möchte. — In Manchem verwandt mit den beiden letztgenannten Richtungen, aber begabter mit politiſchen

Fähigkeiten waren Männer, wie Niebuhr (damals aber in Rom), Vincke und ſolche, die vor Allem dem Vielregieren entgegenwirken, die Thätigkeit der Staatsgewalt nach der Weiſe Englands auf Gränzen zurückweiſen, und durch Erneuung des Selbſtregierens in den untern Kreiſen die Fähigkeit, auch in den höhern mitzuwirken, begründen wollten. — Endlich bezeichne ich diejenige Richtung, die, ohne das zunächſt in Preußen Mögliche und Ausführbare zu überſchreiten, am beſtimmteſten die Verbindung mit den liberalen Ideen anſtrebte — die Richtung von Humboldt und Schön (damaligem Oberpräſident der Provinz Weſtpreußen zu Danzig). Sie theilten ganz das Streben, die Ausdehnung der Regierungsgewalt zu begränzen, aber ſie forderten zugleich Bürgſchaften für die individuelle Freiheit, die der Corporationsgeiſt oft mehr tyranniſirt, als der Staat. Sie erkannten die Nothwendigkeiten, den Bürger vor allem an eigene Bewegung und politiſches Intereſſe zu gewöhnen; und deshalb forderten ſie ſtändiſche Verfaſſung, d. h. eine ſolche Richtung der Bürger aufs Allgemeine, wodurch ihre Theilnahme am öffentlichen Leben am beſten gebildet und erhöht würde. An große Gerechtſame dieſer Stände dachten ſie zunächſt nicht. Das wäre übereilt geweſen, und wer hätte von dem bisher abſoluten Fürſten auf einmal ſo viel begehren wollen! Humboldt hatte daher, mit gutem Bedacht, ſein Minimum zu Wien aufgeſtellt; und er war früh entſchloſſen, ſelbſt mit nur berathenden Ständen vorerſt fürlieb zu nehmen, wenn es nur Reichsſtände wären. Dann war der erſte Schritt wenigſtens gethan.

Zwiſchen dieſen Parteien, der einen, die dämmen und anhalten, der andern, die entſchiedenen Fortſchritt auf den Bahnen verlangte, die zur Befreiung geführt, ſtand nun der Staatskanzler mitten inne, perſönlich der letzten viel zugeneigter, aber zögernd und ſchwankend, um es mit der andern

nicht gar zu verderben, und immer bedacht, ſich auf die eine zu ſtützen, wenn die andere ihm über den Kopf wachſen wollte. Inzwiſchen gewann die Widerſtandspartei Boden, und eh' er ſichs verſah, lag das Heft, das er noch zu führen glaubte, ſchon nicht mehr in ſeinen Händen. — Auch in ſeinen Gehülfen trat das Schwankende ſeiner Richtung zu Tag. Auf der einen Seite hatte er Stägemann, [3]) Altenſtein, Klewitz, Rother u. ſ. w., auf der andern Schuckmann, und bald verſchmähte er ſelbſt die Hülfe des Demagogenriechers, Herrn von Kamptz, nicht.

Die Conſtitutionsfrage war der Mittelpunkt des Kampfes, obwohl dieſer bei andern faſt unverhüllter hervortrat. Denn bald deckte man, zum Verdruſſe des Staatskanzlers, auch in ſeiner Verwaltung die Blößen auf. Allein jenes war die vorherrſchende Frage. Stein hatte auch hier den Anſtoß gegeben. Gewiß hatte die Einführung des conſtitutionellen Syſtems in dieſen Staat beſondere Schwierigkeiten, aber dieſe lagen oft gar nicht, wo man ſie gern ſuchte, und ſie wurden nur zu gern von denen hervorgehoben, die gar keine Verfaſſung wollten. Allerdings gab es auch Manche, die die Einführung widerriethen, weil ſie nichts als eine Beſchränkung der Regierung durch die Ariſtokratie befürchten mochten. Die Mehrzahl der Widerſacher aber führte ganz andere Gründe an. Sie hielten das Weſen eines Militär-

---

3) Dieſer Name iſt uns ſchon mehrmals in Humboldt's Leben begegnet. F. A. von Stägemann war einer der begabteſten Staatsmänner, eifriger Patriot, und liebenswürdiger Dichter; freiſinnig, aber mehr nach Art der Altpreußen. Humboldt hielt große Stücke auf ihn. In den Jahren 1817 — 19 war Stägemann die rechte Hand des Kanzlers nach der liberalen Seite; die Richtung der Zeit hatte ihn weit an ſich geriſſen. Zu Anfang des Jahres 1819 übernahm er die Oberleitung der neuen preußiſchen Staatszeitung — ſchon eine ſchlüpfrige Stellung! Als die Reaktion ſiegte, ſchlug auch er um, aber ohne den angebornen Freiſinn zu verlieren.

ſtaats entgegen, und behaupteten, daß Preußen in ſeiner Lage, die ſchnelles, kräftiges Handeln heiſche, ein ſolcher ſein und bleiben müſſe. Die Natur des Staates, ſagten ſie ferner, ſei zu verſchiedenartig, um eine Geſammtverfaſſung zur Zeit möglich zu machen. Wo denn der Tauſendkünſtler ſei, der die Mark und Poſen und die Rheinlande in eine einzige Verſammlung vereinigen könne? Zunächſt, ſagten ſchon Gemäßigtere, habe die Regierung mit Einrichtung der Verwaltung, des Budgets, der Finanzen vollauf zu thun, und vor allem müſſe der Parteigeiſt ſich abkühlen, ehe man zu einer ſo wichtigen Veränderung ſchreiten könne. — Auf alles dies erwiederte man mit Recht, wie ſehr es endlich Zeit ſei, Preußen auch zum Civilſtaat zu machen. Habe man doch das Militär ſelbſt volksthümlich geſtaltet! Die aufgeklärte Theilnahme eines Volkes an der Politik ſei eine Verſtärkung der Regierungskraft, von der Frankreich und England ſo oft Nutzen gezogen, und deren Werth Preußen in den Befreiungsjahren und in Wien wohl gefühlt habe. Gerade ein ſo ſeltſam zuſammengeſetzter und ſo zerſtückelter Staat habe doppelten Grund, den Gemeingeiſt zu heben, ein gemeinſames Band um Altes und Neues zu ſchlingen. Nicht blos die Augen, auch die Beſtrebungen müßten in Berlin fixirt werden. In den Jahren der Noth ſei die Erhebung des Beamtenſtandes auf Unkoſten der Ariſtokratie eine Wohlthat geweſen; er habe jedoch damals zur Genüge mit ſeinen Kräften allein gewirkt; allgemach ſei er nur ein andres Bevormundungsmittel worden, und fürchte nun, ſo gut wie der Adel, durch politiſche Conceſſionen zu verlieren. Dieſe aber ſeien feierlich verſprochen worden, die Bundesakte garantire ſie, und das preußiſche Volk habe gewiß verdient, nicht geringer gehalten zu werden, als die übrigen Deutſchen. Man brauche nicht ſo viel von Vorbereitungen und Gefahren zu reden. Sei es doch nie die Abſicht der Regierung geweſen,

dem Lande Rechte einzuräumen, die eine ſtarke Regierung unmöglich machten. Das Schlimmſte jedoch ſei dieſes Zögern und Schwanken. [4]) Allerdings ſei die Zeit eine aufgeregte, aber ſo könne die Aufregung nur zunehmen. Es ſei freilich nöthig, den Geiſt der Zeit in eine beſtimmte Bahn zu lenken; dies aber werde man nicht bewirken, außer durch das Zugeſtändniß verfaſſungsmäßiger Freiheiten, ſo karg dieſe vorerſt auch ausfallen möchten.

Der Staatskanzler wollte aufrichtig dieſen Schritt. Er hatte ſchon im Edikt vom 27. Okt. 1810 verkündet, der Nation eine zweckmäßig eingerichtete Repräſentation, ſowohl in den Provinzen, als für das Ganze, geben zu wollen; hatte dieſe Zuſicherung bei jedem Anlaß wiederholt, und in den bedrängteſten Zeiten ſchon Eingeſeſſene der Provinzen zur Berathung einzelner Maßregeln in Berlin verſammelt. Er hatte den König noch vor der Veröffentlichung der Bundesakte bewogen, ſeinem Volke deshalb ein beſtimmtes Verſprechen zu geben. Jetzt (1817) ſollte auch der Staatsrath, der lange verkündete, ins Leben treten, und aus ihm ein conſtituirender Ausſchuß hervorgehen, der die Verfaſſungsfrage erledige.

Des Staatskanzlers eigene Anſichten in dieſem Betreff ließen das Beſte hoffen. Er hatte zwar, als geborener Hannoveraner, in früherer Zeit ſchwerlich andere Begriffe von ſtändiſchen Dingen gehegt, als die in dortiger Gegend herkömmlichen; vielleicht daß ſie bei ihm in Folge einer Reiſe, die er in frühen Jahren gemacht, etwas engliſche Tünche bekommen hatten; er konnte auch jetzt nichts wollen, was die Verhältniſſe des preußiſchen Staats überſprungen hätte.

---

4) Im J. 1813 hatte die Regierung gar keinen Zweifel über ihre Stellung zum Volke. In der Verordnung der Landwehr ſagt der König: „Die Zeit erlaubte nicht, mit meinen getreuen Ständen darüber in Berathung zu treten!“

Aber er hatte die Fortgänge der Zeit begriffen. Man darf ſich nur der Antworten erinnern, die er, aus dem Stegreif, Görres in jener berühmten Unterredung zu Coblenz gab, und man wird nicht zweifeln, daß es ſein ernſtlicher Wille war, die ſtändiſche Einrichtung den Forderungen der Zeit anzupaſſen, ſo daß auch bei kargem Zuſchnitt derſelben der geſammte Volksgeiſt ſich darin ausſprechen könne. Man hat neuerdings ſogar die Behauptung aufgeſtellt, [5]) Hardenberg ſei geradewegs auf eine Conſtitution nach franzöſiſchem Zuſchnitt losgegangen, und ſich dabei auf die Mitgarantie berufen, die er bekanntlich den künftigen Reichsſtänden in Betreff neu aufzunehmender Staatsſchulden zuſicherte. Damit hat man aber zu viel beweiſen wollen. Es ſagt nur ſo viel, daß Hardenberg in der Hauptſache mit jenem Minimum einverſtanden war, welches Humboldt in Wien als maßgebend aufgeſtellt hatte; worin neue Auflagen — wozu natürlich auch Staatsſchulden gehören, die das Volk einſt abzahlen ſoll — zu den Punkten gerechnet wurden, in denen dem Volke ein Bewilligungsrecht zugeſtanden werden ſollte.

Demnach ſollte man glauben, der Staatskanzler würde ſich in dieſer Frage mit den Männern des Fortſchritts in beſtem Einverſtändniß befunden haben. Doch auch hier trat bald eine Differenz hervor. Die Letztern forderten, daß ohne Säumniß die nöthigen Schritte geſchehen ſollten. Hardenberg aber wollte Zeit gewinnen; er ſprach ſchon 1815 gegen Vertrautere die Anſicht aus, daß die Volksvertretung aus Entwicklungen hervorgehen müſſe, „deren Zeit und Geſtaltung ſich nicht ſo im voraus beſtimmen laſſe.“ Er hätte dennoch den Andrang vielleicht auch raſcher befriedigt; aber

---

5) Bülow-Cummerow, Preußen, ſeine Verfaſſung, ſeine Verwaltung, ſein Verhältniß zu Deutſchland. Berlin, 1842. S. 21 — 25. — Wenn Hardenberg ein Kronfideicommiß zu errichten rieth, ſo lag darin nur ein Gedanke an die Zukunft.

er ſtieß, ſo oft er etwas Entſcheidenderes wagen wollte, auf Widerſtand, und ſah ſich bald genöthigt, mehr als er wohl ſelbſt gewollt, Gewicht auf ehemalige Verfaſſungszuſtände zu legen, die doch beſonders bei der Verſchiedenheit der Theile dieſer Monarchie nicht von ſo großer Bedeutung waren, und aus denen man das etwa noch Brauchbare raſcher hätte ausſcheiden können. Er wollte ſich aber nicht treiben laſſen, indeß die Widerſacher dieſe Verzögerung nutzten. Kam noch dazu, daß unter denen, die ihn antrieben, Männer waren, die ihn auch ſonſt zu überflügeln drohten, die ſich nicht ſcheuten, Schwächen der Verwaltung offen aufzudecken, ſo fühlte er ſich noch weniger geneigt, ſeinen Schritt zu beſchleunigen. Solcher Angriff trat aber ſchon 1817 hervor, und von dieſem haben wir zunächſt hier zu ſprechen.

Am 30. März, dem Jahrestage der erſten Einnahme von Paris, ward der Staatsrath feierlich eröffnet. Auch ergingen an dieſem Tage zwei Cabinetsordren — die erſten königlichen Mittheilungen an den Staatsrath — wovon die erſte einen Ausſchuß aus deſſen Mitte zur Entwerfung der Conſtitution, die andere einen gleichen zur Prüfung eines neuen Finanzgeſetzes niederſetzte.

Wie der Staatsrath überhaupt, ſo war auch der Conſtitutionsausſchuß — den wir zur Unterſcheidung von einem ſpäter niedergeſetzten den weitern Ausſchuß nennen können — ein Inbegriff der höhern Beamtenintelligenz, die die verſchiedenſten Richtungen in ſich trug. Auch Humboldt war zum Mitglied des Ausſchuſſes ernannt. Nur das iſt von dieſer Maßregel zu ſagen: daß ſie nicht ganz mit dem Edikt

vom Mai 1815 übereinſtimmt. Die dort verheißene conſtituirende Commiſſion ſollte aus Staatsbeamten und Eingeſeſſenen der Provinzen beſtehen, jetzt übertrug der König dieſes Geſchäft dem Staatsrathe, zunächſt dieſem Ausſchuſſe allein. [1]) — Doch beſtimmte die Cabinetsordre ſchon das Auskunftmittel. In den letzten Tagen, wo der Staatsrath dieſes Jahr verſammelt war, ward eine Sitzung der Verfaſſungscommiſſion gehalten. Der Staatskanzler entwickelte in

---

1) Die ganze Cabinetsordre lautet ſo: „Ich habe in der Verordnung vom 22. Mai 1815 über die zu bildende Repräſentation des Volkes beſtimmt, daß eine Commiſſion in Berlin niedergeſetzt werden ſollte, die aus einſichtsvollen Staatsbeamten und Eingeſeſſenen der Provinzen beſtände, um ſich mit der Organiſation der Provinzialſtände, der Landesrepräſentanten und der Ausarbeitung einer Verfaſſungsurkunde nach den in jener Verordnung aufgeſtellten Grundſätzen unter Ihrem, des Staatskanzlers, Vorſitze zu beſchäftigen. Der Krieg, die gänzliche Feſtſtellung des Beſitzſtandes und die Organiſation der Verwaltung, haben die Ausführung jener Anordnung bisher verhindert. Da jetzt der Staatsrath errichtet iſt, ſo will Ich die zu der gedachten Commiſſion zu beſtimmenden Staatsbeamten aus ſeiner Mitte nehmen, und dem Staatsrath die Erfüllung meiner Abſicht übertragen. Ich beſtimme zur Commiſſion Sie, den Staatskanzler, als Vorſitzenden; den Fürſten Radziwill; den General der Infanterie Graf von Gneiſenau; den Staatsminiſter v. Brockhauſen; den Staatsminiſter Freiherrn von Altenſtein; den Staatsminiſter v. Beyme; den Staats- und Juſtizminiſter v. Kircheiſen; den Staatsminiſter Freiherrn v. Humboldt; den Staats- und Finanzminiſter Grafen v. Bülow; den Staatsminiſter des Innern v. Schuckmann; den Staats- und Polizeiminiſter Fürſten v. Wittgenſtein; den Staats- und Kriegsminiſter Generalmajor v. Boyen; den Miniſter-Staatsſekretär v. Klewitz; den Generallieutenant und Generaladjutant v. d. Knesebeck; den Domdechanten Grafen v. Spiegel; den Geh.-Staatsrath v. Stägemann; den Generalmajor v. Grolmann; den wirklichen Legationsrath Ancillon; den Staatsrath v. Rehdiger; den Geh.-Juſtizrath u. Profeſſor v. Savigny; den Geh.-Legationsrath Eichhorn; das Mitglied aus den Rheinprovinzen, welches noch in den Staatsrath eintreten wird. Dieſe Commiſſion ſoll ſich zuerſt mit der Zuziehung der Eingeſeſſenen aus den Provinzen beſchäftigen, ihre Arbeiten ſollen dem Staatsrath vorgetragen, und von dieſem mir die Vorſchläge eingereicht werden, worauf Ich das Weitere verfügen will. Berlin, den 30. März 1817. Friedrich Wilhelm. — Zum Mitglied aus den Rheinprovinzen ward noch im Juni d. J., der (kurz darnach auch zum Präſidenten des Appellationshofs zu Köln erhobene) rechtskundige Daniels beſtimmt.

einem ausführlichen Vortrag die Art und Weiſe, wie das Verfaſſungswerk zu begründen ſei, zeigte, daß zunächſt eine genaue Kenntniß des Vorhandenen und deſſen, was vorhanden geweſen, nöthig ſey, und beantragte, Commiſſarien in die verſchiedenen Provinzen zu ſenden, mit der Beſtimmung, an Ort und Stelle Nachrichten über die alten Verfaſſungen zu ſammeln, und mit Eingeſeſſenen der Provinzen über dieſe Angelegenheit zu reden, und ihre Meinungen zu hören. Die Commiſſarien wurden aus der Mitte des Ausſchuſſes ernannt. Ihre Arbeiten ſollten vor der nächſten Staatsrathsſitzung geendigt ſein, und in dieſer der Berathung zu Grunde gelegt werden. — Im September reiſten die ernannten Commiſſarien nach den ihnen zugewieſenen Landestheilen ab, v. Altenſtein nach den Rheinprovinzen, v. Klewitz nach den Marken und Pommern, v. Beyme nach Schleſien. [2]) — Darin beſtand aber auch die ganze Thätigkeit, die dem Conſtitutionsausſchuß in dieſer und der nächſten Zeit zufiel.

Ungleich rüſtiger griff man den zweiten Gegenſtand an, der damals im Werke war. Der Finanzminiſter Graf v. Bülow, ein Neffe des Staatskanzlers, hatte den Entwurf zu einem Geſetz über die Steuerverfaſſung des Königreichs höchſten Ortes überreicht. Der König trug dem Staatsrath ſofort die ſorgfältige Prüfung deſſelben auf, und ernannte zur beſondern Bearbeitung dieſes „wichtigen Gegenſtandes" ebenfalls eine eigne ſtaatsräthliche Commiſſion, in dieſer aber den Staatsminiſter v. Humboldt zum Vorſitzenden und den geh. Oberregierungsrath Frieſe zum Referenten. [3]) Die

---

2) Allg. Zeitung, 11. u. 12. Sept. 1817.

3) Außerdem war der Ausſchuß aus folgenden Mitgliedern zuſammengeſetzt: den Fürſten von Puttbus u. Radzivill; mehreren Räthen der höchſten Verwaltungsſtellen, nämlich Ladenberg, v. Diederichs, Rother, Maaßen, Hoffmann, v. Rehdiger, Scharnweber,

Commiſſion ſollte die Sache vorbereiten, und dann dem Staatsrathe vortragen, deſſen Gutachten aber an den König gebracht werden. Es handelte ſich hauptſächlich um zeitgemäße Anordnung der indirekten Steuern, deren Einrichtung in Preußen noch ſehr im Argen lag. Man konnte hier, eher als in mancher andern Frage, eine durchgreifende Maßregel erwarten, was auch die Stellung der Monarchie zu den übrigen deutſchen Staaten höchlich wünſchen ließ. Der Entwurf aber leiſtete keineswegs den Forderungen einer aufgeklärten Finanzpolitik Genüge, und fand entſchiedenen Widerſpruch. Namentlich ſchien es unpaſſend, das Volk forthin mit gewiſſen drückenden oder verhaßten Conſumtionsſteuern zu belaſten. Da aber die Commiſſion nicht blos begutachten, ſondern im Fall, daß ſie den vorgelegten Plan mißbilligte, ſelbſt Vorſchläge machen ſollte, ſo gab es unter den Mitgliedern ſelbſt heftige Erörterungen. Schon hier zeigte ſich Humboldt's Stärke. „Unvergeßlich," äußert darüber ein Mann, der einſt Mitglied dieſer Commiſſion war und deſſen Urtheil uns vorliegt, [4]) „iſt mir die große Klarheit, mit welcher Humboldt den Vorſitz in dieſer Commiſſion führte." Nachdem die Mehrzahl über das Gutachten und die Grundzüge eines zeitgemäßern Syſtemes ſich vereinigt hatte, wurde dem Staatsrath in pleno Bericht abgeſtattet. Hier nun trat, in der Sitzung vom 2. Juli, Humboldt als Hauptſprecher auf, und deckte, in einem freien und eben ſo kühnen als ſachreichen Vortrag, die Blößen ſowohl des lügenhaft glänzenden Rapports, den der Miniſter über den Zuſtand der preußiſchen Finanzen entworfen, wie auch des von ihm vorgelegten Geſetzentwurfes, und zwar, wie Einige

---

v. Beguelin jun. und v. Dewitz, endlich den zehn Oberpräſidenten der Provinzen.

4) Handſchriftlich.

ſagten, mit etwas Ungeſtüm auf. Es erhob ſich ein großer Sturm. Mehrere einzelne Mitglieder traten gegen ihn auf; er nahm die Einwürfe ruhig auf, und antwortete jedem Einzelnen wieder in einer trefflich geſprochenen Rede, die noch etwas länger dauerte, als der erſte Vortrag, der drei Viertelſtunden gedauert hatte. [5]) — In der Sache kam es auch hier nur zu einem aufſchiebenden Ergebniß. Der Staatsrath ward gleich darnach vertagt, und noch war nichts entſchieden, als die Niederlage des Bülow'ſchen Projektes. Die Verſchiedenheit der Anſichten war noch zu groß, um einen Beſchluß zu Stande kommen zu laſſen, und erſt in den nächſtfolgenden Jahren gelang es einer viel minder zahlreichen Commiſſion, die Grundlage der Steuergeſetzgebung zu entwerfen, welche im Weſentlichen noch beſteht. — Ueber das Auftreten W. v. Humboldt's aber in dieſer Verſammlung — ſagt ein andrer Zeitgenoſſe — erſcholl nur eine einſtimmige Bewunderung, ſeine Gabe der Rede, ſein ſcharfes und kühnes Eindringen in die Sachen, wurden von Freund und Feind ſtaunend anerkannt. [6])

Hardenberg fühlte bald die Folgen dieſes Auftritts, und ſah, daß ſein Verwandter nicht mehr zu halten war. Dieſer mußte noch im Dezember d. J. reſigniren und mit einem kleinen Handelsminiſterium, das man ihm aufbaute, fürlieb nehmen. — Das Verhältniß zwiſchen dem Staatskanzler und Humboldt war durch dieſen Vorgang ſehr erſchüttert; auch der König ſcheint ſchon mißtrauiſcher gegen den Letztern geworden zu ſein. Das Publikum aber ſah ihn ſeitdem als das Haupt der Oppoſition an, und mehrmals wiederholte

5) Handſchriftliche Notizen; Allg. Zeitung, 20. Juli 1817 (wo aber Humboldt fälſchlich zum Referenten gemacht wird), und 3. Okt. 1818.

6) Varnhagen von Enſe, Denkw. VI. 200—201.

ſich das Gerücht, der Kanzler wolle von den Geſchäften zurücktreten. „Hätte ihn Humboldt oder Gneiſenau — denn dieſe beiden nannte man — damals abgelöst, ſo wäre er auf dem Gipfel des Ruhmes von den Staatsgeſchäften geſchieden, . . . und rüſtigere Hände hätten vielleicht vollbracht, was ſeinen ſchon matteren nicht mehr gelingen wollte.“ [7])

In Berlin fand Humboldt auch ſeinen alten Freund F. A. Wolf, nach langer Trennung, wieder. Wolf, vielfach angefeindet von Schülern und Genoſſen, fühlte ſich immer unwohler in ſeinen Verhältniſſen; an Humboldt aber ſchloß er ſich nur deſto feſter. Als er in dieſem Jahre, zum Erſatz des Muſeums der Alterthumswiſſenſchaften — deſſen Unterbrechung Humboldt ſehr ungern geſehen hatte — die litterariſchen Analekten eröffnete, ſchickte er, ſtatt Vorworts, ein Schreiben an dieſen Genoſſen voraus, [1]) in dem er alle ſeine Klagen und Bitterkeiten ausſchüttete. Zugleich empfiehlt er ihm, „dem Freunde mehrerer Mitarbeiter,“ die neue Zeitſchrift, mit dem Wunſche, daß er, wenn es ſeine Muße erlaube, ſie mit eignem Antheil fördern wolle.

Er nahm auch politiſch Partei für Freund Humboldt, und es ſchien kurz darnach Manchem, als ſei er ein von dieſem zurückgelaſſener Poſten. Man ſagte ihm ſogar nach, er theile jenem in altgriechiſcher Sprache, als der ſicherſten

---

7) Ebendaſ., VI. 227—28.

1) Litterariſche Analekten, vorzüglich für alte Litteratur u. Kunſt, her. v. F. A. Wolf, B. 1. Berlin, 1817—18. S. III.—XXII. Humboldt wird unter der Chiffre: H. W. G. H. angeredet; der Brief war wirklich geſchrieben und zu dem jetzigen Zweck nur etwas erweitert worden; er iſt datirt 18. April 1816.

Geheimſchrift, die verfänglichſten Neuigkeiten mit. Gewiß eine thörichte Beſchuldigung, äußert Varnhagen. [2])

Im Juli ging Humboldt von Berlin ab, und machte zunächſt eine Reiſe nach Schleſien, um ſich die Güter auszuwählen, die ſeine Dotation ausmachen ſollten. Er nahm, wie wir ſchon bemerkt haben, die Herrſchaft Ottmachau. Darauf beſuchte er — in der erſten Hälfte des Auguſt — den Staatskanzler in Carlsbad, wo dieſer eine Kur brauchte. So erſchüttert ihr Verhältniß war, blieb doch zur Zeit alles übertüncht. Es wurde hier verabredet, Humboldt ſolle den Kanzler am Rheine erwarten, um mit ihm gemeinſchaftlich dort die neuen Beſitzungen zu organiſiren.

Kaum aber war Humboldt abgereiſt, ſo that es dem Kanzler leid. Humboldt erhielt Nachricht, daß ſeine Anweſenheit in London dringend ſei, und er demnächſt auf dieſen Poſten ſich begeben möchte. Einen Mann, der überall, wo er ſprechen oder handeln konnte, ſo mächtig auftrat, der eben erſt im Staatsrath eine ſolche Bewegung verurſacht hatte, wollte der Staatskanzler nicht in ſeiner Nähe haben; er ertheilte daher jene Beſtimmung, die nicht wohl abzuweiſen war. Zwar riethen Freunde, Humboldt ſolle (da der Kanzler ſeine längſt gegebenen Verſprechungen in Betreff eines Miniſteriums nicht halten zu wollen ſcheine) London wieder ausſchlagen, und in den Staatsrath zurückkehren. Abweſend werde er verlieren. Er aber entſchloß ſich, zu gehen. [1])

Ende Auguſt ſchon war er in Frankfurt. Hier wollte er den Staatskanzler, der auf dem Wege nach den Rheinprovinzen täglich eintreffen konnte, erwarten. Allein plötzlich

---

2) Varnhagen v. Enſe, Denkw., VI. 235.

1) Nach handſchriftlichen Mittheilungen.

kam die Nachricht, der Fürſt ſei erkrankt, und habe, ſtatt nach dem Rheine, den Weg nach Pyrmont eingeſchlagen. Mit einigen dringenden Aufträgen ſandte er den geheimen Rath Rother nach Frankfurt. Humboldt's Abreiſe ſtand nun nichts mehr im Wege.

Doch weilte er noch einige Zeit daſelbſt. Varnhagen — damals preußiſcher Geſchäftsträger am badiſchen Hofe — begegnete ihm dort, und berichtet, Humboldt habe zwar verhehlt, daß er ungern nach London gehe, jedoch durchblicken laſſen, daß er nicht lange dort bleiben werde. [2]) — In Frankfurt ward Humboldt das Vergnügen zu Theil, ſeinen greiſen Lehrer Dohm, den würdigen Veteranen der preußiſchen Diplomatie, noch einmal wieder zu ſehen. Dohm war höchſt erfreut über dies zufällige Zuſammentreffen. Er kam von einer Rheinreiſe zurück, und fand in Frankfurt unſern Humboldt und den in preußiſche Dienſte getretenen geh. Legationsrath Klüber. Beide machten ihm ſehr intereſſante Mittheilungen, auf deren Natur die Bemerkung von Dohms Schwiegerſohn und Biographen [3]) ſchließen läßt, wenn er ſagt, ſie hätten nur aufs neue bethätigt, daß dem allergrößten Theil des jetzt lebenden Geſchlechts die eigentlichen Triebfedern und Beweggründe, hinſichtlich deſſen ſowohl, was geſchieht, als deſſen, was unterbleibt, nicht bekannt würden, indem gerade die am beſten unterrichteten Perſonen zu ſchriftlicher und öffentlicher Mittheilung nicht Zeit, nicht Luſt, oder auch die ſonſt nöthige Vergünſtigung nicht hätten.

In der zweiten Hälfte Septembers ging Humboldt nach London ab. Er reiſte über Brüſſel, wo gerade die königliche

---

2) Varnhagen v. Enſe, Denkw., VI. 207.

3) Ch. W. Dohm. Nach ſeinem Wollen u. Handeln. Von W. Gronau. Lemgo, 1824. S. 535.

Familie Hof hielt. Varnhagen, [4]) der zufällig auch eine Reiſe dahin gemacht hatte, traf abermals mit ihm zuſammen, und hatte zugleich mit ihm eine Audienz beim Prinzen von Oranien. Der preußiſche Geſandte Fürſt von Hatzfeld ſtellte ſie Sr. königl. Hoheit vor.

Am 8. Oktober 1817 meldeten Londoner Zeitungen, der neue preußiſche Geſandte, Baron v. Humboldt, ſei, in Begleitung ſeines Legationsſekretärs, Frhrn. v. Bülow, über Harwich zu London eingetroffen. Den 10. Okt. hatte die feierliche Aufwartung beim Prinz Regenten in Carltonhouſe — dem königlichen Palaſte — Statt. Er fuhr in den Wagen des öſterreichiſchen Botſchafters, Fürſten Paul Eſterhazy, beim Prinzen auf, und wurde, unmittelbar nach dem neuen ſpaniſchen Geſandten, durch den Staatsſekretär des Auswärtigen, Lord Caſtlereagh, Sr. königl. Hoheit vorgeſtellt. In ſeiner Begleitung waren die Herren Jouffroy, Bülow und Graf Luſi. Humboldt erhielt noch am ſelbigen Tage eine Privataudienz, in der er ſein Beglaubigungsſchreiben überreichte. Die eigentliche Antrittsaudienz hatte er erſt am 5. Dezember. [1]) Denn kurz nach ſeiner Ankunft in London ſetzte der Tod der Prinzeſſin Charlotte, Erbin des Thrones und Gemahlin des Prinzen Leopold von Sachſen-Coburg, den Hof, wie ganz England, in tiefſte Trauer.

---

4) In ſeinen Denkwürdigkeiten (VI. 217—18) ſagt er, er ſei im höchſten Grade geſpannt geweſen, wie Humboldt, der geiſtreiche, witzige, nach allen Seiten ſchlagbereite, in allen Gebieten einheimiſche Mann, ſich hier benehmen würde. Dieſer ſtand aber noch viel höher, als er ſich gedacht hatte. Obwohl der Prinz ganz liebenswürdig war, fand Humboldt ſich doch nicht zu dem geringſten Aufwand, nicht einmal zu einer etwas eleganten Phraſe bewogen, und war in nichts von den gewöhnlichen Diplomaten zu unterſcheiden. Der kundige Altmeiſter des Faches, fügt Varnhagen hinzu, kannte das Terrain. „Wo die Koſten ſchon anderweitig bezahlt ſind, muß man ſie nicht doppelt bezahlen wollen“

1) Allg. Zeitung, 19. und 23. Okt. 18. Dez. 1817.

Dem Prinz Regenten war Humboldt eine ſehr erwünſchte Erſcheinung. Er zeichnete ihn auf jede Art aus, und bewies ihm große Vertraulichkeit. „Am Sonnabend" — ſagte der Londoner Courier vom 26. März (1818) — „wohnte der Prinz Regent einem glänzenden Mittagsmahl beim preußiſchen Geſandten, Freiherrn v. Humboldt, bei. Der Prinz erklärte ſeinen Willen, daß die alte engliſche Herzlichkeit bei der Tafel herrſche, und ſang ſelbſt zwei Lieder, als das Tiſchtuch weggenommen war."

In den Geſchäften herrſchte freilich noch der altgewordene Torysmus; auch das Auswärtige leitete noch Caſtlereagh. Aber ſchon trat die Gegenpartei mächtiger im Parlament hervor, und kündete ſich die Veränderung an, die ſpäter Canning ans Ruder brachte. Ueberhaupt bot England — die Hochſchule des öffentlichen Lebens — dem Manne, dem in der Verfaſſungsfrage ſeines eigenen Vaterlandes noch eine bedeutende Rolle beſtimmt war, ein ſehr lehrreiches und gewichtiges Schauſpiel dar. Und gewiß hat ihm dies den Aufenthalt werth gemacht, wenn ihm auch das materielle Treiben, ſo gut als das ariſtokratiſche, nicht immer ſehr behagen mochte. Dafür ſpricht auch das Wort von J. E. Bollmann, dem unternehmenden Deutſchen, der unſern Humboldt ſchon in Wien kennen gelernt hatte, und jetzt in London ſich aufhielt. Er ſchrieb (28. Nov. 1817) an Varnhagen: „Herrn von Humboldt habe ich vor ein paar Tagen geſehen, — er iſt recht freundlich, findet die engliſchen Nebel ganz anders, wie die deutſchen — ſie ſind pittoresk und intereſſant. Uebrigens ſcheint er ſich dem Allgemeinen hinzugeben, und würde auch in der größten Spannung noch das Alberne und Groteske des zweckloſen Gedränges bemerken." [2])

---

2) Mitgetheilt in Varnhagen's Denkw. und verm. Schriften, I. 128.

Fragen wir nach den eigenen Geschäften, die Humboldt auf diesem Posten betrieb, so sind uns wenigstens einige der wichtigeren zu bezeichnen vergönnt: I. Die Betreibung von Maßregeln gegen die Barbaresken. Von mehreren Seiten, namentlich von Hamburg aus, arbeitete man damals dahin, der Piraterie der nordafrikanischen Staaten ein Ende zu machen. Preußen verfocht lebhaft die Sache, ohne zur Zeit den Zweck ganz zu erreichen. [3]) — Humboldt schloß II. eine Uebereinkunft zur Ausrottung des Negerhandels. Er versprach, daß Preußen das Durchsuchungsrecht bei den Mächten des Continents thätigst unterstützen würde, wogegen England sich anheischig machte, Schritte gegen die Barbaresken zu thun, und den deutschen Schiffen den Eintritt in das Mittelmeer, aus dem sie bis dahin so gut wie ausgeschlossen waren, zu eröffnen. Leider hat der nachherige preußische Minister Bernstorff sich dem Durchsuchungsrecht — dem einzigen sichern Mittel zur Abschaffung des Negerhandels — lange engherzig widersetzt. [4]) — Endlich war Humboldt III thätig beim Abschluß der preußischen Anleihe vom J. 1818. Im April d. J. kam der w. geh. Oberfinanzrath Rother — gegenwärtig Minister, auch unserm Humboldt bis in den Tod zärtlichster Freund! — nach London, um diese Anleihe mit S. v. Rothschild zu unterhandeln. Er brachte sie sofort zu Stande; Humboldt leistete aber bei den Formalitäten

---

3) Im Sept. 1818 las man in öffentlichen Blättern, Baron v. Humboldt, der preußische Gesandte am englischen Hof, habe wegen des Unfugs der Barbaresken ein Memoire in London übergeben, wovon Abschriften den Ministern der drei andern Höfe mitgetheilt worden seien. Darauf habe die englische Regierung erklärt, daß sie zwar aus Grundsätzen der Humanität dem Antrage des preußischen Hofes beitreten wolle, jedoch nur in dem Falle [?], wenn auch die andern europäischen Mächte dasselbe zu thun bereit wären. Vergl. Allg. Zeitung, 13. Sept. 1818.

4) Nach handschriftlichen Angaben.

dieſer Angelegenheit ſeine Dienſte. Londoner Blätter vom 30. Okt. berichten: den Tag vorher hätten der preußiſche Geſandte Frh. v. Humboldt, der Rath Bornemann, und Hr. Rothſchild vor einem Notarius der Bank von England die Sicherheits- und Hypothekeninſtrumente für das preußiſche Anlehn von 5 Millionen Pf. St. übergeben. [5])

Nicht lange nach ſeiner Ankunft in London war Humboldt entſchloſſen, den Poſten bald aufzugeben. Seine Gemahlin hatte ihm geſchrieben, daß ihre Geſundheit ſich verſchlimmere, und ihr den Aufenthalt in dem feuchten England ſchlechterdings nicht erlaube. Eine ſolche Familientrennung war aber Humboldt auf die Länge unerträglich. Er bat daher, ſchon im Frühjahr, daß man ihn des Poſtens entheben möchte.

Jetzt aber begann der Undank gegen ihn ſich auffallend zu entwickeln. Schon im Nov. vorigen Jahres hatte man ein eignes Miniſterium des Kultus und öffentlichen Unterrichts eingerichtet, und damit den Frh. v. Altenſtein betraut. Jetzt ging man damit um, einen längſt gehegten Plan auszuführen, und dem Miniſterium des Aeußern wieder einen eigenen Chef zu geben. Als ob aber Niemand im Staate vorhanden, der dieſes Poſtens würdig erſchienen wäre, zog man einen Ausländer herein, einen Mann von gewiß edlem Charakter, deſſen Perſönlichkeit überall anmuthete, der aber auch nicht entfernt die hervorſtechenden Fähigkeiten beſaß, die dieſe Wahl hätten erklären können. Alle Welt hatte vielmehr den Mann auf dieſer Stelle erwartet, der dem Vaterland in den ſchwierigſten Zeiten die anerkannteſten

---

5) Allg. Zeitung, 11. Nov. 1818.

Dienſte geleiſtet hatte. Der Kanzler hatte es dieſem ſelbſt verſprochen. Wir wiſſen zwar, was man in einigen Rückſichten gegen Humboldt geltend machte. Möglich war es, daß ein Geiſt von dieſer Ueberlegenheit einem Staate, der in Friedenszeiten manchmal wie auf Eiern gehen muß, manche Mißliebigkeit hätte zuziehen können. Die Diplomaten ſcheuten ihn. Rußland zumal würde ſchlimm dazu geſehen haben. Aber wußte denn der Staatskanzler dies 1815 nicht ſo gut, als 1818? Im April des letztgenannten Jahres trug man zum erſten Male dem Grafen Chriſtian v. Bernſtorff, bisher däniſchen Geſandten am preußiſchen Hofe, dieſes Amt an. Man hat ſogar behauptet, die Ernennung ſei durch des Kanzlers Furcht vor Humboldt's Rückkehr beſchleunigt worden. Sie aber lag gewiß längſt in der Politik des Fürſten. Wir wiſſen nur, daß man den Antrag ſchon im Mai mit größtem Nachdruck wiederholte, und daß im Auguſt die däniſche Hofzeitung Bernſtorff's Entlaſſung und deſſen Uebertritt in preußiſche Dienſte verkündete. Er erſchien aber als preußiſcher Miniſter erſt auf dem Congreß zu Aachen, wo auch nicht Humboldt, ſondern Bernſtorff den ſchwarzen Adlerorden erhielt — als hätte dieſer ſich ſchon das größte Verdienſt um den preußiſchen Staat erworben!

Dieſe Berufung machte große Senſation. Humboldt ſelbſt war gereizt, weniger durch den Vorgang an ſich, als über den Staatskanzler, der wirklich nicht redlich an ihm gehandelt hatte. Bezeichnend ſcheint uns auch eine Aeußerung, die der damalige niederländiſche Geſandte in Rom, J. G. v. Reinhold, in einem Briefe vom 7. Nov. 1818 nach Deutſchland ſchrieb. [1]) „Die Frau v. Humboldt," ſagt

1) Mitgetheilt in den (Dorow'ſchen) Denkſchriften u. Briefen zur Charakteriſtik der Welt und Litteratur, Th. V. Berlin 1841. S. 220.

er, „macht keinerlei Anſtalt zum Abzuge, lebt aber immer mehr für ſich. Die Verhältniſſe ihres Mannes haben ſie ſehr verſtimmt; auch leidet ihre Geſundheit. Ich möchte wiſſen, wie man in Preußen überhaupt die Einſchiebung des Grafen v. Bernſtorff anſieht.“ [2])

Es ſcheint, als wenn Humboldt, nachdem er Kunde

2) Um zu hören, wie man in Preußen den Vorgang aufnahm, wollen wir die Stimme eines Hardenbergianers und dann die des Frh. v. Stein anführen. Der mehrerwähnte Th. G. v. Hippel, in ſeinen „Beiträgen zur Charakteriſtik Friedrich Wilhelms III.“ (Bromberg, 1841, S. 151 — 2) äußert ſich bei Ernennung des Grafen Bernſtorff zum Miniſter des Auswärtigen alſo: „Die öffentliche Meinung hatte zwar, ſtatt Bernſtorff, den eingebornen Wilhelm v. Humboldt für ſolche Stellen ernannt zu werden erwartet. Humboldt's durchdringender Verſtand bedarf auch keiner Lobrede. Allein er theilte mit allen Männern von großer Geiſtesüberlegenheit, denen die Hingebung des Gemüths fehlt [?], die zur Liebenswürdigkeit wird, das Schickſal: mehr gefürchtet, als geliebt zu werden. Niemand mag in den Geheimniſſen ſeiner Gedanken gern von einem Andern erforſcht werden. Humboldt's angeborner, durch die Kultur tiefer Wiſſenſchaften geſteigerter Scharfſinn, das Talent, Andere zu ergründen, war den ſogenannten klugen Leuten unerträglich. Geniale Köpfe befreundeten ſich bald mit ihm aus Wahlverwandtſchaft. War er ihnen, wie meiſtens, an Wiſſenſchaft überlegen, ſo lernten ſie gerne von ihm, an den Strahlen ſeines Genius ſich ſonnend.“ Dann fährt er fort: „Es mochte nothwendig geſchienen haben, einen Mann von Verſtand, Offenheit und Liebenswürdigkeit, aber geringerem Talent, an die Spitze von Geſchäften zu ſtellen, die einer häufigen perſönlichen Mittheilung mit klugen Leuten, den Geſandten, unterworfen ſind, als einen Mann, der nur Geiſt war, nichts als Geiſt.“ — Auf dieſes, unter ſolchen, die Humboldt nur mehr äußerlich oder aus den Geſchäften kannten, weit verbreitete Urtheil laſſen wir das des Frh. v. Stein folgen. Nachdem dieſer auf das Gerücht, daß Humboldt ſich zurückziehen wolle, ſchon in einem Briefe vom 17. Aug. 1818 angedeutet hatte: wie ſich viele der beſſern und tüchtigern Männer ganz von dem Staatskanzler abgewendet hätten, ſchrieb er den 16. Sept. an Herrn v. Gagern: „Bernſtorff iſt ein vortrefflicher, edler Mann. Welche Stellung er gegen den König, gegen den Staatskanzler hat, weiß ich nicht; ob er Kraft habe, den Stall des Auglas auszumiſten, iſt eine Frage, die ſeine Geſchäftsführung erſt beantworten wird. An Geiſt und Wiſſen übertrifft ihn Humboldt unendlich, und ich bewundre die Geſchicktichkeit des Staatskanzlers, alle tüchtige, talentvolle Männer lahm zu legen. — Der Geiſt des Herrn iſt von ihm gewichen, der Segen des Himmels fehlt dem alten Sünder, nichts gedeiht unter ihm, nichts gelingt ihm.“ (v. Gagern, Mein Antheil an der Politik, Th. IV. Stuttg. u. Tübingen, 1833. S. 64).

von dieſer Miniſterialbeſetzung bekommen, nun geradezu reſignirt, und die Entlaſſung von ſeinem Poſten gefordert habe. Im Auguſt cirkulirte wenigſtens, gleichzeitig mit der Nachricht von Bernſtorff's Berufung, allenthalben das Gerücht, Humboldt habe ſeine Entlaſſung gefordert, und wolle ſich zurückziehen. Einige ſagten, von allen Geſchäften, Andere, um nur im Staatsrath thätig zu ſein. General v. Gneiſenau, hieß es, werde ihn in London erſetzen. [3]) Daran war vieles voreilig. Es bereitete ſich damals der große Monarchen- und Miniſtercongreß zu Aachen vor. Bis dahin ſcheint man Humboldt vertröſtet zu haben, dort werde auch er erſcheinen und da ſeine Angelegenheit erledigt werden.

Im September kam Alexander von Humboldt zu ſeinem Bruder nach London. Er kam von Paris, und ging (im Okt.) nach Aachen, wohin ihn der König gerufen hatte, der immer größere Freude in ſeinem Umgange fand. Den 13. Okt. traf er in Aachen ein. Alexander beabſichtigte damals, einen längſt entworfenen Reiſeplan, nach Tibet und in den malayiſchen Archipelagus, endlich zur Ausführung zu bringen. Der König ſetzte ihm, zu Aachen, einen jährlichen Zuſchuß von 12,000 Thlrn. für die Dauer dieſer Reiſe aus. In einigen Monaten ſollte ſie ins Werk geſetzt werden. Sie kam aber doch nicht zu Stande; Alexander ging den 26. Nov. nach Paris zurück, und lebte daſelbſt noch eine Reihe Jahre nur ſeinen Studien.

Mochte nun Wilhelm noch von Geſchäften in London zurückgehalten oder der Ruf, in Aachen zu erſcheinen, noch

---

3) Allg. Zeitung, 24. Aug. 3. Okt. 1818.

nicht an ihn ergangen sein, er blieb noch mehrere Wochen in England zurück. Als er erschien, waren nicht nur die Hauptgeschäfte dieses Congresses fast schon beendet, die Aufhebung der französischen Okkupation beschlossen ꝛc., sondern auch eine Nebenfrage, die dort zur Entscheidung gebracht wurde, die badische Erbfolge und Territorialangelegenheit, schon so gut wie zum Schlusse geführt. [1]) In dieser Sache war Humboldt früher in Frankfurt thätig gewesen, und sollte es demnächst wieder sein. Es scheint, daß seine schleunige Ankunft damit in Verbindung stand. Den 5. November meldeten die Nachrichten aus Aachen, daß er mit Kourierpferden von London eingetroffen sei. [2])

Die Erbfolge der Grafen von Hochberg konnte eigentlich schon im J. 1817 als entschieden erachtet werden; und somit — da die günstige Gelegenheit, Baden hinlänglichen Ersatz zu schaffen, für jetzt vorüber war — auch die Territorialangelegenheit. Der Kaiser von Rußland gab wieder einmal den Ausschlag. Doch fand das badische Haus und Volk auch an Preußen einen eifrigen Beschützer. Preußen hatte das Benehmen des bayrischen Cabinets vom J. 1814 noch nicht verschmerzt; auch wünschte es, in einer Zeit, wo es sich selbst in noch so gespannter und gehemmter Lage sah, nicht, diesen Mittelstaat so günstig arrondirt zu sehen; endlich wollte es, aus guten Gründen, die Staaten am Oberrhein nicht zum Vortheil dieses Dritten verringert sehen. Nur das schien sonderbar, daß man das übrige Deutschland,

---

1) Preußischer Seits wirkten jetzt Hardenberg u. Bernstorff allein. Wir glauben, daß in vertraulichen Besprechungen damals auch andere deutsche Angelegenheiten berührt wurden, in einer Weise, worüber das J. 1819 völlig aufklärte. Metternich u. Hardenberg waren schon vor dem Congreß in Coblenz und auf dem Johannisberg zusammengetroffen! Schritt für Schritt ging das Wiener Cabinet auf sein Ziel los.

2) Allg. Zeitung, 14. Nov. 1818.

den Bund, auch jetzt nicht fragte. Die Sache wurde in Aachen von den Großmächten entschieden, das Successionsrecht anerkannt; die formelle Erledigung der Territorialangelegenheit aber nach Frankfurt gewiesen, wo sich zum Abschluß dieser Sache, auf den Grund der Aachener Bestimmungen, so wie zur Fertigung eines allgemeinen Territorialrecesses die früher dort gewesene Commission und zwar in denselben Personen, die 1816 darin gearbeitet hatten, nochmals versammeln sollte.

Nach London kehrte Humboldt nicht wieder zurück; Frh. v. Bülow blieb dort, und versah mehrere Jahre die Geschäfte. Humboldt sollte zunächst nach Frankfurt gehen; im Uebrigen ward ihm nun doch die Aussicht auf ein Ministerium in Berlin eröffnet, oder wenigstens auf die Hälfte eines solchen, welche man dem alternden Herrn v. Schuckmann abzunehmen gedachte. Das Verhältniß mit Hardenberg war äußerlich hergestellt, besonders während der Anwesenheit des jüngeren Humboldt zu Aachen. Hardenberg machte die Zusage, weil er wohl einsah, daß der König ein solches Talent nicht wollte feiern lassen.

Hardenberg und Humboldt verweilten noch in Aachen, als die Fürsten und Minister schon abgereist waren. Anfang Dezember verließen auch sie den Congreßort; sie passirten am 4ten beide durch Coblenz, [3]) von wo der Kanzler direkt nach Berlin ging, der Andere nach Frankfurt.

Hier traf Humboldt einige Tage nachher ein; [4]) J. v. Anstett war schon dort; alsbald langten auch die beiden andern Glieder der Territorialcommission, Lord

---

3) Allg. Zeitung, 11. Dez. 1818.

4) Ebendas., 17. Dez.; Frh. v. Stein an Gagern, aus Frankfurt, 18. Dez.

Clancarty und Freiherr v. Weſſenberg, daſelbſt an. Von Bayerns Seite ward Herr von Pfeffel zu Unterhandlungen erwartet.

Fürſt Hardenberg zögerte wie gewöhnlich, und hätte den kräftigeren Genoſſen vielleicht nochmals von Berlin zu entfernen gewußt, wäre nicht in der unmittelbaren Nähe des Königs ein Mann geweſen, der Humboldt's Ankunft wünſchte, in der Hoffnung, durch ihn ſeinen Einfluß gegen den des Fürſten von Wittgenſtein zu ſtärken, nämlich der freigeſinnte, edle Witzleben, [1]) zur Zeit Generaladjutant und vortragender Rath des Königs. Dieſer beſtärkte den Monarchen in dem Wunſche, W. v. Humboldt als verwaltendes Mitglied des Miniſteriums nach Berlin zu ziehen. Hardenberg weigerte ſich, wie man ſagt, und als er ſah, daß dem Uebel nicht mehr auszuweichen war, ſuchte er bei der Theilung des Miniſteriums des Innern Humboldt's Stellung ſo beengt als möglich zu machen.

Durch Cabinetsordre vom 11. Jan. 1819 wurde

---

1) „Eine wichtige Perſon im Leben dieſes Königs, von ausgezeichnetem natürlichen Talent, freier Denkart, zu ſentimental als Geſchäftsmann, zu vertrauend, nach mehr ſtrebend, als er umfaſſen konnte, überaus anmuthig in Gefühl u. Sitten, der aber leider! unvorſichtig, vielleicht mehr aus Muſikliebe, als aus Luſt zu gefallen, ſich tief in die Agendenſache verſtrickte, ſie erleichterte u. hier viel Unheil beförderte.“ So wird Witzleben von Unterrichteten geſchildert. Die Freundſchaft mit Humboldt dauerte ungeſchwächt fort, auch als dieſer aus den Geſchäften geſchieden war; Witzleben ſuchte noch ſpäter ſeinen Rath und blieb ihm mit größter Innigkeit bis ans Ende zugethan, ſo daß Alexander v. Humboldt beim Tode des Bruders zu der Aeußerung ſich veranlaßt fand: „ſein Bruder ſei Witzlebens treueſter politiſcher und auch gemüthlicher Freund und am tiefſten von dem Gefühl durchdrungen geweſen, daß die Natur in demſelben die edelſten Gaben des Geiſtes, der Charakterſtärke u. der zarteſten Sinnesart vereinigt habe!“ Vergl. Dorow's Job v. Witzleben. Leipzig, 1842. S. 73.

Fürſt von Wittgenſtein des Polizeiminiſteriums entbunden, dieſes ganz aufgehoben und mit dem Miniſterium des Innern vereinigt. Von dieſem wurden dagegen folgende Gegenſtände getrennt: a) die ſtändiſchen Angelegenheiten und Verhandlungen mit den Landſtänden; b) die ſtädtiſchen und übrigen Communal-Sachen; c) das Provinzial- und Communal-Schuldenweſen; d) die ſogenannten landſchaftlichen Creditſyſteme; e) die Militärſachen, inſofern ſie nicht als rein militäriſch vom Kriegsminiſter ausſchließlich beſorgt werden, alſo die Angelegenheiten der Armee-Ergänzung, der Landwehr-Formation, des Service-, Vorſpann-, Marſch- und Einquartirungsweſens, und die Mitwirkung zur Mobilmachung. „Dieſes, nebſt dem Departement des Fürſtenthums Neufchatel, welches der Staatskanzler abgiebt, wird dem Staatsminiſter Freiherrn v. Humboldt, welcher Sitz und Stimme im Miniſterium erhält, anvertraut.“ — Fürſt v. Wittgenſtein ward durch dieſelbe Ordre zum Miniſter des königl. Hauſes ernannt. [2])

Die Nachricht, daß Humboldt nach Berlin kommen und in das Miniſterium treten werde, machte an dieſem Ort gewaltige Senſation. Beſonders das erregte Erwartungen, daß ihm die ſtändiſchen Angelegenheiten übertragen waren, obſchon damit eigentlich mehr die künftige Leitung dieſer Angelegenheiten, als deren Begründung bezeichnet ſein mochte. In jedem Fall aber war derjenige, dem die erſtere zufallen ſollte, auch am erſten berufen, die andere zu fördern. Die ganze Beſtimmung aber kann mit als Beleg dienen, daß ſich der Kanzler in dieſer Sache noch zum großen Theil im Einverſtändniß mit ihm wußte. Auch Stein war ganz zufrieden über dieſe Ernennung. Den 5. Aug. d. J. ſchrieb er

2) Allg. Preußiſche Staatszeitung 24. Jan. 1819.

von Schloß Cappenberg an Gagern: „Von Humboldt's Einwirkung auf die Geschäfte erwarte ich mir sehr vieles; er hat hinlängliche Beharrlichkeit und Gewandtheit, um Hindernisse zu beseitigen.“ [3])

Eine wichtige Partie des neugebildeten Ministeriums waren besonders die bäuerlichen Verhältnisse, zumal in einer Zeit, wo man wegen des Verfassungswerkes ernstlich daran denken mußte, die längst erwartete ländliche Gemeindeordnung zu Stande zu bringen. Die öffentliche Meinung hielt Humboldt ganz für den Mann, der dem Lande diesen Dienst leisten könne. [4])

Die Trennung des Ministeriums des Innern in zwei Theile war übrigens kein glücklicher Gedanke. Wenn der Eine dieser Minister die Communalsachen, der Andere die Polizei unter sich hatte, so konnte es an Reibungen nicht fehlen. Es hieß auch, Humboldt habe noch Bedingungen zur Uebernahme desselben gestellt, weil er fürchtete, sowohl mit Hrn. v. Schuckmann, als mit dem Gewerbdepartement des Grafen v. Bülow in Collisionen zu gerathen. Diese

---

3) v. Gagern, Antheil, IV. 77.

4) Wie sehr dieser dem Gemeindewesen sein Augenmerk zugewendet, geht aus einem später noch zu erwähnenden, ohne Zweifel an Witzleben gerichteten Schreiben, dat. 29. Nov. 1821, hervor, worin er dem Empfänger des Briefes vorrückt, in einer wichtigen Erörterung über die Ministerien „des wichtigsten Geschäfts des Ministeriums des Innern kaum erwähnt zu haben.“ „Ich meine,“ sagt er, „die innern politischen Verhältnisse des Staats, die Rechte und Stellung der verschiedenen Classen seiner Mitglieder, der Corporationen, Stände und Gewerbe gegen einander. Zum Theil sind diese Verhältnisse allerdings dergestalt gesetzlich bestimmt, daß ihre Erhaltung u. Behandlung der Justizbehörde anheim fällt, allein zum Theil sind sie anderer Natur: sie müssen nach allgemeinen und besonderen Staatsmaximen geleitet werden. Selbst der gesetzlich bestimmte Theil bedarf einer solchen Leitung, da z. B. Ew. Hochwohlgeboren gewiß auch öfter bemerkt haben, daß nicht alle Regierungen die Städteordnung in gleichem Geiste handhaben, wenn sich auch gewiß keine erlaubt, die gesetzlichen Bestimmungen derselben umzuändern oder zu verletzen.“ Bei Dorow, Job von Witzleben. S. 16.

Schwierigkeiten wurden jedoch, soweit als thunlich, gehoben, und man sah der Ankunft Humboldt's zu Berlin entgegen, sobald die Frankfurter Territorialverhandlung beendigt sein würde. [5])

Zu Frankfurt war Humboldt in lebhaftem Briefwechsel mit Witzleben und Stein. Mit letzterm besonders hatte er damals viel Verkehr, und es läßt sich denken, daß die Verfassungsfrage Hauptgegenstand ihrer Unterhaltungen war. Stein brachte einen Theil des Winters in Frankfurt zu; im Frühling besuchte ihn Humboldt in Nassau. Den 22. Mai meldete Stein an Gagern: „In diesem Augenblick ist Humboldt bei mir, der sie grüßen läßt." [1]) — Auch einer besondern Angelegenheit, die den noch immer thatkräftigen Mann damals beschäftigte, verfehlte Humboldt nicht, nach Kräften seine Theilnahme zuzusichern. Stein gründete damals (20. Jan. 1819) in Frankfurt die Gesellschaft für Deutschlands ältere Geschichtskunde, der wir die Herausgabe des großen Nationalwerkes, der Monumenta Germaniae, verdanken. Humboldt konnte durch seine Bekanntschaften im Ausland der Unternehmung wesentliche Dienste leisten, und war auch unter den Ersten, welche die Gesellschaft unter ihre Ehrenmitglieder aufnahm.

Die Geschäfte der Territorialcommission fesselten ihn bis in den Juli zu Frankfurt. Erst Ende Januar war der

---

5) Allg. Zeitung, 14. 15. 25. März 1819.

1) Briefe des Frh. v. Stein an den Frh. v. Gagern, S. 69. 75.

bayeriſche Geſandte v. Pfeffel eingetroffen. Bayern proteſtirte natürlich gegen den Inhalt des Aachener Protokolls. Es war aber zu ſpät. Den 8. Mai reiſte der Geſandte ab, ohne etwas bewirkt zu haben. [1]) Darauf wurde Seiten der vier Mächte, zu Frankfurt 10. Julius, ein förmlicher Vertrag mit Baden abgeſchloſſen, [2]) und am 20. d. M. der von dieſer Commiſſion entworfene, berühmte Territorialreceß von dieſem Tage unterzeichnet. Beide Aktenſtücke unterzeichnete auch Humboldt. Der Frankfurter Territorialreceß vereinigte alle ſeit der Akte des Wiener Congreſſes in und außer Frankfurt getroffenen Territorialverträge in einem Geſammtinſtrument, als eine Art Nachtrag der Congreßakte. [3])

Schon am 22. Julius reiſte Humboldt nach Berlin ab. [4])

Ende Juli langte Humboldt zu Berlin an. [1]) Den 12. Auguſt ward ihm ſein Miniſterium von dem Fürſten

1) Allg. Zeitung, 1. Febr., 16. u. 30. Mai 1819.

2) Er hob, zu Gunſten Badens, die onerenſen Clauſeln des Frankfurter Vertrags vom 20. Nov. 1813 auf und garantirte den jetzigen Länderbeſtand des Großherzogthums. — Im 7. Artikel des Territorialreceſſes wurde jeder weitere Anſpruch Bayerns auf Schadloshaltung für nichtig erklärt, weil es das Angebotene nicht acceptirt habe. Das ſtand nun freilich mit den Wiener Conferenzprotokollen in Widerſpruch!

3) Der Vertrag vom 10. Jul. u. der Territorialreceß ſtehen bei Martens, Nouv. Recueil, IV. 604 ꝛc. 634 ꝛc.

4) Allg. Zeitung, 27. Juli.

1) Allg. Zeitung, 6. Aug. 1819. — Noch in demſelben Jahre traf auch die Familie, nach ſo langem Aufenthalt in Italien, wieder mit ihm zuſammen. Humboldts wohnten damals im Eckhaus der Behren- u. Charlottenſtraße, wo einſt Prinz Louis Ferdinand gehauſt hatte.

Staatskanzler feierlich übergeben. [2]) Durch eine Cabinetsordre vom 20. deſſelben Monats verordnete der König, daß die den Herren v. Humboldt und v. Schuckmann anvertrauten Miniſterien künftig Miniſterien des Innern heißen, und ſich als verſchiedene Departements durch die Namen der ſie leitenden Chefs unterſcheiden, mithin „Miniſterium des Innern, Departement des Staatsminiſters Freiherrn v. Humboldt," und „Miniſterium des Innern, Departement des Staatsminiſters v. Schuckmann," bezeichnet werden ſollten. [3])

Als Humboldt ſein Miniſterium antrat, ſah es ſchon düſter am politiſchen Horizonte aus. Die Reaktion nahm gewaltig zu; einzelne, zum Theil ſehr beklagenswerthe Ereigniſſe hatten den willkommenſten Vorwand geboten. Ich nenne nur das Wartburgfeſt, die Coblenzer Adreſſe, endlich die Ermordung Kotzebue's Schon die Coblenzer Adreſſe hatte den König mißtrauiſch gemacht; ſie ſcheint ihn namentlich bewogen zu haben, ſich mit der Verfaſſungsfrage nicht zu übereilen, ſondern das Heft zunächſt feſt und ungeſchwächt in der Hand zu behalten. Schon damals erklärte er (21. März 1818): nicht jede Zeit ſei die rechte, eine Veränderung in der Verfaſſung des Staates einzuführen, und er, der die Verheißung gegeben, behalte ſich auch das Recht vor, zu beſtimmen, wann die Zuſage einer landſtändiſchen Verfaſſung in Erfüllung gehen ſolle. — In die ſchon ſchwüle Atmoſphäre trat nun auf einmal noch der Unglücksfall mit Kotzebue (23. März 1819), den Abſichten einer gewiſſen Partei nur zu erwünſcht. Oeſterreich ſchien nur auf eine ſolche Thatſache gewartet zu haben. Jetzt faßte man ernſtlicher die Univerſitäten ins Auge, auf die ſchon zur Zeit des

2) Ebendaſ., 26. Aug.
3) Ebendaſ., 7. Sept.

Aachener Congresses die bekannte Denkschrift von Stourdza so deutlich gewiesen hatte; dann fingen Verdächtigungen nach allen Seiten an, und es begann (Juli 1819) die Demagogenuntersuchung, das Reich des Herrn v. Kamptz. Männer, wie Arndt, Jahn, die Welcker, Reimer u. A. wurden wie Verschwörer behandelt. Endlich aber beabsichtigte man noch durchgreifendere, allgemeinere Maßregeln. Nach Carlsbad ward ein Congreß deutscher Minister berufen. Ende Julius gingen die Bevollmächtigten dahin ab, von preußischer Seite der Minister des Auswärtigen, Graf v. Bernstorff. Auch war über die Gegenstände dieses Congresses schon eine Vorberathung zu Töplitz zwischen Metternich, dem Könige von Preußen und dem Staatskanzler Hardenberg gepflogen worden. — So sah es aus, als Humboldt das Ministerium antrat. Es war gewiß ein ahnungsreiches Wort, das F. A. v. Stägemann damals (7. Aug.) in einem Briefe niederlegte, indem er, Humboldt's Ankunft berührend, von dessen „neuestem Verhängniß" sprach. [4])

Die öffentliche Meinung aber knüpfte große Erwartungen an diesen Antritt. Humboldt galt als die Hauptstütze des Liberalismus in Preußen; immer mehr richteten sich die Hoffnungen der Fortschreitenden und Constitutionellen auf diesen begabten Fürsprecher, der noch jüngst (zu London) Gelegenheit gehabt hatte, neue Erfahrungen über parlamentarische Institutionen einzusammeln; der das Verhältniß Preußens zu Deutschland zu würdigen wußte, und einsah, daß diesem

---

4) Siehe K. E. Oelsner's Briefe an Stägemann. Herausg. von Dorow. Leipzig 1843. S. 96.

ohne eine preußiſche Volksvertretung die rechte Conſiſtenz fehle. [1])

Auch täuſchte er, ſo weit es in ſeiner Macht lag, dieſe Erwartungen nicht. Früh ſchon hatten die Freiheitsideen ſich in ihm feſtgewurzelt, er hatte ſogar die Idee individueller Freiheit mit einer Unbedingtheit erfaßt, die zu ſehr über die Bedürfniſſe der wirklichen Welt und insbeſondere unſerer Zeit und unſres Volkes hinwegſah. Wir ſahen ihn von der höchſt praktiſchen Tendenz ausgehen, der Wirkſamkeit des Staates Gränzen zu ſetzen; er that es aber in einer Ausdehnung, der die Menſchen ſelten oder nie gewachſen waren. Die Deutſchen nun gar waren weit entfernt, die Hülfe des Staats ſo weit entbehren zu können. Wir ſahen, wie er das richtige Grundprinzip, daß alles auf Entwicklung der Invidualkraft ankomme, daß nicht die Gattung, noch irgend eine größere oder kleinere Gemeinſchaft, und am wenigſten der Staat, ſondern das individuelle Leben, der Menſch und deſſen Ausbildung der höchſte und eigentliche Zweck aller Dinge ſei — wir ſahen, wie er dies Prinzip in einer Unbedingtheit und einer Vereinzelung erfaßte, [2]) von der längeres Nachdenken ihn wohl zurückbringen mußte. Das Prinzip aber gab er darum nicht auf, auch als ihn mannigfache Einſicht in das praktiſche Leben und große Begebenheiten zu einem engern Anſchluß an die Bedürfniſſe der Zeit und des Volkes bewogen hatten.

Dadurch aber zeigte er gerade ſeinen ſtaatsmänniſchen Beruf, daß er, ſobald er es mit der Wirklichkeit zu thun hatte, nicht blos die Richtung ſeines Geiſtes, die freilich in dem Gegebenen nicht ganz aufgehen konnte, ſondern eben

---

1) Siehe z. B. die Correſpondenz aus Erfurt vom 12. Febr. in der Allg. Zeitung vom 27. Febr.; die aus Leipzig vom 30. März, in der Beil. dieſer Zeitung vom 22. April 1819.

2) Siehe oben Th. I. S. 171—198.

ſo ſehr die dringenden Bedürfniſſe und entſchiedenen Wünſche der Mehrzahl oder der Gebildeteren ſeiner Zeit und ſeines Volkes um Rath fragte; daß er, durchdrungen von der Ahnung, in den vorherrſchenden Ideen einer Epoche etwas Göttlichem zu begegnen, dieſe Ideen aufſuchte, ſie mit dem eignen Sinnen und Denken in Verbindung ſetzte, und ſo auf perſönliche, aber dem Weltgeiſt befreundete Weiſe in das Allgemeine einzugreifen ſich bemühte.

Es war von jeher lebendigſte Ueberzeugung in ihm, daß nur durch freie Inſtitutionen ein Volk gehoben und geſtärkt werden könne. Er ſelbſt aber würde die Verwirklichung dieſer Freiheit vielleicht auf einem Wege erzielt haben, der ſeinen Lieblingsgedanken mehr entſprach, hätte nicht jener praktiſche Sinn ihn eines Andern belehrt. So hielt er denn die letzten Prinzipien in treuem Sinne, aber er ſchloß ſich inniger an das nähere Bedürfniß der Nation und die vorwaltende Richtung des Jahrhunderts an, die auf Verfaſſungsleben und auf Theilnahme der Bürger an den gemeinſamen Angelegenheiten des Staates zielt. Daß dies die vorwaltende Richtung der Zeit ſei, ſagte ihm der Einklang der jugendlichen und vorgerückteren Zeitgenoſſen; daß es Bedürfniß auch der großen Mehrzahl ſei, die beſonders damals im Allgemeinen noch wenig Luſt bezeigte, in den öffentlichen Angelegenheiten eine Stimme zu führen, verkündeten ihm die glücklichen Reſultate, die jede Aufrüttelung des Volkes aus ſeinem jahrhundertelangen Stillleben in dem Charakter deſſelben hervorbrachte.

Endlich erkannte er, daß dieſer praktiſche Geſichtspunkt dem ideellen die Hand biete. Die deutſche Nation iſt von politiſcher Selbſtbefähigung ſo zurückgekommen, daß man ihr nicht anders mehr dazu helfen kann, als dadurch, daß man ſie gleichſam nöthigt, ſich wieder mit praktiſchen Intereſſen zu beſchäftigen. Das Allgemeine hat noch den meiſten Reiz;

es erweckt den praktiſchen Sinn am leichteſten, und Schritt vor Schritt bildet ſich die Kraft, im engern Kreiſe der leitenden Hand des Staates zu entrathen. — Und einer Stärkung des Gemeinſeins bedarf der Deutſche gleich dringend in nationaler Rückſicht, wenn er nicht Gefahr laufen ſoll, bei nächſter Gelegenheit wieder einmal von Wälſchen oder Kosacken mißhandelt zu werden. —

Schon zu Wien ſahen wir Humboldt die conſtitutionellen Beſtrebungen nach Kräften unterſtützen. Er faßte dabei ſein engeres Vaterland vornehmlich ins Auge, das in dieſem Punkte gleichſam die Mitte halten zu ſollen ſcheint zwiſchen dem zurückſtehenden öſterreichiſchen, und den in dieſer Hinſicht vorgerückten kleineren Staaten Deutſchlands. Er ſtellte ein Minimum ſtändiſcher Rechte auf, dem ſich Preußen unbedingt, Oeſterreich vielleicht bei Provinzialverfaſſung unterwerfen konnte. — Fortan wandte er dem preußiſchen Verfaſſungswerke ſein Augenmerk zu; mit verdoppeltem Eifer, ſeit ihn das Vertrauen des Monarchen in den Conſtitutionsausſchuß und in den Miniſterrath berufen hatte. Er war von der Nothwendigkeit der Reichsſtände für Preußen durchdrungen, und arbeitete jetzt, ſo viel er nur konnte, zur Verwirklichung deſſen, was ſeiner patriotiſchen Ueberzeugung ſowohl für die dauerhafte Befeſtigung der Monarchie und ihrer Stellung in Deutſchland, als für die Entwicklung des preußiſchen Volkes das Zweckmäßigſte ſchien. Und er konnte dies um ſo zuverſichtlicher, da die Akte des deutſchen Bundes und die Zuſage ſeines Königs noch dazu aufmunterten.

Aber auch hier zeigte er ſich als Staatsmann. Er forderte nicht plötzlich, was die Idee des Repräſentativſyſtems auch bei entſchieden monarchiſcher Form zu begehren ſcheint und was er früh ſchon, wie uns dünkt, begriffen hatte. [3])

3) Siehe oben Th. I. S. 201–2. 204–5.

Und dieſe Ideen, deren Verwirklichung er der Zukunft überließ, waren von dem abſtrakteren Liberalismus noch ſehr verſchieden. Ruhte doch ſeine ganze Anſchauung der Freiheit auf anderem Grunde! — Er hatte den Geiſt ergriffen, der die Welt durchweht; aber er glaubte nicht, dem Buchſtaben folgen zu müſſen, in dem er vorübergehend ſich ausdrückt, oder von andern Nationen uns überliefert wurde. [4])

Er forderte von einer preußiſchen Conſtitution nichts, was unter den gegebenen Umſtänden unmöglich war. Er wollte nur die Anfänge des conſtitutionellen Lebens gegründet, und — ſofern es durchzuſetzen — den Weg bezeichnet wiſſen, auf dem ſich einſt weitere Rechte daran knüpfen ließen. Er war im Weſentlichen mit berathenden Ständen zufriedengeſtellt; aber nur durch Reichsſtände ſah er den Zweck erfüllt. In jenem vielbeſprochenen Minimum von Rechten, die ſein Bundesplan von 1815 ſämmtlichen deutſchen Landſtänden verbürgen wollte, war zwar in zwei beſtimmten Fällen — bei Einführung neuer Steuern oder Erhöhung der ſchon vorhandenen — den Ständen eine mitbeſchließende Stimme zuerkannt, [5]) es ſind dies aber Fälle, in denen die Regierung auch nur dem Rathe der Stände ſich nicht leicht entziehen dürfte. Dennoch war es ein Glied in der Kette, die noch manches aufnehmen kann;

---

4) Humboldt's Werke — und hier ſind ſeine Schriften aus ſeiner letzten Lebensperiode ſo vollgültig, als die Aeußerungen aus der Zeit ſeines politiſchen Wirkens — enthalten noch manchen Fingerzeig, der den deutſchen Charakter ſeiner politiſchen Richtung bewährt. „Feſſelloſe Freiheit," ſagt er, „frommt nie auf Erden" (IV. 379). Er fordert, daß man „Geſetzmäßigkeit mit der Freiheit verbinde, d. h. ihr durch Schranken das eigene Daſein ſichere." (Einl. zur Kawiſprache.) Endlich ſagte er ſo ſchön: „das Geſammtſtreben der Menſchheit bezweckt im letzten Reſultate nichts Anderes, als Geſetzmäßigkeit forſchend zu finden oder beſtimmend zu begründen."

5) Siehe oben S. 287.

und ein glücklicher Gedanke, weil es die ſchrittweiſe und geſunde Entwicklung des Verfaſſungswerkes gleichſam vorzeichnet.

Humboldt wollte keinen Sprung in den preußiſchen Verhältniſſen gemacht wiſſen; aber einen entſchiedenen Schritt, und keinen halben. Hier war von keiner Schwächung der Staatsgewalt die Rede; ſie ſollte nur ein Mittel an die Hand bekommen, die Wünſche des Volkes beſſer kennen zu lernen. Die Rechte, die dem Volke eingeräumt werden ſollten, waren gering; dadurch aber, daß ein beſtimmter Antheil am Allgemeinen eröffnet wurde, konnte der praktiſche Sinn geſtärkt, der Nationalgeiſt gebildet, politiſche Selbſtbefähigung begründet werden.

Nie war ſeine Meinung, daß man ein Staatsgebäude nach bloßen Grundſätzen der Vernunft aufführen könne [6]). Er hielt es auch für ein Glück, daß unſere frühere Geſchichte ſo manches Vorbild gewährt, das man befragen, daß ſich noch manche Elemente vorfinden, die man benutzen könne. [7])

---

6) S. oben Th. I. S. 163.

7) Beſonders merkwürdig, in dieſer Rückſicht ſowohl, als für ſein damaliges Streben überhaupt, iſt ein Schreiben, das er, kurz vor ſeinem Miniſterialantritt, an den Verfaſſer einer Schrift: „Ueber die Verfaſſung Weſtphalens," den Hofgerichtsadvokaten Sommer in Kirchhunden bei Arensberg im Herzogthum Weſtphalen richtete, und aus dem die Abſicht hervorleuchtet, den Gegnern zu ſagen, daß ſie es nicht allein ſeien, die das Hiſtoriſche und noch Vorhandene zu würdigen wüßten. Der Brief lautet: Frankfurt a. M., den 31. März 1819: Ew. Wohlgeboren haben mir durch ihre Schrift ein ſehr ſchätzbares Geſchenk gemacht, und ich habe dieſelbe mit verweilender Aufmerkſamkeit und lebhaftem Intereſſe durchgeleſen. Es wäre ungemein zu wünſchen, daß alle Theile des preußiſchen Staats ſich gleich gründlicher und gunſtvoller Darſtellungen und Beurtheilungen ihrer ehemaligen oder bisherigen Verfaſſungen zu erfreuen hätten. Daß neue Verfaſſungen, wo ſie dauerhaft und beglückend ſein ſollen, ſo viel als möglich müſſen auf einen hiſtoriſchen Grund gebaut werden, daß man bei ihnen von gutgeordneten Gemeindeverfaſſungen auszugehen hat, um aus feſten und lebendigen Elementen ein organiſches Ganzes zuſammenzufügen, und daß der weſentliche Nutzen landſtändiſcher Einrichtungen in der Erweckung und Erhaltung

Namentlich bei Beſtimmung der Glieder, die zur Standſchaft berufen ſein ſollen, ſo wie des Wahlgeſetzes war die Rückſicht auf Gerechtſame, die ſich bis auf die jüngſte Zeit herab erhalten hatten, unerläßlich. Im Allgemeinen aber mußte man mehr das gegenwärtige Bedürfniß zu Rathe ziehen, als die Ueberlieferung, mehr von Grund aus neu bauen, als auf ältere Fundamente ſtützen. Von Humboldt aber ließ ſich auch hier nur das Beſte hoffen, und in keinem Falle war er gemeint, die Einführung der Verfaſſung von dieſer Rückſichtnahme auf ehemalige Verhältniſſe hinhalten zu laſſen.

---

eines wahrhaft ſtaatsbürgerlichen Sinnes in der Nation geſucht werden muß, in der Gewöhnung der Bürger, an dem gemeinen Weſen einen von iſolirender Selbſtſucht abziehenden Antheil zu nehmen, zu dem Wohle deſſelben von einem durch die Verfaſſung ſelbſt beſtimmten Standpunkt aus mitzuwirken, und ſich auf dieſen, mit Vermeidung alles vagen und zwecklos auf's Allgemeine gerichteten Strebens, zu beſchränken, darüber müſſen alle einig ſein, welchen ein Urtheil über dieſen Gegenſtand gebührt. Jeder Deutſche wird auch mit Freude erkennen, daß die Vorbilder ſolcher Verfaſſungen nicht brauchen aus Staaten hergenommen zu werden, die, als neu entſtanden, keine Vergangenheit beſitzen, oder die ſie muthwillig zerſtört haben, ſondern daß ſich dieſelben in unſerer vaterländiſchen Geſchichte reichlich vorfinden, ſo wie noch viele Elemente in noch fortbeſtehender Einrichtung. Die Frage kann nur ſein, wie das Neue an das Alte zu knüpfen, wie das örtliche Einzelne zum Allgemeinen verſchmolzen werden kann? Und was hernach vom Bisherigen und vom Lokalen aufgeopfert werden muß? Und hierzu liefert Ew. Wohlgeboren Schrift wichtigen Stoff der Betrachtung. Indem ich Ihnen meinen Dank für die Mittheilung derſelben wiederhole, bitte ich Sie, die Verſicherung meiner aufrichtigen Hochachtung anzunehmen. Humboldt. — Kürzer faßte er ſich mit der Antwort, die er in einem ähnlichen Falle an den bekannten Kriegsrath v. Cölln richtete: „Ew. Hochwohlgeboren danke ich hierdurch ergebenſt für die mir unterm 27. d. M. gefällig gemachte Mittheilung des 1. Hefts des hiſtoriſchen Archivs der preußiſchen Provinzialverfaſſungen. Es verdient allgemein beifällig aufgenommen zu werden, da es bis jetzt noch an einer Schrift gefehlt, in welcher die Entſtehung der brandenburgiſchen Verfaſſung und Geſetzgebung, im Zuſammenhange mit der äußern Geſtaltung der Monarchie, in einer kurzen überſichtlichen Darſtellung, hiſtoriſch-pragmatiſch entwickelt iſt. Berlin, 30. Okt. 1819. Humboldt.“ — Dieſe Briefe bewahrt die Allg. Zeitung vom 10. Juni und 14. Nov. 1819.

Es that auch sehr Noth, daß ein bewegender Geist sich des preußischen Verfassungswerkes annahm, wenn es nicht ganz in Stillstand gerathen sollte. An Materialien fehlte es nicht, allein der Kanzler zögerte, der Constitutionsausschuß hatte bis zum Juli 1819 so gut als nichts gethan. [1]) Indeß war das Verlangen nach einer preußischen Constitution immer dringender geworden, seit Baden (1817) damit vorgeschritten und selbst Bayern (1818) den Vorsprung gewonnen hatte. Auch Humboldt soll erklärt haben, Preußen dürfe, nach diesem Vorgange Bayerns, noch weniger zurückbleiben [2]) Doch gerade diese ständischen Verhandlungen in München mochten den Gegnern des constitutionellen Lebens lebhafte Besorgnisse einflößen; und das Wiener Cabinet bot gewiß alles auf, etwas Aehnliches in Berlin zu hintertreiben. Es ging sogar im Sommer 1819 das Gerücht, Fürst Hardenberg habe dem Könige die Grundzüge einer Verfassung vorgelegt; dieser aber habe vor ihrer Genehmigung weitere Vorarbeiten verlangt. Soviel ist gewiß, daß die zunehmende Reaktion mehr und mehr auch auf dieses Werk ihren Druck äußerte. Schon im J. 1818 wollte man oft zweifeln, ob die Regierung mit etwas anderm umgehe, als Provinzialstände einzurichten.

---

1) Oelsner schreibt, 23. Juli 1819, an Stägemann, ein Mitglied dieses Ausschusses: „Aus Ihrem Schreiben, vom 16. d., geht hervor, daß der erlauchte Ausschuß an der Constitution gearbeitet hat, wie die französische Akademie an dem neuen Wörterbuche, über dessen Grundlagen man noch nicht einverstanden ist.“ (A. a. O., S. 87.)

2) Man schrieb aus Berlin (16. Febr. 1819) in öffentlichen Blättern: „Die Freunde des Hrn. v. Humboldt versichern, die neuesten Vorgänge in Bayern hätten Se. Durchl. den Fürsten Staatskanzler veranlaßt, jenen Minister aufzufordern, seine Ansicht über das System, welches Preußen unter den gegenwärtigen Umständen zu ergreifen habe, zu erkennen zu geben, und Hr. v. Humboldt habe seine Meinung dahin geäußert, daß man keine Zeit verlieren dürfe, die Arbeiten zu dem künftigen Verfassungswerk einzuleiten.“ Vergl. Allg. Zeitung, 6. März 1819.

Humboldt aber warf ſich mit allem Eifer auf das Verfaſſungswerk. Er hat damit und durch den Auftritt, der ihn ſo ſchnell wieder vom Ruder entfernte, ſeine kurze Miniſteriallaufbahn verewigt. Ungleich ſo Vielen, die ihren Freimuth vergeſſen, ſobald ſie die Staffel erklommen haben, machte er auch jetzt ſeine Anſichten auf das nachdrücklichſte geltend.

Er verfaßte ausführliche Denkſchriften [3]) über Repräſentativverfaſſung für Preußen, und einen Entwurf zur Conſtitution ſelbſt, über den er vorher mit Stein correspondirt haben ſoll. Beides, dieſe Denkſchriften, ſo wie ſpäter der Entwurf cirkulirten unter den Gliedern des Conſtitutionsausſchuſſes und auch ſonſt in höhern Kreiſen. Allgemein wurde der Scharfſinn bewundert, nur Wenige aber fanden ſich befriedigt, weil man entweder ſchon mehr wollte, als zunächſt in Preußen beabſichtigt wurde, oder auch den kleinen Anfängen eines preußiſchen Verfaſſungslebens abgeneigt war. Das Wort „Reichsſtände" ſchreckte Viele, wie das Haupt der Meduſa.

---

3) Varnhagen v. Enſe führt in ſeiner Skizze über Humboldt (Denkw. und verm. Schriften, IV. 297—8) eine dieſer Denkſchriften als Zeugniß auf, wie Humboldt oft ſeinen Gegenſtand zu umſtricken, mit den feinſten Gedankenzügen und ſtärkſten Schlußfolgen zu umweben wußte, daß man glaubte, die Sache zu haben, während man doch nur das umhergelegte Netz hatte. „Hauptſächlich in ſeinen diplomatiſchen Arbeiten fand ſich Anlaß zu dieſer künſtleriſchen Meiſterſchaft, den Gegnern nicht ſelten zur hülfloſen Verlegenheit. Bewundernswürdig an Scharfſinn und Freiheit, an feſter Gliederung und Durchführung, iſt beſonders eine Denkſchrift, worin er Verfaſſungsgrundſätze erortert; er giebt die bündigſte, gefälligſte Umhüllung, man glaubt ſchon alles ſicher feſtzuhalten, aber zur Sache iſt nichts gethan, es iſt nur eine Aufgabe, eine geiſtige Uebung geweſen. Jedoch weder die Geſinnung, noch die Thatkraft Humboldt's können hiebei in Frage ſtehen; in ſo weit als die Aufgaben an ihn gewieſen waren, hat er ſie mit Nachdruck und Weisheit gefördert und die Nothwendigkeit großer Fortſchritte bei jeder Gelegenheit auf das Beſtimmteſte ausgeſprochen... Er hatte auch nach der Einleitung die Hauptſache wirklich ſchon bereitet."

Es geſchah auch wirklich ein Ruck in der Verfaſſungsſache. Kurz nach Humboldt's Eintritt in's Miniſterium ernannte der König eine aus wenigen Mitgliedern zuſammengeſetzte Commiſſion, die einen vollſtändigen Verfaſſungsentwurf bearbeiten ſollte. Dieſer engere Ausſchuß war aus der Mitte der früher bezeichneten Conſtitutionscommiſſion genommen. Er ſtand unter dem Präſidium des Staatskanzlers Fürſten v. Hardenberg, und zählte fünf Mitglieder, nämlich die beiden Miniſter des Innern, v. Humboldt und v. Schuckmann, den wirklichen Geh.-Legationsrath Ancillon, den Geh.-Staatsrath und Präſidenten des Appellationshofes zu Köln, Daniels, und den Geh.-Legationsrath Eichhorn [4]). Auch hier waren wieder ſehr entgegengeſetzte Anſichten vertreten; man konnte faſt eben ſo viel Separat-Vota und Entwürfe erwarten, als Mitglieder waren. — Dieſe Commiſſion, hieß es, werde ſofort zur Arbeit ſchreiten und ſolche alsdann dem weitern Ausſchuſſe zur Prüfung vorlegen. Den 13. Oktober ſoll die erſte Sitzung Statt gefunden haben [5]), worauf vielleicht durch Vorgänge, von denen wir bald reden, ſofort eine Unterbrechung herbeigeführt wurde. — So viel wir wiſſen, legte der Staatskanzler ſelbſt dieſer Commiſſion einen Entwurf zu einer reichsſtändiſchen Verfaſſung vor; worauf Humboldt ſeinen eigenen Entwurf [6]),

4) Vergl. Allg. Zeitung, 11. Sept. (Berlin, 4. Sept.) u. die Mittheilung eines ſehr unterrichteten Correſpondenten aus Berlin, vom 30. Sept., ebendaſ., 11. Okt. 1819, die dadurch noch an Glaubwürdigkeit gewann, daß die Voſſiſche Zeitung in Berlin, unterm 6. Nov., ſie größtentheils abdruckte, und am Schluß beifügte: Dieſe Commiſſion habe ihre Arbeiten bereits angefangen, und werde ſolche demnächſt der Prüfung des größeren Ausſchuſſes unterwerfen.

5) Allg. Zeitung, 24. Okt. 1819.

6) „Wir haben," ſagt der ſchon genannte Correſpondent der Allg. Zeitung vom 11. Okt., „Entwürfe zur Verfaſſung im Druck und ſchriftlich vor uns, zum Theil mit Einſicht geſchrieben und Gutes enthaltend, und offenbar aus einer wohlmeinenden Anſicht herrührend."

als eine Art Contre-projet, eingab. [7]) Was unmittelbar nach Humboldt's Entfernung vorgegangen iſt, liegt im Dunkel; das letzte Ergebniß werden wir ſpäter berühren.

Trotz aller Conſtitutionsausſchüſſe und Verfaſſungsentwürfe war die ganze Frage noch ſchwebend; ja von Tag zu Tag minderte ſich die Hoffnung, daß wirklich Reichsſtände eingeführt werden würden. Eine mächtige Partei wollte längſt nur Provinzialſtände; Hardenberg ſelbſt beabſichtigte zwar die Einführung von Reichsſtänden, der König aber ſchien für gut zu finden, zuerſt Provinzialſtände zu verſammeln, die überall den örtlichen Verhältniſſen nachgebildet wären. Der Staatskanzler ging darauf ein, und verſicherte Görres (12. Jan. 1818): Seien dieſe provinziellen Vertretungen erſt in Gang geſetzt, ſo würden ſie ſich alsdann ſpäter leicht in einen Reichsrath vereinigen laſſen.

Obwohl wir die oben bezeichneten Humboldt'ſchen Denkſchriften, ſo wie den von ihm verfaßten Entwurf leider noch entbehren müſſen, läßt ſich doch Folgendes mit Beſtimmtheit verſichern. Einmal, daß er in Bezug auf die den Ständen einzuräumenden Rechte mit dem Staatskanzler einig war, und zunächſt für ſie nur eine berathende und begutachtende Stimme begehrte, die Punkte ausgenommen, wo er ſchon in Wien ein Verwilligungsrecht gefordert hatte. Doch würde er auch dieſe Forderung aufgeopfert haben, wenn nur wirkliche Reichsſtände begründet würden. Dagegen läßt ſich nachweiſen, daß er, auch mit dem Staatskanzler, über die Art und Zeit der Einführung differirte. [8])

---

7) Es iſt zuverläſſig, daß es von Humboldt's Hand einen Entwurf zur Conſtitution gab. Später aber haben ſelbſt viele ſeiner beſten Freunde ſich dieſen nie verſchaffen können. Es wird ſogar behauptet, daß der Entwurf gar nicht mehr vorhanden ſei [?.]

8) Er war überhaupt mit dem Zögerungsſyſtem des Staatskanzlers höchſt unzufrieden und machte bittre Vorwürfe. Was half

Auch ihm waren die Provinzialſtände recht, aber nur, wenn ſie entweder zugleich mit Reichsſtänden oder ganz kurze Zeit vor deren Errichtung eingeführt würden.

Als Zeugniß dafür führen wir ein Schreiben auf, [9]) das Humboldt den 29. Nov. 1821 verfaßt hat. Es iſt ohne Zweifel an den General v. Witzleben gerichtet, und diente als Antwort auf ein Projekt, worüber dieſer um ein Privatgutachten gebeten hatte. Es war nämlich damals, in Folge der öſterreichiſchen Einflüſſe, das ſaubere Projekt aufgetaucht, neben den Sachminiſterien beſondere Provinzialminiſterien zu errichten. Humboldt nun hielt die preußiſche Verwaltung zur Zeit für ſo mangelhaft, als es nur immer die Begünſtiger dieſes Projektes konnten, und berief ſich deshalb auf ſeine zwiefache Erfahrung, ſeine ehemalige als Staatsbeamter, und ſeine jetzige als Privatmann. Aber das jetzt vorgeſchlagene Mittel ſah er für ganz ungeeignet an, ſie zu verbeſſern, und es war ihm leicht, es zu beweiſen. Er warf hiebei eine Menge treffender Winke hin, führte die Nothwendigkeit der Einheit in den Regierungsmaßregeln, zumal für den preußiſchen Staat, zu Herzen, [10]) und ergriff ſchließlich dieſen Anlaß, um ein nachdrückliches Votum

---

es auch, eine Commiſſion nach der andern zu ernennen, wenn man hinterher alle Mittel aufſuchte, den Zweck zu eludiren!

9) Mitgetheilt von Dorow in der Schrift: Job v. Witzleben. Mittheilungen deſſelben und ſeiner Freunde zur Beurtheilung preußiſcher Zuſtände und wichtiger Zeitfragen. Leipzig, 1842. S. 13—34. Wir können dieſe koſtliche Reliquie zugleich für einen Beleg der geiſtvollen und graziöſen Art anſehen, womit Humboldt politiſche Fragen behandelte.

10) „Das Weſen des Staats beſteht in der Verknüpfung der einzelnen Kräfte zur Geſammtkraft. Das Regieren verlangt daher zuerſt Einheit in allen Maßregeln, die von dem oberſten Regierungspunkt ausgehen. Außer ſeinem allgemeinen Zwecke, außer dem Bedürfniß ſeiner Mitglieder, ihre Kräfte, ſofern ſie dem Staat angehören, nicht durch Zerſplitterung geſchwächt, ſondern durch

über die verwandte ständiſche Frage, nämlich über die Untauglichkeit bloßer Provinzialſtände, abzugeben. Der Schluß dieſes Schreibens lautete alſo:

Ein Bedenken möchte ich jedoch Ew. Hochwohlgeboren mittheilen, da Ihr Aufſatz auf die Möglichkeit ſo wichtiger Veränderungen in der Verwaltungsorganiſation ſchließen läßt. Sie erwähnen ſelbſt des genauen Zuſammenhangs, der zwiſchen der Einrichtung der höchſten Verwaltungsbehörden und der Entſcheidung der Frage über die ſtändiſche Einrichtung iſt. Dieſer Zuſammenhang aber erſtreckt ſich viel weiter, namentlich auf die Einrichtung der Regierungen, die Eintheilung in Provinzen, ja ſelbſt auf die Stellung aller Beamten, vorzüglich der Landräthe. Ich geſtehe, daß ſo lange dieſe Frage ſchwebend iſt, wie ſie denn ſeit dem Erſcheinen des Edikts von 1815 nicht anders als ſchwebend genannt werden kann, ich mir nicht getrauen würde, zu irgend einer andern als ganz unweſentlichen und in nichts bedeutend eingreifenden Veränderung der jetzigen Geſchäftsverwaltung zu rathen.

In Rückſicht der Stände äußern Ew. Hochwohlgeboren Ihre Meinung: daß allgemeine Stände nicht, wohl aber zunächſt Provinzialſtände zu gewärtigen ſind. Meine Ueberzeugung iſt, daß es ſehr bedenklich ſein würde, Provinzialſtände, ohne allgemeine, zu errichten, und daß, wenn man beide, aber in einem Zwiſchenraume, will, der Zwiſchenraum gleich bei der Einführung der erſtern unwiderruflich beſtimmt und nur ſehr kurz, auch, bei dieſer Einführung, der Plan für die allgemeinen ſchon vollkommen feſtgeſetzt ſein muß. Provinzialſtände können nur für Provinzialzwecke dienen, und Allgemeines kann der Staat nicht durch ſie erreichen wollen. Hierin iſt die erſte Lücke. Denn wenn der Staat einmal Stände für nothwendig hält (und ohne dies muß er ſie nicht bilden), ſo iſt es conſequenterweiſe unmöglich, daß in der Nothwendigkeit nicht auch Dinge liegen ſollten, die nur durch allgemeine Stände erreichbar ſind, und für die man ſich nur mit Provinzialſtänden behilft. Doch iſt dies nur ein Mangel.

Leitung in gerader Richtung geſchont zu ſehen, hat jeder Staat (der unſrige vorzüglich, der nicht in Europa in die natürlichſte Lage geſtellt iſt) individuelle Maximen, auf denen ſein individuelles Leben beruht." (S. 21).

Wenn Provinzialſtände nur über Provinzialgegenſtände reden dürfen, wie denn dies ſtreng gehalten werden muß, und es keine Gelegenheit giebt, über allgemeine Maßregeln auf gleiche Weiſe zu ſprechen, ſo werden ſie künſtlicher Weiſe der allgemeinen eine provinzielle Abſicht, ein einzelnes Intereſſe abzugewinnen ſuchen, und kein Reglement wird ſie hindern können, jene Schranken zu überſchreiten. Dies liegt in der Natur des Menſchen; auch werden ſie ja durch die allgemeinen Maßregeln berührt; ſie können ſie drückend finden, und ſo iſt es natürlich kaum zu tadeln, wenn der Theil, der als Ganzes mit ſeinen Nebentheilen nicht reden darf, doch nun iſolirt für ſich ſprechen will. Entſteht dies aber: ſo erwächſt der Regierung ein ungeheures Hinderniß. Wie ſoll ſie ſich mit vier, fünf, vielleicht noch mehr Verſammlungen, deren jede noch dazu, ihrer Stellung nach, die Sache aus einem einſeitigen Geſichtspunkte anſieht, über eine Maßregel verſtändigen? Dennoch werden die Bewohner der Provinz auf Seite ihrer Stände ſein. So findet die Regierung die Gemüther und die Stimmung überall gegen ſich, und muß ſich gefaßt darauf machen, auch wenn ſie die Maßregeln mit Kraft durchſetzt, dieſen dumpfen innern Widerſtand wenigſtens nur partiell zu beſiegen. Dies iſt eine große, wahre, nicht eingebildete Gefahr, mit jeder Einrichtung von Provinzialſtänden verbunden und unausbleiblich; wie beſchränkt ihre Rechte auch ſein mögen, ſobald ſie nur das Recht haben, zu ſprechen, und ihre Stimme als die Stimme ihrer Committenten gilt.

Die Provinzialſtände werden nothwendig in ihren Anſichten getheilt ſein; es wird daraus mehr oder weniger die Gefahr einer Zerreißung des Staates, wenigſtens in der Gemüthsart und Stimmung, entſtehen. Die Regierung wird daher mehr Schwierigkeit finden, weil ſie bei jeder Verſammlung eigener Argumente bedürfen wird, und weil eine Provinzialverſammlung, ihrer Natur nach, einiger und einer fremden Anſicht ſogar weniger zugänglich iſt. Dagegen werden ſie ſich gegen die Pläne der Regierung leicht gegenſeitig unterſtützen, und dies iſt eine zweite Gefahr. Kein noch ſo ſcharfſinniger Kopf kann ſich herausnehmen, die Gränzen zwiſchen dem zu ziehen, was blos Provinzial-, und was allgemeine Angelegenheit iſt. Der Staat wird ſich vorbehalten müſſen, ſelbſt dies im Einzelnen zu beſtimmen. Dies wird aber wieder eine Quelle von Unzufriedenheit und Mißtrauen werden. Dann werden doch die Provinzialſtände dies ſogar in dem ihnen zuſtehenden Rechte der Beſchwerdeführung ausüben, und welcher Miniſter wird nicht lieber eine von ihm vorgeſchlagene Maßregel vor einer, aus Männern von verſchiedenen Provinzen zuſammengeſetzten Verſammlung, als gegen viele Verſammlungen vertheidigen wollen? Mit

isolirten Provinzialständen wird man keinen der Vortheile allgemeiner besitzen, allein fast alle Nachtheile und ganz neue, aus der Schiefheit der Lage entstehende. Denn jede Provinzialversammlung wird die fehlende allgemeine ersetzen und vorstellen wollen, und schon der nothwendig werdende ewige Kampf gegen dies Streben ist schädlich und gefährlich da, wo nur das höchste Vertrauen und die höchste Einigkeit herrschen sollte.

Dies sind Nachtheile, die ich nebst andern geringern von allein dastehenden Provinzialständen erwarten würde. Augenblicklich werden die beiden jetzt nur zu laut gewordenen Parteien sich darüber freuen. Die eine wird froh sein, daß wenigstens keine allgemeinen Stände entstehen, die andere wird sich Glück wünschen, daß es wenigstens nun Provinzialstände giebt, und denken, daß die allgemeinen von selbst nachfolgen müssen. Die letztere wird Recht haben. Sie werden, wenn man es auch wollte, kaum zu vermeiden sein, der Geschäftsgang wird selbst auf sie führen; die Schwierigkeiten, welche die Verwaltung bei den Provinzialständen finden wird, werden das Gefühl ihrer Nothwendigkeit erregen. Aber es wird sehr bedenklich sein, wenn die Regierung dies nicht gleich bei der Einrichtung der Provinzialstände bedenkt, sie schon da vorbereitet und eigentlich mit jenen, wenn sie auch in der Zeit nachfolgen, gestiftet hat. Folgen allgemeine Stände erst, wenn die Provinzialstände schon öfters versucht haben, ihre Gränzen zu überschreiten, so ist es schon schlimm. Der Geist des Instituts ist alsdann schon verdorben, und es ist schwer, ihn zu verbessern.

Der Ausspruch des Staats, daß er die Stimme gewisser Personen für die Stimme des Volks ansehen will, ist von einer solchen Wichtigkeit, daß man sich dieselbe nie zu groß denken kann, und keine menschliche Weisheit kann die Folgen davon übersehen. Damit thut ihn der Staat, sowie er auf irgend eine Weise Stände schafft. Sollen denn nun, so viel möglich, die Vortheile geärntet, die Gefahren vermieden werden, so muß das Verhältniß der Stände gegen die Regierung durchaus klar, einfach, gerecht und offen sein. Ihre Lage muß so bestimmt werden, daß ein Versuch, die Gränzen derselben zu überschreiten, gar nicht vor der Vernunft und dem Gefühl zu entschuldigen sein würde, und daß die sträfliche, aus Leidenschaften entstehende Lust dazu weder Vorwände noch Anreizungen findet. Diese Bedingungen scheint es mir unmöglich bei Provinzialständen, ohne allgemeine, zu erfüllen. Die bei uns wenigstens allgemein nicht, im Volke wirklich gar nicht vorhandene Lust, in öffentlichen Angelegenheiten eine Stimme zu führen, wird absichtlich durch Errichtung von Ständen geweckt, und dadurch, daß es nur Provinzialstände sein sollen, auf einem Punkt

festgehalten, auf dem es nicht natürlich ist, daß sie sollte stehen bleiben können. Die theoretischen Einwürfe, die man gegen ein solches System machen kann, sind aber noch die geringsten. Die wahren Schwierigkeiten, Collisionen, Unbequemlichkeiten, Gefahren würden sich erst bei der Ausführung finden. Provinzialstände mit Provinzialministern verbunden, schienen mir gar einen Zustand der Dinge herbeizuführen, in dem ich verzweifeln würde, daß die oberste aller Verwaltungsbehörden, die auch nur im Mittelpunkt stehen muß, noch die Zügel zu halten im Stande sein würde. —

Da es bei ständischen Angelegenheiten sehr gut ist, auf das Geschichtliche und den ehemaligen Zustand zurückzugehen, so ist es Ew. Hochwohlgeboren gewiß auch nicht entgangen, daß in den Ländern, wo es Provinzialstände gegeben hat, diese so entstanden sind, daß der für sich bestehende Staat neue, mit Ständen versehene Provinzen erhielt. Ob es ein Beispiel giebt, auch nur ein einziges, wo man in einem Staate, absichtlich und auf Einmal, Provinzialstände, ohne allgemeine, geschaffen hätte, muß ich bezweifeln. Die Frage: ob man Provinzialstände, ohne allgemeine, oder allgemeine mit Provinzialständen (was gewiß sehr nützlich und gut sein würde) oder ohne dieselben, einrichten will, ist daher ohngefähr dieselbe mit der: ob ein Staat wieder eine Verbindung mehrerer Staaten werden oder Ein Staat bleiben soll?

Ich sehe zu meiner Beschämung, daß ich viel weitläufiger geworden bin, als ich Anfangs dachte. Wenn ich dabei auf die unleserliche Hand sehe, weiß ich kaum, wie ich es entschuldigen soll, Ew. Hochwohlgeboren die Mühe zuzumuthen, die vielen Blätter zu lesen. Ich mochte indessen, was ich schrieb, keinem Privatschreiber anvertrauen, und muß auf Ew. Hochwohlgeboren gütige Nachsicht rechnen.

Mit der hochachtungsvollsten Ergebenheit und Freundschaft

der Ihrige

Wilhelm von Humboldt.

Auch nicht entfernt ist ein Grund zu der Annahme vorhanden, daß Humboldt diese Frage im Jahre 1821 anders angesehen habe, als zwei Jahre vorher. Die Meinungsverschiedenheit liegt offen zu Tage, und auch ohne anderweite Veranlassung würde ein Bruch zwischen den Parteien auf die Länge nicht wohl zu vermeiden gewesen sein.

Doch nicht durch die Verfaſſungsangelegenheit, oder durch Meinungsverſchiedenheiten in dieſer Frage ſollte die Kataſtrophe herbeigeführt werden, die den Ausgang des Jahres 1819 ſo denkwürdig für Preußens Geſchichte macht. Die preußiſche Conſtitution lag noch zu fern; ſelbſt der engere Conſtitutionsausſchuß war ſicher zu einem Schlußergebniß noch nicht gelangt, als plötzlich der Kampf auf ein anderes Terrain überging, und da, weil es ſich um einen poſitiven Rückſchritt handelte, eine viel heftigere Geſtalt annahm. Den Anlaß hiezu gaben die Carlsbader Beſchlüſſe, die der Bund am 20. Sept. proklamirte. [1])

Der Inhalt dieſer Beſchlüſſe iſt uns zur Genüge bekannt. Man hat dafür geſorgt, daß ſie nicht in Vergeſſenheit kommen können. Man gab dem 13. Artikel der Bundesakte eine authentiſche, ſehr einſchränkende Auslegung, nahm Maßregeln gegen Schulen und Univerſitäten, feſſelte die Preſſe durch umfaſſende Cenſureinrichtungen und ſetzte in Mainz eine Centralunterſuchungscommiſſion nieder. — Zugleich ward ein neuer Miniſtercongreß anberaumt, [2]) der ſich im Spätjahr zu Wien verſammelte, und dem wir die Schlußakte des deutſchen Bundes danken — ein Werk, das die Bundesſtaaten mehr conſolidirte, jedoch nur im Intereſſe der Fürſten und des monarchiſchen Princips, wobei die Geſchützten es gar nicht achteten, wie ſehr auch ſie gefeſſelt wurden.

Es war ein böſer Geiſt, der die Politik zu beherrſchen anfing; und das Traurigſte war, nicht daß alle Regierungen übereinſtimmten, ſondern daß Männer, die vor wenig Jahren noch die Rechte der Völker verfochten, und zu den

1) Am 18. Okt. wurden ſie in Preußen publicirt, und die neue Büchercenſur eingeführt.

2) Im Nov. reiſte Gr. Bernſtorff ab; die Conferenzen begannen am 25. dieſes Monats.

Beſten gehört hatten, — wie Gr. Münſter, Pleſſen und ſolche — ſich einſchüchtern und ſo ſehr umſtimmen ließen! Nicht daß die Regierungen gar nicht Grund gehabt hätten, Vorſichtsmaßregeln zu ergreifen. Die beſte aber, die ſicherſte lag in dem feſten und ruhigen — nicht langſamen — Fortſchreiten im Gebiete bürgerlicher Einrichtungen, nicht aber in dieſem zuverſichtlichen Sichſelbſtüberheben über eine tüchtige und gemäßigte Nation. Immer mochte man gewiſſe Maßregeln gegen die unbärtigen Staatsverbeſſerer ergreifen, der periodiſchen Preſſe Gränzen ſetzen, ja ſelbſt gewiſſe Principien eines abſtrakten Liberalismus als unverträglich mit der Monarchie und namentlich deren bisheriger Entwicklung in unſerm Vaterlande zurückweiſen; aber unrecht war es, ſo viele Verheißungen oder Erklärungen umzudeuten, oder als nicht geſchehen zu betrachten, faſt alle Aeußerungen des Volkes unter Cenſur zu ſetzen, und, auf ein paar Jugendfrevel hin, gleichſam die Nation in Unterſuchung zu ziehen.

Allerdings wurde durch dieſe Beſchlüſſe und die nachfolgende Schlußakte Deutſchland inniger verknüpft, und die Centralgewalt geſtärkt. Es fragt ſich aber, ob man dies willkommen heißen konnte, wenn es nur im Intereſſe der Unfreiheit und der Reaktion geſchah, und ob diejenigen Staatsmänner nicht Recht hatten, die, da nun der Bund einmal eine ſo einſeitige und negative Richtung bekommen hatte, es jetzt für beſſer hielten, das Band in ſolcher Lockerheit zu erhalten. Bis heute wenigſtens hat der Erfolg nur gelehrt, daß mit dieſer Veränderung ſich ſämmtliche deutſche Staaten einer von Oeſterreich beherrſchten Geſammtrichtung unterthan gemacht haben, aus der ſie einſt Mühe haben werden, ſich loszuwinden, einer Politik, die eben ſo ſehr die Selbſtſtändigkeit der einzelnen Regierungen, als die Fortſchritte der deutſchen Völker lähmt. Nur dies Eine mag uns tröſten, daß nach

dieſer Geſammtlähmung auch der Fortſchritt ein gemeinſamer wird ſein müſſen.

So hatte ſich denn Preußen von fremder Politik ins Schlepptau nehmen laſſen, um geträumte oder zu groß geachtete innere Gefahren zu beſeitigen. Wir wiſſen wohl, welche mächtige Partei Hardenberg und Bernſtorff umlagerte; wie Viele damals Thron und Vaterland am Abgrund glaubten; wiſſen auch, welche Rückſicht die preußiſche Regierung dem Wiener Cabinete ſchuldete. Rechtfertigt dies aber, daß ſie die Haltung aufgab, die ſie über den Parteien haben ſollte, und durfte ſie vergeſſen, daß eine ſtrenger conſervative Richtung in Oeſterreichs Verhältniſſen geboten iſt, wogegen Preußen ein bewegendes, und, wo das nicht ſein kann, wenigſtens vermittelndes Element darzuſtellen berufen iſt?

Es war ein Unglück, daß Hardenberg nicht zurücktreten wollte, nicht für ihn nur, ſondern für den Gang der Dinge, dem er ſeinen angeſehenen Namen lieh. Er wollte ſich nicht ſagen, daß er längſt nicht mehr das Heft in Händen habe; er glaubte vielleicht, weiteren Rückſchritten noch vorbeugen zu können. So ward er von einer Conceſſion zur andern getrieben, und eh' er ſich's verſah, war er den Männern, mit denen er 1814 und 1815 noch zuſammengeſtanden, vollkommen entfremdet. Schon mußte er ſich ſelbſt zum Werkzeug der Reaktion hergeben, und bald ſah er ſich gezwungen, die früheren Genoſſen aufzuopfern, um — ſich zu halten. Er war mit ſich ſelbſt unter äußeren Einflüſſen zerfallen.

Humboldt [1]) war ſchon länger gereizt, gereizt durch

---

1) Wir geben die Schilderung der Miniſterialkriſis von 1819 und des Sturzes der Oppoſition hier zum erſten Mal aus authentiſcherer Quelle. Es bleibt noch manches zu wünſchen; für die Thatſächlichkeit des Gegebenen aber glauben wir einſtehen zu können.

die Wendung, die man unerfüllten Verheißungen einer Verfassung und allgemeiner Reichsstände geben wollte, gereizt durch die ganze Politik des Staatskanzlers, der, statt, wie früher, sich auf Talent und öffentliche Meinung zu stützen, nur Hülfe von außen, von Oesterreich und Rußland, erwartete. Die Carlsbader Beschlüsse aber empörten ihn; er erklärte sie für „schändlich, unnational, ein denkendes Volk aufregend," und schente sich nicht, diese Opposition ins Ministerium selbst zu tragen. Hatte er bisher angetrieben, wo er konnte, so stand es ihm wohl an, sich unverholen von der Richtung Hardenberg's loszusagen, in dem Augenblick, wo sie die Bahn des Fortschritts entschieden zu verlassen schien.

Er verband sich mit dem Großkanzler v. Beyme und eröffnete, unter Hinzutreten des Kriegsministers v. Boyen, [2]) eine Opposition im Staatsministerium, die er mit Hartnäckigkeit und streng systematisch verfolgte, und in der er wegen dieser Carlsbader Beschlüsse den Fürsten Staatskanzler und den Minister Grafen von Bernstorff aufs heftigste angriff.

Dieser Angriff zerfiel in zwei Akte. Im ersten griff er geradewegs das Materielle dieser Beschlüsse an, vornehmlich in Bezug auf die Demagogenfrage; [3]) und zog diesmal ziemlich das ganze Staatsministerium auf seine Seite. [4]) Darauf erfolgte von Sr. Maj. dem Könige ein ungnädiger Bescheid.

Bisher ruhte hier Alles auf noch dazu meist falschen Gerüchten. Männer sogar, die unserm Humboldt sehr nahe gestanden, erhielten über den Gang dieser Sache nie die gewünschte Kenntniß.

2) Sonderbar, daß Humboldt mit diesem Manne, mit dem er sich zu Wien im Duell geschlagen hatte, noch in so nahe Berührung kommen sollte!

3) Er erklärte laut: ein Staatsminister, ein Minister des Auswärtigen überschreite seine Rechte, wenn er verspreche, preußische Unterthanen fremden Gerichten zu unterwerfen. Man solle, verlangte er, den Minister Bernstorff in Anklagestand versetzen, und die ganze Maßregel cassiren; zugleich aber festsetzen, daß hinfüro solche Projekte allemal erst ans Staatsministerium gebracht werden müßten.

4) Das Staatsministerium bestand damals, außer dem Staats-

Nun begann der zweite Akt. In diesem zwang der durch jenen ungnädigen Bescheid bewirkte Abfall des größeren Theils der Minister die verbundenen muthigeren und unabhängigeren Glieder, Humboldt, Beyme und Boyen, allein voran zu gehen. In drei wesentlich übereinstimmenden Schriftstücken, deren Vorlegung bei des Königs Majestät sie begehrten und durchsetzten, erneuerten sie den frühern Angriff; versteckten ihn aber mehr hinter die Behandlung des Gegenstandes aus dem politischen Gesichtspunkt, indem sie die Carlsbader Beschlüsse als der Natur des deutschen Staatenbundes nicht entsprechend, als dem Bundestage eine Preußens Selbstständigkeit vernichtende Macht beilegend, und zu einer Preußen beschränkenden, unzeitigen Consolidation des Bundes führend darstellten, und aus diesen Gründen auf ein Zurücktreten Preußens von den Carlsbader Beschlüssen antrugen.

Sind wir recht unterrichtet, so ereigneten sich diese Vorgänge sämmtlich während des Monats Oktober 1819. Die Folgen davon traten jedoch erst zum Schluß des Jahres hervor, ein deutliches Anzeichen, daß sie nicht sogleich entschieden waren, sondern Kampf kosteten. Ein zufälligerer Umstand scheint die Krisis geendigt, und den wohl unvermeidlichen Ausgang entschieden zu haben.

Ein solcher Angriff war in den Annalen Preußens etwas Unerhörtes. Man fürchtete, daß der größere Theil

---

kanzler und dem Kronprinzen, welcher Sitz und Stimme darin hatte, aus den Staatsministern v. Kircheisen (Justizminister), Grafen v. Bülow, v. Schuckmann, Fürsten von Wittgenstein, v. Boyen, v. Beyme (Minister der Gesetzrevision und des rheinischen Justizwesens), v. Klewitz (Finanzminister), Frh. v. Altenstein, Grafen v. Lottum (Minister des k. Schatzes), Grafen v. Bernstorff, und W. v. Humboldt.

des Staatsminiſteriums von dieſer Richtung fortgeriſſen werden würde, wenn man nicht ſchleunige Maßregeln ergriffe. Auch kamen jetzt noch andere Dinge zur Sprache, zum Theil als Folge jenes Angriffs, die die Verſtimmungen und Befürchtungen vermehrten. Die coaliſirten Miniſter lehnten ſich gegen die ganze Stellung des Staatskanzlers auf, durch deſſen Hand allein die Sachen an den König gingen. [1]) Wenn, erklärten ſie ferner, der König die Miniſter — wie er wollte — verantwortlich mache in Rückſicht der Staatsverwaltung, ſo müſſe ihr Verhältniß ein freieres werden, ſo dürfe der Staatskanzler nicht unbedingt über ihnen ſtehen. — Von der andern Seite ging man eben jetzt mit einer wichtigen Veränderung in der Organiſation der Landwehr um. Der Kriegsminiſter v. Boyen widerſetzte ſich dieſer, doch ohne Erfolg, [2]) und dies war es, was ihn und einen ihm befreundeten Militär zu dem Schritte bewog, der die Miniſterkriſis beſchleunigte.

Der Staatskanzler konnte das Schwierige ſeiner Lage nicht verkennen; Fürſt von Wittgenſtein ergriff den Augenblick, ihn zu bearbeiten, und Hardenberg verband ſich nun mit dem, der ihm durch ſein Gewicht beim Könige ſo oft im Wege geſtanden, und gegen den er noch jüngſt zuweilen gern mit Humboldt oder Witzleben gemeinſchaftliche Sache gemacht hatte, um einen Widerſtand zu erregen.

Wittgenſtein bewies dem Kanzler, daß die Oppoſition geſprengt werden müſſe. Ein großer Theil des Adels war in Bewegung. Das Wiener und Petersburger Cabinet, denen

---

1) Im Cabinetsbefehl vom 3. Juni 1814, der das Miniſterium einrichtete, war vorgeſchrieben, „daß die Miniſter alle Berichte an den König dem Staatskanzler zuſenden ſollten.“

2) Die Ordre vom 22. Dez. 1819 gab der Landwehr die Form, in der ſie ſeitdem beſteht. Sie trat in eine engere Verbindung mit dem ſtehenden Heere.

der Sturz der Oppoſition nur erwünſcht ſein konnte, mochten nicht als müßige Zuſchauer dabei ſtehen. Humboldt namentlich war den Ruſſen längſt zuwider. Oeſterreich war ſeiner Sache noch nicht gewiß; [3]) noch ein paar Schritte, wie dieſe Humboldt'ſchen gegen die Carlsbader Beſchlüſſe, und der große Wiener Reaktionsplan war vernichtet!

Endlich kam ein zufälliger Umſtand, und erleichterte das Spiel der Gegenpartei. Der Kriegsminiſter v. Boyen forderte — aus Mißmuth und Aerger über die erwähnte Militärmaßregel — Mitte Dezembers ſeinen Abſchied, den der König nach einigem Widerſtreben gewährte. Seinem Beiſpiele folgte einer der erſten preußiſchen Militärs, der Generalmajor v. Grolmann, damals Direktor der erſten Abtheilung im Kriegsminiſterium. Der König bewilligte auch ihm den Abſchied, ein paar Tage ſpäter (25. Dez.).

Die Leichtigkeit, womit man die Entfernung des Kriegsminiſters bewirkt hatte, gab den Widerſachern Muth. Man ſagte dem König, nichts ſei erlangt, wenn der wichtigſte, geiſtreichſte von Allen im Miniſterium bleibe. Der König ſoll, als man ihm die Maßregel vorſchlug, gezaudert haben; er wollte von W. v. Humboldt nicht laſſen [?]. Wittgenſtein und der Kanzler drangen in den Monarchen, und gewannen. Acht Tage nach Boyen's Verabſchiedung — mittelſt Cabinetsordre vom 31. Dezember 1819 — erhielten W. v. Humboldt und Beyme ihren Abſchied. Man darf

---

3) Man leſe nur den merkwürdigen Brief von Gentz vom Ende Oktobers 1819, worin er ſeinen Genoſſen Adam Müller bittet, etwas zu vorſchnellen Wünſchen Stillſchweigen zu gebieten. Bei dieſem Anlaß ruft er ihm zu: „Wir wiſſen, daß die preußiſche Regierung in ſich ſelbſt geſpalten und zerfallen iſt, aber die, welche an ihrer Spitze ſtehen, haben in der letzten Zeit, und bis auf den heutigen Tag, auf dem mit Oeſterreich gemeinſchaftlich betretenen Wege eine Treue und Feſtigkeit bewieſen, die wir dankbar anerkennen müſſen.“ Schriften von Fr. v. Gentz, V. 75.

wohl ſagen, ſie wurden als gefährlich aus dem Miniſterium geſtoßen. Humboldt ſollte die Penſion eines Staatsminiſters von 6000 Thalern erhalten: er ſchlug ſie aus, und zog ſich ſofort in das Privatleben zurück.

Den 4. Jan. 1820 meldete die preußiſche Staatszeitung die in dieſer Ausdehnung wenigſtens unerwartete Miniſterialveränderung. Zuerſt wird die dem General von Boyen bewilligte Entlaſſung angezeigt; auch die des Gen. v. Grolmann. Dann hieß es: „Auch haben des Königs Majeſtät die Staatsminiſter v. Beyme und Frh. v. Humboldt von den Geſchäften des Staatsraths und des Staatsminiſteriums ſowohl, als der ihnen anvertrauten Departements vorerſt, und bis ihre Thätigkeit wieder in Anſpruch genommen werden kann, zu dispenſiren geruht.“ Die Geſetzreviſion wurde Beyme'n gelaſſen. Die Geſchäfte des Humboldt'ſchen Miniſteriums aber gingen, laut der Staatszeitung, an den Miniſter v. Schuckmann, das Departement Neufchatel wieder an den Staatskanzler zurück. — Auch fand man ſich, 8. Januar, veranlaßt, in der Staatszeitung zu erklären, daß „die Geſchäfte der von Sr. Majeſtät dem Könige zur Bearbeitung der künftigen ſtändiſchen Verfaſſung ernannten Commiſſion, ungeachtet der Staatsminiſter Freiherr v. Humboldt aus derſelben ausgeſchieden ſei, ihren Fortgang hätten.“

Die Verbindung mit dem Hofe war zunächſt ganz abgebrochen. Der König war tief entrüſtet, Humboldt, den er einſt faſt jeden Abend bei ſich oder bei der Prinzeſſin Radziwill geſehen, in ſo heftiger Oppoſition gegen ſeinen Willen zu finden. — Des Staatskanzlers Erbitterung ſcheint ſich gemindert zu haben, als ſeine Abſicht erreicht war. Wenigſtens

ſchrieb Gentz, freilich ein Diplomatikus, 3. Febr. 1821 an Al. v. Humboldt, Hardenberg habe ſich auch über den Bruder ſtets ſehr freundlich geäußert, „malgré les différends qui les ont séparés.“ [1])

Im Volk aber machte die Nachricht von dieſer plötzlich erfolgten und in die vielfältigſten Gerüchte eingehüllten Miniſterialveränderung einen außerordentlichen Eindruck. Die meiſten glaubten, ſie ſei durch die Verfaſſungsfrage herbeigeführt worden, und gewiſſer Maßen hing freilich das Eine mit dem Andern zuſammen. Dieſe Theilnahme ging durch ganz Deutſchland. Selbſt in entferntern Ländern beſchäftigte ſie die Gemüther. [2]) Die deutſche Preſſe freilich ſchwieg; in franzöſiſchen Journalen aber, z. B. der Renommée, ließ ſich der Groll, den man dieſſeits des Rheins empfand, doch hören. — In Preußen ſah man das Ausſcheiden dieſer vier ausgezeichneten, um König und Vaterland hochverdienten, im Volke hochgeachteten Männer, die den beſten Theil ihres Lebens dem öffentlichen Dienſte geopfert hatten, und nun mitten in ihrem Wirken unterbrochen wurden, ſtets mehr als einen Nationalverluſt an; [3]) und weitum fühlten die Kundigen, welch' unerſetzliche Lücke vornehmlich der Abgang eines Charakters und Talentes, wie Wilhelm Humboldt, in dem kaum entwickelten preußiſchen

---

1) Schriften von Fr. v. Gentz, V. 288.

2) So ſchrieb der engliſche Geſandte in Neapel, Sir William A'Court, ein rechter Tory, an den preußiſchen Generalkonſul S. Bartholdy nach Rom (3. Febr. 1820): „I was very glad to hear of prince Hardenberg's triumph. — The fall of Humboldt does not seem to be much relished by the Prussians here.“ (Fürſt Hardenbergs Sieg hat mich gefreut. Humboldt's Fall ſcheint den hier anweſenden Preußen nicht angenehm zu ſein.) Mitgetheilt in (Dorow's) Denkſchriften und Briefen, Th. III. Berlin, 1839. S. 156.

3) Selbſt entſchiedene Anhänger Hardenberg's hielten es für einen ſolchen. Siehe z. B. des Präſidenten Th. G. v. Hippel's Beiträge zur Geſchichte Friedrich Wilhelm's III. S. 153.

Staatsleben zurückgelaſſen habe. Große Anerkennung und die Wünſche ſeiner Mitbürger begleiteten ihn in die Zurückgezogenheit. Von Zeit zu Zeit lebte die Hoffnung wieder auf, ihn auf den politiſchen Schauplatz zurückkehren zu ſehen. So namentlich beim Tode des Staatskanzlers und nach der Juliusrevolution. Dies hat ſich aber an ihm nicht erfüllen ſollen; [4]) auch würde es, falls er ſelbſt Luſt bezeigt hätte, die Gegenpartei wohl zu hintertreiben gewußt haben. — Ganz gut! Wenn nur das Vorbild, das er gegeben, in unſerer Erinnerung haftet, und die Hoffnung ſich erfüllt, den Saamen, den er in die Zukunft geſtreut, auf dem dürren Boden unſrer Politik einſt noch aufgehen zu ſehen. —

Die Reaktion hatte einen vollſtändigen Sieg gewonnen Sie trat auch, nach dem Sturze der Oppoſition, ungeſcheut. hervor. Der Staatskanzler verſicherte zwar noch immer ſeinen Willen, ſpäter auch Reichsſtände ins Leben zu rufen, und bewog wirklich den König, in dem Geſetz über das Staatsſchuldenweſen vom 17. Jan. 1820 die Beſtimmung zu treffen, daß künftig keine neue Schuld ohne die Mitgarantie der Reichsſtände contrahirt werden ſolle. Ihre Einrichtung aber ſetzte er nicht durch. Bei der Communalordnung ſoll der König ihm zum erſten Male mit Beſtimmtheit entgegen getreten ſein. Im Uebrigen folgte Hardenberg als treuer Knappe der Metternich'ſchen Politik auf den Congreſſen von Troppau, Laibach und Verona, und ſtarb nach dem letztern (1822), mit dem traurigen Nachruf, ſein eigenes Werk gehemmt, und dem Rückſchritt großen Vorſchub geleiſtet zu haben. Die Reichsſtände traten nicht ins Leben. Ein Separatvotum,

---

4) Die beiden gleichzeitig ausgeſchiedenen Militärs ſind in volle Aktivität zurückgetreten, nachdem ſie mit der neuen Landwehrordnung ſich ausgeſöhnt hatten: General v. Grolmann im J. 1825, v. Boyen im J. 1841 — wo er, obwohl bei hohen Jahren, aber ein rüſtiger Greis, die Leitung des Kriegsminiſteriums von neuem übernommen hat.

das der König von dem Miniſter v. Voß verlangte — der ſchon vor Hardenberg's Tode in das Miniſterium eintrat, und auch ohne den Rang eines Staatskanzlers das größte Vertrauen genoß — ſoll in der Verfaſſungsfrage noch zuletzt den Ausſchlag gegeben haben. Alle Gedanken an Reichsſtände wurden auf eine entferntere Zukunft vertagt; und (1823—24) nur Provinzialſtände eingeführt. — Durch ſolche Vorgänge hatte Preußen ſehr an Vertrauen in Deutſchland verloren, namentlich bei den conſtitutionellen Staaten. Später, nach dem Sturm von 1830, ſuchte es das Verlorne auf anderem, auf materiellem Wege wieder zu gewinnen, und mancherlei Gefahren durch den Zollverein zu begegnen. Das hat auch Früchte getragen; aber es befriedigt nicht. Diejenigen, die ein ungeſchwächtes Vertrauen zu dieſem Staate bewahren, hoffen ſtets, daß das Leben, das ihn in den Jahren 1807 bis 1819 durchwehte, und das ſo Großes bewirkt, nicht erſtorben ſei, ſondern wieder friſche Blüthen treiben müſſe. —

Humboldt konnte mit dem Gefühl zurücktreten, daß er das Seinige gethan habe, ohne die Gränzen einer loyalen Oppoſition zu überſchreiten. Er trat gern in das Privatleben zurück, da auf jenem Felde zunächſt nichts Erfreuliches mehr für ihn zu wirken übrig blieb. Mancher wird ſagen, er hätte nun den Kampf auf ein weiteres Terrain tragen, und nur kühner auftreten ſollen. Dazu aber war in Preußen und iſt in Deutſchland noch kein Raum; auch Stein konnte ja ſeinen Unmuth nur in Briefen auslaſſen. — Humboldt hörte freilich nicht auf, an den Intereſſen des Vaterlandes, der Menſchheit, der Freiheit das regſte Intereſſe zu nehmen. Er ſprach auch entſchieden über heimathliche Fragen ſeine Anſicht aus, wenn er, wie z. B. von Witzleben, auf

vertraulichem Wege darum erſucht wurde. Eine Art Rehabilitation, die er im Jahr 1830 erlebte, führte ihn auch in den Staatsrath — aber nicht in das Staatsminiſterium — zurück; er nahm dort wieder Theil in pleno und in Ausſchüſſen, ohne eigentlich mehr zu erfüllen, als den Wunſch ſeines Fürſten.

Er trat gern von den Geſchäften zurück; denn er hatte, vor ſeinem Ende, noch ein eigenes Feld zu beſtellen, wo er Großes wirken konnte. Lange vielleicht hatte ihm im Geiſt ſchon das Tuskulum vorgeſchwebt, in das er ſich einſt zurückziehen wolle.

Von perſönlicher Erbitterung war keine Spur in ihm. Hat er vielleicht auch ſpäter Manches anders angeſehen, als z. B. einſt zu Wien; von irgend einer Meinungsveränderung aus gekränkter Stimmung kann doch bei ihm nicht die Rede ſein. Er ging noch ſpäter mit Bernſtorff um, wie mit Stein, und als wenn nichts vorgefallen wäre. Merkwürdig vor allem aber ſcheint uns die Art, wie er noch ſpäter den Fürſten Hardenberg beurtheilte, und dabei ein gewiſſes Bedauern ausdrückte, an dem verworrenen politiſchen Treiben ſeiner Zeit ſelbſt dieſen Antheil gehabt zu haben. Varnhagen von Enſe nämlich, der bekannte Künſtler in biographiſchen Darſtellungen, hatte ihm mitgetheilt, daß er damit umgehe, das Leben des verſtorbenen Staatskanzlers zu ſchreiben. Humboldt erklärte ſeine Freude, daß dieſe Arbeit in ſolche Hände falle, und äußerte ſich in der Erwiederung an Varnhagen, 7. Mai 1830, alſo: „Meine Empfindungen für dieſen Mann [Hardenberg] ſind in allen Zeiten, auch wo wir von einander gänzlich abwichen, immer dieſelben geblieben, und es freut mich daher, daß er bei Ihnen gewiß zugleich die würdigende und ſchonende Behandlung erfahren wird, welche er verdient. Man kann mit Wahrheit von ihm ſagen, daß, wenn man die Begebenheiten von 1810 bis 1816 wie die

Entwicklung eines Drama's betrachtet, ein Dichter keinen geeigneteren Charakter hätte finden können, dieſelbe für Preußen herbeizuführen, als den ſeinigen. Ich habe dies in der Mitte dieſer Begebenheiten oft gefühlt, und in Momenten, wo er gefährlich zu leiden ſchien, für den Ausgang gezittert. Dagegen iſt es gewiß auch wahr, daß man für ſich ſelbſt vielleicht eher auf den Antheil an dieſem Drama verzichtet hätte, um in entſchiedenerer Größe und Feſtigkeit über den Begebenheiten zu ſtehen." [1])

Er legte überhaupt wenig Gewicht auf das, was er ſelbſt in dieſem Drama gewirkt hatte, und was ihm widerfahren war. Sein Bruder Alexander bat ihn mehrmals kurz vor dem Tode, etwas über die Geſchichte ſeiner Entlaſſung zu diktiren. Die Antwort war immer der Ausdruck der tiefſten Verachtung für ſo unwichtige Vorfälle; das ſeien vorübergehende Zuſtände, und er wenigſtens halte es nicht mehr der Mühe werth, ſich damit zu beſchäftigen.

---

1) Aus den Briefen von W. v. Humboldt an Varnhagen, die in (Dorow's) Denkſchriften und Briefen, B. III. Berlin, 1839. S. 4—12 mitgetheilt wurden.

Siebentes Buch.

Letzte Lebens- und Mußejahre, ganz der Wissenschaft und der Kunst geweiht, vorzugsweise der vergleichenden Sprachforschung und der Philosophie der Sprache, die hiedurch ein dauerndes Fundament erhalten.

1820 bis 1835.

Wir haben Humboldt bis ans Ende seiner eigentlich politischen Laufbahn begleitet und sind nun am letzten Stadium seines Lebens angelangt. Wir sahen, wie bereitwillig er von den Geschäften schied, als diese eine trübe Wendung nahmen und man seine Einsprache nicht ferner dulden wollte. Er trat in das Privatleben zurück. „Aber er hört darum nicht auf, vielseitig zu wirken und zu streben: alle Kraft und Anstrengung, die er so lange und so erfolgreich nach außen gewendet hatte, concentrirt er nun auf Wissenschaft und Kunst, sein Forschungsgeist dringt in die tiefsten und zartesten Eigenthümlichkeiten der Sitten und vorzüglich der Sprachen entferntester Welttheile ein, sucht mit hellem Blick ihren Zusammenhang in der Culturgeschichte der Menschheit auf; er schmückt den angestammten Landsitz Tegel durch einen Verein großartiger Kunstgebilde zu einem sinnigen Tempel aus, den Freunden zum heitersten Asyl, sich selber zu geistiger Verjüngung. Dort besucht ihn unausgesetzt die Muse und bringt immer frische Kränze seinen alternden Tagen. Zufrieden und gefaßt, voll Zuversicht auf ewige Fortdauer, scheidet er sanft aus dem Kreise seiner Lieben, unvergeßlich Allen, die ihn kannten." [1])

1) Worte Friedrichs v. Müller (a. a. O.).

Auf dem politiſchen Gebiete war damals nur wenig Erfolg zu hoffen; ein reiner Charakter lief weit mehr Gefahr, ſich zu beſchmutzen. Giebt es doch, in unſerer Zeit zumal, achtungswerthe Stimmen, die ſelbſt das vorangegangene politiſche Wirken Humboldt's und Aehnlicher nur für gering anſehen, weil es nicht mehr Erfolg hatte; die geradezu ſein ſtaatsmänniſches Talent in Zweifel ziehen, weil es nicht von jenem Glücke begleitet war, das Andere hatten, die von den Verhältniſſen des damaligen Deutſchlands überhaupt und ihrer Lage insbeſondere getragen und gehoben wurden. Aber es iſt uns gar nicht darum zu thun, eine Beurtheilung ſolcher Art, die nur nach dem Erfolg und noch dazu nach einem nur vorübergehenden Erfolg, mißt, hier zu widerlegen. Wir glauben nur, daß Humboldt's Rücktritt auch uns weniger bedauerlich erſcheinen kann, wenn das, was er noch in glücklicherer Zeit geleiſtet hatte, ſchon Zweifeln dieſer Art Raum laſſen konnte, ſeien dieſe an ſich auch ſo unhaltbar, wie ſie wollen. Hörte man doch ſchon in jenen bewegteren Jahren die Klage, daß keine Hoffnung ſei, daß Humboldt für ſeine wiſſenſchaftlichen Arbeiten und beſonders für Vollendung ſeiner umfaſſenden Sprachforſchungen ſo bald hinreichende Muße finden werde, und wies man doch darauf hin, daß ein Geiſt, deſſen früheren Leiſtungen nur vielleicht mitunter die Leichtigkeit der Darſtellung und eine durchweg bündige und gefällige Entwicklung gefehlt hatten, bei fortgeſetzten tiefen Studien und nach ſolcher praktiſchen Thätigkeit dieſe Mängel ſo ſehr überwunden haben müſſe, daß man nur wünſchen könne, ihn wieder in der Reihe der Autoren und auf dem wiſſenſchaftlichen Gebiete thätig zu ſehen, wo ein ſolcher Geiſt viel Unvergänglicheres gründen werde, als in den traurigen politiſchen Verhältniſſen dieſer Zeit.

So widmete ſich denn Humboldt einem Felde, wo er etwas Reines zu thun fand, etwas Großes und Neues zu

gründen möglich war. Nicht, daß er das Intereſſe für das Vaterland oder die allgemeinen Angelegenheiten der Menſchheit aufgegeben, oder einen Antheil daran gar nicht mehr bekundet hätte. Allein ſein eigentliches *Wirken* war von nun an ganz der Wiſſenſchaft, der Kunſt gewidmet. Es war ihm damit zugleich vergönnt, ganz ſeinen *innerſten* Bedürfniſſen zu leben; frei von Formen und Anſprüchen, die die Politik geltend macht, auch das Gemüthliche ſeines Weſens unverhüllter an den Tag legen zu können und im innigeren Verkehr mit den Seinigen, in einem ſtill befriedeten heiteren Daſein die Bahn ſeines Lebens zu beſchließen.

Zunächſt lenkte Humboldt auch die Forſchung nicht durchaus auf Gegenſtände, die dem praktiſchen Leben ganz entfernt waren. In einer Abhandlung „über die Aufgabe des Geſchichtſchreibers“ lehrte er eine würdigere Auffaſſung der Weltgeſchichte, und gab Grundzüge einer Geſchichtsphiloſophie, die uns noch mangelte. Dann aber verſenkte er ſich vornehmlich in das vergleichende Studium und in die Philoſophie der Sprache. Die Ergebniſſe ſeiner Forſchung legt er allmählig in Sitzungen der Königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin vor. Ganze Welttheile mit ihren Sprachformen umfaßt er in dieſen Studien; doch zuletzt fixirt er dieſelben auf der Inſelgruppe Polyneſiens und auf Zuſammenſtellung ſeiner Forſchungen über die letzten Gründe und die allgemeine Natur der Sprache, und hinterläßt uns in drei Quartbänden die Früchte ſolchen Nachdenkens. Dies Alles füllt jedoch den reichen Inhalt ſeiner ſpätern Lebensjahre noch nicht aus. Er wirkt daneben auch für die Kunſt im weiteſten Umfang, giebt letzte Urtheile über die Koryphäen unſerer Litteratur, mit denen er ſo lange und ſo nah verbunden geweſen. Endlich beſuchte ihn ſelbſt, mehr denn je, der poetiſche Genius. In einer herrlichen Reihe von Sonetten legte er, „wie in einem poetiſchen

Tagebuche," die ernſten und heitern Stimmungen und die Gefühle ſeiner letzten Tage nieder.

Wir könnten dieſe Mußejahre auch in zwei Hälften trennen, von denen die eine bis zum Tod ſeiner Gattin reichen würde, die zweite den Reſt ſeines Lebens umfaßte. Die erſte Hälfte überließ er ſich dem Studium der Sprachen in größter Ausdehnung, ſo wie den geiſtigen und geſelligen Anregungen der Stadt. Er lebte, wenigſtens im Winter, zu Berlin, nur im Sommer meiſt in Tegel, ſeltener auf ſeinen Magdeburger Beſitzungen, in Burgörner, oder auf der neuerworbenen ſchleſiſchen Herrſchaft. Die letzten Jahre ſeines Lebens dagegen concentrirte er ſeine Thätigkeit auf die Hauptaufgaben ſeines Alters und zog ſich, auch darin den großen Alten ähnlich, faſt durchaus in die Einſamkeit des Landlebens, auf Schloß Tegel zurück, welches er ſich zu einem wahren Muſenſitze geſchmückt hatte.

* * *

Allgemeiner Umriß von Humboldt's Leben in den Jahren 1820 bis 1835.

Sehnſucht nach Familienleben hatte Humboldt bewogen, den Poſten in London aufzugeben. Schon im Spätjahr 1819 war die Familie in Berlin wieder mit ihm vereinigt. Jetzt aber, wo die Laſt der Staatsgeſchäfte ihm abgenommen war, konnte er des Zuſammenſeins genießen, wie es ſeit den Tagen in Rom ihm nicht mehr dauernd vergönnt worden. Er ſchloß ſich auch in dieſen ſpätern Jahren mit zunehmender Innigkeit an Gattin und Kinder an, ſo wie überhaupt das Gemüthliche in ihm mehr hervortrat und die Eiskruſte ſchmolz, hinter welcher er, in den Jahren der politiſchen Thätigkeit,

ſein Ich oft verborgen hatte. Die Gattin hatte ihrerſeits den Drang nach dem Süden erſättigt. Die Kinder waren herangewachſen. Theodor, der älteſte, hatte geheirathet und ſollte jetzt, wo die Waffen ruhten, die neuerworbene ſchleſiſche Herrſchaft bewirthſchaften; der jüngere Sohn, Hermann, lernte, nachdem er herangewachſen, die Forſtwiſſenſchaft, übernahm jedoch ſpäter die Hälfte der Herrſchaft Ottmachau und widmete ſich mit lobenswerthem Eifer deren Cultur. Ein ſtiller, einfacher Menſch von angenehmen Sitten, der unverheirathet blieb. Auch Caroline, die älteſte Tochter, heirathete nie. Sie hatte viel vom Weſen des Vaters und war ſeit dem Tode ſeines Lieblings Wilhelm unter den Kindern ihm am engſten verbunden. Es war eine ſprachgelehrte, ernſte und kluge Perſon, von Tiefe des Gemüths und vieler Eigenart des Charakters. Adelheid, die zweite Tochter, lebte mit dem Gemahl, Obriſt von Hedemann, der Adjutant des Prinzen Wilhelm, Bruders des Königs, war, fortan in der Nähe der Eltern. Die jüngſte Tochter, Gabriele, endlich war dem Freiherrn von Bülow verlobt, den wir in London verlaſſen haben.

Humboldt's bewohnten zu Berlin Anfangs das Eckhaus der Behren- und Charlottenſtraße. Bald aber nahmen ſie ihre Wohnung am Gensdarmenmarkt, franzöſiſche Straße Nro. 42, wo ſie den ganzen erſten Stock, eine Treppe hoch, inne hatten und, wie Niebuhr erwähnt, [1]) 1500 Thlr. jährlichen Miethzins zahlten. Das Haus gehörte, als Humboldts darin wohnten, dem geheimen Rathe Dr. Ruſt. Mehrere Jahre hatte zugleich der Direktor des Cultusdepartements, Nicolovius, der unſerm Humboldt ſchon in Königsberg ſo nahe ſtand, das Glück, deſſen Hausgenoſſe zu

1) Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr, Th. III. S. 105.

ſein und mit ihm und der von ihm innigſt verehrten Familie in beſtändigem vertrauten und erheiternden Verkehr zu leben. [2]) In dieſem Hauſe ſtarb auch Frau v. Humboldt.

Hier verſammelte Humboldt die intereſſanteſte Geſellſchaft. Was nur an einem Ort wie Berlin von Geiſt und Bedeutung vorhanden ſein mochte, oder der Ruf dieſer Stadt von außen zuführte, ſuchte und fand Zutritt in dieſem Hauſe. Prinzen des königlichen Hauſes, hohe und höchſte Staatsbeamte, die erſten Namen der Wiſſenſchaft, in einer Zeit, wo neben Humboldt noch ein Schleiermacher, Wolf und Hegel, ſpäter auch Alexander v. Humboldt dieſer Stadt und Univerſität ſolches Anſehen verliehen, wo außerdem ſo viele ſeltene und aufſtrebende Kräfte ſich jenen Männern anreihten — ſie Alle begegneten ſich in den gaſtlichen Räumen dieſes Hauſes, wo dann die ausgeſuchteſten Zierden der Frauenwelt, darunter ſo hervorragende Erſcheinungen, wie Frau v. Varnhagen, Bettina v. Arnim, Charlotte v. Kalb, eine Gräfin Schlabrendorf [3]) u. ſ. w. die Höhe dieſer Stadt ſpiegelten. Und ſelbſt in dieſer Fülle des Geiſtes ſtrahlte noch die Anmuth der Frau des Hauſes ſiegreich hervor, jenes geſellſchaftliche Talent, das in Paris, Wien und Rom unvergeßlich war, jener Geiſt und jenes Wiſſen, die bei Frauen ſo ſelten mit ſolcher Lieblichkeit und ſo viel Ebenmaaß verbunden erſchienen.

---

2) Alfred Nicolovius, Denkſchrift auf G. H. L. Nicolovius. Bonn, 1841. S. 319.

3) Sie war eine geborne Gräfin Kalckreuth und Nichte des Pariſer Schlabrendorf, und ausgezeichnet durch Kraft und Schärfe des Geiſtes. Dorow hat ſie uns neuerdings als eine wahre Zuchtruthe des vornehmen Berlins geſchildert. (S. deſſen Erlebtes a. d. Jahren 1790—1827. Th. III. Leipzig, 1845. S. 168—69). Sie ſchonte in der That Niemand. „Ach! die Verſprechungen," rief ſie einſt, „im blühenden Mai gemacht, wo Alles in Säfte aufſchießt — ſind harte Nüſſe, ſelbſt für die Zähne eines Humboldt nicht zu knacken, der doch ſonſt Alles aufzubeißen und zurecht zu ſtellen verſteht."

Und nun Humboldt ſelbſt! Der Denker, der Gelehrte, der Staatsmann — der die meiſten Länder Europa's aus eigener Anſchauung kannte und den Erdkreis in ſeinen Studien umfaßte, der heute einem Lenker des Staates die Schätze gediegener Weisheit ſpendete, morgen mit einem der erſten Gelehrten die neueſten Entdeckungen der Wiſſenſchaft, z. B. Champollions Hieroglyphenforſchungen durchſprach, der das eine Mal die Erinnerungen der Jenaer Tage auffriſchte, ein anderes Mal Begegniſſe und Anekdoten aus der Zeit ſeiner politiſchen Laufbahn zum Beſten gab, dann wieder ein Bild der glücklichen Stunden entfaltete, die er einſt in Rom und Albano verlebt hatte. Dieſer Humboldt, dem jedes Mittel und jede Waffe zu Gebot ſtand, mit denen man Geiſter feſthält — imponirende Würde, Fülle der Beredſamkeit, die größte Schärfe der Satyre und Ironie; dem, als wenn er das Leben nur von der ſcherzhaften Seite betrachtete, eine unendliche Heiterkeit, bald in neckender Laune, bald in fröhlicher Mittheilung entſtrömte; der, wie er mitten im Getriebe der Politik den ideellen Trieb nicht verleugnet hatte, der in ihm wohnte, jetzt, wo Mancher ihn in minutiöſen Sprachforſchungen untergegangen meinte, einen Flug des Gedankens enthüllte, der mit dem Wiſſen nur zugenommen hatte, und dabei eine Tiefe der Empfindung offenbar werden ließ, deren Niemand dieſe, wie es ſchien, eiskalte Seele und einen ſo durchdringenden Verſtand fähig gehalten hätte.

Wie aber Humboldt durch ſeine Gegenwart das Leben dieſer Hauptſtadt bereicherte, ſo war es ihm natürlich auch vergönnt, an jenen geiſtigen, künſtleriſchen und geſelligen Genüſſen Theil zu nehmen, die unter den deutſchen Städten Berlin jetzt ſo einzig darbot. So vieles Anregende, was dort ſich vereinigt fand, war zum Theil durch ſeine eigene Mithülfe gegründet oder auf die Stufe, auf der er es jetzt fand, gehoben

worden. Was wirkte nur die Universität allein, die er gegründet hatte! Schon konnte er sich nun der Früchte freuen, wo er einst gesäet hatte.

Wir verfolgen nun einzeln die Hauptbegegnisse der spätern Jahre. Schon Ende Mais des Jahres 1820 ging seine Gattin über Dresden — wo sie ein paar Wochen verbrachte — nach Töplitz und von da auf ihr Gut Burgörner. [1]) Er selbst blieb noch länger in Berlin. Den 29. Juni hielt er in der Akademie der Wissenschaften den ersten Vortrag. Er las die wichtige Abhandlung „über das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung." Als diese Abhandlung in der Sitzung am 3. August zur Feier des Geburtstags des Königs auch öffentlich vorgetragen wurde, war er selbst schon abgereist; Prof. Buttmann las die Abhandlung an seiner Stelle. — Im December desselben Jahres wurde Humboldt von der Akademie der Künste zu Berlin zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt. [2])

Das Jahr 1821 eröffnete sich für die Familie mit einem sehr angenehmen Ereigniß; der Bräutigam Gabrielens, Freiherr von Bülow, kehrte von London zurück, nachdem er zwei Jahre daselbst die Geschäfte des preußischen Hofes versehen hatte. Er trat nunmehr, als geheimer Legationsrath, in das Departement der auswärtigen Angelegenheiten und war hier besonders in den Handelsangelegenheiten thätig. Schon am 10. Januar hielt er seine Hochzeit mit Gabriele v. Humboldt. Auch ihm war es gewiß viel werth, nun, da er ein

---

1) Rahel's Briefe, III. 23.

2) Allg. Zeitung, 11. Jan. 1821. (Corresp. a. Berlin, vom Ende Decembers.)

ſo enges Band mit Humboldt und deſſen Hauſe geſchloſſen hatte, für eine Reihe Jahre in Berlin bleiben zu können.

Am 12. April las Humboldt in der Akademie der Wiſſenſchaften die Abhandlung „über die Aufgabe des Geſchichtſchreibers," wie er denn von jetzt an faſt jedes Jahr einen oder mehrere Vorträge vor dieſen wiſſenſchaftlichen Ephoren hielt. Auch veröffentlichte er noch in demſelben Jahre eine längſt vorbereitete Schrift, „die Prüfung der Unterſuchungen über die Urbewohner Spaniens vermittelſt der Vaskiſchen Sprache."

Doch ſollte ihn und die Seinigen in dieſem Jahre noch ein recht betrübendes Ereigniß treffen. Der wackere Schwiegerſohn unſeres Humboldt, Obriſt v. Hedemann, hatte einen Bruder, der ſehr aus der Art geſchlagen war und ſchon in früher Jugend ſich durch großen Leichtſinn bemerklich machte. Seine Ueberſpanntheit war ohne Grenzen und bereitete einer trefflichen Familie viel Schmerz und Kummer. Im Befreiungskrieg hatte er tapfer gedient und dann in Weſtpreußen, als Forſtinſpektor, eine Stellung gefunden, ohne jedoch den excentriſchen Sinn zu verlieren. In dieſem Zuſtande gerieth er auf den wahnwitzigen Gedanken, einen Aufſtand in Weſtpreußen zu erregen, um dem preußiſchen Staate zu einer Verfaſſung zu helfen und eine Umänderung des Regierungsperſonals zu erwirken. Nachdem er ſich zu dieſem Zweck mit einer Anzahl untergeordneter Menſchen verbunden hatte, ſchritt er zum Werk, nicht ahnend, daß er ſchon verrathen ſei. Die Regierung ließ die Sache zum Ausbruch kommen, bei welchem Hedemann und ſeine Genoſſen gefaßt und den Gerichten übergeben wurden. — Anfangs Julius erſcholl die Nachricht von dieſem Rebellionsverſuch und machte großes Aufſehen. Humboldt, der ſich eben in Ottmachau aufhielt, ſoll — der nahen Verwandtſchaft wegen — über dieſen Vorfall ſehr erregt geweſen

ſein. [3]) Wie leicht konnte es einer gewiſſen Partei einfallen, dieſe Thatſache auch gegen ihn zu benutzen und mit ſeiner vorangegangenen Oppoſition in Beziehung zu bringen. Der König kannte freilich ſeine Leute zu gut, um etwaigen Zuflüſterungen dieſer Art Gehör zu geben. Auch ließ er, gewiß um der Familie willen, jede mögliche Rückſicht gegen den Unglücklichen obwalten. Dieſer wurde auf die Feſtung Graudenz in Verwahrung gebracht, nach wenigen Jahren jedoch begnadigt und, wie man berichtet, ſelbſt wieder angeſtellt. — Auch hierbei ſoll der edle General v. Witzleben vermittelnd und wohlthätig, zur Zufriedenheit Aller, eingewirkt haben. [4])

Am 17. Jänner 1822 las Humboldt in der Akademie ſeine Abhandlung „über das Entſtehen der grammatiſchen Formen und deren Einfluß auf die Ideenentwicklung.“ — Im Sommer begab er ſich auf einige Zeit nach Burgörner, woſelbſt ihn der Freiherr v. Stein mit einem Beſuch erfreute. [5])

Während der Jahre 1822 bis 1824 baute Humboldt das neue Schloß in Tegel. An die Stelle jenes alten Jagdſchlößchens, worin er ſeine Kinderjahre verlebt hatte, trat ein prächtigeres Gebäude, damit es eine Stätte würde, wo ein kunſtſinniger Geiſt den Reſt ſeiner Tage würdig beſchließen könnte. Das ererbte Beſitzthum ward jetzt eine neue Schöpfung. Wir erwähnten ſchon (Th. I. S. 6 — 7), daß Humboldt,

---

3) Dorow, Erlebtes, Th. III. S. 290.

4) Dorow, a. a. O.

5) (v. Gagern:) Mein Antheil an der Politik, Th. IV. S. 121 — 123 (in den Briefen Stein's an Gagern vom 16. Aug. und 17. Sept., wo er, auf ſeinem Schloſſe Cappenberg wieder eingetroffen, dieſer Reiſe gedenkt.

um einen alten Thurm aus der Zeit des großen Churfürſten bei dieſem Aus- und Umbau ſchicklich zu benutzen, eine ſinnige Anordnung erſann, nach welcher alle vier Ecken ſich thurmartig erheben. Das Ganze erhielt einen antiken Charakter. Im Innern ward das Schloß mit den erleſenſten Schätzen der Skulptur und Malerei, aus alter und neuer Zeit, geſchmückt, die namentlich während des langen Aufenthalts in Rom erworben worden waren. „Hier (in Tegel)," ſchreibt Humboldt ſelbſt den 21. Mai 1827 an Gentz, [1]) „habe ich mir eine Wohnung mit Gypſen und Marmor eingerichtet, die Ihnen auch Freude machen würde. Sie haben noch das alte Haus gekannt. Jetzt wandelt man unter lauter ſchönen Geſtalten umher, von denen beſonders die in meinem Zimmer nicht an einem Ueberfluß von Toilette leiden."

Er machte auch ſonſt Tegel in jeder Weiſe zu einem ſchönen Landſitz, ſoweit es eine etwas anmuthigere Gegend der Mark nur geſtattet. Die Gartenanlagen um den Tegeler See hin, die ſchon der Vater angelegt hatte, erhoben ſich jetzt zu einem reizenden Park, den Humboldt noch mit Monumenten ſchmückte, beſonders durch das Grabdenkmal, das er ſeiner Gattin errichtete und unter dem auch ſeine irdiſchen Ueberreſte ihre Ruheſtätte gefunden haben.

So iſt denn der Ort, dem dieſer Genius noch ſein Gepräge aufdrückte und wo er auch die letzten Jahre ſeines Lebens verbrachte, durch Schloß und Park, durch claſſiſche Erinnerungen aller Art, endlich durch eine gewählte und ſinnvoll angeordnete Kunſtſammlung eine der intereſſanteſten Umgebungen der preußiſchen Hauptſtadt geworden. Schon zu

---

1) In meiner Sammlung der Schriften Friedrichs v. Gentz, Th. V. Mannheim, 1840, wo S. 290 — 301 ſich vier Briefe unſeres Humboldt an Gentz finden, auf die ich mich noch öfter beziehen werde. Es genügt, den Ort, wo dieſe Briefe ſtehen, einmal genannt zu haben. Sie wurden ſämmtlich in den Jahren 1827—1828 geſchrieben.

Lebzeiten des Verewigten ſtand jedem geiſtig Beſuchenden der Zutritt in Tegel gaſtlich offen, und wie hätte eine kunſtſinnige, drei Stunden nur entfernte, in ihren Umgebungen ſo arme Stadt, wie Berlin, einen ſolchen Genuß ſich entgehen laſſen ſollen!

In den erſten Tagen des Jahres 1823 ſah Humboldt ſeinen Bruder Alexander wieder. Dieſer war während des Congreſſes von Verona zum König von Preußen geſtoßen, und hatte denſelben auf einer Reiſe durch Italien begleitet. Jetzt kehrte er mit dieſem über Berlin, wo er einige Monate verweilen wollte, zurück, um ſpäter nach Paris, ſeinem damaligen Wohnort, heimzukehren.

Bei dieſer Gelegenheit ward auch zuerſt wieder eine Verbindung unſeres Humboldt mit dem Hofe angeknüpft. [1]) (Nur die mit dem Kronprinzen ſcheint nie unterbrochen worden zu ſein.) Auch beſuchte der König ſeitdem alljährlich einmal den verabſchiedeten Staatsmann in Tegel.

Humboldt's Werth ward überhaupt in den erſten Monaten des Jahres 1823 auf einmal wieder recht ins Gedächtniß gerufen, und im Publikum verlautete ſchon, dieſer Mann werde jetzt zum Leiter der ganzen Staatsgeſchäfte ernannt werden. Anfang Decembers 1822 war der Staatskanzler Fürſt Hardenberg in Genua geſtorben. Zum Nachfolger deſſelben war Hr. v. Voß, der damals das größte Vertrauen des Königs genoß und der wenige Monate vorher, als Staatsminiſter, in den aktiven Dienſt wieder eingetreten war, ſchon ſo gut wie beſtimmt. Voß ſtarb aber ſchon

---

1) Vergl. auch Allg. Zeitung, 7. Febr. 1823.

am 30. Jan. 1823, und der König war in großer Verlegenheit, wem er jetzt den wichtigen Posten eines ersten Ministers übergeben solle. Ein Mann, den der König noch im Sinn hatte, der Feldmarschall Graf Kleist von Nollendorf starb kaum drei Wochen nach Voß (17. Febr.) Die Verlegenheit wuchs. Aus dieser Zeit ist uns jüngst eine Unterredung mitgetheilt worden, die der König damals mit seinen vertrautesten Räthen gepflogen haben soll. Wir dürfen dieser Mittheilung nicht gerade wörtliche Autorität beilegen, denn sie kommt uns aus mündlicher Ueberlieferung zu und zunächst nicht aus dem zuverlässigsten Munde. [2]) Da aber an diese Unterredung sich Weiteres anknüpfte, was durch ein nachher zu erwähnendes Dokument bekräftigt wird, so wollen wir jenes Cabinetsgespräch hier als Einleitung vorausschicken.

Der König, obschon von einem Schnupfenfieber ergriffen, befahl dennoch, Vortrag zu halten. Nachdem er zuvor allein mit dem Fürsten v. Wittgenstein gesprochen, erschienen der General v. Witzleben und Cabinetsrath Albrecht. Der König sprach über den erfolgten Tod des Ministers v. Voß, und fuhr dann fort: Ich habe mich schon seit mehreren Wochen mit der Idee beschäftigt, wie der Platz des Ministers v. Voß, dessen Verlust leider in der letzten Zeit nicht mehr zweifelhaft blieb, ersetzt werden könnte. Von den mir bekannten, durch ihre Stellung geeigneten Personen wäre allerdings der Minister v. Humboldt der fähigste, aber er genießt zu wenig Vertrauen im Auslande, daß auf keine Weise daran gedacht werden kann. Ich habe sämmtliche Minister beachtet und bin immer bei dem Grafen Lottum als dem geeignetsten stehen geblieben. Sagen Sie mir jetzt Ihre Meinung darüber. —

2) Dorow, Erlebtes, III. 327—29. Der Berichterstatter sagt, das Gespräch sei Ende Januars 1824 vorgefallen. Das ist gleich offenbar falsch. Es kann nur im Februar 1823 Statt gefunden haben.

Albrecht: Wenn Ew. Majeſtät den Miniſter Humboldt aus den erwähnten Gründen nicht nehmen können, ſo glaube ich, daß der Graf v. Lottum der fähigſte und geeignetſte iſt. — Witzleben ſchwieg; Se. Majeſtät zu demſelben: Und was meinen Sie? — Witzleben: Der Miniſter v. Humboldt iſt nach meiner vollen Ueberzeugung der einzig völlig Brauchbare; wenn Ew. Majeſtät ihm aber nicht das volle Vertrauen ſchenken können, ohne welches er die Pflichten einer ſolchen Beſtimmung nicht erfüllen kann, ſo würde ich wenigſtens unterthänig anheimſtellen, ihn zum Präſidenten des Staatsraths und auch Mitgliede des Miniſterii zu ernennen, dem Grafen Lottum aber das Präſidium des Miniſterii zu übertragen. — Nein, das geht nicht, entgegnete Se. Majeſtät. Beide Stellen können nicht getheilt werden. — Fürſt Wittgenſtein: Graf Lottum iſt ein ſehr beſonnener Mann, der ſehr viel Conciliatoriſches hat. — Se. Majeſtät bemerkten dagegen: Ob er aber die nöthige Energie haben wird, um, wo es erforderlich iſt, durchzugreifen, das iſt eine andere Frage und das iſt das einzige Bedenken, welches ich habe. — Fürſt Wittgenſtein: Schwach iſt er freilich etwas, Ew. Majeſtät. — Ich weiß aber keinen beſſern, erwiederte der König. — Dieſer ſoll hierauf alle Miniſter durchgegangen und von ihnen eine bewundernswürdige Charakteriſtik entworfen haben. Witzleben aber ſprach nochmals zu Gunſten Humboldt's und beſonders von der richtigen Anſicht, die dieſer über die jetzige Lage der Dinge habe.

Schon aus dieſer Unterredung geht hervor, daß es zu einem großen Theil Rückſicht auf das Ausland, und, wie wir nachher finden werden, Rückſicht gegen Rußland war, was Humboldt's Erhebung zum erſten Miniſter Preußens entgegentrat; ferner, daß es vornehmlich General Witzleben war, der dieſe Erhebung betrieb. Wir haben ſchon berichtet, daß Witzleben auch nach der Kataſtrophe von 1819 in

genauer Verbindung mit Humboldt blieb. [3]) Wir wissen auch, daß er bei wichtigeren Angelegenheiten gern dessen Rath einholte. Dies soll er — wie wenigstens Dorow behauptet — auch gethan haben, als — im Spätjahr 1821 — die Frage angeregt wurde, ob etwa durch Wiederherstellung der Provinzial-Minister eine größere Einfachheit des Geschäftsganges und überhaupt eine bessere Verwaltung erzielt werden dürfte? Diese Frage ward mehreren hohen Provinzial-Beamten, welche damals zur Berathung solcher Gegenstände in Berlin versammelt waren, zur Beantwortung vorgelegt. Unter diesen Männern nun sprach sich vorzüglich der Oberpräsident v. Vincke († 1844) — ein Kopf von großer Einsicht in höhere Staatsverhältnisse, der aber doch nicht selten stark auf die Seite der historischen Schule hinneigte und namentlich für provinzielle Institutionen zu große Vorliebe hegte — für die Wiederherstellung der Provinzial-Minister aus. Seine Gründe und Entwürfe über diesen Gegenstand entwickelte er in einer Denkschrift vom 13. November desselben Jahres. Er soll auch — wie abermals Dorow versichert — den General v. Witzleben, der in seiner Stellung als Generaladjutant und vortragender Rath des Königs für alle wichtigeren Staatsfragen lebhaft sich interessirte, Anfangs ganz auf seine Seite gezogen haben. Witzleben jedoch habe noch jenes Gutachten unseres Humboldt eingeholt, das uns in einem Schreiben — dat. Berlin, 29. Nov. 1821 — vorliegt, von dessen Inhalt wir schon früher Rechenschaft gegeben haben. [4]) Humboldt's Schreiben und eine Denkschrift des

3) Siehe oben S. 366.

4) Siehe oben S. 383—87. Wir wissen schon, daß Humboldt diese Gelegenheit ergriff, um über einen zweiten, mit obiger Frage aber in naher Berührung stehenden Gegenstand, nämlich über die damals schon in den Vordergrund getretene Idee, nicht Reichs-, sondern nur Provinzial-Stände einzuführen, unverholen seine Meinung auszusprechen. Dieses Schreiben hatte Dorow in einer Schrift

Präſidenten v. Hippel über denſelben Gegenſtand hätten W. auch völlig umgeſtimmt und zum lebhafteſten Gegner jenes Antrags gemacht, der auch wirklich und, wir hoffen, für immer durchfiel. [5])

Daß jenes Humboldt'ſche Schreiben an Witzleben gerichtet geweſen, iſt uns zwar mehr als zweifelhaft worden; gewiß aber iſt, und es wurde dem Verfaſſer dieſer Erinnerungen auch von andrer Seite verſichert, daß Witzleben auch in ſpätern Jahren gern und oft Humboldt's Rath

---

über Witzleben mitgetheilt, ſo daß man faſt zu der Annahme gedrängt wurde, es müſſe an dieſen gerichtet geweſen ſein. In einer neueren Schrift deſſelben Dorow (Erlebtes, III. 296) wird das auch ganz beſtimmt behauptet. Allein in eben dieſem Werke theilt Dorow ein anderes Aktenſtück mit, das uns zu ſtarkem Zweifel an der Richtigkeit jener Ausſage veranlaßt — nämlich die ſchon genannte Denkſchrift des Herrn v. Vincke (Erlebtes, IV. 285–293). Die Anſichten und Entwürfe, welchen Humboldt's Brief entgegnet, ſtimmen ſo ganz mit den in dieſer Denkſchrift niedergelegten überein, daß wir entweder zu der nicht wohl zuläſſigen Annahme uns verſtehen müſſen, der General Witzleben habe ganz dieſelben — ſo eigenthümlich Vincke'ſchen — Ideen wiederholt, oder der Vermuthung Raum zu geben haben, Humboldt's Schreiben ſei gar nicht an Witzleben, ſondern an Herrn v. Vincke gerichtet, und Vincke, der gewiß längſt in einem, wenn auch nicht ſo vertraulichen Verhältniß zu Humboldt ſtand, habe dieſem ſeinen Aufſatz mitgetheilt und ihn zur Aeußerung ſeiner Meinung aufgefordert. Nun, da dieſer Zweifel aufgeſtiegen, will uns auch ſcheinen, daß der Ton des Briefes weit mehr für Vincke als Empfänger ſpricht, denn für Witzleben. Er iſt etwas förmlich. Endlich äußert Humboldt, er habe ſeine Bedenken gegen die ihm mitgetheilte Denkſchrift um ſo ſchärfer geprüft, da das Urtheil eines Mannes, der, wie der Verfaſſer, im Stande ſei, die Mängel und Vorzüge der verſchiedenen Verfaſſungsſyſteme aus der Erfahrung zu kennen, und der die hier vorkommenden Fragen ſeit langer Zeit zum Gegenſtand ſeines Nachdenkens gemacht habe, von dem größeſten Gewicht für ihn ſei." Das paßt doch augenfällig eher auf den Oberpräſidenten von Vincke, als auf den Generaladjutanten des Königs.

Ich nehme um ſo weniger Anſtand, meinen Zweifel an Dorow's Angabe, ſo beſtimmt ſie auch auftritt, zu äußern, da es mir überhaupt ſcheinen will, als wenn der Freund der neueren Geſchichte dieſem Herausgeber ſo vieler Aktenſtücke allerdings ſehr zu Dank verpflichtet ſei, man aber dennoch deſſen eignen Anſichten und Mittheilungen ſtets nur mit der größten Vorſicht folgen dürfe.

5) Dorow, Erlebtes, III. 295—96. IV. 275—85.

einholte. Es kann uns alſo nicht befremden, wenn er den Mann, deſſen Geiſt er ſo zu würdigen wußte, ſelbſt an die Spitze der Geſchäfte geſtellt zu ſehen wünſchte und eine Gelegenheit, ſich dahin zu erklären, mit aller Lebhaftigkeit ergriff.

Dieſe Gelegenheit aber ward ihm jetzt, nach dem Tode Hardenberg's und des Miniſters v. Voß, wirklich geboten. Hatte doch der König ſelbſt bei dieſem Anlaß mit ſo großer Anerkennung von Humboldt geſprochen, daß man wohl wagen durfte, dieſen Antrag zu wiederholen. Das that auch Witzleben, ſobald der Anlaß gegeben war. Der Staatskanzler Fürſt Hardenberg hatte Entwürfe zur Verbeſſerung des preußiſchen Verwaltungs-Organismus hinterlaſſen, die der König ſehr werth hielt und ſeinen vertrauten Rathgebern zur Aeußerung vorlegte, Witzleben gab darauf, unterm 3. März 1823, gleichfalls ſchriftlich, Bemerkungen über die nachgelaſſenen Vorſchläge des Staatskanzlers und ergriff dieſen Moment, um noch ein Mal für die Erhebung unſeres Humboldt zu votiren. Da auch dieſes wichtige Aktenſtück jüngſt veröffentlicht worden, [6]) ſo wird die uns berührende Stelle deſſelben hier ſchicklich einen Platz finden.

Gleich im Eingang dieſer „Bemerkungen" führt Witzleben die Nothwendigkeit aus, einen ganz tüchtigen Mann an die Spitze des Miniſteriums ſowohl, als des Staatsraths zu ſtellen. Zunächſt ſpricht er von dem Beruf dieſes Präſidenten und folgert aus dieſem, daß es ein Mann ſein müſſe, „der, nächſt einer vollſtändigen Geſchäftskenntniß, Eigenſchaften beſitze, die ihm Vertrauen beim Könige und Autorität beim Miniſterio erwerben könnten." Hierauf fährt er alſo fort:

„Es iſt traurig, ſagen zu müſſen, daß vorzüglich in Hinſicht des letztern Punktes keiner der jetzigen Miniſter dieſen Anforderungen entſpricht. Da des Königs Majeſtät in ſeiner hohen Stellung

6) Bei Dorow, a. a. O., IV. 298–316.

ſo ſelten Meinungen unumwunden ausgeſprochen hört, ſo halte ich mich in meinem Gewiſſen verpflichtet, die meinige ſo vorzulegen, als wenn ich ſie jeden Augenblick vor dem ewigen Richter zu vertreten bereit ſein müßte. Ich habe bei Gott dem Allmächtigen keinen andern Bewegungsgrund als des Königs Wohl, für das ich jeden Augenblick Blut und Leben zu laſſen bereit bin. Und ſo ſpreche ich denn ohne Rückhalt aus, daß im ganzen Staate kein bekannter Mann exiſtirt, der allen Anforderungen zu der wichtigen Stelle eines Präſidenten in dem Maße genügte, wie der Miniſter von Humboldt. Ich werde ihn, ſo wie ich ihn kenne, zu ſchildern ſuchen, keine Fehler verſchweigen, aber auch die guten Eigenſchaften gehörig würdigen.

„Der Miniſter von Humboldt iſt ein Mann von umfaſſendem Wiſſen, einem ſeltnen Scharfblick, gewiegter Geſchäftskenntniß; er befindet ſich in den beſten Jahren, genießt einer zwar nicht ſtarken, aber zähen Geſundheit und iſt an anhaltendes Arbeiten gewöhnt. Ihm fehlt nicht eine Art Gemüthlichkeit, die wohlthuend anzieht und eine nähere Verbindung erleichtert. Er hat große Anſichten von der Staatsverwaltung, beurtheilt die preußiſche ungemein richtig, und iſt überhaupt eingeweiht in die höhere Politik und Regierungskunſt. Er kennt die Zeit mit allen Schroffheiten und Klippen und iſt dem monarchiſchen Princip aufrichtig und treu ergeben. Man ſpricht nicht vortheilhaft von ſeiner Sittlichkeit, doch wage ich darüber nicht zu urtheilen, weil mir all' und jeder Beweis ermangelt. Sein reiferes Alter dürfte indeß wohl das Gerücht, wenigſtens jetzt, Lügen ſtrafen. Da man von Todten nur Gutes reden ſoll, ſo ſchweige ich über die Anſchuldigungen ähnlicher Art gegen einen verewigten Staatsmann [Hardenberg!] Man ſagt ferner, daß er im Auslande kein Vertrauen genöſſe. Dieſes wird des Königs Majeſtät am beſten beurtheilen können, indeß bemerke ich, daß bei aller Rückſicht auf die äußeren Verhältniſſe doch die inneren die Hauptſache ſind, zumal er mit den fremden Höfen in keine unmittelbare Berührung tritt, und der König Mißgriffe nicht zulaſſen wird, welche das glückliche Einverſtändniß ſtören könnten. Daß aber die inneren Verhältniſſe durchaus eine kräftige Führung entſchieden erheiſchen, hat der König ſelbſt erkannt und ausgeſprochen, und daß dies jetzt um ſo nöthiger iſt, liegt an den ſich geſtaltenden äußeren Conjunkturen, aus welchen Verwicklungen und Kriſen dieſe uns nur hervorziehen kann.

„Zweitens dürfte es wohl keineswegs unmöglich sein, daß der Minister von Humboldt sich das Vertrauen nach Außen erwürbe, wie dies auch mit dem Fürsten Metternich zum Kaiser von Rußland geschehen ist, der früher eben so gegen ihn war, als er ihm jetzt sein Zutrauen geschenkt hat. Bei der Reinheit der Gesinnung des Kaisers ist vielleicht das Gerücht, welches in früherer Zeit des Fürsten Metternich Sittlichkeit nicht ohne Flecken ließ, ein Hauptgrund der damaligen Abneigung des Kaisers gewesen. Wenn der König neulich bemerkte, daß ein Mann, der auf den bewegten Posten gestellt werden soll, die allgemeine Opinion für sich haben müsse, so ist dies vollständig bei dem Minister von Humboldt der Fall. Es mag Minister und Beamte geben, die gegen ihn sind, weil sie die Schärfe seines Verstandes fürchten, die in Alles eindringt und keine Täuschung duldet. Im Publikum ist nur eine Stimme für ihn. Wie der Kronprinz über ihn denkt, weiß der König zum Theil selbst, zum Theil geht es aus einer Unterredung hervor, die ich vor dem Tode des Feldmarschalls Grafen Kleist mit ihm hatte. Bei dem Bedenken, welches ich äußerte, daß der Feldmarschall mir weder die Eigenschaften zu besitzen scheine, welche für die Stelle eines Präsidenten nothwendig seien, noch insbesondere der Erwartung, dem Ministerium zu imponiren, entsprechen würde, kam der Prinz nach einer kurzen Schilderung der Minister und insbesondere des Grafen Lottum in seiner eigenthümlichen Weise von selbst auf den Minister v. Humboldt und sagte: „„daß, wenn er unter eigener Verantwortlichkeit zu handeln hätte, er ohne Scheu den Minister v. Humboldt wählen würde, ihn dem Könige vorschlagen könne er aber nicht.““

„Ich äußerte, daß hierin ein Widerspruch läge, da er auf der einen Seite seine vollkommene Brauchbarkeit anerkenne, auf der anderen wieder ein Bedenken dagegen zu haben scheine.

„Darauf erwiederte er mir wörtlich: „„Wenn der König ihn nimmt, so soll es mich herzlich freuen, denn ich erinnere mich noch mit Vergnügen des Lebens und der Thätigkeit, die im Ministerio waren, als er darin saß.““

„So habe ich mein Herz ausgeschüttet, und es bliebe mir nur noch übrig, einige Worte über den Mann zu sprechen, der nach dem Minister v. Humboldt der einzige im Ministerio ist, auf den sonst des Königs Wahl fallen könnte: den Grafen v. Lottum. Dieser sonst mit den herrlichsten Eigenschaften ausgestattete Staats-

mann hat leider nicht die Kraft des Charakters, die ein Hauptrequisit der Stelle eines Präsidenten sein muß. Zudem ist seine Gesundheit schwach, und die Verlegenheit des Königs würde um so größer sein, wenn auch er mit Tode abgehen sollte."

Nachdem hierauf Witzleben, zum Aufsatz des Staatskanzler's übergehend, eine Reihe eigener Vorschläge und Bemerkungen über Dinge und Personen abgegeben — wobei er namentlich auch auf die Entfernung des Ministers v. Altenstein antrug — schloß er endlich mit den Worten:

„Wenn Ew. Majestät das Ministerium auf die oben angegebene Weise reorganisiren und den Minister Humboldt an die Spitze setzen, so werden Sie einen Zustand herbeiführen, der Höchstihnen in dem Maße Genugthuung und Ruhe gewähren wird, als der jetzige sorgenvoll und bedenklich ist. Und so möge nun die Gnade des Himmels über Ew. Majestät wachen und Ihren Geist erleuchten, damit Sie das Rechte wählen, zum Heil Ihrer und Ihres von der Vorsehung Ihnen anvertrauten Volkes."

Gewiß ein wichtiges Dokument und gleich ehrenvoll für Humboldt, wie für Witzleben selbst. Wie lauter war diese Sprache! Wie fein wußte W. die sogenannten Gründe der Abneigung K. Alexanders zu berühren, wie geschickt die Aeußerung des preußischen Thronfolgers herbeizuziehen! Die Gerüchte über Humboldt's Sittlichkeit sind ihrer Zeit viel herumgetragen worden und man hört sie noch heute öfter. Witzleben gedenkt ihrer recht mit Absicht, und es ist interessant, wie er es thut. Wir werden an anderm Orte auf diesen Gegenstand zurückkommen.

Darüber war den Kundigen gar kein Zweifel, daß Humboldt als ein Staatsmann erster Größe sich zeigen würde, wo ihm die Macht dazu gegeben wäre. Allein die damalige Zeit war einem solchen Leiter des preußischen Staates ganz entgegen; und schwerlich hätte er sich, wenn er es geworden wäre, in dieser Lage halten können. Die Widersacher ließen auch gewiß es an sofortigen Gegenvorstellungen nicht fehlen.

Vornehmlich soll — wie wenigstens Dorow berichtet [7]) — der Minister v. Altenstein gegen Humboldt agirt und mit den kleinsten Details die Nachtheile hervorgehoben haben, welche aus der Persönlichkeit dieses ausgezeichneten Mannes, namentlich als Präsident des Staatsraths, hervorgehen würden. Witzleben jedoch trat auch diesen Machinationen herzhaft entgegen, und kam immer auf seinen Lieblingsmann Humboldt zurück. Er erörterte die Wirksamkeit, die dem Präsidenten des Ministeriums sowohl als des Staatsraths zukomme, und zeigte, daß derselbe, zumal in der letztern Behörde, unmittelbar durchaus keinen größeren Einfluß haben werde, als das jüngste Mitglied derselben, da seine Stimme nicht mehr gelte als die der Uebrigen. „Wolle man sagen", erklärte General v. Witzleben, „daß der Präsident in angegebenen Fällen einen indirekten Einfluß gewinnen wird, theils durch die Leitung der Diskussion und durch geschickte Unterbrechung derselben zur gehörigen Zeit, theils durch gewandtes Auffassen der geäußerten Meinung und beredten Vortrag der seinigen, so wie durch kluges Stellen der Fragen: so ist dies wesentlich nicht viel mehr der Fall, als bei den übrigen Mitgliedern; denn wenn er z. B. die Diskussion für geschlossen erklärt, so hat ein jedes Mitglied das Recht, dagegen zu protestiren, so wie ebenmäßig jeder Beisitzer befugt ist, die Stellung der zur Abstimmung kommenden Fragen zu verwerfen und eine andere vorzuschlagen. Der Geist ist es, der entscheidet, und dieser wohnt allerdings dem Herrn v. Humboldt bei: diesen wird Herr v. Altenstein aber doch nicht fürchten oder als Contrebande bezeichnen wollen? Wenn nun noch die Vorträge des [Minister-] Präsidenten in Gegenwart des Kabinetspersonals gehalten werden, wie dies der König schon ausgesprochen haben soll, so ist nicht wohl einzusehen, wie — alles Obige auf den

7) A. a. O., III. 330—31.

Miniſter v. Humboldt angewendet, irgend ein Nachtheil aus der Perſönlichkeit deſſelben hervorgehen kann."

Der König wich jedoch nicht von der ſchon gefaßten Anſicht. Zwar ward Graf Lottum nicht zum wirklichen Präſidenten des Miniſteriums ernannt — denn dieſe Stelle blieb ſeitdem unbeſetzt; er erhielt jedoch den Vortrag beim König über die Berathungen im Staatsminiſterium, alſo immerhin die Stellung eines erſten Miniſters.

Humboldt war indeß und blieb ſomit den Forſchungen erhalten, durch die er in den Reichen der Wiſſenſchaft und des Gedankens ſich ein unſterbliches Verdienſt erwerben ſollte. Wir werden die Früchte dieſer intellektuellen Thätigkeit nachher im Zuſammenhange vorüber führen und wollen, um Wiederholungen zu meiden, jetzt nicht einmal der einzelnen Vorträge, die er in der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften hielt, weiter gedenken. Hier haben wir zunächſt nur die äußern Lebensumſtände und Begegniſſe ſeiner letzten Jahre und ſein geiſtiges und gemüthliches Daſein im Allgemeinen zu verfolgen.

Noch im Spätjahr 1823 treffen wir ihn in Thüringen. Den 12. Nov. war er, wie Eckermann berichtet [1]) bei Göthe, dem der Beſuch dieſes alten Freundes immer die wohlthätigſte Aufheiterung gewährte. Humboldt brachte diesmal die Briefe mit, die ihm Schiller in ſeiner ſpekulativen Periode geſchrieben hatte; Göthe'n jedoch, dem dieſer ſpekulative Trieb ſtets ferner gelegen, und der nicht immer erkennen wollte, wie nothwendig er mit Schiller's Weſen zuſammenhing, ſcheint dieſe Mittheilung nicht durchweg behagt

1) Geſpräch mit Göthe, I. (1836) 84.

zu haben; denn damals war es, wo er dieſe ſpekulative Epoche Schiller's eine unſelige nannte. [2]) Hier hatte Humboldt Anlaß genug, zu widerſprechen, und er iſt ſolchen Anſichten nachher auch öffentlich, in der Vorerinnerung zum Briefwechſel, entgegengetreten, ohne den Natur- und Künſtlergenius Göthe's irgend dabei zu verletzen. — Den 14. Nov. war Humboldt vom Großherzog zu Hofe geladen, [3]) an dem er gewiß ſchon in früheren Jahren Gunſt und Zutritt gefunden hatte. War er doch einer der Erſten, die Carl Auguſt mit einem Großkreuz ſeines neugeſtifteten weißen Falkenordens der Wachſamkeit beehrte!

Auf der Rückreiſe beſuchte Humboldt auch den alten Jenaer Freund Ilgen in Schulpforta, [4]) wo dieſer ſchon ſeit Jahren ſein ſegensreiches Rektoramt führte, das eine wahre Pflanzſchule tüchtiger Männer geworden. Mit ihm und ſeiner „muntern" Frau konnte unſer Gaſt ſich abermals recht in die ſchönen Tage an der Saale verſetzen, anderer Intereſſen hier nicht zu gedenken, die dieſe Männer verbanden.

Er ging dann nach Berlin zurück. Den nächſten Sommer verbrachte er, ſo viel es ſcheint, ganz auf dem neuen Schloſſe zu Tegel. Dort beſuchte ihn Anfangs Junius Niebuhr, der damals auf einige Zeit vom Rhein nach Berlin gekommen. Er fuhr, wie er ſelbſt nach Bonn an ſeine Gattin ſchreibt, mit Miniſter Grafen Bernſtorff nach Tegel. — Niebuhr war auch einen Theil des nächſten Winters in Berlin, als Humboldt's wieder in der Stadt wohnten. So leſen wir in ſeinen Briefen, daß er im Jänner 1825 mehrere Male bei ihnen zu Mittag aß, und zwar ein Mal, um über die Champollion'ſchen Hieroglyphenarbeiten mit Humboldt, welchen dieſe, wie die

2) Ebendaſ., I. 88. Vergl. meine Erinnerungen an Humboldt, I. 317—18.
3) Eckermann's Geſpräche, I. 86.
4) Briefwechſel zwiſchen Göthe und Zelter, III. 375.

Bilderſprache und der Zuſammenhang der Schrift mit der Sprache überhaupt, damals lebhaft beſchäftigten, zu reden. „Solche Geſpräche," meldete Niebuhr, „hat man hier ſehr ſelten." Auch die übrige Familie hielt er werth. Den Tochtermann (Bülow) zählt er zu den vorzüglichſten Männern, die Berlin beſitze, und ſelbſt eine kleine Enkelin, die ſchon die Freude des Hauſes war, rühmt er als ein beſonders niedliches Kind. [5])

Das Jahr 1824 ward auch durch zwei Todesfälle bezeichnet, die Humboldt nahe berührten. Am 8. Auguſt ſtarb F. A. Wolf zu Marſeille, der vergebens gehofft hatte, in einem mildern Clima ſeine zerrüttete Geſundheit herzuſtellen; kurz darnach, den 21. deſſelben Monats, der Graf v. Schlabrendorf zu Paris. — Wolf war, ſeit wir ihn 1817 in Berlin verlaſſen haben, nur immer grämlicher und unverträglicher geworden; er erfuhr aber auch manche bittere Kränkung. Humboldt jedoch hielt ihn ſtets in Ehren, obſchon er ihm keineswegs jede Sonderbarkeit und Uebertreibung durchgehen ließ. [6]) Er nahm auch bis zuletzt an ſeinen Studien und Arbeiten regen Theil. So wiſſen wir, daß Wolf'en in den vorletzten Jahren beſonders die Vorarbeiten zu einer griechiſchen Grammatik nach ſeinem eigenen Syſteme beſchäftigten, und daß er auch hier wieder ſich von unſerem Humboldt vielſeitig unterſtützt und angeregt ſah. [7]) Wie hoch Humboldt aber den Kern dieſes Mannes hielt, bewies vor allem die Anerkennung, die er dem Todten ſpendete. Er ſprach ſie beſonders in einem Briefe aus, den er, 5. Sept. 1833, an Varnhagen ſchrieb, indem er ihn mit Göthe in Vergleich ſtellte.

---

5) Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr, B. 3. (1839), S. 82. 83. 107. 110.

6) Siehe z. B. Briefwechſel zwiſchen Göthe und Zelter, Th. III. (1834), S. 286.

7) Körte, Leben und Studien F. A. Wolf's, II. 156.

„Durch Körte's Leben veranlaßt," das ſind ſeine Worte, „habe ich mich viel mit Wolf in dieſen Tagen beſchäftigt. Zwiſchen ihm und Göthe macht in den allgemeinſten Charakterzügen die Nemeſis den beſtimmenden Unterſchied. Das klingt ſehr paradox. Allein in Göthe war ein Hauptzug die göttliche Scheu, das beſtändige Maßhalten in Allem, die Bewahrung der nothwendigen Schranken. In Wolf war ein Streben nach dem Gegentheil, ein Uebermaß, oft ſelbſt im Vortrefflichen. Daher bisweilen eine eben ſo göttliche Vermeſſenheit. Sehr ſchön war in Wolf die reine und ungeheuchelte Verehrung Göthe's: dieſer war dagegen, beſonders zuletzt, wahrhaft ungerecht gegen ihn, und erkannte lange nicht genug ſeinen, auch abgeſehen von aller Gelehrſamkeit, wahrhaft großen und vielumfaſſenden Geiſt." [8])

Im nächſten Jahre (1825) öffnete ſich für Humboldt ein neues, aber erwünſchtes Feld der Thätigkeit. Schon ſeit einem Jahre war eine Anzahl Berliner Künſtler und Kunſtfreunde, die ehemals in Italien geweſen waren, zuſammengetreten, um durch jährliche Beiträge den in Rom ſtudirenden vaterländiſchen Künſtlern Gelegenheit zu Arbeiten zu geben, welche blos ihr Fortſchreiten in der Kunſt zur Abſicht haben ſollten. Dieſer Gedanke erweiterte ſich jedoch bald, ſowohl in Bezug auf den Zweck, als auf die Theilnehmer der Geſellſchaft, und ſchon im Jahr 1825 ging aus jenem erſten Plane der Verein der Kunſtfreunde in dem preußiſchen Staate hervor. Zuerſt beſtimmte man zwar die Preiſe nur ſolchen Künſtlern, die ſich gerade Behufs ihrer Studien in Italien aufhielten; doch auch dieſe Einſchränkung ließ man ſpäter fallen. Die Geſchäfte führten ein Direktorium und ein Künſtlerausſchuß. An die Spitze des erſtern wurde gleich im Beginn W. v. H.

8) Vergl. außerdem Humboldt, Einleitung zur Kawi-Sprache, CCLVII.

geſtellt, der durch ſeine vielſeitige Kunſtbildung und durch die genaue Bekanntſchaft mit Rom und römiſchen Künſtlern hierzu ſehr geeignet war. Er ſelbſt mußte wohl auf dieſe Thätigkeit einen Werth legen. Denn die Kunſt, und auch die bildende Kunſt, betrachtete er letzlich immer auch als Mittel, als ein Mittel zur Ausbildung des ganzen Menſchen. Ja er erklärte, daß die Rückwirkung der Kunſt auf das Publikum ihm höher ſtehe, als die Kunſt ſelbſt, da dieſe, wenn man einen Augenblick vergeſſe, daß alles Geiſtige ſeinen Zweck nur in ſich trage, ihren Werth erſt durch ihren Einfluß auf den Menſchen und ſeine allgemeine Bildung erhalte. [9]) Er bewährte dieſe Geſinnung auch durch die That. Mit regem Eifer widmete er ſich den Angelegenheiten des Vereins. Von ihm rührt auch das Programm her, das dieſer unterm 23. Auguſt 1825 ergehen ließ, und regelmäßig ein oder ein paar Mal im Jahre legte H. über die neueſte Wirkſamkeit des Vereins den Mitgliedern deſſelben Bericht ab. Den erſten dieſer Berichte erſtattete er am 29. Januar 1826; den letzten am 23. März 1835, vierzehn Tage vor ſeinem Tode. Dieſe Berichte hatten einem großen Theile ihres Inhalts nach nothwendig blos lokale Beziehung; die Stellen jedoch, welche allgemeines Intereſſe bieten, hat man, nebſt dem Programm, das die erſte öffentliche Aufforderung zur Theilnahme an dem Vereine enthielt, neuerdings auch in die Humboldt'ſchen Werke aufgenommen. [10]) Eine ſehr ſchätzenswerthe Beigabe. Sie giebt uns Bruchſtücke Humboldt'ſcher Anſichten über dieſes Kunſtgebiet [11]) und enthält manchen Wink zur neueren Kunſtgeſchichte Deutſchlands.

---

9) Geſ. Werke, III. 335.
10) B. III. S. 307—383.
11) Siehe auch oben II. 98—99.

Im Frühjahr 1826 ging H. nach Schleſien, um einige Zeit in Ottmachau zuzubringen. Er reiſte über Breslau und machte dort neue Bekanntſchaften. Unter anderm beſuchte er den bekannten Philologen und Lexikographen Franz Paſſow, der in einem Briefe vom 30. April einem Freunde meldet, daß er vor einigen Tagen durch dieſen Beſuch ſehr angenehm überraſcht worden ſei. [1]) Wir werden ſpäter noch erwähnen, wie H. ſich für die lexikographiſchen Arbeiten dieſes Mannes intereſſirte; er ehrte aber auch ſicherlich deſſen Geſinnungen; denn Paſſow gehörte zu den Profeſſoren, die, den älteren Wachler an der Spitze, wacker gegen die damals auch in Breslau überhand nehmenden romantiſch-pietiſtiſchen Rückſchritte kämpften.

Im Sommer finden wir H. wieder in Tegel, während die Gemahlin im Gaſteiner Bade war. „Miniſter v. Humboldt" ſchreibt Zelter den 28. Juli an Göthe, „grüßt Dich herzlichſt. Er fragte geſtern nach Deinem Wohlſeyn und wir haben viel von Dir geſprochen. Er fing ſelbſt von der Schiller'ſchen Briefſammlung an zu reden, die Du angekündigt hätteſt, und das Capitel gab Stoff zu angenehmer Unterhaltung, indem auch Er ſich jener Zeit glückſelig wußte. Er iſt allein in Tegel, indem die Miniſterin nach Gaſtein unterwegs iſt und eine Tochter bei ſich hat. Auch Er iſt der Meinung, daß die Schiller'ſche Briefſammlung ein willkommnes Geſchenk für die Welt ſei, woraus die Entſtehung ſeiner beſſern Werke anſchaulich werde, und wie er ſich an Dich heraufgebaut hat." [2])

Am Ende dieſes Jahres beſuchte er Göthe'n ſelbſt.

---

1) Franz Paſſow's Leben und Briefe. Eingeleitet von Dr. Ludwig Wachler. Herausgegeben von Albrecht Wachler. Breslau, 1839. S. 305.

2) Briefwechſel zw. Göthe u. Zelter, IV. 187—88.

Zuvor war er in Jena, wo er den alten Major von Knebel traf. „Der Miniſter Humboldt iſt ſchon zweimal bei mir geweſen," ſchrieb Knebel am Thomastage (21. Dez.) dem Kanzler von Müller in Weimar. „Morgen geht er nach Weimar." [3]) Da aber blieb H. ins neue Jahr hinein. Göthe ſchreibt davon ſeinem Zelter, 9. Jan. 1827: „Ich kann vertrauen, daß es mir dieſe Tage ſehr wohl gegangen iſt, indem Herr von Humboldt länger, als ich hoffen dürfen, bei uns verweilte und Gelegenheit gab, eine vieljährige Lücke vertraulicher Unterhaltung auf das allerſchönſte auszufüllen." [4])

Das Jahr 1826 wird für uns noch durch zwei Begebniſſe denkwürdig, die H. Antheil und Intereſſe erregten, wenn auch in ſehr verſchiedenem Maße.

Das erſte war der griechiſche Freiheitskampf, welcher die dumpfen zwanziger Jahre hindurch die Oppoſition gegen das Syſtem des Fürſten von Metternich wach erhielt. In Berlin zwar wurde längere Zeit ein öffentlicher Antheil an dieſem Gegenſtande niedergehalten, im April 1826 aber — kurze Zeit nach dem Tode Kaiſer Alexander's — trat hierin ein Umſchwung ein. Man durfte nun ſogar thätig für die Griechen auftreten. Profeſſor Hufeland und drei Geiſtliche Berlins, Strauß, Ritſchl und Neander, erließen Anfangs Mai d. J. einen Aufruf zu Unterſtützung der Griechen, auf den ſich ein wahrer Enthuſiasmus kund gab. Die eingegangenen Gaben wurden in den Berliner Zeitungen aufgeführt. Gleich Anfangs machte ſich, nächſt den Beiträgen der Prinzen Auguſt

3) K. L. v. Knebel's litterariſcher Nachlaß u. Briefwechſel. Herausgegeben von Varnhagen v. Enſe u. Th. Mundt. 3. B. Leipzig, 1836. S. 92.

und Albrecht, der des Staatsminiſters von Humboldt bemerkbar, von welchem gemeldet wurde, daß er 50 Thaler beigeſteuert hätte. [1])

Von ganz anderer Art war das zweite Ergebniß, deſſen wir hier zu gedenken haben. Es war auch eine Anfrüttelung des Preußenthums, ſie gehörte jedoch mehr dem geiſtigen Gebiet an und trug in Vielem die Farbe und Richtung der Zeit. Es wurden nämlich in demſelben Jahre unter Hegel's Auſpicien die Berliner Jahrbücher für wiſſenſchaftliche Kritik geſtiftet, die dann im folgenden Jahre zu erſcheinen anfingen. Zeugte dieſe Stiftung für die Bedeutung, die die Hegel'ſche Philoſophie damals ſchon gewonnen, ſo bewies ſie zugleich das Streben nach einer immer ausgedehnteren Herrſchaft. Zwar lud man eine Reihe berühmter Zeitgenoſſen, die dieſer Richtung ganz fern ſtanden, gleichfalls zur Theilnahme an dieſem Unternehmen ein, darunter Göthe und W. v. Humboldt. Im Grunde aber wurden ſolche Namen mehr als Schmuck verbraucht. Humboldt entging das nicht; aber er nahm, gerade um ſolche Einſeitigkeit zu verhindern, die Einladung an. Auch lieferte er ſpäter einige Beiträge zu dieſen Jahrbüchern.

Der Weg, den die deutſche Philoſophie ſeit Schelling eingeſchlagen hatte, war nicht der, auf welchem unſer Humboldt wandeln konnte. Er hielt, wie ſein Freund Schiller, ſo lang er lebte, feſt an dem Fundament des kritiſchen Syſtems. Wie ſehr Beide erkannten, daß die Philoſophie in ihrer Auffaſſung der Gegenſtände, in Gliederung und Bewältigung der einzelnen Gebiete des Denkens, endlich auch in der Form ſelbſt zu tieferer Objektivität geführt werden müſſe, als ſie in der Richtung des 18ten Jahrhunderts lag, wie ſehr ſie dies einſahen und ſelbſt zur Verwirklichung deſſen arbeiteten, ſo wenig konnten ſie doch den unkritiſchen Dogmatismus, der nach Kant auftrat,

1) Allg. Zeitung, 16. Mai 1826.

für das Ziel unſeres Denkens halten, wenn dieſes auch an Vertiefung und wiſſenſchaftlicher Gliederung vielfach gewinnen mochte. So urtheilte einſt Schiller über Fichte, über Schelling; ſo würde er, hätte er länger gelebt, auch über die in Vielem nachhaltigere und jedenfalls umfaſſendere Philoſophie Hegel's geurtheilt haben. Humboldt ließ ſogar gegen dieſen noch mehr Abneigung ſpüren, als gegen ſeine Vorgänger, vielleicht deshalb, weil ſein Syſtem mit der Unbedingtheit auftrat, die, unter dem Vorgeben, alle früheren Denkſtufen in ſich zu haben, jeden andern Weg ausſchließt. Und konnte H. wohl die Philoſophie ſeiner Zeit für ſo fertig gelten laſſen, er, der ſo viel Lücken ſah, die ſich nur in unendlich innigerem und fortdauerndem Verkehr mit dem Poſitiven, mit den einzelnen Disciplinen der Wiſſenſchaft, allmählig ausfüllen laſſen?

Noch ungünſtiger faſt dachte H. über die Außenſeite und formelle Erſcheinung der Hegel'ſchen Philoſophie, und das hob er zunächſt hervor, als er ein gelegentliches Urtheil über ſie abgab, das uns erhalten iſt. „In das, was Sie von den Jahrbüchern ſagen," ſchrieb er den 1. März 1828 an Gentz, „ſtimme ich vollkommen überein. Es ſind einige ſehr lesbare Sachen, wie die Varnhagen'ſchen, einige gründlich wiſſenſchaftliche, wie die Boppiſche, darin, allein dem Ganzen kann ich den Geſchmack nicht abgewinnen. Hegel iſt gewiß ein ſehr tiefer und ſeltener Kopf, allein daß eine Philoſophie dieſer Art wahrhaft Wurzel ſchlagen ſollte, kann ich mir nicht denken. Ich wenigſtens habe mich, ſo viel ich es bis jetzt verſucht, auf keine Weiſe damit befreunden können. Viel mag ihm die Dunkelheit des Vortrags ſchaden. Dieſe iſt nicht anregend und, wie die Kantiſche und Fichtiſche, koloſſal und erhaben, wie die Finſterniß des Grabes, ſondern entſteht aus ſichtbarer Unbehülflichkeit. Es iſt, als wäre die Sprache bei dem Verfaſſer nicht durchgedrungen. Denn wo er auch ganz gewöhnliche Dinge behandelt, iſt er nichts weniger, als leicht

und edel. Es mag an einem großen Mangel von Phantaſie liegen. Dennoch möchte ich über die Philoſophie nicht abſprechen. Das Publikum ſcheint ſich mir in Abſicht Hegel's in zwei Claſſen zu theilen; in diejenigen, die ihm unbedingt anhängen, und in die, welche ihn, wie einen ſchroffen Eckſtein, weislich umgehen. Er gehört übrigens nicht zu den Philoſophen, die ihre Wirkung blos ihren Ideen überlaſſen wollen, er macht Schule und macht ſie mit Abſicht. Auch die Jahrbücher ſind daraus entſtanden. Ich bin ſogar darum mit Fleiß in die Geſellſchaft getreten, um anzudeuten, daß man ſie nicht ſo nehmen ſolle. Ich gehe übrigens mit Hegel um, und ſtehe äußerlich ſehr gut mit ihm. Innerlich habe ich für ſeine Fähigkeit und ſein Talent große Achtung, ohne die oben gerügten Mängel zu verkennen."

Man ſieht, Humboldt wollte über den relativen Werth dieſer Philoſophie nicht aburtheilen; er konnte auch den Jahrbüchern, namentlich in ihrer erſten Epoche, das Verdienſt der Anregung nicht abſprechen, ſo wenig die Grundrichtung ihm gefiel. Und auch dieſe achtete er wenigſtens; hier war nicht zu ſpotten, wie etwa über Steffens' naturphiloſophiſches Chriſtenthum. Humboldt war auch nicht etwa gereizt darüber, daß Hegel gleich im Beginn der Jahrbücher mit einer Kritik über eine von ihm kürzlich gelieferte Arbeit auftrat, worin dem Gegenſtand gar nicht der Werth eingeräumt wurde, den er ihm zuerkannte.

Ueber dieſe Kritik [2]) müſſen wir hier etwas Näheres ſagen. Humboldt hatte 1825 und 1826 in der Akademie der Wiſſenſchaften zwei Vorträge über eine berühmte philoſophiſche Dichtung der Indier, nämlich über die unter dem Namen Bhagavad-Gita bekannte Epiſode des Epos Maha-Bharata

2) Sie ſtand in den Jahrbüchern für wiſſ. Kritik von 1827, Januar, No. 7–8 und Oktober, No. 181—87, und findet ſich jetzt in Hegel's Werken.

gehalten, die im Jahr 1826 auch gedruckt erſchien. Ein Exemplar davon ſendete Humboldt ſelbſt an Hegel. Dieſer, der von Bewunderung indiſcher Weisheit weit entfernt war, ergriff die getreue Humboldtiſche Darſtellung als Gelegenheit, um den Gegenſtand nach ſeiner Anſicht zu beleuchten. Indem er jedoch den ſittlichen und religiöſen Gehalt des Gedichts erörterte, war er, wie auch Roſenkranz einräumt, [8]) nicht ganz frei von dem vorgefaßten polemiſchen Gedanken, zu zeigen, „daß die ältere Litteratur des Orients keineswegs ein ſo abſoluter Inbegriff göttlicher Weisheit ſei, als wofür man ſie oft ausgegeben," ſodann, daß der indiſche Orient recht eigentlich pantheiſtiſch ſei. Dies war zum Theil wahr, und Humboldt würde dem kaum widerſprochen haben, wenn man nur den bedeutenden Gehalt dieſer myſtiſch-pantheiſtiſchen Philoſophie nach Gebühr gewürdigt hätte. Das war aber bei Hegel nicht der Fall; er mußte vielmehr deſſen Aufſatz indirekt gegen ſich gerichtet anſehen, ſo ſehr der Werth jener Abhandlung insbeſondere und ſeine Gelehrſamkeit, ſein Geſchmack im Allgemeinen gerühmt wurden — zuletzt alſo Dinge, die entweder nicht zur Sache gehörten, oder über die Hegel'n nicht einmal vorzugsweiſe ein Urtheil zuſtand. Recht aber hatte dieſer, wenn er, wenigſtens indirekt, Humboldt tadelt, daß er eine ſolche Miſchung von Religion und Philoſophie, wie ſie in dieſer Dichtung herrſcht, ein vollſtändiges philoſophiſches Syſtem nannte. Auch verdenken wir es unſerm Philoſophen nicht, wenn er vor der, in dieſer Abhandlung entwickelten, indiſchen Yoga-, d. h. Vertiefungslehre, die Humboldt ſo gut auszulegen wußte, ein gewiſſes Grauen empfand. Dieſe Lehre führt folgerichtig von allem Weltantheil ab. Humboldt aber ließ ſie auch nur für den Moment gelten, wo er nicht handeln ſollte, ſondern ganz der Weltüberſchauung ſich hingeben durfte. Dann

8) Siehe deſſen Leben Hegel's. Berlin, 1844. S. 397–98.

fühlte er in ſich ſelbſt eine Verwandtſchaft mit jenen indiſchen Weiſen; denn auch er konnte ſich zeitenweiſe faſt der Erinnerung an eine Gegenwart entſchlagen, der er kurz darauf wieder den lebhafteſten Antheil widmet, der er ſo viele Jahre ſeine ganze Kraft gewidmet hatte. Er konnte, noch lebend, von dieſer Wirklichkeit beinahe abſcheiden, wie jene Indier von ihrer Zeit. Darum wirkte jene Dichtung ſo gewaltig auf ihn; „denn," ſchreibt er ſelbſt an einen Freund (Gentz), „ich bin den Vertieften, von denen darin die Rede iſt, ſo unähnlich nicht." Jenes Gedicht war nach ſeiner Anſicht das Tiefſte und Erhabenſte, das die Welt aufzuweiſen habe. „Ich las es," ſchreibt er in dem bezeichneten Briefe an Gentz, „zum erſten Mal in Schleſien auf dem Lande, und mein beſtändiges Gefühl dabei war Dank gegen das Geſchick, daß es mich hatte leben laſſen, dies Werk noch kennen zu lernen. Es iſt mir ein Beiſpiel geweſen, wie, wenn man alles für ganz abgeſchloſſen hält und nun meint, man könne ohne Gefahr, etwas zu verſäumen, abgehen, ſich doch noch eine Erſcheinung darſtellen kann, die man um alles nicht hatte ungekannt zurücklaſſen mögen."

Mit Hegel's Urtheil über den Gegenſtand war er natürlich nicht einverſtanden. Es ſchien ihm ſogar, als wenn in der Bezeichnung „der höchſtverehrte Verfaſſer," die Hegel in dieſer Kritik ſo oft wiederholt, eine kleine Ironie läge, während dieſer es doch aufrichtigſt und ernſtlichſt gemeint. Varnhagen ſagt mir, daß er Schuld an dieſem Ausdruck geweſen ſei. Hegel fragte ihn, wie auteur illustre im Deutſchen zu ſagen ſei. Varnhagen ſchlug obige Bezeichnung vor, die Jener ſogleich annahm. — Das freundliche Verhältniß jedoch, in welchem Humboldt zu dieſem ausgezeichneten Denker ſtand, wurde nicht im mindeſten geſtört. Der Biograph des Letzteren erwähnt ſogar, daß Humboldt in einem Dankbillet ſich ſehr ſchmeichelhaft für Hegel über dieſe Arbeit geäußert

habe. [4]) Das konnte auch mit Humboldt's ſonſtiger Anſicht recht wohl beſtehen. Ohne Zweifel hatte Hegel ihm ſeinen Aufſatz ſogleich überſendet. Geziemte es nicht, beſonders in dieſem Falle, dem Empfänger, nicht ſowohl, was er gerade an dieſer Arbeit mißbilligte, als vielmehr das, was er überhaupt an Hegel und deſſen Arbeiten ſchätzte, hervorzuheben? Seine volle Herzensmeinung aber über den vorliegenden Artikel iſt uns in dem mehrerwähnten Schreiben an Gentz bewahrt. „Die lange Recenſion über mich," fährt er in jener Aeußerung über Hegel fort, „kann ich am wenigſten billigen. Sie miſcht Philoſophie und Fabel, Aechtes und Unächtes, Uraltes und Modernes; was kann das für eine Art der philoſophiſchen Geſchichte geben? Die ganze Recenſion iſt aber auch gegen mich, wenn gleich verſteckt, gerichtet, und geht deutlich aus der Ueberzeugung hervor, daß ich eher alles, als ein Philoſoph ſei. Ich glaube indeß nicht, daß mich dies gegen ſie parteiiſch macht."

„Ich kann," fuhr hierauf Humboldt gegen Gentz fort, „ich kann von mir in allen Rückſichten ſagen, daß ich in mir und ohne allen Unmuth und ohne alle Abſicht, nur mir ſelbſt, wie außer der Welt, lebe. Wie man aufnimmt, was ich jetzt thue, wie man beurtheilt, was ich gethan habe, berührt mich nur, inſofern ich es belehrend finde, oder inſofern ich darin, oft ſelbſt zu meiner Beluſtigung, den Gang der Welt und der Menſchen ſehe. Meine Sache habe ich, wie Sie am beſten wiſſen, auf etwas ganz Anders geſtellt, und ſie ruht auf unerſchütterlichen Pfeilern. Darin bin ich heute, wie ich war, als wir hier [in Berlin] die Nächte durchwandelten. Ich werde es immer als einen ſeltnen Segen meines innern Geſchickes betrachten, in dem, wonach ich ſtrebe, nicht herumgetappt zu haben, ſondern Einer Richtung gefolgt zu ſein."

---

4) Roſenkranz, a. a. O. S. 397—98.

Auf was H. ſeine Sache geſtellt hatte, iſt uns wohl bekannt; wir kommen auch noch darauf zurück. Daß er jenem indiſchen Gedicht ſo viel Theilnahme zuwandte und es ſelbſt, halb in Ueberſetzung, halb in Auszug bearbeitete, hing allerdings mit der innerſten Richtung ſeines Weſens zuſammen. In das Indiſche im Allgemeinen aber ward er durch den Gang ſeiner Studien ſelbſt geführt. „Ich habe mir," ſchrieb er ſchon den 21. Mai 1827 an Gentz, „in dem Sprachſtudium einen eigenen Weg gebahnt und habe darin noch mehr zu verfolgen, als die Jahre erlauben werden, die mir zu leben übrig bleiben. Eben dies Studium hat mich vorzüglich tief in das Indiſche geführt und mir von einer andern Seite her den Genuß des Alterthums verſchafft, der im Griechiſchen ſchon immer einen großen Reiz für mich hatte." Was ihn ſo ſehr an die Bhagavad-Gita feſſelte, war nicht nur die eigenthümliche Schilderung indiſcher Contemplation, die darin gegeben iſt, ſondern eben ſo die poetiſche Form. Wir ſahen, wie H. von jeher ein beſondres Intereſſe an philoſophiſchen Dichtungen nahm, wie dieſes Intereſſe ihn ſo gewaltig zu Schiller hinzog. Eben dieſe Neigung tritt denn auch am Schluſſe dieſer Abhandlung über die Bhagavad-Gita deutlich hervor. Der Verfaſſer ſpricht von der älteſten Philoſophie, die immer als Dichtung auftrete; von jener glücklichen Scheidung der Poeſie und Proſa, die Plato und die Griechen zu Stande brachten; endlich von ſpätern Lehrdichtern, z. B. Lukretius. Zuletzt bricht er wieder eine Lanze für ſeinen Schiller; dieſer beweiſe, daß es in unſrer Zeit wahrhaft philoſophiſche Gedichte geben könne, wobei man nur an deſſen Gedicht: „die Künſtler" denken dürfe. [5])

Ganz andere Motive allerdings, als die ſind, welche H. erfüllten, wirkten mit, als das Studium des Indiſchen zuerſt unter uns begründet wurde; auch iſt nicht zu leugnen, daß

5) Siehe Geſ. Werke, Th. I. S. 96—109.

von mancher Seite der Philoſophie und Dichtung dieſes Volkes ein oft zu ausgedehntes und gefährliches Lob geſpendet wurde. Wie verdroß es Göthe'n, daß Friedrich Schlegel die Weisheit Indiens heraufbeſchwor, um den crudeſten Autoritätsglauben und Chriſtkatholizismus zu ſtützen. Jene Vergötterung und dieſe Nebenabſicht hatte auch Hegel im Auge, als er obige Beurtheilung verfaßte. Er hätte aber beſſer gethan, eine andere Gelegenheit zu ergreifen und das Intereſſe, das Humboldt, das die Sprach- und Alterthumsforſcher in dieſe damals neuentdeckte Welt trieb, von dem Mißbrauch Anderer ſchärfer zu unterſcheiden. Duo si faciunt idem, non est idem. Aber Hegel wollte ſich wohl zugleich an einem namhaften Denker aus der Kant'ſchen Schule reiben und warf deshalb den von Humboldt ſo geprieſenen Gegenſtand in die Speichen ſeiner Alles zerreibenden Dialektik.

Schon im Eingang des zweiten Buches dieſer Erinnerungen [1]) hatten wir die Grundrichtung des Humboldt'ſchen Weſens vorangedeutet, wohl verſichert, daß alles, was wir nachher von deſſen Lebens- und Entwicklungsgange zu berichten hätten, jener Schilderung, wenn ſie gelungen war, zum Beleg dienen werde. In dieſen letzten Lebensjahren Humboldt's aber kommt die Natur ſeines Geiſtes am offenſten zu Tage. Jetzt wurde es auch dem blöderen Auge klar, auf was er eigentlich ſeine Sache geſtellt hatte; wie es im tiefſten Grunde zunächſt nicht das Einwirken auf die Welt, alſo nicht das Handeln, ſondern ein überwiegend idealiſcher Trieb war, was ihn beſeelte. Er war ſeinem Kern nach eine erforſchende Natur; das Endziel dieſes Forſchens waren die Ideen; ſelbſt die

---

1) Siehe oben I. 49—53.

umfaſſendſte Intellektualität war dieſem Zwecke untergeordnet. Darin jedoch unterſchied er ſich nachdrücklich von jenen indiſchen Weiſen, daß er ſich nicht, wie ſie, in das bloße Anſchauen der Gottheit, ſondern, als ächter Sohn des geſchichtlicheren Welttheils, in das Erkennbarere und Praktiſchere, in die Erforſchung der geiſtig ſinnlichen Natur des Menſchen, in die Geſetze der Weltentwicklung und den Gang der Weltgeſchichte vertiefte. Dann lebte er aber, ſobald er nicht handeln ſollte, mehr in der Summe der Begebenheiten, mehr in der Vergangenheit und beſonders mehr im Alterthum, als in der Gegenwart, mehr in der Idee, als in der Wirklichkeit. Dies hing endlich mit einem andern Stücke der Weltanſicht zuſammen, die früh in ihm ſich befeſtigt hatte, mit der Gewißheit, daß die Entwicklung und Vollendung der Individualität das höchſte Princip aller Dinge ſei, und daß der Tribut ſelbſt, den der Einzelne der Geſammtheit zu bringen verpflichtet iſt, letztlich doch wieder vornehmlich zu Beförderung jenes Hauptzwecks geboten ſei. Der Allgemeinheit hatte H. ſeinen Tribut gebracht; er brachte ihn noch, ſofern ſeine Thätigkeit die Welt berührte. Vornehmlich aber lebte er jetzt ſich ſelbſt; auch ſein wiſſenſchaftliches Thun diente gleich ſehr ſeiner Selbſtbefriedigung und war, von dieſer Seite betrachtet, nicht der eigentliche Zweck, ſondern nur ein Mittel, ſich dieſes Zweckes in ſeiner ganzen Tiefe zu bemächtigen.

So drückt ſich Humboldt's Weſen und ſeine Stimmung auch ganz rückhaltlos in den vertraulicheren Mittheilungen aus, die wir aus dieſer Zeit von ihm beſitzen. Schon die oben aufgeführte Stelle, wo er mit größtem Gleichmuth davon ſpricht, wie die Welt das aufnehme und beurtheile, was er jetzt thue oder gethan habe, war ein hinreichender Beleg dafür; daſſelbe tritt noch in andern höchſt merkwürdigen Aeußerungen zu Tage, die wir in den öfter erwähnten Briefen an Gentz finden. „Mir geht es ſehr wohl," ſchreibt er den

21. Mai 1827 aus Tegel an dieſen. „Außer dem Leben in meiner Familie und den wenigen, meine Privatangelegenheiten betreffenden Geſchäften lebe ich allein in Studien und wiſſenſchaftlichem Treiben.“ Die Annehmlichkeit ſogar des bloßen Lernens ſei ja auch Gentz ſonſt eine nicht fremde Empfindung geweſen. Er aber habe ſich jetzt in dem Sprachſtudium einen Weg gebahnt, den er eifrig verfolgen müſſe, wenn er das Ziel, nach dem er da ſtrebe, erreichen wolle. Den 13. Julius deſſelben Jahrs ſpricht er ſich, indem er Gentz zu einem Zuſammenkommen in Salzburg einladet, ferner gegen dieſen Freund aus: „Ich habe eine wahre Sehnſucht, Sie zu ſehen, und würde unendlich gern, ſo lange es die Umſtände erlaubten, zuſammenbleiben. Der Genuß des Umgangs geht immer erſt da an, wo man ſich gar nichts Eigentliches zu ſagen hat, und wir würden jetzt gewiſſermaßen wieder ſo ſein, als wir vor langen Jahren in Berlin waren, wo wir auch an gar nichts Aeußerem hingen, ſondern nur Ideen, Gefühle und Menſchen beſprachen, alles um des ganz Allgemeinen oder des höchſt Individuellen willen. Denn das Befinden, das doch nicht individuell iſt, noch wird, iſt der wahre Stoff, über den man die Meinung ändert, ſich ſpaltet und ſtreitet, und auch der wahre Tummelplatz des gewöhnlichen Alltagslebens im Großen und Kleinen. Ich kann mir nicht denken, daß wir in dem, was man eigentlich Anſichten nennen kann, verſchieden wären, liebſter Freund. Allein auch mit Menſchen, von denen ich allerdings abweiche, irrt mich das ſehr wenig. Ich habe bei jeder Sache zwei Anſichten, und es iſt mir, wenn ich nicht eben handeln muß, ziemlich eins, mit welcher man ſich zu beſchäftigen vorzieht. Ich habe von jeher ein althiſtoriſches Intereſſe gehabt, und da ſchrumpft alles Menſchliche unglaublich zuſammen, man ſieht mehr den Strom, der die Dinge fortreißt, als die Dinge ſelbſt. An Lebendigkeit glaube ich allerdings nicht verloren zu haben. Sie ſtammte immer in

mir daher, daß ich sie nicht aus dem Leben schöpfte, wenig am Leben hing, und mir wenig aus dem Leben machte. Beides Letzte ist jetzt in viel höherem Grade bei mir der Fall, nicht aus Ueberdruß; was mich sonst erfreute in aller Art, reizt mich ebenso lebhaft noch jetzt, aber weil ich reifer in Ideen bin, und man mit Ideen doch immer aus dem Leben, was nicht der wahre Sitz der Ideen ist, hinausreist. Auch ist das Leben ein Akt, der wohl geführt, aber auch wohl beschlossen sein will, und wer klug ist, geht also gern, wenn er am glücklichsten ist. Und glücklich bin ich sehr, so innerlich und äußerlich geschlossen, daß ich keinen Wunsch habe, den ich nicht durch mich erreichen könnte. Wissenschaftlich beschäftige ich mich jetzt sehr. Doch geht auch das nur nebenher und ist nicht das eigentliche Ziel."

Wundern wir uns nun noch, wenn Humboldt über das, was ihm am Ende seiner politischen Laufbahn widerfahren war, auch nicht ein Wort verlieren mochte?

So bewundernswerth er uns in diesen Aeußerungen erscheint, kann es uns dennoch einigermaßen befremden, daß er gegen einen Mann wie Gentz nicht etwas mehr damit zurückhielt. Allerdings hatte er in der Zeit, wo ihm zu handeln oblag — vom Wiener Congresse zumal bis zu den Carlsbader Beschlüssen — den Gegensatz seiner Richtung zu der dieses Jugendfreundes hinreichend bewiesen, und er durfte wohl, nachdem er seinen Theil durchgekämpft, auch gegen ihn den höhern Standpunkt, von dem er den Lauf der Dinge betrachtete, durchblicken lassen. Von diesem Standpunkt erscheint allerdings der Kampf gegen die Bewegung so berechtigt, als der für sie; es kommt dann blos auf die Lauterkeit der Ueberzeugung

an, mit der man ſeine Partei ergreift, und auf die Waffen, mit denen man für ſie kämpft. Sahen wir doch,[1]) wie Humboldt Männern, wie Gentz, wie Fr. Schlegel, auch wenn er ſie bekämpfte, Gerechtigkeit widerfahren ließ; wie er des eigenen Wegs gewiß, ſich gar nicht ſcheute, von ſolchen Gegnern auch zu lernen und noch aus ihren Irrthümern Belehrung zu ſchöpfen. An ſeinem Freiheitsſinne zweifelte man doch nicht! Widmete er nicht zu derſelben Zeit, wo er ſo verſöhnend an Gentz ſchrieb, den Griechen, die dieſer als Rebellen verfolgte, offene und thätige Theilnahme? Deſſenungeachtet aber wünſchten wir, H. hätte in einem Briefe an Gentz ſolche Ausdrücke vermieden, wie die: er könne ſich nicht denken, daß ſie Beide in dem, was man eigentlich Anſichten nennen könne, verſchieden wären. Er ſchränkte zwar dieſe Aeußerung ſogleich ein; allein ſie blieb gefährlich, weil ſie die politiſche Differenz zu ſehr herabſetzte und dazu dienen konnte, einen Conſervativen von Gentz's Schlag noch mehr in ſeiner Denkart zu verhärten; auch erſcheint ſie im Licht von Humboldt's Leben faſt ſophiſtiſch. Gentz durfte ſich allerdings dieſes Beweiſes von Achtung freuen, die Humboldt ihm noch an den Tag legte; dieſer aber hätte ſich von wohlwollenden Empfindungen und Erinnerungen der Jugend doch nicht ſo weit fortreißen laſſen ſollen. Wie ihm aber in ſeinen ſpätern Jahren alles wieder näher trat, was ihm einſt theuer geweſen war, ſo ſelbſt Gentz. Wie würde er ſonſt wieder einen ſo vertraulichen Briefwechſel mit ihm gepflogen haben? Er dachte ſich den Freund noch, wie er geweſen war, als ſie einſt in Berlin halbe Nächte hindurch ſich in philoſophiſchen Geſprächen ergingen. Die Entfernung begünſtigte eine Täuſchung, die längeres Zuſammenleben vielleicht bald vernichtet hätte.

---

1) Siehe Th. I. S. 124–25 Th. II. S. 218–19. 221–22.

Im Herbſt 1826 kam Alexander von Humboldt nach Berlin. Er ward vom König, der ihn als wiſſenſchaftlichen Rathgeber um ſich haben wollte, bewogen, ſich im nächſten Jahre ganz nach ſeiner Vaterſtadt zu überſiedeln — ein Entſchluß, zu dem er ſich recht eigentlich von der Abſicht beſtimmen ließ, endlich einmal mit dem zu leben, von dem er immer getrennt geweſen war, mit ſeinem Bruder. Zunächſt ging er jedoch (Mitte Decembers) nach Paris, ſeinem bisherigen Aufenthaltsort, zurück.

Im folgenden Jahre ward aber auch ein Theil der Familie von Berlin entfernt. Der Schwiegerſohn unſeres Humboldt, Freiherr von Bülow, erhielt im Februar 1827 den Geſandtſchaftspoſten in London, den er früher nur als Geſchäftsträger verſehen hatte, und auf dem er namentlich in den dreißiger Jahren bei den dort abgehaltenen Conferenzen ſich jenen angeſehenen diplomatiſchen Namen erwarb, der ihn bis an die Spitze des Miniſteriums der auswärtigen Angelegenheiten Preußens führte. — Bülow's Gemahlin und Kinder blieben zunächſt in Berlin zurück. Er ſelbſt ging, kurz nach ſeiner Ernennung, auf den Poſten ab, und zwar über Paris, von wo ihn Alexander von Humboldt, der im Begriff war, in das Vaterland zurückzukehren, nach London begleitete. Beide Männer wurden von Canning, der noch am Leben war, mit Wohlwollen überhäuft. Alexander aber ging alsbald über Hamburg nach Berlin. „Alexander iſt nun auch hier" ſchreibt W. v. Humboldt am 21. Mai 1827 an Gentz, „und hat ganz eigentlich ſeinen Wohnſitz hier genommen. Er iſt thätiger und lebendiger als je, und wir reden oft von Ihnen." Der Bruder blieb auch von nun an zu Berlin, verweilte jedoch oft mit dem König in Potsdam und kehrte noch jährlich wenigſtens einige Zeit in die franzöſiſche Hauptſtadt, die ihm nun einmal zur zweiten Heimath geworden war, zurück.

Auch ſonſt hatte ſich Berlin damals mancher Anregung

zu erfreuen, wenn ſie auch mehr vorübergehend war. Anfangs 1827 verweilte der Freiherr von Stein einige Zeit da, um ſeine alten Freunde einmal wieder zu ſehen; im Mai aber kam A. W. von Schlegel, nach zwanzigjähriger Abweſenheit von der Hauptſtadt, zu längerm Beſuche dahin. Schlegel hatte ſich noch früher und ausſchließlicher, als H., in die Sprache und Litteratur der Indier vertieft. Auf Humboldt's Anregung [1]) hatte er (1818) eine Profeſſur an der neu begründeten Rheinuniverſität zu Bonn erhalten; auch blieben beide Männer, bei ſo verwandten Studien, fortwährend in Verkehr. Während des damaligen Aufenthalts zu Berlin hielt Schlegel vor einem größern Publikum Vorleſungen über die Theorie und Geſchichte der bildenden Künſte. Auch dieſe Thätigkeit des ausgezeichneten Mannes mußte für Humboldt ein lebhaftes Intereſſe haben; doch wurde dieſer ſchon im Julius durch eine Badreiſe von Berlin abgerufen.

Schon ſeit Jahren befand Frau von Humboldt ſich in leidendem Zuſtand. Der vorjährige Aufenthalt in Gaſtein aber war ihr vortrefflich bekommen; der darauf folgende Winter verging glücklich. Sie beſchloß daher, wieder in dieſes Bad zu gehen. Humboldt, der jede Trennung von ihr jetzt ſchmerzlicher empfand, begleitete ſie; auch Caroline, die älteſte Tochter, ging mit. Er gedachte, auch ſelbſt zu baden, nicht gegen ein beſtimmtes Uebel, denn er war eigentlich geſund, aber er glaubte, ſich doch dadurch zu ſtärken.

Am 13. Julius, auf der Hinreiſe nach Gaſtein ſchrieb

---

1) Wie wenigſtens Zelter Gothe'n andeutet; vergl. ihren Briefwechſel, II. 438.

er, von Zeitz aus, nochmals an Gentz, den er in Gastein zu treffen gewünscht hatte, um ihn mindestens zu einer Zusammenkunft in Salzburg zu bestimmen. Gentz jedoch, der jetzt alle Jahre nach Gastein ging, konnte gerade diesmal seiner Geschäfte wegen vor September nicht von Wien abkommen. Sie sahen sich nicht.

Humboldt's Reise ging über Baireuth nach München. Hier verweilten sie einige Tage. Ende Julius langten sie in Gastein an, von wo sie zwischen dem 21sten und 24sten August ihre Rückreise antraten, um noch mit den andern Kindern, wahrscheinlich auf einem der Güter, zusammenzutreffen.

Frau v. Humboldt that das Bad auch diesmal außerordentlich wohl. Er selbst auch fühlte sich gestärkt. Ueberhaupt hatte ihm Gastein unendlich gefallen und ganz eigen an sich gefesselt. „Ich habe nicht leicht," schrieb er den 31. Oktober, „eine anziehendere Berggegend gesehen und eine reizendere Stille genossen, als da. Ich werde mit großem Vergnügen wieder hingehen."

Als Humboldt dieses schrieb, war er wieder zu Tegel eingetroffen. Alsbald aber ging er in die Stadt, in der diesmal noch ein besondrer Genuß seiner wartete. Sein Bruder Alexander legte, was er schon in Paris einmal, aber in französischer Sprache vorgetragen hatte, jetzt seiner Vaterstadt vor: die Ergebnisse nämlich seiner Forschungen über physische Erdkunde, indem er einen Cyclus von Vorlesungen darüber eröffnete. Er begann diese Vorträge in einem der Säle des Universitätsgebäudes am 3. November 1827 und schloß, mit der 61sten Vorlesung, am 26. April des nächsten Jahres. In freier Rede, mit aller Kraft des Geistes und

aller Wärme des Herzens, führte der beredte Lehrer das Weltall in einer wunderbaren Bilderreihe vorüber. Dieſe Vorträge erregten ſo großes Aufſehen und zogen ſo viele Zuhörer herbei, daß der Vortragende gezwungen war, faſt gleichzeitig einen zweiten Curſus über denſelben Gegenſtand in der großen Halle der Singakademie zu beginnen, eine Wiederholung des erſtern, nur eingerichtet für eine größere und gemiſchtere Verſammlung. Da erſchienen der König, die königliche Familie, die erſten Männer und Frauen der Stadt, und zwar ununterbrochen. [1]) Wilhelm Humboldt war natürlich unter den Zuhörern; vielleicht aber zog er die ſtrengern Vorträge im Univerſitätsgebäude vor. Den 1. März 1828 äußert er ſich gegen den Wiener Freund, für den faſt jede geiſtige Größe der Zeit etwas Dämoniſches hatte, alſo: „Alexander iſt wirklich eine puissance und hat durch ſeine Vorleſungen hier eine neue Art des Ruhmes erworben. Sie ſind unübertrefflich. Die Furcht würden ſie aber leicht verlieren. Er iſt mehr wie je der Alte, und es iſt, wie es war, ein Charakterzug in ihm, ſelbſt eine eigne innre Scheu, eine nicht abzuleugnende Beſorgniß in der Art des Auftretens zu haben.“

Bekanntlich gab Alexander v. H. damals nur einen Vorgeſchmack deſſen, was er jüngſt erſt in ſeinem Cosmos, als unvergänglichen Schlußſtein langen Wirkens, auch der Welt vorzulegen begonnen hat. [2])

Im Frühjahr 1828 machte W. v. H. ſeine letzte größere Reiſe. Frau v. Bülow, ſeine jüngſte Tochter, war in Berlin

---

1) Varnhagen von Enſe, in ſeinem Haus von Held. Leipzig 1845. S. 244—45 — ſo vieler Zeitungsberichte aus jenen Tagen nicht zu gedenken.

2) Siehe deſſen Cosmos. Entwurf einer phyſiſchen Erdbeſchreibung. 1. B. Stuttgart und Tübingen. 1845. S. IX.—XII.

geblieben, ſollte aber nun ihrem Gatten nach London nachfolgen. Humboldt beſchloß, mit der Frau und der älteſten Tochter die jüngſte an ihren Beſtimmungsort zu begleiten und zugleich einen Beſuch in Paris zu machen.

Den 30. Mai reisten ſie von Berlin ab. Sie gingen ſogleich nach Paris, wo ſie mehrere Wochen verweilten, um jedoch nach der Rückkehr von London nochmals daſelbſt einzuſprechen.

Paris bot damals einen beſonders ſchönen und anregenden Eindruck. Es war der glänzende Zeitpunkt von Guizot's, Couſin's, Villemain's Vorleſungen, die Epoche eines großen geiſtigen Aufſchwungs, der gleich mächtig zum Sturz der älteren Bourbonen und zur Gründung einer politiſch beſſern Zeit, als zur Erweiterung des geiſtigen Geſichtskreiſes der franzöſiſchen Nation beitrug. Ueberhaupt war das geiſtige Treiben dort damals überaus aufſtrebend und erfriſchend.

Auch nicht blos für allgemeinere Intereſſen, ſondern nicht weniger für ganz ſpezielle war ein immer größerer Reichthum dort zu finden. Zu Paris hatte das allgemeine und vergleichende Sprachſtudium zur Zeit eine Art Centralpunkt gefunden, hier ſtand es in der höchſten Blüthe. Silveſtre de Sacy, der Vater der allgemeinen Sprachforſchung in Frankreich, auch unſerm H. von früher her bekannt, wirkte hier inmitten einer neuen ſprachgelehrtern Generation, unter die der große deutſche Sprachforſcher nicht als ein unbekannter Name trat. Schon in der Sitzung vom 19. Auguſt 1825 hatte ihn die Pariſer Akademie der Inſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften, zugleich mit dem Philologen Creuzer in Heidelberg, mit großer Stimmenmehrheit zu ihrem auswärtigen Mitgliede (associé étranger) ernannt. [1]) Doch viele der jüngern Gelehrten und

1) Vergl. Allg. Zeitung, 27. Aug. 1825 (Art. Frankreich.)

Sprachforſcher Frankreichs lernte er gewiß jetzt erſt perſönlich kennen, z. B. Champollion, den Erforſcher der Hieroglyphen, Jacquet, den Kenner aſiatiſcher Sprachen. Beſonders aber hatten Abel Rémuſat, St. Martin, Bournouf, und ſein in Paris lebender Landsmann Julius Klaproth ihn durch ihre wohlwollende Aufnahme zu Danke verpflichtet. „Ich mag," ſchrieb er nach der Rückkehr in die Heimath, den 13. Dez. deſſelben Jahres, dem Letztgenannten, „ich mag dieſe Herren nur nicht mit Briefen beläſtigen und warte nur eine paſſende Gelegenheit ab. Ich werde mich ewig der intereſſanten Wochen in Paris in dieſem Frühjahr erinnern." [2]) Humboldt blieb auch mit faſt allen dieſen Männern in wiſſenſchaftlicher Correſpondenz und ergriff noch an Ort und Stelle die Gelegenheit, für ein ſo freundliches und ehrendes Entgegenkommen eine Art Gaſtgeſchenk zurückzugeben. Er trug, während ſeines Aufenthalts in Paris, im Inſtitut, deſſen Mitglied er war, eine neue ſprachgelehrte Abhandlung vor. [3])

Zu London traf Humboldt ſeinen Schwiegerſohn, Frhr. v. Bülow, auf dem Poſten, den er ſelbſt einſt inne gehabt; er konnte auch ſonſt manchen Staatsmann, manchen Gelehrten entweder erſt kennen lernen oder wieder begrüßen. Der große Canning war ſchon todt. Dagegen fand H. ſeinen frühern Collegen, den öſterreichiſchen Botſchafter Fürſten Paul Eſterhazy, welchen wiederzuſehen, wie er wenigſtens an Gentz ſchrieb, ihn im recht eigentlichſten Verſtande freute; dann den als Miniſter für die hannöveriſchen Angelegenheiten noch immer in London lebenden Grafen von Münſter. König Georg IV., der ſchon als Prinz-Regent Humboldt ſeine Gunſt

2) Dieſes Schreiben an Klaproth wurde im 3. Heft von Dorow's Facſimilies mitgetheilt.

3) Ueber die Verwandtſchaft des griechiſchen Plusquamperfektums, der reduplicirenden Aoriſte und der Attiſchen Perfekta mit einer Sanskritiſchen Tempusbildung.

zugewendet hatte, empfing ihn jetzt mit der größten Auszeichnung. Er verlieh ihm nicht nur das Großkreuz des Guelphenordens, sondern ließ ihn auch durch den berühmten englischen Maler Ritter Lawrence für den Waterloo-Saal auf dem königlichen Schlosse Windsor malen, wo Humboldt's Bild jetzt hängt neben denen der Monarchen, der ersten Staatsmänner und Feldherrn der Befreiungszeit, neben Metternich, Hardenberg, Schwarzenberg, Wellington und Blücher!

Den 19. Julius verließ Humboldt mit den Seinen — der Gemahlin und ältesten Tochter — die brittische Hauptstadt. Sie begaben sich wieder nach Paris und eilten, nach einem nochmaligen Aufenthalt daselbst, über Straßburg nach Gastein, wo sie vom 15. August bis 15. September die Badkur wiederholten. Es ist sehr wahrscheinlich, daß sie dort mit Gentz, dem sie ihren Aufenthalt für diese Zeit angekündigt hatten, diesmal wirklich zusammentrafen.

Den Rest des Herbstes brachte H. noch in Tegel zu.

Nachdem das Bad von Gastein auf das Befinden der Frau v. Humboldt längere Zeit so glücklich gewirkt hatte, daß ihr Gemahl noch am 1. März dieses Jahres mit einer Art Triumph an Gentz schreiben durfte, er könne sich aus dem Reiseplan, von dem er ihn unterrichte, abnehmen, wie gut es mit der Gesundheit der Frau stehe, brach jetzt, nach der Rückkehr von der Reise, das Uebel plötzlich stärker hervor und nahm bald die schlimmste Wendung. Schon Ende Novembers und Anfang Decembers lag sie sterbenskrank in Berlin; [1]) im Januar hieß es abermals, sie sei am Sterben, [2]) doch fristete

---

1) Briefwechsel zw. Göthe u. Zelter, V. 133.
2) Rahel's Briefe, III. 320 (16. Jänner 1829).

ſich das Leben bis in den März. Noch am 24ſten dieſes Monats ſchrieb Rahel in einem Brief: „Frau von Humboldt war am Sonntag [am 22ſten] ſchon ſterbend; ſchlug die Augen auf, ſagte zum Mann: „Es iſt ein Menſch fertig!“ ſelbſt den Tod erwartend. Vergebens; ſie lebt wieder; nimmt Antheil. Alexander erzählte dies. Schönes Wort. Gott ſei bei ihr. Sie ſoll viel gebetet haben. Ganz recht. Das heißt mit Gott ſprechen. Anderes haben wir ihm nicht zu ſagen.“ Nun aber ging es mit Frau von Humboldt ſchnell zu Ende; ſie ſtarb am 26. März 1829.

Der Verluſt dieſer Frau mußte weit empfunden werden. „Die ſeltenen Vorzüge ihres Geiſtes und Charakters,“ ſagte eine öffentliche Mittheilung aus Berlin [3]) nach ihrem Tode, „machten die Verewigte zum Gegenſtande allgemeiner Theilnahme und Verehrung.“ Auch war ſie durch ihre Reiſen mit Allem in Verbindung gekommen, was das Zeitalter in Wiſſenſchaft und Kunſt Großes aufzuweiſen hatte, und wie in Rom, in Wien und Paris, war auch in Berlin ihr Haus der Mittelpunkt der geiſtreichſten und angenehmſten Geſellſchaft geweſen.

Am tiefſten aber empfand ihren Verluſt die Familie, vor allem der Gemahl. Seine Liebe zu ihr hatte ſchon in den letzten Jahren an Innigkeit noch zugenommen, jetzt aber erreichte ſie den Höhepunkt. Es war, als wenn er ſich ihrer neu verſichert hätte, nachdem ſie ihm in eine höhere Welt vorangeſchritten. Das Bild ihres Weſens verließ ihn nicht mehr; es ſchlang ſich in alle ſeine Ideen, es folgte ihm in ſeine Träume, es veredelte jede Stunde, die er ſtrengen Forſchungen entriß. Endlich mußte die Hoffnung auf perſönliche Fortdauer, die immer in ihm gelebt, in dieſem Drang, mit ſeiner Gattin wieder vereinigt zu werden, unendlich an Zuverſicht und Stärke gewinnen.

---

3) Allg. Zeitung, 19. April 1829.

Was ihn nach ihrem Tode zuerſt beſchäftigte, war ein Grabmonument, das er ihr auf ſeinem Landſitz Tegel, unter Mitwirkung des großen Bildhauers Rauch, zu errichten beſchloſſen hatte. Dies Denkmal erhob ſich an einer Stelle des Parkes, die die Abgeſchiedene vorzüglich geliebt und zu ihrer Ruheſtätte ſelbſt ausgewählt hatte. Einſtweilen wurde der Leichnam auf dem Kirchhofe in Tegel beigeſetzt, bis das Grabmal vollendet war. [4]) Wie oft ſchritt dann, unter Schauern der Ewigkeit, unſer verlaſſener Freund den Cypreſſengang durch, der nach dem Denkmal führt, das dieſe Reſte barg, von deſſen Gipfel aber eine ſchöne Statue von Thorwaldſen, die Spes, die der Künſtler eigens für Frau v. Humboldt in Marmor ausgearbeitet, [5]) tröſtend und beſeligend herabblickte!

Bald konnte er von Tegel ſich kaum mehr trennen. Er zog ſich aus dem Gewühl der Stadt in dieſe Einſamkeit zurück, um ganz ſeinen Erinnerungen und ſeinen Studien zu leben.

Daß der Tod der Gemahlin auch in ſeinen Studien einen Abſchnitt machte und welchen, wollen wir ſpäter berichten. Zunächſt war es ein Glück für ihn, daß ſich mancherlei Zerſtreuungen und Beſchäftigungen darboten, die ſeine Mußeſtunden ausfüllten und erquickten; was um ſo nothwendiger war, da, wenige Wochen nach jenem Todesfalle, (im April) auch ſein Bruder, Alexander, für längere Zeit von Berlin ſchied, der jetzt ſeine letzte große Reiſe, die nach dem Ural, antrat und erſt am Schluſſe des Jahres zurückkehrte.

---

4) Allg. Zeitung, a. a. O.

5) Im Jahr 1817; vergl. Friederike Brun, Römiſches Leben, II. 327–28.

Zu den zerſtreuenden Beſchäftigungen, die unſerm H. jetzt zu Theil wurden, gehört beſonders der Antheil, der ihm bei der großartigen Einrichtung des neuen Muſeums übertragen wurde. Der König rief ihn im Mai (1829) an die Spitze einer Commiſſion, die den Auftrag zur innern Einrichtung dieſer neuen Schöpfung erhielt — eine Wahl, die man von allen Seiten mit Zuſtimmung und Antheil begrüßte. In Berlin freute man ſich beſonders auch, daß der hochverehrte Staatsmann durch Annahme dieſer ſchönen und gewiß fruchtbringenden Wirkſamkeit den dortigen Lebenskreiſen näher vereint bleiben würde, als dazu nach dem herben Verluſt, den er kürzlich erlitten, der Anſchein vorhanden war. [1])

Die niedergeſetzte Commiſſion beſtand aus den erſten Künſtlern und namhafteſten Kunſtforſchern Berlins: aus Schinkel, dem Erbauer des Muſeums, den Bildhauern Rauch und Tieck, dem Maler Wach, dem Hofrath Hirt und dem nachherigen Direktor der Gemäldegallerie, Dr. Waagen. Mit den meiſten dieſer Männer war H. längſt verbunden; auch wirkte er, an der Spitze des Kunſtvereins, mit ihnen vereinigt. Beſonders freundſchaftlich ſtand er zu Rauch und Schinkel. Nächſt den Mitgliedern der Commiſſion widmete auch der kunſtliebende Kronprinz der Muſeumseinrichtung großen Antheil. Es verſtand ſich, daß H. bei Leitung dieſer Sache ſich mehr als geſchäftskundiges, denn als ſachverſtändiges Mitglied benahm, wobei ihm Raum genug blieb, eigene Anſichten und Erfahrungen, die er erworben, zum Vortheil der Berathung mitzutheilen. Sein Antheil aber ging vornehmlich dahin, die Berathung zu leiten, widerſprechende Anſichten auszugleichen, endlich die Beſchlüſſe herbeizuführen, nach beendigtem Geſchäft aber dem Könige geziemenden Bericht über die getroffene Einrichtung und die Motive derſelben vorzulegen.

1) Allg. Zeitung, 29. Mai (Correſp. a. Berlin, vom 20. Mai).

Beſonders gab die Anordnung der Gemäldegallerie zu intereſſanten Erörterungen Stoff. Die Berliner Sammlung hatte ſich zwar noch kürzlich durch manche Ankäufe, namentlich durch die Solly'ſche Gallerie, bereichert, doch gehörte ſie noch keineswegs zu den bedeutendſten ihrer Art. Man mußte daher um ſo eifriger bedacht ſein, ihren Werth durch eine zweckmäßige Aufſtellung zu erhöhen. Man wählte eine geſchichtliche Aufſtellung, und führte ſie mit ganzer Strenge durch, damit nicht nur „die äußerliche Geſchichte in der Fortbildung des Techniſchen, ſondern der weſentliche Fortgang der innern Geſchichte in ihrem Unterſchiede der Schulen, der Gegenſtände und deren Auffaſſung und Behandlungsweiſe" erkennbar ſeien. Und in der That iſt es beſonders dieſe ſinnvolle Anordnung, was die Gemäldeſammlung des Berliner Muſeums auszeichnet.

Als die Commiſſion ſowohl über die Wahl der Gemälde, als über deren Anordnung vorläufig übereingekommen war, zog man, dem Wunſche des Kronprinzen gemäß, noch einen angeſehenen auswärtigen Kunſtkenner, den Freiherrn v. Rumohr, zu Rathe. Dieſer, wie er ſelbſt berichtet, [2]) war eben (im J. 1829), von einer Reiſe in Italien, nach Holſtein auf ſeine Güter zurückgekehrt, als ihn ein Schreiben Humboldt's benachrichtigte, daß die Commiſſion ſich auf Anregung des Kronprinzen mit ihm in Verbindung zu ſetzen wünſche, und ihn zu Begutachtung ihrer Sitzungsprotokolle auffordere. Hr. v. Rumohr unterzog ſich dieſem Auftrag, und ſeinem Gutachten und Plane iſt man mit ſehr leichter Abänderung zuletzt gefolgt.

Am 3. Auguſt 1830 ward das Muſeum, eine neue Zierde Berlins, eröffnet, und am 21ſten deſſelben Monats ſtattete Humboldt dem Könige über die getroffene Einrichtung

---

2) Rumohr, Drei Reiſen in Italien, Leipzig, 1832. S. 277–78. 290.

Bericht ab. Der König war davon außerordentlich befriedigt. Auch das Muſeum ehrte das Andenken der Begründer. In ſeiner Vorhalle ſtehen zwei Marmorbüſten: die Schinkel's, des Erbauers, und die W. v. Humboldt's, dem die erſte Organiſation der Anſtalt übertragen war. Die Büſte des Letztern iſt vom Bildhauer Tieck gearbeitet, nach einer andern, die einſt Thorwaldſen in Rom gefertigt hatte.

Bekanntlich iſt die Anordnung der Gemälde des Muſeums, noch zu Lebzeiten W. v. H.'s, der Gegenſtand eines berüchtigten Streites geworden. Ein Mann, der ſich ſchon überlebt hatte, ſeines Namens wegen aber ſelbſt in die Commiſſion gezogen wurde, aus dieſer jedoch noch vor Beendigung des Geſchäfts ausgeſchieden war, Hofrath Hirt, trat ein paar Jahre nachher öffentlich gegen die getroffene Einrichtung und namentlich Rumohr's Vorſchläge auf; der Angriff wurde jedoch durch den Direktor der Gemäldeſammlung, Dr. Waagen, in einer beſondern Schrift (1832) nach Gebühr zurückgewieſen.

Zur Stärkung des körperlichen Befindens ging Humboldt in den Jahren 1829 und 1830 wieder nach Gaſtein. Für Gemüth und Geiſt aber ſuchte er noch andere Labungen. Mehr noch, als bisher, lebte er jetzt auch der Vergangenheit. Und wie der ſchwärmeriſche Zug, die Sentimentalität, die ſeiner Jugend eigen geweſen, nun im Alter auffallend wieder zu ihm zurückkehrten, ſo hing er auch mit verdoppelter Innigkeit an dem, was ihn in frühen Jahren beglückt hatte — an Rom, an den Jenaer Tagen, beſonders aber an dem Andenken Schiller's. Längſt hatte er wohl die Abſicht, das ſchöne Denkmal ihres Umgangs, ſeinen Briefwechſel mit dieſem dereinſt der Welt zu übergeben; durfte doch ſchon Körner, der

Herausgeber der Schiller'schen Werke, in dem schon 1812 diesen beigefügten Lebensabriß des Dichters mehrere Stellen aus jenem Briefwechsel mittheilen. Nun, nachdem Göthe seine Correspondenz mit dem Freunde veröffentlicht, stand H. nicht an, dasselbe zu thun. Er bereitete Anfang des Jahres 1830 die Herausgabe des Briefwechsels und schrieb im Mai, zu Tegel, die herrliche Vorerinnerung dazu. Die Sammlung erschien, kurz darnach, im Cotta'schen Verlag zu Stuttgart.

Unmittelbar daran knüpfte sich eine ähnliche Beschäftigung — die auf den noch lebenden Dichterfürsten Göthe und auf Rom Bezug hatte. Göthe hatte im vorangegangenen Jahre den letzten Theil seiner italienischen Reise veröffentlicht, worin besonders die Schilderung seines zweiten römischen Aufenthalts mächtig hervorleuchtete. Mußte nun eine Mittheilung der Art H. jederzeit aufs tiefste berühren, so besonders jetzt und in seiner damaligen Stimmung. Hiezu kam, daß ein Mann, der jetzt öfter mit ihm verkehrte, und der als besonders eifriger Verehrer Göthe's bekannt ist, Varnhagen von Ense nämlich, den guten Gedanken hatte, H. zur Besprechung des neuen Werkes in den Berliner Jahrbüchern aufzufordern. Schon im März hatte Varnhagen deshalb nach Tegel geschrieben. Humboldt fand den Antrag sehr dankenswerth und schrieb am 21sten desselben Monats von da zurück: „Es ist allerdings ein anziehender Gedanke, über Göthe's Aufenthalt in Rom zu schreiben, da der Mann und der Ort so viele Betrachtungen herbeiführen, die man leicht mit einander verbinden kann. Ich habe aber eigentlich zwei sehr widersprechende Eigenschaften in mir, immer pünktlich Wort zu halten, und meine Freiheit doch sehr ungern gebunden zu fühlen. Darum ist es mir in der That, so sehr ich es bedaure, unmöglich, Ew. Hochwohlgeboren Güte ganz zu entsprechen, und die Recension wirklich zu übernehmen. Ich

will in den nächsten zwei bis dritthalb Monaten die Sache im Auge behalten. Sollte ich Ihnen dann aber nichts zuschicken, so bitte ich Sie, mir das ausdrückliche Geständniß zu ersparen, daß ich nichts, was ich des Gegenstandes würdig hielte, zu Stande gebracht habe." Doch ließ er diese schöne Veranlassung nicht vorübergehen, sondern sagte den Aufsatz bald bestimmt zu; doch konnte er denselben erst am 20. August von Tegel abgehen lassen. Er leitete ihn mit folgenden Worten an Varnhagen ein: „Es thut mir überaus leid, den von mir selbst gesetzten Zeitpunkt um mehrere Wochen überschritten zu haben, und Ew. Hochwohlgeboren erst heute die Arbeit zu schicken, zu welcher Sie mich mit so vieler Güte aufgefordert haben. Ich bin Ihnen für diese Aufforderung recht aufrichtig verbunden, da mir die Arbeit sehr viel Vergnügen gemacht hat. Es bleibt mir jetzt blos zu wünschen übrig, daß Sie auch Ihren Erwartungen entsprechen möge. Sollte ich zu spät kommen und die Göthe'sche Schrift anderweitig vertheilt sein, so erbitte ich mir den Aufsatz zurück. Wünschen Ew. Hochwohlgeboren Abänderungen in einzelnen Stellen, so haben Sie nur die Güte, mir dieselben anzuzeigen. Ich werde mich dann sehr gern darüber mit Ihnen besprechen." Das Buch war nicht vergeben, und an Aenderungen dachte man nicht. Man war froh, einen solchen Schatz heben zu dürfen. Schon im September erschien dieser Aufsatz in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik. Der Verfasser hatte nicht nur die schönste Gelegenheit gefunden, seiner eignen Erinnerung an Rom tiefe, sehnsuchtsvolle Worte zu leihen, sondern zugleich die Selbstvollendung unseres großen Dichters zu Rom, im Mittelpunkte neuerer Kunst, zu veranschaulichen — was um so dankenswerther war, weil Viele entweder nur die Jugendwerke des Dichters schätzen, oder darüber verwundert stehen, daß Göthe während seiner italienischen Reise nicht ein neues größeres

Werk concipirte, ſondern nur die ſchon entworfenen umbildete und vollendete.

Mit dieſem Aufſatz mußte dem noch lebenden Dichter eine große Freude bereitet ſein. Varnhagen hatte es auch nicht erwarten können, ihn von der an Humboldt ergangenen Aufforderung zu benachrichtigen. Darauf antwortete Göthe (25. April): „Herrn Miniſter von Humboldt empfehlen Sie mich zum allerbeſten; lehnt er auch ab, über dieſes oder jenes ſich öffentlich zu erklären, ſo bin ich doch gewiß, daß es ihm manche angenehme Stunde macht, denn ſein Andenken, wie aller innigſten Freunde, iſt mir ganz eigen und individuell vor der Seele, da wo frühere Bezüge, deren ich ſo viele auf das liebenswürdigſte genoſſen, in die Erinnerung treten.“ [1]) Als Humboldt's Aufſatz erſchienen war, ſchrieb auch Zelter darüber an Göthe (26. Sept.) und zwar ſo, als verſtehe ſich das ganz von ſelbſt, daß man Göthe'n rühme und preiſe. „Nun iſt ſeit 8 Tagen,“ ſchrieb er, „auch die diesjährige Kunſtausſtellung offen. Vor einigen Tagen kommt der Miniſter von Humboldt auf mich zu: „Haben Sie denn wohl meine Anzeige des 29ſten Bandes von Göthe's neuer Ausgabe (über Rom) geleſen, womit ich mir auch Ihren Dank verdienen wollen?“ Glücklicher Weiſe konnte ich eben Rede ſtehen, um das erwartete Lob auszuſprechen. Dieſe Kritik hat auch inſofern Werth, da ſie von einem gelehrten Diplomaten ausgeht, der Jahre nach einander italieniſche Kunſt und Natur an Ort und Stelle in friedlicher Muße als Nahrung und Speiſe einnehmen können.“ Göthe antwortete ihm aber gleich darauf alſo (29. Okt. 1830): „Mich freut, daß Du Herrn v. Humboldt wegen ſeiner Aeußerungen über meinen

1) Der Brief findet ſich in der Reihe von Briefen Göthe's an Varnhagen, welche in Th. Mundt's litterariſchen Zodiacus, Okt. 1835, S. 260—80, mitgetheilt worden.

römiſchen Aufenthalt etwas freundlich Dankbares geſagt haſt; mir haben ſie zu Erinnerung und Nachdenken viele Gelegenheit gegeben. Es iſt merkwürdig, wie er alles an- und aufregt, wie er ſich in die dortigen Zuſtände verſenkt hat, und mich daſelbſt betrachtet. Ihm von innen heraus entgegen zu gehen, fand ich alle Urſache, und bin auf mancherlei Betrachtungen über mich ſelbſt zurückgeführt worden." [2])

So ſprach Göthe, und mit vollem Recht; denn dieſer Aufſatz gehört zu dem Beſten, was über ſeinen Dichtercharakter und den Bildungsgang deſſelben geſchrieben worden iſt.

Während H. in ſolcher Weiſe an Kunſt und der Litteratur Theil nahm, im Stillen aber mehr noch in ſeine Sprachforſchungen verſenkt war, brach in Paris eine Revolution aus, die der vorurtheilslos Betrachtende längſt hatte kommen ſehen können. Mit einem Schlage ward der Zuſtand Frankreichs geändert. Ganz Europa ſchien eine neue Epoche antreten zu wollen, und wirklich wurde faſt in allen Frankreich benachbarten Ländern entweder ein neuer Zuſtand herbeigeführt oder doch ein namhafter Fortſchritt errungen. Deutſchland verdankt dieſem Anſtoß einen regern Sinn für politiſches Leben und — den Zollverein. Freilich ſtand aber auch der Feind im Weſten viel bedrohlicher da; im Oſten war die polniſche Wunde aufgebrochen; Deutſchland, und Preußen insbeſondere, befanden ſich in ſehr kritiſcher Lage.

Der Bruder unſeres Humboldt, der jetzt immer höher im Vertrauen des Königs ſtieg, und, bei ſeiner langen Verbin-

---

2) Briefwechſel zwiſchen Göthe und Zelter, VI. 25. 40—41.

dung mit der französischen Hauptstadt, sich sehr natürlich zum Vermittler zweier Nationen darbot, ging schon im September 1830, zur Begrüßung der neuen Dynastie, und im Februar des nächsten Jahres abermals mit einer wichtigen Sendung nach Paris. Doch auch an Wilhelm sollte diese Zeit nicht spurlos vorübergehen. Nicht nur, daß er gewiß den Gang der Begebenheiten mit aufmerksamem Blick verfolgte; er erlebte auch eine Art politischer Rehabilitation. Sei es, daß man einen Mann, zu dessen Talent man in einer so kritischen Zeit vielleicht noch seine Zuflucht zu nehmen genöthigt werden konnte, dem Staate wieder nähern wollte, oder daß man höchsten Ortes nicht mehr den frühern Widerwillen hegte, der König ergriff die Gelegenheit, um H. eine Ehrenbezeigung zu Theil werden zu lassen, die er längst verdient hatte. Er verlieh ihm den höchsten Orden des Staats, den schwarzen Adler-Orden, und rief ihn, wenn auch nicht in das Staatsministerium, doch in den Staatsrath zurück. Die Sache ging also: H. war Anfang August von einer Reise ins Herzogthum Sachsen heimgekehrt, [1]) und hatte am 21sten desselben Monats dem Könige seinen Bericht über die getroffene Einrichtung des Museums übermacht. Darauf erließ der König an ihn nachfolgende Cabinetsordre:

„Ich habe den Bericht vom 21. v. M., den Sie Mir über die Ausführung des Ihnen ertheilten Auftrags zur Einrichtung des Museums erstattet haben, mit besonderem Interesse gelesen, und gebe Ihnen Meine vollkommene Zufriedenheit über die unter Ihrer Leitung getroffenen Einrichtungen zu erkennen. Ihre Vorschläge habe ich überall sehr zweckmäßig gefunden und den Minister der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten veranlaßt, auf die Realisation derselben seine Aufmerksamkeit zu richten und über die Modalitäten der Ausführung bald an mich zu berichten. Zum Beweise Meines fortdauernden Wohlwollens und in Anerkenntniß

1) Allg. Zeitung, 9. Aug. 1830.

Ihrer früheren um den Staat erworbenen Verdienste, habe ich Ihnen Meinen schwarzen Adler-Orden verliehen, dessen Insignien Sie hierbei erhalten. Ich wünsche zugleich, daß Ihre Gesundheit es Ihnen gestatten möge, wiederum eine Wirksamkeit bei den Berathungen des Staatsraths zu übernehmen. In dieser Voraussetzung habe Ich den Staatsrath von Ihrer erneuerten Theilnahme an den Sitzungen und Arbeiten desselben in Kenntniß gesetzt. Berlin, den 15. Sept. 1830. Friedrich Wilhelm." [2])

Alexander v. H., der vielleicht nicht ohne Einfluß auf diese allerhöchste Gunstbezeugung gewesen war, äußerte darüber am Tage seiner Abreise nach Paris (26. Sept.) schriftlich: [3]) „Mein Bruder hat eine Art Restauration gemacht; ich hoffe, sie soll dauerhaft sein."

Diese Wiedereinführung in den Staatsrath war allerdings nur eine Art Restauration zu nennen. H. trat nicht, als aktiver Minister, in das Staatsministerium zurück. Auch der Pension wurde nicht gedacht. — Doch schon diese theilweise Wiedereinsetzung erregte große Freude im Publikum; [4]) freilich mehr der Erwartungen wegen, die sich daran knüpften. Denn man hoffte gleich, der Eintritt in den Staatsrath werde nur der Vorläufer sein und H. wirklich wieder in Aktivität gesetzt werden. [5]) Ja es verbreitete sich schon das Gerücht, er sei mit Ausarbeitung eines Constitutionsentwurfes beauftragt worden. [6]) Von all dem aber ging nichts in Erfüllung; es hätte dies eine Systemsveränderung vorausgesetzt, an die der alte König nicht dachte, wie sehr auch die kritischen äußern Verhältnisse an frühere Versprechungen erinnern konnten. Endlich kann man nicht glauben, daß H. in den Jahren, in

---

2) Allg. Zeitung, 13. Okt. 1830.
3) In einem ungedruckten Briefe an Gentz, dem er zur Belustigung auch ein Gedicht seines Bruders beilegt.
4) Vergl. Allg. Zeitung, 5. Okt. 1830.
5) Ebendas., 4. Okt. 1830.
6) Ebendas., 13. Dez. 1830.

welchen er jetzt ſtand, die ſchon gewählte Aufgabe verlaſſen und die Laſt eines Miniſteriums von neuem übernommen haben würde, wenn nicht die Bedrängniß des Vaterlandes ſolches Opfer gebieteriſch von ihm heiſchte.

Dagegen konnte er, was den Wiedereintritt in den Staatsrath anlangte, dem Wunſche des Monarchen gar wohl entſprechen. Er wurde dadurch nicht verantwortlich für die Verwaltung ſelbſt, noch war er genöthigt, ſeine wiſſenſchaftliche Thätigkeit aufzugeben. Er übernahm damit nur eine geringe Beſchwerde. Der damalige Gang der innern Geſchäfte Preußens war überhaupt ein ſehr ruhiger; alles war in beſtimmte Bahnen und Gränzen gewieſen, an denen man höchſten Ortes nichts gerünelt wiſſen wollte. Im Staatsrath kam insbeſondre wenig Bedeutendes vor; es fehlte hier ſelbſt der Anlaß zu ſolcher Theilnahme, die Aufſehen hätte machen können.

Nichts deſto weniger nahm H. jetzt an den Sitzungen wieder fleißig und regelmäßig Theil. [7]) Er wurde ſogar alsbald auch in eine beſondere Abtheilung deſſelben, nämlich in die für die auswärtigen Angelegenheiten berufen. Dieſe Sektion beſtand zur Zeit [8]) nur aus drei Perſonen, aus dem General der Infanterie Frhr. v. d. Knieſebeck, dem geheimen Staatsminiſter W. v. Humboldt, und dem im J. 1832 an Bernſtorff's Stelle im Departement des Auswärtigen getretenen Miniſter Ancillon. Man könnte jedoch fragen, zu welchem Zweck überhaupt dieſe ſtaatsräthliche Sektion da war? Ancillon fühlte ſo wenig, als ſein Vorgänger, Luſt, einen ſeiner Schritte zur Begutachtung dieſes Comités zu bringen, um ſo mehr, da er hinreichend unterrichtet ſein

7) Man berichtet hie und da unrichtig, H. habe ſich auch aus dem Staatsrath bald wieder zurückgezogen. Es ſchien nur ſo, weil dieſe Behörde damals wenig oder nichts zu thun hatte.

8) Siehe das Handbuch f. d. preuß. Hof u. Staat f. d. J. 1834. S. 41.

konnte, wie weit entfernt ein Humboldt war, die „Ehre," an Dingen, wie den geheimen Wiener Conferenzbeſchlüſſen von 1834, mitgewirkt zu haben, mit ihm theilen zu wollen.

Wir wiſſen, daß H. nach dem Tode ſeiner Gattin Tegel zum Wohnſitz erkohren, das er bald auch im Winter nicht mehr verließ. In den letzten Jahren kam er nur ſelten nach Berlin, ſelten beſuchte er ſelbſt die Sitzungen der Akademie. Einen Theil der Familie hatte er bei ſich, zuvörderſt die unverheirathete älteſte Tochter, Caroline, die nun ſeine Hauptſtütze war; aber auch der zweiten Tochter, Adelheid, und deren Gemahl, dem General v. Hedemann, war es vergönnt, dieſe letzten ſechs Jahre um ihn zu ſein. Daneben fehlte es gar nicht an Zuſpruch aus der Hauptſtadt. Prinzen, Staatsmänner, Gelehrte wandelten gern zu dem Geiſte, der jetzt in Tegel hauſ'te. Manche Zeit jedoch war dieſer ſo in ſeine Studien verſenkt, daß er Niemanden ſah, als den engſten Kreis der Seinen, und ſelbſt hohe Perſonen nicht angenommen werden konnten.

Auch das körperliche Befinden mahnte ihn, ſeine letzten Aufgaben ſtreng im Auge zu behalten. Seit dem Tode der Gattin zeigten auch ſeine phyſiſchen Kräfte eine Abnahme, die bei unauslöſchlicher Wehmuth und in angeſtrengter Geiſtesthätigkeit ſichtbar zunahm. Wer ihn ſpäter in Berlin ſah oder öffentlich reden hörte, konnte ſich nur ſchwer ein Bild dieſes einſt ſo rüſtigen Mannes machen; als wenn die Maſſe der Ideen, die es in ſich trug, nun zu ſchwer wurde, ſenkte ſein Haupt ſich immer tiefer auf die Bruſt hinab; ſelbſt der Zunge verſagte die vielgeübte Beweglichkeit. Um ſich zu ſtärken, beſuchte er noch in den Jahren 1831, 1832 und 1833

das Seebad Norderney; das Bad that auch seine Wirkung; es war ihm innerlich ganz wohl. Schien es doch, als wolle das Geschick sein Leben so lange fristen, bis dessen Aufgabe vollendet wäre.

Wir werden die Studien und Arbeiten, denen diese letzten Jahre seines Lebens vorzugsweise gewidmet waren, nachher näher berühren. Es galt ihm jetzt vor allem, sein großes Werk über den Sprachbau und über die Kawisprache zu vollenden und die Summe von Ideen, die sein Eigenthum geworden, völlig in Ordnung zu bringen.

Die wichtigsten dieser Ideen legte er in dem großen Sprachwerk nieder; aber er hatte auch ein Gefäß gefunden, um die Empfindungen, die sein Gemüth bewegten, festzuhalten. Das Bedürfniß, Ideen und Gefühle, die ihn lebhaft beschäftigten, in ein dichterisches Gewand zu hüllen, hatte er früh schon gefühlt; „es nahm aber auf eine denkwürdige Weise mit dem Alter und mehr noch mit der Stimmung zu, in welcher ein jeden Augenblick des Daseins erfüllendes Gefühl eines großen Verlustes dem Anblick der Natur, der ländlichen Abgeschiedenheit, dem Geiste selbst eine eigene Weihe giebt. Die Frucht einer solchen minder trüben, als gerührten und feierlichen Stimmung war eine große Zahl von Gedichten, alle in einer und derselben Form, deren Existenz weder seinem Bruder noch irgend einem andern Gliede seiner ihn liebevoll umgebenden Familie bekannt wurde." Er hatte jeden Abend, mehrere Jahre, die Sonette, selbst auf kleinen Reisen, seinem Sekretair Ferdinand Schulz (jetzt als geheimer Sekretair bei der Verwaltung der Staatsschulden in Berlin angestellt) in die Feder diktirt. Jetzt ist auch schon ein Theil dieser Gedichte der Oeffentlichkeit übergeben. Einem jeden Bande der gesammelten Schriften des Verewigten hat sein Bruder Alexander, dem wir obigen Bericht verdanken, [1]) eine Auswahl aus diesem Cyclus

1) Siehe dessen Vorrede zu W..v. H.'s. ges. Schr. B. I. S. V.

ergreifender Sonette beigegeben, ſo daß uns jetzt faſt ein paar hundert derſelben vorliegen, was freilich nur ein kleiner Theil dieſes poetiſchen Nachlaſſes iſt, der auf zwölf hundert ſolcher Sonette ſich belaufen ſoll. „Vielleicht geſchieht es," ſagt der Verfaſſer ſelbſt in einem der Gedichte, „daß eine freundliche Hand eine kleine Zahl dieſer kunſtloſen Gedichte, die mir als leichte Bilder vorſchwebten und des Lebens Sorge milderten, vom Untergange rette — ſo daß, wenn ich dahingegangen, ich denen, die nach meinem Laut verlangen, dann in des Liedes Klange wiederkehre."

Wer Humboldt bis an die Gruft geleiten will, muß dieſe Gedichte aufſuchen. Da ſehen wir ihn, den Heroen des Alterthums ähnelnd, mit unerſchütterter Ergebenheit die Bruſt dem Schickſal bieten und dem Tod entgegen gehen. Muth allein, ſagte er, zieht die Hülfe von oben, den Hauch der Gottheit, nieder. Gleichmüthig ſieht er die dunkelbraunen Haare bleichen, und wenn zuletzt ſelbſt die Sprache verſtummt, taucht zwar einen Moment die Sehnſucht nach dem ſüßen Menſchenlaute auf, bald aber weiß er ſich glücklich, daß er in der Stille eine innre Welt ſich auferbaut aus dem, was ſonſt den Lippen er vertraute. Das niedere Gewühl der Welt berührt ihn nicht mehr; ſeine Welt iſt der Gedanke. „Wem nie die Glut für dieſes Reich erkaltet, wer ſeine Grenzen auszudehnen ſucht, und nur zu leben glaubt, wenn das gelingt, der in zwei Welten ſicher herrſchend ſchaltet." Als ein ſolcher Herrſcher erſcheint er hier, ſinnend über die Räthſel des Lebens, die Geſetze des Daſeins, die Beſtimmung des Menſchen und unſre Zukunft, den glücklich preiſend, der noch hier im Leben des Denkens unbegränzte Fläche beſchiffen und, fern der Welt und ihren Tandgeſchäften, den Blick feſt an den Nordſtern heften kann. Doch nicht die Müdigkeit am Weltgeſchäft hebt uns allein ſchon über das Nichtige und Verwirrende in ihr empor; nur ein ernſter Wille führt in die hellere Region.

Er ſelbſt erſcheint wie ſchon der Welt entrückt, und Geiſterrede ſcheint uns anzuwehen. Er macht ſich mehr und mehr mit dem Gedanken des Todes vertraut, die Zweifel aber nicht umgehend, die das Menſchenherz dabei befallen. Mit jedem Athemzuge aber wächst ihm die Zuverſicht auf ewige Dauer, und Hoffnung lächelt ihm Beſeligung hernieder. Weiß er doch, daß er leben, daß er mit der, die ihm vorangegangen, wieder vereinigt ſein werde! Selbſt die Erinnerung an das Vergangene iſt er bereit zurückzulaſſen, wenn nur die Liebe bleibt, und nur dieſe Sehnſucht beſchwichtigt wird.

Nur ſo lang er auf der Erde weilt, mag er die zwei tröſtenden Göttinnen, die ihn begleiten, nicht von ſich ſcheiden ſehen — die Erinnerung und hoffende Sehnſucht. Erinnerung führt ihm alles Schöne, das er genoſſen, die Tage ſeiner Jugend, die Freunde, das heiß beſungene Rom, Albano und die Gebirge Caſtiliens zurück. Es iſt dies aber nicht eine Erinnerung, die ihm die Gegenwart entleidet; ſie erquickt ihn nur als geiſtiger Beſitz. Jetzt feſſelt ihn ja der Ort, die ſtillen Mauern, die er mit Liebe ſich erbaut. „Wie könnt' ich," ſagt er, „von der theuern Stelle weichen, wo ich mir ew'ge Heimath ſüß gegründet? Wie täglich nicht die nie Vergeſſne grüßen?" Iſt ihm doch auch das Vaterland, das dürftig große, nun doppelt theuer. Alle Schönheiten des Südens erbleichen vor dem Reiz der heimathlichen Welt, da, in Liebe zu ihr, der Geiſt doppelte Funken ſprüht. Die Treue fragt nach Schönheit nicht, nach Größe; ſie hängt an dem, was einmal ſie geliebt, und liebt es fort in ſeiner nackten Blöße. Sah er nicht eben da, wo die vaterländiſche Erde am meiſten mit ihren Reizen kargt, ein Volk auf ſichern Bahnen des Geiſtes fortſchreiten; nicht wiegte da ein wohllebiges Daſein die Bewohner, ſondern in raſtloſer Thätigkeit, mit dem Schwert und mit dem Wiſſen gewappnet, arbeitete auf dem Boden, den der Seher hatte bereiten helfen, langſam und

ſchwer darniedergehalten, ſich der neue Hort unſerer Nationalität und Zukunft empor.

Endlich aber zog eine Erinnerung den einſam Glücklichen von allem Schönen, das er genoſſen, weg und führt ihn mächtig in die Arme der andern Begleiterin, der Hoffnung. Die theure Abgeſchiedene iſts, die vor Allen in dieſen Liedern gefeiert wird; die Sehnſucht nach ihr, der Drang, wieder mit ihr vereinigt zu werden, läßt keinen zweiten Wunſch aufkommen. Selbſt das Geleit der Genien, die ſeine Jugend, ſein Leben ſonſt erhöhten, bittet er ſich nur bis zum Grabe aus. Dann ſoll ihn ganz die Liebe halten, die hier ſchon von der Welt ihn erſt recht abgezogen, von der alles, was ſelbſt im Dichterkranze ſtrahlt, ſein Licht borge. In dieſen Gedichten iſt ſie der Anfang und das Ende. Seine Träume beglückt die Geliebte mit ihrem Wiedererſcheinen; in der Wiedervereinigung mit ihr ruht all ſein Hoffen.

Davon reden wir nicht, wie ſich in dieſen Dichtungen Neigungen und Studien des edlen Greiſes durchſchlingen, wie ſelbſt der griechiſche Mythos darin zum Symbol des Allerneueſten und Individuellſten wird, wie endlich in den mannigfaltigſten Beziehungen ein unendlicher Stoff des Deutens und Sinnens geboten iſt; nur über die Form noch ein Wort. Wunderſam ſchmiegt der innigen Empfindung, die hier mit einer ſeltnen Tiefe der Reflexion gepaart iſt, ſich das künſtliche Gefäß des Sonettes an, das, bei unſern Dichtern wenigſtens, nur da recht am Platze iſt, wo die Glut des Innern mächtig genug lodert, um auch das ſprödeſte Metall, den Gedanken, zu ſchmelzen, und ein innrer Trieb dazu reizt. Bei Wenigen war dies ſo der Fall, wie bei Humboldt.

In der That, auch die poetiſche Litteratur unſerer Nation hat durch dieſe Gedichte eine Bereicherung erhalten. Nicht ein großer Dichter ſpricht darin, aber ein um ſo größerer Geiſt, ein Mann, dem auch früher nicht die Begabung abging,

wo die Macht der Begeiſterung und die Stärke der Empfindung ihn antrieb, etwas wahrhaft Poetiſches zu ſchaffen, deſſen poetiſche Zunge aber jetzt erſt, an der Schwelle der Ewigkeit, ganz gelöst wurde. Wir verkennen darum nicht, daß dieſe Dichtungen, wie ſie in mehr oder minder glücklicher Stunde zur Erquickung ihres Schöpfers auftauchten, nicht gleichen Werth, noch gleiche Vollendung bekommen haben. Deſſenungeachtet aber wünſchen wir, daß die Auswahl der Sonette noch nicht geſchloſſen ſei. In einem Kranze, den wir flechten, hat auch das geringere oder minder vollkommene Blatt ſeinen Werth, wenn es den Wechſel unterhält und durch ſein Dunkel den Glanz der andern erhöht.

Zwei Verbindungen, die dieſe letzten Lebensjahre ſchmückten, müſſen wir noch beſonders hervorheben — die mit ſeinem Bruder Alexander und die mit Göthe.

Den Bruder hatte er nun in der Nähe. Wie viel hatten ſich die zu ſagen, die ſo lange getrennt geweſen waren, und — aus Gründen, die man leicht erräth — nicht einmal ſchriftlich ihr Herz ausſchütten konnten. Die Briefe, die ſie einander ſchrieben, waren ſelten und öde, wie eine Landſchaft ohne Waſſer und ohne Grünes. Denn, wie es zu gehen pflegt, ſie theilten ſich am Ende ſelbſt das nicht mit, was ſie ganz ungeſcheut hätten ſagen dürfen. — Mit welcher Freude mußte alſo Wilhelm den Bruder in die Heimath zurückkehren und ihn, den Jüngern und Rüſtigeren, neben ſich ſeine Bahn fortſchreiten ſehen! Wir wiſſen, wie von Jugend an ihre Studien Hand in Hand gingen, wie auch auf weit auseinanderführenden Bahnen Einer des Andern Richtung theilnehmend und mitgehend verfolgte, und wie ſelbſt in ganz entgegengeſetzten

Forſchungen die Verwandtſchaft der Naturen und die Seite, an der ſie ſich berührten, erkennbar blieb. Wenn der Eine ſich in die Geſetze des geiſtigen und geſchichtlichen Lebens oder in Ueberreſte verſchwundener Völker und Sprachen vertiefte und in ſeiner Thätigkeit manchmal wie auf einen Punkt gebannt ſchien, der Andere indeß ſich die phyſiſche Welt in immer größerer Ausdehnung unterwarf, mußten Beide doch bei der Natur des Menſchengeiſtes, bei den Menſchenſtämmen, bei der Verſchiedenheit der Sprachen wieder zuſammentreffen. Aber auch bei der größten Entfernung ihrer Thätigkeit konnte die gleich harmoniſche Bildung, ihre Denkart und Richtung, endlich ſelbſt die Art und Schönheit ihrer Darſtellungsweiſe die ſichere Gemeinſamkeit des Urſprungs und den feſten Zuſammenhang ihrer Weſen bekunden. Auch ſchienen ſie gemüthlich, immer enger an einander gekettet zu werdrn. Es darf uns daher nicht wundern, wenn man dieſe Brüder mit dem Namen: „deutſche Dioskuren" beehrte. Was man auch zu ſolchen Benennungen ſagen mag, ſo bleibt doch anerkannt, daß Beide in unſerer Wiſſenſchaft und in unſerm Leben als Vorbilder leuchten, und ein Hort ſind derer, die ihren Fußſtapfen folgen.

Den Bruder noch ſo rüſtig zu ſehen, mußte für W. v. H. ein um ſo größeres Glück ſein, als er daran die Hoffnung knüpfen durfte, daß die Herausgabe ſeines litterariſchen Nachlaſſes von dieſem beſorgt und überwacht ſein werde.

Daß Humboldt's Verbindung mit Göthe nie abriß, haben wir ſchon im Obigen geſehen. Auch ſtanden ſie fortwährend in Briefwechſel [1]) und hörten nicht auf, einan-

1) Leider wird dieſer noch immer zurückgehalten. Ein vereinzeltes Wort aus einem Briefe an Humboldt (v. 22. Okt. 1826),

der durch thätiges Intereſſe und durch Theilnahme zu fördern. [2])

Hat es, vor allem in unſerer Zeit, ſchon etwas unendlich Wohlthuendes, das Zuſammenhalten zwei ſo bedeutender Menſchen durch faſt ein halbes Jahrhundert zu betrachten, ſo muß es uns doppelt ergreifen, wenn wir ſehen, wie dieſelben bis zur Stunde des Todes mit den großen Gedanken, die ihr Leben bewegten, ſich erfreuten und ermuthigten. Zum Glück liegt der Schluß ihres Briefwechſels ſchon in einigen Bruchſtücken vor, die wir hier folgen laſſen.

Den 1. December 1831 ſchrieb Göthe an W. v. Humboldt:

„ . . . Im Allgemeinen kann ich wohl ſagen, daß das Gewahrwerden großer produktiver Naturmaximen uns durchaus nöthigt, unſere Unterſuchungen bis ins Allereinzelſte fortzuſetzen; wie ja die letzten Verzweigungen der Arterien mit den Venen ganz am Ende der Fingerſpitzen zuſammentreffen. Im Beſondern aber kann ich wohl ſagen, daß ich Ihnen oft näher geführt werde, als Sie wohl denken, indem die Unterhaltungen mit Riemer gar oft aufs Wort, deſſen etymologiſche Bedeutung, Bildung und Umbildung, Verwandtſchaft und Fremdheit hingeführt werden.

„Ihrem Herrn Bruder, für den ich keinen Beinamen finde, bin ich für einige Stunden offener, freundlicher Unterhaltung höchlich dankbar geworden. Denn obgleich ſeine Anſicht, die geologiſchen Gegenſtände aufzunehmen und darnach zu operiren, meinem Cerebralſyſteme ganz unmöglich wird, ſo habe ich mit wahrem Antheil und Bewunderung geſehen, wie dasjenige, wovon ich mich nicht überzeugen kann, bei ihm folgerecht zuſammenhängt und mit der

---

worin Göthe den Zweck ſeiner Helena (im 2ten Th. des Fauſt) darlegt, leſen wir jetzt bei Riemer, in den Mittheilungen über Göthe, II. 571.

2) So findet ſich auch in Göthe's Zeitſchrift: „Kunſt- und Alterthum" vom J. 1820, (B. II. H. 3. S. 191—92.) eine Zugabe unter der Aufſchrift: Umgekehrte Ableitung, die: v. H. unterzeichnet iſt und ohne Zweifel von Humboldt herrührt. Sie giebt die richtigere Ableitung des franzöſiſchen Wortes: verjus, auf eine, welche Göthe im vorangegangenen Heft verſucht hatte.

ungeheuern Menge seiner Kenntnisse in Eins greift, wo es dann durch seinen unschätzbaren Charakter zusammengehalten wird.

„Darf ich mich im alten Zutrauen ausdrücken, so gesteh' ich gern, daß in meinen hohen Jahren mir alles mehr und mehr historisch wird; ob etwas in der vergangenen Zeit, in fernen Reichen, oder mir ganz nah räumlich im Augenblicke vorgeht, ist ganz eins, ja ich erscheine mir selbst immer mehr und mehr geschichtlich; und da mir meine gute Tochter Abends den Plutarch vorliest, so komm' ich mir oft lächerlich vor, wenn ich meine Biographie in dieser Art und in diesem Sinn erzählen sollte.

„Verzeihen Sie mir dergleichen Aeußerungen! Im Alter wird man redselig, und da ich diktire, kann mich diese Naturbestimmung wohl auch überraschen." . . .

G.

Wilhelm von Humboldt aber antwortete an Göthe:

„Tegel, am 6. Jan. 1832.

„Es hat mich unendlich gefreut, aus ihrem Briefe zu sehen, daß Sie gesund, heiter mit Ideen beschäftigt und rüstig zu jeder schönsten und gelungensten Hervorbringung sind. Auch bin ich wohl und mehr als je zur Arbeit aufgelegt. Viel davon schreibe ich allerdings der Nordsee (denn für die baltische Schwester habe ich nur, geringen Respekt) zu. Indeß ist es mir auch, als wäre ich mehr als je bisher der Fall war, auf den Punkt gekommen, auf dem sich alle meine frühern Arbeiten und Studien in Eins zusammenziehen. Ich sehe dies als eine Mahnung an, der Dauer der Folgezeit nicht zu viel zu vertrauen, sondern die Gegenwart zu benutzen, um das, was ich wohl fühle, was aber noch unentwickelt und zum Theil unerwiesen in mir liegt, dargestellt und ausgeführt, zugleich mit mir davon zu tragen und hinter mir zurückzulassen. Denn beides verbindet sich immer in meiner Vorstellung. Man besitzt in Ideen nur ganz, was man, außer sich dargestellt, in Andere übergehen lassen kann, und wie dunkel auch alles Jenseitige ist, so kann ich es nicht für gleichgültig halten, ob man vor dem Dahingehen zur wahren Klarheit des im langen Leben in Ideen Erstrebten gelangt, oder nicht? So weit kann sich die Individualität nicht verlieren, und da es einmal in der Welt zwei Richtungen giebt, die, wie Aufzug und Einschlag, das geschichtliche Gewebe bilden, das immer abbrechende Leben der Individuen und ihre Entwicklung

und die Kette des durch ihre Hülfe vom Schickſal zuſammenhängend Bewirkten, ſo kann ich mir einmal nicht helfen, das Individuelle für die Hauptſache anzuſehen, von welcher der Weltgang eine gewiſſermaßen nothwendige Folge iſt.

„Die Klarheit vor mir ſelbſt bleibt mir daher, wenn ich nicht glaube, viel zu verſäumen zu haben, das dringendſte Motiv zur unausgeſetzten Arbeit, und ich fühle mich glücklich, daß dieſe ſich jetzt in mir in feſtern Richtungen bewegt.“ . . .

Der Ihre

Humboldt. [3])

Göthe's Antwort, am Morgen deſſelben Tages, an welchem er Nachmittags tödtlich erkrankte (17. März 1832), geſchrieben, iſt im Schlußheft von Kunſt und Alterthum B. VI, H. 2. (1832) S. 622—25, abgedruckt worden.

Sie lautete alſo:

„Nach einer langen unwillkührlichen Pauſe beginne folgendermaßen und doch nur aus dem Stegreife. Die Thiere werden durch ihre Organe belehrt, ſagten die Alten, ich ſetze hinzu: die Menſchen gleichfalls, ſie haben jedoch den Vorzug, ihre Organe wieder zu belehren.

„Zu jedem Thun, daher zu jedem Talent, wird ein Angebornes gefordert, das von ſelbſt wirkt und die nöthigen Anlagen unbewußt mit ſich führt, deswegen auch ſo geradehin fortwirkt, daß, ob es gleich die Regel in ſich hat, es doch zuletzt ziel- und zwecklos ablaufen kann.

„Je früher der Menſch gewahr wird, daß es ein Handwerk, daß es eine Kunſt giebt, die ihm zur geregelten Steigerung ſeiner natürlichen Anlagen verhelfen, deſto glücklicher iſt er; was er auch von außen empfangen, ſchadet ſeiner eingebornen Individualität nichts. Das beſte Genie iſt das, welches alles in ſich aufnimmt, ſich alles zuzueignen weiß, ohne daß es der eigentlichen Grundbeſtimmung, demjenigen, was man Charakter nennt, im mindeſten Eintrag thue, vielmehr ſolches noch erſt recht erhebe und durchaus nach Möglichkeit befähige.

---

3) Dieſe Bruchſtücke des Göthe-Humboldt'ſchen Briefwechſels wurden erſt jüngſt mitgetheilt von Fr. v. Müller, im Anhang zu der mehrerwähnten Anzeige von Humboldt's geſ. Werken. (Neue Jen. Lit.-Zeitung, 1843. Nro. 1—2.)

„Hier treten nun die mannigfaltigſten Bezüge ein zwiſchen dem Bewußten und Unbewußten. Denke man ſich ein muſikaliſches Talent, das eine bedeutende Partitur aufſtellen ſoll: Bewußtſein und Bewußtloſigkeit werden ſich verhalten, wie Zettel und Einſchlag, ein Gleichniß, das ich ſo gerne brauche.

„Die Organe des Menſchen durch Uebung, Lehre, Nachdenken, Gelingen, Mißlingen, Förderniß und Widerſtand und immer wieder Nachdenken, verknüpfen ohne Bewußtſein in einer freien Thätigkeit das Erworbene mit dem Angebornen, ſo daß es eine Einheit hervorbringt, welche die Welt in Erſtaunen ſetzt.

„Dieſes Allgemeine diene zu ſchneller Beantwortung Ihrer Frage und zur Erläuterung des wieder zurückkehrenden Blättchens.

„Es ſind über ſechzig Jahre, daß die Conception des Fauſt bei mir jugendlich, von vorne herein klar, die ganze Reihenfolge hin weniger ausführlich vorlag. Nun hab' ich die Abſicht, immer ſachte neben mir hergehen laſſen, und nur die mir gerade intereſſanteſten Stellen einzeln durchgearbeitet, ſo daß im zweiten Theil Lücken blieben, durch ein gleichmäßiges Intereſſe mit dem Uebrigen zu verbinden. Hier trat nun freilich die große Schwierigkeit ein, dasjenige durch Vorſatz und Charakter zu erreichen, was eigentlich der freiwilligen thätigen Natur allein zukommen ſollte. Es wäre aber nicht gut, wenn es nicht auch nach einem ſo lange thätig nachdenkenden Leben möglich geworden wäre, und ich laſſe mich keine Furcht angehen, man werde das Aeltere vom Neuern, das Spätere vom Frühern unterſcheiden können; welches wir denn den künftigen Leſern zur geneigten Einſicht übergeben wollen.

„Theilen Sie mir aber auch etwas von Ihren Arbeiten mit. Riemer iſt, wie Sie wohl wiſſen, an die gleichen und ähnlichen Studien geheftet und unſere Abendgeſpräche führen oft auf die Gränzen dieſes Faches.

„Verzeihung dieſem verſpäteten Blatte! Ohngeachtet meiner Abgeſchloſſenheit findet ſich ſelten eine Stunde, wo man ſich dieſe Geheimniſſe des Lebens vergegenwärtigen mag.

Weimar, den 17. März 1832.

Treu angehörig
J. W. Göthe.

Vier Tage darauf ſtarb der Dichter, am 22. März 1832. Humboldt's Erwiederung traf gerade im Moment der feier-

lichen Beſtattung Göthe's (26. März) zu Weimar ein; [4]) der Inhalt dieſes Briefes aber iſt noch nicht bekannt worden.

Nun aber ergriff Humboldt die erſt dargebotene Gelegenheit, ſeine Anſicht über Göthe — die auch das mißlungenſte Alterserzeugniß nicht zu erſchüttern vermocht hätte, [1]) — noch einmal öffentlich darzulegen. Noch bevor Schelling in der Akademie zu München dem großen Genius einen würdigen Nachruf ſprach, hielt Humboldt zu Berlin die Todtenrede [2]) auf den Genoſſen. Als er nämlich am 1. Mai 1832 den Jahresbericht im Kunſtvereine ablegte, hatte er unter andern Beweiſen wohlwollenden Antheils, deren der Verein ſich in letzter Zeit ſich zu rühmen gehabt, auch eines zu gedenken, an den ſich, wie er ſagt, bei ſämmtlichen Anweſenden eine ſehr ſchmerzliche, aber zugleich unendlich wohlthuende Erinnerung knüpfen werde. Es war ein von Göthe noch unterm 4. Jänner d. J. an Herrn Geh. Rath Beuth gerichteter Brief, in welchem er für eine Sendung, die Letzterer ihm im Namen des Vereins hatte zugehen laſſen, ſeinen Dank ausgeſprochen und ſich vorbehalten hatte, nachträglich noch ein Wort über die Wahl der Gegenſtände, die er den jüngern Künſtlern empfohlen wiſſen

---

4) Fr. v. Müller, a. a. O.

1) Humboldt erlebte noch das Erſcheinen des zweiten Fauſt (1833). Es mußte ihm jedenfalls hohes Intereſſe erregen, zu ſehen, wie der Dichter ſich die Entwicklung des Stoffes gedacht hatte, wie ſich darin ſeine Weltanſchauung und ſelbſt in Schöpfungen einer greiſenhaften Phantaſie noch ein unverwüſtlicher Künſtlergeiſt zeigte. Das Werk ſelbſt freilich war mißlungen!

2) Dieſe Todtenrede, als ein wichtiges Zeugniß für Göthe, wurde ſchon im Schlußheft von „Kunſt und Alterthum" (B. VI. H. 3. S. 609—616) mitgetheilt; jetzt iſt ſie auch unter den Berichten aus den Verhandlungen des preußiſchen Kunſtvereins in Humboldt's geſ. Werken, Th. III. S. 356—58 zu leſen.

wollte, zugehen zu laſſen. Dieſen Brief las Humboldt vor; dann fuhr er alſo fort:

Es iſt unendlich beklagenswerth, daß wir auf die Belehrung Verzicht leiſten müſſen, die uns der Verewigte in dieſen Zeilen zuſagt. Dies Verſprechen ſelbſt aber beweist, wie ſehr er bis zu den letzten Tagen ſeines Lebens damit beſchäftigt war, jedem Kunſtbeſtreben die fördernde Richtung zu geben. Dies Bemühen, auf die Geiſtesthätigkeit ſeiner Zeitgenoſſen einzuwirken, war ihm beſonders eigenthümlich, ja man kann mit gleicher Wahrheit hinzuſetzen, daß er ohne alle Abſicht, gleichſam unbewußt, blos durch ſein Daſein und ſein Wirken in ſich den mächtigen Einfluß darauf ausübte, der ihn vorzugsweiſe auszeichnet. Es iſt dies noch geſchieden von ſeinem geiſtigen Schaffen als Denker und Dichter, es liegt in ſeiner großen und einzigen Perſönlichkeit. Dies fühlen wir an dem Schmerze ſelbſt, den wir um ihn empfinden. Wir betrauern in ihm nicht blos den Schöpfer ſo vieler Meiſterwerke jeder Gattung, nicht blos den Forſcher, der das Gebiet mehrerer Wiſſenſchaften erweiterte, und ihnen durch tiefe Blicke in ihre innerſte Natur neue Bahnen vorzeichnete, nicht blos den immer theilnehmenden Beförderer jedes auf Geiſtesbildung gerichteten Beſtrebens. Es iſt uns neben und außer dieſem allem, als wäre uns blos dadurch, daß er nicht mehr unter uns weilt, etwas in unſren innerſten Gedanken und Empfindungen und gerade in ihrer erhebendſten Verknüpfung genommen. Indem wir aber dies ſchmerzlich empfinden, belebt uns zugleich wieder die Ueberzeugung, daß er in ſeine Zeit und ſeine Nation Keime gelegt hat, die ſich den künftigen Geſchlechtern mittheilen und ſich lange noch fortentwickeln werden, wenn auch ſchon die Sprache ſeiner Schriften zu veralten beginnen ſollte.

Es giebt in jeder, zu einem höheren Grade der Bildung gelangten Nation ein Gemeinſames der Ideen und Empfindungen, das ſie, wie ein geiſtiges Element, in welchem ſie ſich bewegt, umgiebt. Es beruht dies nicht auf einzelnen feſten und beſtimmten Anſichten, es liegt vielmehr in der Richtung aller, in der Form, von der in jeder Art der Seelenthätigkeit, Maaß und Weite, Ruhe und Lebendigkeit, Gleichgewicht und Uebereinſtimmung abhängt, und es wirkt auf dieſe Weiſe zuletzt, durch die dadurch bedingte Anknüpfung des Sinnlichen an das Unſinnliche, auf die ganze Anſchauung der äußeren und inneren Welt. Auf dieſen Punkt hin

war Göthe's Individualität zu wirken vorzugsweise bestimmt. In dies geheimnißvolle Innere, wo Ein geistiges Streben eine ganze Nation beseelt, drang er durch die Macht seiner Dichtung und die Sprache, welche allein ihm die Möglichkeit des Ausdrucks seiner Eigenthümlichkeit verstattete, die er aber wieder so kräftig und seelenvoll gestaltete. So drückte er, in einer Periode der Litteratur anfangend, wo derselbe wenig klar und entschieden dastand, dem deutschen wissenschaftlichen und künstlerischen Geiste, durch die lange Dauer seines Lebens fortwirkend, ein neues, ewig an ihn erinnerndes Gepräge auf. Die immer heitere Besonnenheit, die lichtvolle Klarheit, die lebendig anschauliche und immer von Kunstform oder einer noch tiefer geschöpften Gestaltung beherrschte Naturauffassung, die große Freiwilligkeit des Genies, alle diese Göthe so vorzugsweise auszeichnenden Eigenschaften führten ihm die Gemüther, wie von selbst, bildsam zu. Es hat in Niemanden je eine gerechtere, mehr durch die innerste Eigenthümlichkeit begründete Scheu vor allem Verworrnen, Abstrusen, mystisch Verhüllten gegeben, als in ihm. Dies zusammengenommen machte seinen Einfluß so allgemein, so leicht und so tief. Was sich so heiter und lichtvoll darstellte, was der Quelle, aus der es entsprang, so ohne Mühe und Anstrengung entfloß, wurde eben so aufgenommen und fest gehalten, und wurzelte zu weiterer Entwicklung.

Da Göthe die Natur immer zugleich in der Einheit ihres Organismus und in der vollen Entfaltung ihrer gestaltenreichen Mannigfaltigkeit auffaßte, so konnte die Gedanken- und Sinnenwelt nie einen schroffen Gegensatz in ihm bilden. Die Wirklichkeit gab in ihm ihre Gestalt nur auf, um eine neue aus der Hand der schaffenden Phantasie zu empfangen. Dadurch, um diese Betrachtungen auf eine Weise zu schließen, die uns zu unserm Gegenstande zurückführt, wurde er vorzüglich der Kunst so wohlthätig. Er war mit ihr durch alle Anlagen seines Geistes verwandt, und hatte sich von allen Seiten mit ihr durch Anschauung, Sammeln und Ueben befreundet, jener oben erwähnte allgemeine Kunstsinn war in ihm tiefer als in irgend sonst Jemand begründet. Er leistete unendlich viel unmittelbar für die Kunst durch Belehrung, Ermunterung und Förderung jeder Art, aber alles dies wurde durch das überwogen, was sie ihm mittelbar verdankte. Er bereitete durch das stille Wirken seines ihr geweihten und von ihr durchdrungenen Wesens

ein langes Leben hindurch ihr den Boden in den Gemüthern ſeiner Zeitgenoſſen zu, weckte den ſchlummernden Funken der Liebe zu ihr, richtete aber die Neigung und die Forderung nur auf das Streben, was, gleich entfernt vom Zwange einengender Regeln und von phantaſtiſcher Willkührlichkeit, dem freien, aber durch innere Geſetze geleiteten Gange der Natur folgt.

Dies war zugleich das letzte Mal, daß Humboldt ſelbſt mit größerer Bedeutung öffentlich hervortrat. Er kam zwar, bis kurz vor ſein Ende, noch jezuweilen in die Stadt, auch des Kunſtvereins wegen. Im Uebrigen aber brachte er das Jahr 1834 ganz in Tegel zu; ſein Streben war durchaus auf Vollendung des großen Sprachwerks gerichtet.

Wer ihn in dieſer Einſamkeit aufſuchte, fand ihn ſtets hingebender und gefühlvoller. Wir wiſſen zwar, daß ein ſchwärmeriſch-idealer Zug ihn nie verlaſſen; doch wußte er ihn kräftig durch ſeinen praktiſchen Sinn, durch den Verſtand zu zügeln. Nie hatte er der tiefen und zarten Gefühle ermangelt; in der großen Mitte ſeiner Laufbahn aber hielt er, aus vielen Gründen, Haus mit ſeiner inneren Wärme; nur die, denen er innerlichſt zugehörte, oder die ihm ebenbürtig dünkten, fanden ihn jederzeit hingebend; Anderen, oft längſt Bekannten, erſchien er kalt und gemüthlos. Er verhüllte ſich mit Abſicht und behandelte, im Gefühl der Ueberlegenheit, ſelbſt Menſchen, die etwas Beſſeres verdient hätten, nur als Gegenſtand ſeiner Unterhaltung, ſo daß eine große Zahl der Zeitgenoſſen nichts in ihm ſehen wollte als einen ungeheuern Verſtand, den durchdringendſten Blick und ein rieſenhaftes Wiſſen. Anders jedoch erſchien er nach ſeinem Rücktritt aus dem öffentlichen Leben, vorzüglich aber in dieſen letzten Jahren. Jetzt gab er ſein Weſen offen und ohne Rückhalt hin; ſelbſt jene Sentimentalität,

die ſeinen früheſten Jahren eigen geweſen war, kehrte zurück, zwar in geklärterer Form, gehoben von der Mannhaftigkeit des im Weltlauf durchgebildeten Charakters, von der Tiefe des Gedankens und der Anſchauung einer reichern Phantaſie, ſonſt aber in einer Stärke, wie nur die Jugend ſie haben kann. Was er Niemanden mittheilen konnte, vertraute er wenigſtens den ſtillen Reimen, die er hinterließ. Doch auch im Umgang, im gewöhnlichen Daſein trat das innigſte Gefühl unverſtellt hervor, in ſanfter Güte, in liebevoller Theilnahme, die jedes Herz zu edler Rührung ſtimmten. So beglückte ihn der Genius ſeiner Jugend, als er beſchäftigt war, die letzten Aufgaben ſeines Denkerlebens zu löſen.

Doch unendlich mehr, als jenen, die ihn nur in einzelnen Momenten ſahen, mußte das Weſen des Mannes ſich denen offenbaren, die das Glück hatten, ihm nahe zu ſein und ſein Thun ſtets zu beobachten. Dieſen nächſten Umgebungen erſchien er in dieſer Einſamkeit ſo großartig, daß, nach ihrer Anſicht, ſelbſt die Größe ſeines politiſchen und wiſſenſchaftlichen Lebens dagegen zurücktreten würde, wenn es gelänge, eine irgend umfaſſende Darſtellung dieſes Daſeins zu geben. In völlig unabhängiger Zurückgezogenheit, unter den tiefſten Studien, in ungetrübter Heiterkeit, den reinſten menſchlichen Empfindungen immer offen, gab er das Bild eines Mannes, der von der zärtlichſten und ſorgſamſten Liebe, von den höchſten Gedanken bewegt, mit dieſer Welt nur durch ein geiſtiges Band noch verknüpft ſchien.

Da wir eine ausgeführtere Darſtellung dieſes Zuſtandes vielleicht für immer entbehren müſſen, ſo darf es uns um ſo mehr freuen, daß uns in dem poetiſchen Tagebuche, das H. uns hinterlaſſen, doch ein Theil deſſelben abgeſpiegelt und erhalten iſt, und zwar ein großer und wichtiger Theil. Oder bedarf es etwa, um die Haltung dieſes Mannes im Angeſichte des Todes kennen zu lernen, anderer Belege, als

die in jenen Sonetten enthaltenen; und ſpricht nicht ein einziges ſchon zur Genüge dafür? Eines derſelben beſchließe dieſen Abſchnitt. Es findet ſich im vierten Band der geſammelten Werke, S. 395 und führt die Aufſchrift: „Des Lebens Ausgang.“ Er ſpricht:

Nach nichts mehr von der Welt geht mein Verlangen
Nur nach dem Ausgang meine Augen ſehen.
Mir ſüßer iſt's, wenn Weſte linde wehen,
Doch macht auch Sturmes Toben mich nicht bangen.

Wie ſonſt wohl ſehe die Natur ich prangen.
Um meiner Freuden höchſte iſt's geſchehen,
Doch mir im Geiſt Geſtalten auferſtehen,
Die lieblich ſich um meine Jugend ſchlangen.

Noch in dem letzten Augenblicke ſollen
Sie mich in heitrer Anmuth ſüß umgeben;
Daß beide Leben ſanft zuſammenſchweben,

Muß man der Erde treue Liebe zollen,
Und muthvoll Geiſt und Blick erheben,
Der Ewigkeit Erwartung aufzurollen.

* * *

Humboldt's litterariſche und wiſſenſchaftliche Thätigkeit vom Jahr 1820 bis zu ſeinem Tode.

Ehe wir die letzten Lebenstage unſeres Humboldt vorführen und ihn zur Gruft geleiten, ſchicken wir einen Ueberblick ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit während jener Mußejahre voran. Wir verknüpfen damit eine kurze Charakteriſtik deſſen, was er, namentlich in dem hinterlaſſenen Hauptwerk, als Sprachforſcher und Sprachphiloſoph geleiſtet hat. Endlich

geben wir zur Ergänzung eine Schilderung des geiſtigen Verkehrs, in dem H. in dieſen Jahren lebte, der Correſpondenz und ſo vielfacher Theilnahme an Anderer Wirken, ſo wie eine Ueberſicht der Ehrenbezeugungen, die ihm für ſo mannigfache Verdienſte bis ans Ende ſeiner Tage noch zu Theil wurden.

A. Litterariſche Thätigkeit.

Wir haben hier nur die Früchte dieſer Thätigkeit, ſo weit ſie dem Publikum übergeben wurden, im Auge. Der größere Theil davon iſt im Vorangehenden ſchon betrachtet worden; doch führe ich auch die ſchon beſprochenen Arbeiten in dieſem Ueberblicke mit auf. Hierher gehören folgende:

1) Die Abhandlung: Ueber die Aufgabe des Geſchichtſchreibers. Er las dieſelbe am 12. April 1821 in der königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin, in deren Abhandlungen aus den Jahren 1820 — 21, und zwar unter denen der hiſtoriſch-philologiſchen Claſſe ſie im J. 1822 im Druck erſchien (Berlin, 1822. 4. S. 305—22. Jetzt eröffnet ſie die Reihe ſeiner Werke, Th. I. S. 1—35).

Dieſer kurze, und doch ſo gediegene Aufſatz verdiente es in der That, an die Spitze der Humboldtiſchen Werke geſtellt zu werden; nicht blos ſeiner Bedeutung wegen, ſondern ſchon deshalb, weil er ſo ſichtbar den Uebergang aus der öffentlichen Laufbahn in die wiſſenſchaftliche Thätigkeit, die Verbindung des Staatsmannes und des Denkers charakteriſirt. Gewiſſe Grundideen zu einer Philoſophie der Geſchichte waren ſchon ſehr früh in dem Verf. aufgetaucht. Als er aber ſelbſt thätig in die handelnde Welt eingriff, fand er Veranlaſſung genug, das Gegeneinanderwirken der Kräfte, die Wendungen des Geſchicks, vor allem aber die großen und bewegenden Ideen aufzufaſſen und zu verfolgen, und es mußten ſich in ſeinem Geiſte die Elemente einer tiefer gehenden Philoſophie der Geſchichte mit Leichtigkeit entwickeln. Zwar ſchien es ihm, auch bei wiedergewonnener Muße, noch nicht angemeſſen,

ſie ſogleich und ohne das Geleit verwandter Ergebniſſe darzulegen; er wollte ſie vielmehr recht ausreifen laſſen. Doch fühlte er ſich, gleich nach dem Rücktritt aus dem Staatsleben, bewogen, einen mit dieſen Wahrnehmungen in innigem Zuſammenhange ſtehenden Gegenſtand der Unterſuchung zu unterwerfen, wobei er nothwendig einen Theil jenes Beſitzes in Anwendung bringen mußte. Er ſtellte ſich die Frage: was iſt die Aufgabe des Geſchichtſchreibers? faßte aber auch hier nur den Haupttheil der Frage ins Auge. Dieſen hob er aber auch ſogleich auf eine Höhe der Betrachtung, die bisher nicht erſtiegen worden war.

Indem er, wenn auch nur andeutend und ſkizzenweiſe, jedoch deutlich genug die verſchiedenen Gattungen und Seiten der hiſtoriſchen Kunſt, Chronik, Memoire, die äußerliche, die pſychologiſche und pragmatiſche Behandlung der Geſchichte charakteriſirte, fand er Gelegenheit, auf die auch in der Menſchenwelt herrſchenden tieferen Geſetze hinzuweiſen und eine in der Theorie der Geſchichtſchreibung beinahe gänzlich, meiſt aber auch in der Praxis offen gebliebene Lücke fühlbar zu machen. Durch alle vorher angedeuteten Behandlungen wird das Auftreten neuer gewaltiger Richtungen in der Geſchichte ſo wenig erklärt, als die Kraft, mit der die Menſchheit in größern und kleinern Kreiſen dieſe Richtungen durchzuſetzen arbeitet. Von dem Satze ausgehend, daß das Geſchehene nur zum Theil in der Sinnenwelt ſichtbar ſei, das Uebrige aber hinzuempfunden, geſchloſſen, errathen werden müſſe und daß die volle Wahrheit des Geſchehenen auf dem Hinzukommen jener unſichtbaren Theile zu der Wirklichkeit der Thatſachen beruhe, dringt H. in die geheimſten Tiefen des menſchlichen Auffaſſungs- und Produktionsvermögens, belauſcht die innere Werkſtätte des Dichters und des Künſtlers, entwirft die Gränzlinie ihrer Gebiete, zeigt, wie ſie ſich berühren, und wie ſelbſt die ſchlichteſte Naturbeſchreibung erſt noch eines aus der

Totalität des Naturkörpers entnommenen Hauches bedarf, um deſſen innern Charakter zu veranſchaulichen, der ſich weder meſſen, noch beſchreiben läßt; ſo gelangt er zuletzt zu der höchſten Forderung, die an den Geſchichtſchreiber geſtellt werden muß: „alle Fäden irdiſchen Wirkens und zugeich alle Gepräge überirdiſcher Ideen zu umfaſſen," um daraus das Geſchehene zwar in reiner Objektivität, aber in ſeinem innern nothwendigen Zuſammenhange mit der Summe des Daſeins und allen Richtungen des menſchlichen Geiſtes darzuſtellen. [1])

Er lehrt alſo: der Geſchichtſchreiber müſſe vor allen Dingen das Eintreten jener neuen, die Menſchheit lange Epochen hindurch bewegenden Ideen wahrzunehmen und ſeinen Stoff dadurch, daß er dem Kampfe für dieſe Ideen und ihrer Verwirklichung nachgehe, zu bewältigen wiſſen. Zugleich aber mahnt er daran, wie vorſichtig der Geſchichtſchreiber hiebei zu Werke zu gehen habe; wie er ſich hüten müſſe, „der Wirklichkeit eigenmächtig geſchaffene Ideen anzubilden oder auch nur über dem Suchen des Zuſammenhanges des Ganzen etwas von dem lebendigen Reichthum des Einzelnen aufzuopfern." „Dieſe Freiheit und Zartheit der Anſicht," ſagt er, „muß ſeiner Natur ſo eigen geworden ſein, daß er ſie zur Betrachtung jeder Begebenheit mitbringt; denn keine iſt ganz abgeſondert vom allgemeinen Zuſammenhange, und von Jeglichem, was geſchieht, liegt, wie oben gezeigt worden, ein Theil außer dem Kreis unmittelbarer Wahrnehmung. Fehlt dem Geſchichtſchreiber jene Freiheit der Anſicht, ſo erkennt er die Begebenheiten nicht in ihrem Um-

1) In dieſem Paſſus der Darlegung des in Rede ſtehenden Aufſatzes folgte ich der mehrerwähnten Beurtheilung der Humboldt'ſchen Werke von Fr. v. Müller, und zwar wörtlich. Denn wozu ſoll man das anders zu ſagen ſich abmühen, was ſchon in der beſten Weiſe geſagt wurde?

fang und ihrer Tiefe; mangelt ihm die ſchonende Zartheit, ſo verletzt er ihre einfache und lebendige Wahrheit." — „Wie man es aber immer anfangen möge," ſagt er an einer andern Stelle, „ſo kann doch das Gebiet der Erſcheinungen nur von einem Punkte außer denſelben begriffen werden, und das beſonnene Heraustreten iſt eben ſo gefahrlos, als gewiß der Irrthum bei blindem Verſchließen in demſelben. Die Weltgeſchichte iſt nicht ohne eine Weltregierung verſtändlich."

Somit war die ganze Frage nach ihrer innerſten Tiefe auf das Gebiet einer Geſchichtsphiloſophie gerückt, die wir noch nicht hatten, deren Begründung aber, von Herder's Zeiten her, den tiefer ſchauenden Geiſtern als eine der wichtigſten Aufgaben unſeres Nachdenkens erſchien. Es handelt ſich darum, nicht nur die Bedeutung jener leitenden Ideen und das Walten der Vorſehung in ihnen, ſondern gegenüber jener nur mittelbar oder auch unmittelbar wirkenden Hand der Vorſehung zugleich die Macht und Bedeutung der individuellen Menſchenkraft und ihrer Selbſtthätigkeit aufzufaſſen. Mit dieſen Betrachtungen war Humboldt bis an das Ende ſeiner Tage beſchäftigt; er war auch ganz dazu geſchaffen, ihre Entwicklung zu zeitigen. Wir ſahen, wie er ſie in der Correſpondenz mit Göthe berührt, und werden noch darauf hinweiſen, in welcher Weiſe er die gewonnenen Ergebniſſe in ſein Schlußwerk zur Philoſophie der Sprache verwob.

Schon das, war er in dieſer Abhandlung — gewiß eine der tiefgedachteſten und ideenreichſten, die aus ſeiner Feder gefloſſen — niedergelegt, blieb nicht ohne Wirkung und mußte es wohl auch in einer Zeit, wo man eines Theils ernſtlich beſchäftigt war, die Philoſophie der Geſchichte zu begründen, andern Theils unſerer Hiſtoriographie durch Theorie der Geſchichtſchreibung zu Hülfe zu kommen ſuchte. So iſt ſchon die Thatſache intereſſant, daß Hegel

im Winter 18²²/₂₃ zum ersten Mal Philosophie der Geschichte vortrug. [2]) Später zwar, aber noch entschiedener, zeigte sich der Einfluß dieses Aufsatzes auf die Theorie der Geschichtschreibung. Ganz eng an Humboldt schloß sich Gervinus in seinen Grundzügen der Historik (1837). Gervinus führte Manches weiter aus und bestimmte Einiges schärfer, doch wußte er zugleich auf das Verdienst des Vorgängers und den Werth dieses Aufsatzes hinzuweisen. [3])

2) Ueber die unter dem Namen Bhagavad-Gita bekannte Episode des Maha-Bharata. H. trug diese Abhandlung der Akademie in zwei Abtheilungen vor, die erste am 30. Junius 1825, wiederholt in der öffentlichen Sitzung vom 3. Julius desselben Jahres, die andere am 15. Juni 1826, gleichfalls wiederholt in der öffentlichen, am Leibnitztage dieses Jahres gehaltenen Sitzung. Gedruckt erschien sie schon 1826, einzeln, Berlin, bei Dümmler (gr. 4.), dann in den Abhandlungen der Berliner Akademie aus den J. 1825, Berlin 1828, und zwar unter denen der historisch-philologischen Classe, S. 1—64. Endlich steht sie in H.'s gesammelten Werken, I. 26—109. Von dem Inhalt und den Schicksalen dieses Aufsatzes ist schon früher (S. 433—438) berichtet worden. Humboldt gab noch einen Nachtrag zu der Abhandlung, den wir, seines Inhalts wegen, unter den sprachwissenschaftlichen Werken aufführen werden.

3) Ueber Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung. Vorerinnerung zu dem Briefwechsel

---

2) Der Herausgeber dieser Vorlesungen über Philosophie der Geschichte, E. Gans, nennt auch, in der Vorrede zu dem Werk (S. IX.), W. v. Humboldt unter denen, die dieses Feld beiläufig cultivirten, und beruft sich deshalb auf diese „stilistisch eben so meisterhafte, als dem Inhalte nach tiefe" akademische Abhandlung: „über die Aufgabe des Geschichtschreibers."

3) Siehe G. G. Gervinus, Grundzüge der Historik. Leipzig, 1837. S. 10 u. 66.

zwiſchen Schiller und Wilhelm v. Humboldt. Stuttgart und Tübingen, 1830 (S. 3—84). Er ſchrieb dieſelbe zu Tegel im Mai 1830. Gervinus nennt ſie das ſchönſte Denkmal, das dem Genius des Dichters geſetzt worden ſei, und er hat Recht, inſofern ſie das erſte tiefer gehende Urtheil war, das dem einſeitigen Standpunkt, von dem die Kritiker aus der romantiſchen Schule dieſen Dichter betrachtet hatten, nachdrücklich entgegentrat. Humboldt's Aufſatze dürfte außerdem das Verdienſt zukommen, einen Mann wie Hoffmeiſter zu einem umfaſſenden Werke über Schiller ermuthigt zu haben. Uebrigens haben wir ſchon (Th. I. S. 277. 297—312. 326—331. 339—40, Th. II. S. 454—55) verſucht, den Inhalt dieſer Vorerinnerung zu würdigen.

4) Ueber Göthe's zweiten römiſchen Aufenthalt vom Juni 1787 bis April 1788. (Beurtheilung des 29ſten Bandes von Göthe's Werken in der Ausgabe letzter Hand. Stuttgart und Tübingen, 1829). Dieſe Beurtheilung erſchien in den Berliner Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik, im September 1830 (Th. II. Nro 45—47 dieſes Jahrgangs) und findet ſich jetzt in H.'s geſ. Werken, Th. II. S. 215—41. Auch dieſer Aufſatz wurde von uns (ſ. oben Th. II. S. 455—58) ſchon hinreichend beſprochen. Er bildet mit dem Werke über Herrmann und Dorothea und der Rede nach Göthe's Hingang ein Ganzes, das ſeinen Werth nie verlieren und in Verbindung mit den Darlegungen Schiller's und A. W. Schlegel's die Grundlage der Beurtheilung unſeres größten Dichters bleiben wird. —

B. Lingniſtiſche Thätigkeit.

Während die litterariſche Thätigkeit Humboldt's, der Antheil, den er deutſcher und fremder Litteratur widmete, ſo weit als er ihn öffentlich bekundete, in dieſen letzten Jahren

doch nur einen geringen Raum einnimmt, ſehen wir ihn auf ſprachwiſſenſchaftlichem Gebiet mit einer Reihe der umfaſſendſten Forſchungen hervortreten. Manchem wird das auffallen. Mancher wird nicht begreifen, wie ein Mann, der ſo tief in die Geſchichte ſeiner Zeit eingegriffen, ſich nun ſo weit davon entfernen konnte, und ſich nicht vielmehr zu praktiſcheren Arbeiten hingezogen fühlte. Wer aber aufmerkſam dem Entwicklungsgange Humboldt's folgte, wird ſich nicht verwundern. Er weiß, wie wenig derſelbe in dem politiſchen Streben, auch wo es den Anſchein hatte, aufging, wie die intellektuelle Richtung in ihm ſtets überwog, wie ſie auch mitten im höchſten Strudel der Geſchäfte nebenher ging und jeden freien Augenblick Befriedigung ſuchte. Daß er in ſeinen Studien die praktiſchen Gebiete deshalb keineswegs hintangeſetzt, bewies ſein Wirken als Staatsmann zur Genüge. Wie hätte er ſonſt bei ſo verwickelten und durchaus poſitiven Gegenſtänden, als ihm, und vorzugsweiſe ihm, bei den Friedensſchlüſſen und während der Tage des Wiener Congreſſes zu behandeln oblagen, wie bei ſo ſchwierigen Verhandlungen, wie ſpäter im preußiſchen Staatsrath bei Berathung einer neuen Steuerverfaſſung, ſich ebenſo durch Einſicht hervorthun können, als durch Geiſt und beredten Vortrag ſeiner Meinung! Wir wiſſen auch, daß er in früheren Jahren ausführliche Unterſuchungen politiſchen Inhalts niederſchrieb, über die Gränzen namentlich, die nach ſeiner Anſicht der Wirkſamkeit des Staats, d. h. der centralen Einrichtungen in der bürgerlichen Geſellſchaft, gezogen werden ſollten. [1]) Allein die eigentliche Richtung ſeines Forſcherſinnes ging nicht dahin. Sie grub ſich tiefere Wege: nicht daß er jene abſtrakte Region vorgezogen hätte, in der zu verweilen nur dann recht lohnt, wenn es gilt, eine neues Syſtem

1) Siehe oben Th. I. S. 171–207.

der Philoſophie aufzuſtellen oder ein vorhandenes vom Grund aus zu verſtehen. Der Natur ſeines Geiſtes gemäß, dem ein völlig abſtraktes, in ſich ſelbſt zurückkehrendes Denken ſo fern lag, als fortwährendes Grübeln über den Urgrund der Dinge, und die Richtung wie die Gränze ſeiner ſpekulativen Begabung wohl erkennend, ſammelte H. ſeine Kraft auf dem Gebiete, das zwiſchen dieſer Abſtraktion und jenen praktiſchen Theilen in der Mitte liegt und das in der Zeit, in welcher ſein Geiſt ſich entſchied, unſere Denker und unſere Dichter vorzugsweiſe beſchäftigte — auf dem Gebiet, wo das Zuſammenwirken des Sinnlichen und Ueberſinnlichen, der Natur und der Geiſterwelt, alſo gerade die Natur des Menſchen, ſich am tiefſten offenbaret. Dieſes Gebiet umfaßt Anthropologie, Philoſophie der Sprache und Aeſthetik. Auch die Anthropologie berührte Humboldt, doch mehr an der äſthetiſchen Seite. [2]) Ihre allſeitige Begründung überließ er Männern, die von der Naturwiſſenſchaft ausgingen, z. B. Burdach. Mit deſto regerem Eifer griff er dafür in die Gebiete, die ſeinem Intereſſe und allgemeinen Forſchungstriebe zunächſt lagen, und in denen er etwas Nachhaltiges und Neues gründen konnte — in Philoſophie der Kunſt und Philoſophie der Sprache.

Denn auf dieſen Gebieten erging ſich nicht ſeine Denkkraft allein, ſondern ſein Forſchungstrieb überhaupt. Inſtinkt und Naturanlage machten H. zum Sprachforſcher im weiteſten Sinne. Konnte doch auch jener urſprüngliche Trieb, die Abſicht: Weſen und Entwicklung des Sprachbaues zu ergründen, erſt in den umfaſſendſten Studien und Vergleichungen der vorhandenen Sprachſchätze zur Erfüllung kommen! Aber ſelbſt die trockene Sprachforſchung reizte H., da in ſeiner Hand auch das Unſcheinbare dazu diente, Wichtiges aufzufinden oder zu begründen. — Aber eben dieſes Streben, nicht

2) Siehe oben Th. I. S. 382–388.

blos in die Tiefe, ſondern auch in die Breite der Wiſſenſchaft, und zwar linguiſtiſcher Studien, mag an einem ſolchen Manne Vielen unerklärlich dünken; uns iſt es dies gar nicht. Manche werden daraus den Schluß ziehen, daß Humboldt nur zum Forſcher geboren geweſen ſei, nicht zum Staatsmann; ſie werden ſchon in der Wahl dieſer Studien eine zu beſchauliche Natur erkennen, als daß ſolche ihm im praktiſchen Wirken nicht ſtörend hätte in den Weg treten ſollen; und zuletzt den Grund der gegen ihre Wünſche gering ausgefallenen Ergebniſſe ſeines Wirkens als Statsmann in einem mit jenem beſchaulichen Forſcherſinn zuſammenhängenden Mangel an praktiſchem Geſchick und an Staatsklugheit in ihm ſuchen. Von dem Vorhandenſein des Einen läßt ſich aber zunächſt gar kein gerechtfertigter Schluß auf den Mangel des Andern ziehen; man müßte denn erſt nachweiſen, daß ein Dritter an ſeinem Platze mehr ausgerichtet haben würde, als H., was bei der Beſchaffenheit damaliger Verhältniſſe, und namentlich der preußiſchen Zuſtände, ſo leicht nicht nachzuweiſen iſt. Es hieße ferner der menſchlichen Natur, der Natur eines ausgezeichneten Mannes enge Gränzen ziehen und manche an ſich räthſelhafte Erſcheinung noch unerklärlicher machen, wollte man annehmen, daß in einem Manne, in dem ohnehin ſich auffallende und merkwürdige Gegenſätze genug darſtellten, ſtaatsmänniſche Geſchicklichkeit nicht neben jenem Forſchergeiſt und jener Beſchaulichkeit habe beſtehen können. Kommt es denn endlich nicht in allem menſchlichen Thun beſonders darauf an, wie eine Sache gethan wird? War denn H. ein Sprachforſcher gewöhnlichen Schlages? Iſt es nicht vielmehr als ein Glück zu betrachten, daß unter andern genialen Männern auch einer von ſo umfaſſendem Geiſt und Geſchick an die Sprachwiſſenſchaft kam, da es galt, dieſe für immer aus jenem Pedantismus empor zu heben, in welchem ſie von eng-

brüſtigen Philologen gehalten wurde? Oder war es etwa ein Schaden für unſere Politik, daß ſich unter unſere Staatsmänner Einer miſchte, der noch für andere und fernliegendere Gegenſtände Sinn trug, als blos für Staatsfragen, und eben deshalb auch im politiſchen Wirken eine Kraft der Intelligenz und eine Hingebung an Ideen bewährte, die man bei unſeren hofmänniſchen oder aktenbeſtaubten Staatsleuten ſo wenig trifft; daß einmal Einer da war, deſſen geiſtige Befähigung weit über das Gegebene ſah, der aber nicht blos grollte über dieſe Beſchränktheit, nicht blos einen Anſtoß gab, ſie zu durchbrechen, ſondern Geiſteskraft, Ausdauer und Zähigkeit genug beſaß, um ſtät an der Umbildung der Dinge zu arbeiten, der, wenn auch das Glück ihn wenig begünſtigte, eine Ahnung deſſen gab, was bei günſtigeren Verhältniſſen ein hoher Sinn in Deutſchland vermöchte.

Endlich war aber doch auch jetzt der Forſchungsgeiſt dieſes Mannes nicht blos auf Litteratur und auf Sprache gebannt, ſo ſehr es den Anſchein haben mochte. Er wandte ſeine Gedanken zugleich auf ein Gebiet, das zwar auch nicht unmittelbar in die politiſchen Verhältniſſe oder die Bedürfniſſe der Nation eingreift, dennoch aber von hoher praktiſcher Bedeutung iſt, da es den Grund legt zu jeder ächten Staatsweisheit und geſunden Anſchauungen in allen Theilen der praktiſchen Philoſophie und, indem es die Vergangenheit begreifen lehrt, den Weg in die Zukunft uns erleichtert. Schon in den früheſten Jahren ſahen wir Humboldt's Betrachtung auf Grundgeſetze des geſchichtlichen Lebens gerichtet, und ſtets verfolgte er dieſe Richtung. Aus dieſem Boden — über den er bei ſeinem Antheil an großen Weltbegebenheiten immer mehr Herrſchaft gewann — erwuchs allmählig eine philoſophiſche Auffaſſung und Darlegung des Geſchehenden. Statt aber die Elemente dieſer Philoſophie ſelbſtſtändig zu entwickeln, verſenkte ſie Humboldt in die überhaupt und

beſonders bei ihm innig damit verwebte Philoſophie der Sprache. Das große Sprachwerk, das er uns hinterlaſſen, enthält neben den Unterſuchungen über die Sprache, ihr Weſen und ihre Entſtehung, zugleich Grundzüge einer Philoſophie der Geſchichte, deren Ausbau nur zu wünſchen wäre. Denn erſt die ſelbſtſtändige Entwicklung des in jenem Werke enthaltenen geſchichts-philoſophiſchen Elementes würde uns den vollen Werth und die Bedeutung deſſelben, beſonders für die Gebiete der praktiſchen Philoſophie, aufhellen; dann erſt würde die Wirkung recht zu ſpüren ſein, welche die Philoſophie der Geſchichte, von ſolchen Geiſtern aufgefaßt, in unſrer Staatswiſſenſchaft und unſrer Geſchichtſchreibung hervorrufen könnte, ſie, die ſchon unter minder praktiſchen, alſo auch weniger berufenen Händen, z. B. Hegels, ſo bedeutend erſchienen iſt. In der That, die tiefere Entwicklung der Geſchichts-Philoſophie iſt ein ſolches Bedürfniß unſrer Zeit und unſrer Wiſſenſchaft, daß Niemand wagen ſollte, einen Genius, der auch hier mitwirkend eingriff, einer unpraktiſchen Geiſtesrichtung zu zeihen.

Hier iſt ferner die Frage zu beantworten: ob denn die Sprachforſchung, wie H. ſie geübt, wirklich ſo von aller Praxis abliegt, wie es den allgemeinen Anſchein hat? Ich glaube nicht. Wir haben erſt erwähnt, wie Humboldt, unmittelbar nach dem Austritt aus ſeiner politiſchen Laufbahn, die Theorie der Geſchichtſchreibung erörterte und dabei an die Grundzüge eines für die Löſung aller praktiſchen Fragen hochwichtigen Gebietes der philoſophiſchen Wiſſenſchaft — an die Philoſophie der Geſchichte ſtreifte, und wie dieſe Richtung nicht weniger, als die Erforſchung des Sprachlichen in ſeinem innerſten Weſen lag. Auch ſchließen dieſe Forſchungen ſich keineswegs einander aus. Das vergleichende Studium und die Philoſophie der Sprache war vielmehr ein noch unbenützter, aber überaus fruchtbarer Weg, zu einer feſten und

gefunden Auffassung der Philosophie der Geschichte zu gelangen, eben der Wissenschaft, von der man mit richtigem Instinkt die Durchsicht und Ergänzung aller Theile der praktischen Philosophie und der damit zusammenhängenden Fachwissenschaften erwartet. Wenn also H. im Geleit dieser Sprachforschungen und auf deren Grunde allein zu den für die Fortbildung der Philosophie der Geschichte wichtigen Ergebnissen gelangen sollte, welche er in dem nachgelassenen Hauptwerk: „Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts" niedergelegt, dann hätten wir das Geschick zu preisen, das ihn zum Sprachforscher machte.

Nur die niedere Sprachforschung liegt weit von der Geschichte, von den praktischen Interessen ab; je höher aber sie sich aufschwingt, desto deutlicher offenbaret sie den Zusammenhang, in dem die Sprache des Menschen zu dessen ganzer Geschichte und Entwicklung steht. Der Sprachphilosoph aber wird nothwendig auch Geschichtsphilosoph werden.

Ueberhaupt liegt es im Charakter einer geistig vorgerückten Zeit, ebenso alle einzelnen Gebiete des Wissens an der Hand der Philosophie tiefer zu entwickeln, als die Philosophie wieder von einzelnen dieser Gebiete aus zu höherer Vollkommenheit zu führen. So hat die deutsche Philosophie, nach der großen und allgemeinen Richtung, die sie durch Kant empfing, den ersten großen Umschwung durch die Naturforschung bekommen, dergestalt, daß der Gründer dieser neuen Richtung die Gestalt, die er der Philosophie gab, auch im Allgemeinen Naturphilosophie nennen durfte. Nach ihr ist die Geschichte der bewegende Faktor worden, wenn sie sich auch zuerst als Philosophie des Geistes der Natur gegenüber stellte. Das nämlich, was der Schöpfer des neuesten unsrer philosophischen Systeme eigentlich erstrebte, wird vielleicht nur dadurch an's Ziel geführt werden, wenn eine tiefere

Begründung der Geſchichtsphiloſophie und von ihr aus die Durchſicht des ganzen philoſophiſchen Gebiets vorangegangen iſt. Damit aber hängt die Gründung einer neuen Disciplin, der Philoſophie der Sprache, ſo innig zuſammen, daß wir den Schöpfer derſelben als einen Hauptbeförderer dieſer Bewegung betrachten könnten, wenn er auch ſelbſt nicht ſchon eine genügendere Geſchichtsphiloſophie ſo beträchtlich angebahnt hätte. Wenn man nun auch zur Zeit auf dem ohnedies in einem gewiſſen Stillſtand begriffenen Gebiet deutſcher Spekulation jene Folge noch nicht eingetreten ſehen kann, ſo iſt damit nicht bewieſen, daß ſie nicht wirklich und zwar bald eintreten wird. Auch giebt es der denkenden Köpfe nicht wenige, die, erſättigt und unbefriedigt von dem gegenwärtigen Stand der philoſophiſchen Forſchung, einen Umſchwung dieſer Art wünſchen und erwarten. —

Sollen wir aber der Wendung des Geiſtes auf die Sprache dieſe Bedeutung zuſchreiben, ſo ſetzen wir voraus, daß die Sprachforſchung an ſich etwas ganz anders geworden ſei; wir ſetzen namentlich voraus, daß der Forſcher auf dieſem Gebiet ſich nicht nur in jener ſpeziell philoſophiſchen Richtung, die er dem Fache zu geben weiß, ſondern in der Art und Weiſe überhaupt, wie er dieſe Forſchungen betreibt, als ein Geiſt von höherem Charakter und allgemeiner Tendenz bewähre. Dieſen Aufſchwung aber hat ſeit dem Ende des vorigen Jahrhunderts unſere Sprachforſchung wirklich genommen, und wollte man einen einzelnen Mann als Repräſentanten deſſelben annehmen, ſo würde man ſchwerlich einen andern finden, den man mit gleichem Rechte als ſolchen aufſtellen könnte, wie Humboldt. Er hat nicht nur hiſtoriſch, ſeit dem Beginn dieſes Aufſchwungs, an dieſer

Arbeit innig Theil genommen, ſondern ſie auch, ſo weit es unſrer Zeit vergönnt wurde, in Höhe und Ausdehnung zugleich, am weiteſten gefördert; abgeſehen davon, daß er, als Begründer unſerer Sprachphiloſophie, zwar wackere Nachfolger, bisher jedoch keinen eigentlichen Nebenbuhler, Keinen, der ihn in Schatten geſtellt hätte, gefunden. Will man alſo ſelbſt nur die Höhe und Bedeutung, welche die Sprachforſchung im engern Sinn unter den Deutſchen erreichte, durch ein einzelnes Individuum bezeichnen, wen anders als H. können wir nennen; in wem erſchienen ſo, wie in dieſem Manne, die Forderungen, die wir hier machen können, befriedigt? Welcher von unſern ſonſt ſo ausgezeichneten Sprachforſchern hat das Gebiet, erſtens mit ſolchem Geiſt, zweitens ſo mit dem in allen Wiſſenſchaften und in dieſer beſonders fruchtbaren Drang nach Einheit [1]), nach Ueberblick des vorhandenen Stoffes, endlich mit ſolchem philoſophiſchen Tiefblick behandelt.

Zunächſt will ich nur den zweiten Vorzug ins Auge faſſen. Wer hat nicht von dem ungeheuren Umfang der Sprachſtudien unſeres Humboldt gehört? Durfte doch Alexander von Humboldt, im Vorwort zu dem nachgelaſſenen großen Sprachwerk des Bruders, von dieſem ſagen, „er ſei tiefer in den Bau einer größeren Menge von Sprachen eingedrungen, als wohl noch je von einem Geiſte erfaßt worden ſei.“ Und darf es uns wundern, daß gerade dieſer Geiſt zu ſo ausgedehnter Sprachforſchung geführt wurde — er, der von Natur mit einer ſeltenen Anlage zu Erlernung

1) „M. G. de Humboldt, que ses recherches ont conduit à considérer la tendance vers l'unité comme la méthode d'ethnographie le plus éminemment philosophique, ne pouvait négliger d'examiner“ etc. etc., ſagte, auf dieſelbe Bemerkung hindeutend, im Jahre 1832 E. Jaquet, ein großer Sprachforſcher Frankreichs, von unſerm Humboldt (Nouveau Journal Asiatique, T. IX. Paris, 1832. p. 482.).

der Sprachen ausgerüſtet war und dabei jenen Drang nach Einheit des Wiſſens hegte, der uns auf keinem Punkte der Kenntniß willkührlich ruhen läßt, ſondern immer wieder über die noch ſo ausgedehnten Gränzen hinaustreibt. Und mußte der, der das Weſen der Sprache ergründen wollte, nicht auch die unendliche Mannigfaltigkeit ihrer Erſcheinungen begriffen haben?

Humboldt's Entwicklung in dieſem Punkte kann man gar leicht mit dem Gang der neuen Sprachforſchung überhaupt in Parallele bringen. Auch er ging vom Studium der claſſiſchen Sprachen aus. Gerade während ſeiner Jugendjahre begann dieſes Studium ſich zu heben. Wir ſahen, welch großen Antheil er, an der Seite F. A. Wolf's, an Begründung unſerer Alterthumswiſſenſchaft nahm. [2]) Als dieſer Boden gewonnen war, konnte man auch der Mannigfaltigkeit der Spracherſcheinungen leichter ſich bemächtigen. Die Hauptſprachen der Neuzeit hatte H. in früher Jugend gelernt; die meiſten derſelben eignete er ſich nachher an Ort und Stelle bis zur Vollkommenheit an. Nachdem er die europäiſchen Sprachen faſt ſämmtlich ſich unterworfen und ſelbſt ſchon aus ſolchen Sprachtrümmern, wie dem Baskiſchen, ein eigenes Studium gemacht hatte, folgte er den vorſchreitenden Forſchungen der Engländer, Franzoſen und Spanier auch über die Gränzen des Feſtlands hinaus. Schon am Anfang des Jahrhunderts war Paris eine Hauptſtätte moderner Sprachforſchung geworden; hier griff man zuerſt die Forſchungen der Engländer auf, welche mit ihrem aſiatiſchen Reiche auch die Kernſprache des indo-germaniſchen Völkercyclus eroberten. Die franzöſiſchen Gelehrten jedoch gingen mehr von den Küſten des Mittelalters aus, von den ſemitiſchen Sprachen auf's Perſiſche u. ſ. w.; auch wandten

[2]) Th. I, S. 143—5. 208—255.

ſie vom romaniſchen Süden aus ſich leicht auf Süd- und Mittelamerika. Mit dieſen Pariſer Gelehrten ſtieß Humboldt früh zuſammen [3]); mehr noch leitete die große Reiſe des Bruders ſeinen Blick auf die Sprachen der neuen Welt hinüber. Nächſt den alten Sprachen und dem Baskiſchen wurden die amerikaniſchen bald ſein Hauptaugenmerk. Wir haben früher erzählt, wie Alexander ihm von ſeiner Reiſe die reichſten Materialien zu dieſem Zwecke zuführte — Grammatiken und Wörterbücher einer großen Reihe amerikaniſcher Sprachen. [4]) Alsbald aber trat jene Zeit ein, die H. von dieſen Studien faſt gänzlich abrief. Kaum, daß er beiläufig ein Paar Nachbildungen griechiſcher Dichtkunſt vollenden, daß er einen Theil ſeiner baskiſchen Studien zu Papier bringen konnte. Erſt, nachdem er ausgeſchieden aus dem Staatsleben, ward ihm die Muße, jenes weite Gebiet, die Urſprachen Amerikas, einer gründlichen Durcharbeitung zu unterwerfen. Dahin ging jetzt auch ſeine Abſicht; doch vom Anfang dieſer Mußejahre ſchon traten — wir dürfen nicht ſagen, andere Intereſſen; denn in dieſem einen ging der Geiſt unſeres H. ohnehin nicht auf — ſondern andere Forſchungen, und zwar ebenfalls ſprachliche und gleich poſitive Forſchungen, wenigſtens der Ausarbeitung jener Entwürfe ſtörend in den Weg, ſo daß er zuletzt die Durchführung des Plans einem Dritten übermachte.

Die erſte Ablenkung gab das Sanskrit. Man weiß, daß dieſe Sprache plötzlich eine Bedeutung erhielt, welche man zur Zeit, als die Arbeiten eines Jones und Wilſon hervortraten, kaum ahnen konnte. Bald faßten deutſche Gelehrte auch dieſe unbekannte Welt ins Auge. Mit einem geiſtreichen Buch gab Friedrich Schlegel (1808) erſt

---

3) Siehe oben Th. II. S. 20.
4) Siehe oben Th. II. S. 127.

Fingerzeige, dann griffen gründliche Forſcher die Sache an — ein Bopp und A. W. Schlegel. Schon während des zweimaligen Aufenthalts zu Paris, in den Jahren 1814 und 1815, mochte ſich unſerm Humboldt die Wichtigkeit dieſes Studiums, für welches dort ſchon reichliche Materialien zu Gebot ſtanden, aufgedrängt haben; [5]) einige Jahre ſpäter ward auch er dafür gewonnen. Als A. W. Schlegel im J. 1828 einen Rückblick auf die Einführung des Sanskritſtudiums in Deutſchland warf, konnte er nicht umhin, Humboldt's Theilnahme beſonders hervorzuheben. „Es iſt noch ziemlich gut damit gelungen," ſagte er; „gründliche Gelehrte ſind als meine Mitarbeiter in dieſem Fache aufgetreten; ſchon haben ſich talentvolle Schüler gebildet, und das Studium des Sanskrit hat an Herrn Wilhelm v. Humboldt einen warmen Freund und Gönner gefunden." [6]) Es war aber nicht die Gönnerſchaft eines vornehmen Mannes, der Andere arbeiten läßt; H. legte ſelbſt Hand ans Werk, ſobald er inne ward, „daß ohne möglich gründliches Studium des Sanskrit weder in der Sprachkunde, noch in derjenigen Art Geſchichte, die damit zuſammenhängt, das Mindeſte auszurichten ſei." [7]) Freilich war dies Studium damals noch mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden. Einen Lehrer hatte er nicht; auch fand in Deutſchland ſich damals kaum Gelegenheit, Handſchriften zu benutzen; der Lernende mußte ſich an die bis dahin gedruckten Ausgaben halten, deren Text keineswegs überall ſo gereinigt war, um in den Bau der Sprache mit einiger

---

5) Ich habe früher (II. 20.) die Zeit, in der Humboldt ein näheres Augenmerk auf das Sanskrit zu werfen anfangen mochte, etwas zu früh angeſetzt.

6) A. W. v Schlegel, Berichtigung einiger Mißdeutungen. Bonn. 1828. S. 69.

7) Worte Humboldt's in einem Briefe an A. W. Schlegel, mitgetheilt von Schlegel in der Indiſchen Bibliothek, 1. B. 2. Heft. Bonn, 1843. S. 433.

Sicherheit einzudringen. [8]) Dennoch schritt H. so rüstig vorwärts, daß er schon am 25. Junius 1821, von Ottmachau aus, seinen ehemaligen römischen Hausgenossen Riemer zu diesen Studium auffordern durfte. „Oft fällt mir der Wunsch ein," schrieb er ihm, „daß Sie mit diesen [griechisch-etymologischen] Arbeiten und Studien das Sanskrit verbinden möchten. Ich treibe es seit Anfang dieses Jahres, und habe, soviel es allein, ohne Lehrer, möglich ist, einige Fortschritte darin gemacht. Es dringt sich doch bei jedem Schritt die Ueberzeugung auf, daß diese Sprache die Wurzel des Griechischen, Lateinischen und Deutschen ist. Noch kann ich mich nicht rühmen, so weit darin zu sein, um beurtheilen zu können, ob die Kenntniß des Sanskrit in der etymologischen Ansicht des Griechischen wesentlich etwas abändern kann. Aber die Vergleichung des etymologischen Baues beider Sprachen muß nothwendig sehr merkwürdige Aufschlüsse gewähren. — Bopp und Schlegel sind nicht die einzigen, von denen sich etwas dieser Art erwarten läßt. Bopp beschränkt sich eben für jetzt ganz auf den grammatischen Theil." [9]) H. aber fesselte nicht blos die Sprachform, sondern auch der Gehalt und Tiefsinn, der in ihr niedergelegt war. Namentlich fesselte ihn die Bhagavad-Gita, die schöne Episode der großen epischen Dichtung Maha-Bharata, [10]) die er zum Theil übertrug und in einer speciellen Schrift erläuterte. Aber auch in Kenntniß der Sprache schritt er dergestalt fort, daß er schon im J. 1823 Schlegel's indische Bibliothek mit einer Abhandlung über einen der schwierigsten Punkte der Sanskrit-Grammatik bereichern konnte.

---

8) A. W. v. Schlegel, ebendas. S. 435.
9) Mitgetheilt im Anhang der Briefe von und an Göthe, her. v. Riemer. Leipzig. 1846. S. 145.
10) Siehe oben S. 435.

Aber auch hier ſollte H. ſeine Gränze noch nicht gefunden haben. Das Sanskrit führte ihn vielmehr in eine neue, weite Region des Forſchens ein — in die Sprachen der Inſelgruppe Polyneſiens. Humboldt erkannte, daß Polyneſien oder die malayiſchen Inſeln das einzig denkbare Mittelglied zwiſchen der alten (europäiſch-aſiatiſchen) und der neuen (amerikaniſchen) Welt ſeien; daß von hier aus allein die wichtige Frage über das Daſein urſprünglicher Verbindungen beider Feſtlande erledigt werden und welch' großen Dienſt hier die vergleichende Sprachforſchung leiſten könne. [11]) So wurde er zum Studium ſämmtlicher über die malayiſchen Inſeln verbreiteten Sprachen geführt.

Anfangs widmete er mehrere Jahre beiden Sprachcyklen, dem amerikaniſchen und dem malayiſchen, zugleich, bis endlich der letzte völlig den Sieg davon trug. Bis zu dieſem Zeitpunkt war ſein Vorſatz, zunächſt über die Sprachen Amerika's eine Reihe Werke der Oeffentlichkeit zu übergeben. Da trat Anfangs 1829 ein junger Gelehrter, Dr. Eduard Buſchmann (aus Magdeburg), ein wohlausgerüſteter Philolog, der ſich ebenfalls der Erforſchung der Urſprachen Amerika's gewidmet hatte und kurz vorher nach mehrjährigem Aufenthalt in Amerika von da zurückgekehrt war, in nähere Verbindung mit ihm. Dies ſteigerte Anfangs ſeinen Eifer für den bisherigen Plan. Unterſtützt von dem Fleiße des jungen Mannes, beſchäftigte ſich H. von da bis zum J. 1831 rüſtig mit der mexikaniſchen und ottomitiſchen Sprache, ſo daß man dem baldigen Erſcheinen der Ergebniſſe dieſer Forſchung entgegenſehen konnte. Allein ſeit dem Tod ſeiner in demſelben J. 1829 verſtorbenen Gemahlin fühlte

11) „Il a compris que la Polynésie était la seule transition possible entre les deux continens et cette idée l'a aussitôt appelé à l'étude de toutes les langues polynésiennes." Jacquet, a. a. O.

H. sich doch täglich mehr an die Vergänglichkeit irdischer Dinge, wie an das Maß und die Gränzen menschlicher Kraft gemahnt. Wehmuthsvoll gab er den alten, so weit ausgedehnten Plan auf und überließ die Durchführung der amerikanischen Forschungen seinem jugendlichen Mitarbeiter. [12]) Er selbst concentrirte sofort seine ganze Kraft auf die malayischen Studien. Zunächst beschäftigte ihn die Anfertigung eines madagaskarischen Wörterbuchs, das sogleich im Drucke erscheinen sollte. Aber auch dieser Entschluß wurde später aufgegeben, da er erfuhr, daß ein großes handschriftliches Lexikon derselben Sprache, verfaßt von Froberville, sich in London befinde. Endlich begann er die Untersuchung von der ihn nichts mehr abbrachte — die Ergründung der Kawi-Sprache auf der Insel Java. Diesem Gegenstand und der sprachphilosophischen Einleitung, mit der er sein Werk über denselben zu schmücken sich vorsetzte, und die die Ergebnisse seines Denkens und Forschens über die Sprache zusammenfassen sollte — diesen Gegenständen widmete er allein die letzten, in der Einsamkeit zu Tegel verlebten Jahre. In diesem Werke, das er vollständig hinterließ und das bald nach seinem Tode erschien, gab er, neben der umfassenden Grundlage der Philosophie der Sprache, ein Musterstück vergleichender Sprachforschung und vollendeter Ergründung einer einzelnen Sprache.

Indem wir hier den Hauptgang der Humboldt'schen Sprachforschungen dargelegt, haben wir doch noch lange nicht die ganze Ausdehnung derselben umschrieben. Auch die osteuropäischen Sprachen entgingen seinem Forschertrieb nicht. Wie weit er die slavischen verfolgt, wüßte ich nicht zu sagen;

---

12) Von ihm, Dr. Buschmann, ist ein umfassendes Werk über die Ursprachen Amerika's, gestützt auf jene Humboldt'schen Vorarbeiten und Materialien, noch immer zu erwarten.

gewiß iſt, daß er ſchon 1811 des Litthauiſchen nicht unkundig war. [13]) Die neuen Champollion'chen Entdeckungen über die ägyptiſchen Hieroglyphen reizten auch ſeinen Unterſuchungsgeiſt; ihm bot hier die Bilderſprache der alten Mexikaner intereſſante Vergleichungen dar. Die aſiatiſchen Sprachen verfolgte er bis an die Enden des Welttheils. Neben dem Sanskrit trieb er (1828) das Tamuliſche und Telugiſche, zwei ganz urſprüngliche Sprachen von durchaus eigenem Bau, die er, durch den bekannten Sprachforſcher Carey verführt, für Sippen des Sanskrit gehalten hatte, bis er ſie ſelbſt ſtudiert. Früher ſchon lieferte H. einen Nachtrag zur javaniſchen Grammatik des P. Rodriguez, und im J. 1827 ſchrieb er das wichtige Sendſchreiben an Abel-Rémuſat über die Natur der grammatiſchen Formen im Allgemeinen und den Geiſt der chineſiſchen Sprache insbeſondere. Erinnern wir uns daran, daß bis auf dieſe Zeit wohl Niemand die Reihe der Urſpracheu Amerika's, in ihren ſämmtlichen Zweigen, Abarten und Dialekten, ſo ſich zu eigen gemacht hatte, wie Humboldt, ſo müſſen wir ſtaunen über den Umfang dieſes Wiſſens und können uns nicht mehr wundern, wenn ein Mann von dieſer Anlage zu Sprachgelehrtheit, geleitet dabei von den höchſten philoſophiſchen Abſichten, es vorzog, hier etwas Großes und Selbſtſtändiges zu hinterlaſſen, als ſeinen Genius an Intereſſen

13) Später, in den Unterſuchungen über die Urbewohner Hiſpaniens (1821) findet ſich eine auch für uns hier intereſſante Bemerkung. Er ſpricht über Vater's Schrift über die Sprache der alten Preußen und ſagt dabei: „Ich glaube mich durch das Litthauiſche, mit dem ich einmal ernſtlicher beſchäftigt geweſen bin, überzeugt zu haben, daß auch der Zuſammenhang der ſlaviſchen Sprachen mit dem Griechiſchen und den vermuthlich dieſem zum Grunde liegenden Sprachen durch das Studium dieſer germaniſch-ſlaviſchen Sprachen viel beſſer erkannt werden kann. Sie ſcheinen nämlich den Charakter der gemeinſchaftlichen Urſprache treuer bewahrt zu haben, und ich halte ſie bei weitem nicht für ein blos ſpäter entſtandenes Gemenge von Slaviſchem und Deutſchem.“ (Geſ. W. II. 78).

zu vergeuden, die dieſe Kraft des Geiſtes nicht fordern, und in denen zu ſeiner Zeit und auf deutſchem Boden etwas Dauerhaftes und Großes wohl noch nicht geleiſtet werden konnte.

Indem ich nun einen Ueberblick von Humboldt's linguiſtiſchen Schriften, vom J. 1820 ab bis zu ſeinem Tode und mit Einſchluß ſeines nachgelaſſenen Hauptwerkes, folgen laſſe, füge ich nur die nothwendigſten litterariſchen Notizen und Urtheile bei, einige allgemeine Bemerkungen über H. als Sprachforſcher und Sprachdenker auf den nächſten Abſchnitt verſparend. Es folgen aber die im Druck erſchienenen Arbeiten der Zeit nach ungefähr ſo:

1. Prüfung der Unterſuchungen über die Urbewohner Hiſpaniens vermittelſt der vaskiſchen Sprache. Von Wilh. v. Humboldt. Berlin, 1821. gr. 4.

Wiederholt in den geſ. Werken, II. 1—214. Ein Werk, das eben ſo dem hiſtoriſchen, als dem linguiſtiſchen Gebiete zugehört. Wir wiſſen, wie früh H. anfing, Sprache und Land der Vasken zu durchforſchen; es war ſein Plan, über dieſe Nation und Sprache eine umfaſſende Arbeit zu geben, deren Inhalt er ſchon im J. 1812 dem Publikum verkündete. (Siehe oben II. 54—6 22 2—4.) Doch dieſer umfaſſende Plan kam nicht zur Ausführung; in der Erwartung, daß in Spanien ſelbſt noch ein wichtigeres Werk über die Sprache der Basken erſcheinen würde, beſchränkte ſich Humboldt, nach den ſchon gegebenen Proben, auf eine Unterſuchung, in welcher das Baskiſche ihm nur als Schlüſſel dient. Die Frage über die Urbewohner der ſpaniſchen Halbinſel auf etymologiſchem Weg, namentlich aus den Ortsnamen erörternd, kam er zu dem Ergebniß, daß die alten, über die ganze Halbinſel verbreiteten, aber nur in einigen Gegenden derſelben unvermiſcht auftretenden Iberer Basken, die übrigen Bewohner aber Celten waren. Auch über die Gränzen Spaniens hinaus forſchte er nach den Sitzen der Iberer. Doch hielt er damit die ganze Unterſuchung nicht für abgeſchloſſen. Hiezu müßte, nach ſeiner Anſicht, eine

genaue Vergleichung des Baskiſchen, als Sprache, mit den übrigen weſteuropäiſchen Sprachen noch vorhergehen, ein Unternehmen ſehr ſchwieriger Natur, das ganz andere Vorarbeiten fordere. Schon durch H.'s Arbeit aber war ſehr viel geſchehen, dieſen Gegenſtand ins Klare zu bringen; der Verfaſſer hebt nur, in ſeiner beſcheidenen Art, mehr das hervor, was noch zu thun übrig blieb. Von Andern [1]) iſt es mit Recht hervorgehoben worden, was ein umſichtiger und verſtändiger Sprachforſcher mit ſolchen an Ort und Stelle erhobenen Unterſuchungen und nach urkundlichem Material für die ſchwierigſten Punkte der Ethnographie und alten Geſchichte Europa's und Weſtaſiens überhaupt leiſten könnte.

2. Ueber das vergleichende Sprachſtudium in Beziehung auf die verſchiedenen Epochen der Sprachentwicklung.

Vorgeleſen in der Akademie am 29. Jun. 1820 und, in Abweſenheit des Verfaſſers, wiederholt v. Prof. Buttmann in der feierlichen Sitzung vom 3. Auguſt deſſelben Jahres. Gedruckt in den Abhandlungen (der hiſtoriſch-philologiſchen Klaſſe) der K. Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin aus dem J. 1820—21. Berlin, 1822. 4. S. 239—59, und jetzt in Humboldt's geſ. W. III. 241—68.

3. Ueber das Entſtehen der grammatiſchen Formen und deren Einfluß auf die Ideenentwicklung.

H. trug dieſe Abhandlung zur Feier des Jahrestags Friedrichs des Großen, am 24. Jan. 1822, in der Akademie vor, nachdem er ſie ſchon am 17. deſſelben Monats im engern Kreiſe der Akademiker geleſen hatte. Gedruckt erſchien ſie in den Abhandlungen (der hiſt.-phil. Klaſſe) der Akademie aus den Jahren 1822—23. Berlin, 1825. S. 401—430, und wiederholt in den geſ. W., III. 269—306.

Dieſe und die vorhergehende Abhandlung waren die Vorläufer der Humboldt'ſchen Sprachphiloſophie; auch gründeten ſie ſeinen Ruf in dieſer Richtung. Es verdient auch angemerkt zu werden, daß einer der erſten Forſcher über deutſche Sprache, K. F. Becker, ſein

---

1) Unter Andern von A. Wagner in ſeiner Bearbeitung von Alex. Murray's Werk: „Zum europäiſchen Sprachenbau." Leipzig, 1825. I. 41.

einleitendes Werk zur deutſchen Grammatik, den „Organismus der Sprache“ (1827) an die in dieſen Abhandlungen aufgeſtellten Ideen anlehnte und ſich auch in der dem Buche vorangehenden Dedikation als dankbaren Verehrer unſeres H. bekannte. Dieſe beiden Abhandlungen, verbunden mit der nachher zu nennenden über den Zuſammenhang der Schrift mit der Sprache, ſo wie mit dem Sendſchreiben an Abel-Rémuſat, bilden die natürliche Ergänzung des großen, erſt nach H.'s Tode erſchienenen Werks über den menſchlichen Sprachbau, das ſich auch oftmals auf jene frühern Ausführungen bezieht.

4. Ueber die in der Sanskritſprache durch zwei Suffixa gebildeten Verbalformen.

Mitgetheilt in der Indiſchen Bibliothek, einer Zeitſchrift von A. W. Schlegel. B. I. H. 4. Bonn. 1823. S. 433—467 und B. II. H. 1. Ebend. 1824. S. 71—134. — Eine Vorerinnerung, welche der Herausgeber, A. W. Schlegel, der Abhandlung voranſchickte (I. B. 4. H. S. 433—5), enthält die anerkennendſten Worte über H., den Sprachforſcher, und dieſen Aufſatz insbeſondere. „Es wäre unverzeihlich,“ ſagt er in Bezug auf letztern, „den Gang einer ſolchen Unterſuchung, welche, unabhängig von ihrem Gehalt, ſchon durch die befolgte wiſſenſchaftliche Methode anziehend iſt, durch Einwendungen zu unterbrechen, wenn man auch hier und da ſeine eigene Anſicht hätte; und ich werde nicht verſuchen, eine frühere Aeußerung über jene Formen des Sanskrit (Ind. Bibl. Th. I. S. 124. 125.) gegen eine, aus der Tiefe der Theorie geſchöpfte Entſcheidung, wodurch ich mich vielfach belehrt ſehe, zu vertheidigen.“ Doch fügte er mit Genehmigung des Verfaſſers einige Anmerkungen bei, die ſich jedoch lediglich auf die Richtigkeit der Lesarten in den von H. gegebenen Beiſpielen bezogen, in deren Betreff ſich letzterer nicht im Beſitz ſo vieler Hülfsmittel befand, als Schlegel, welcher kürzlich erſt nach einer eigens zu dieſen Zwecken unternommenen Reiſe von London heimgekehrt war. — Dieſe Humboldt'ſche Abhandlung iſt übrigens keineswegs nur für Sanskrit-Grammatik von Bedeutung; ſie enthält vielmehr über gewiſſe Verbalformen im Allgemeinen, namentlich über die Lehre vom Infinitiv, ſehr wichtige Erörterungen.

5. Ueber die phonetiſchen Hieroglyphen des Herrn Champollion des Jüngern.

Geleſen in der Akademie der Wiſſenſchaften im März 1824 und gedruckt im Anhang des Werks: Ueber die Verſchiedenheit

des menſchlichen Sprachbaus (beſonderer Abdr.) Berlin, 1836. S. 463—469.

6. Ueber den Zuſammenhang der Schrift mit der Sprache. Einleitung. Bilderſprache.

Auch dieſe Abhandlung trug er in der Akademie vor, am 20. Mai 1824 Sie wurde dann, in Abweſenheit des Verfaſſers, in der feierlichen Sitzung am Leibnitztage (3. Julius) deſſelben Jahres öffentlich wiederholt. Gedruckt erſchien ſie in den Abhandlungen der Akademie aus dem J. 1824 und zwar in denen der hiſtoriſch-philologiſchen Klaſſe, Berlin, 1826. S. 161—88, und dann in dem obenerwähnten Anhang des Werks: Ueber die Verſchiedenheit des menſchlichen Sprachbaus (beſonderer Abdr.) S. 415—63.

7. Ueber vier ägyptiſche, löwenköpfige Bildſäulen in den hieſigen königlichen Antikenſammlungen.

In den Abhandlungen der hiſtoriſch-philologiſchen Klaſſe der k. Akademie der Wiſſenſchaften a d. J. 1825. Berlin, 1826. 4. S. 145—68 und nunmehr in den geſ. W. IV. 302—333. In einer Bemerkung berichtet H.: er habe ſich, da die Unterſuchung dieſer Denkmale ihn über mehrere Punkte zweifelhaft gelaſſen, mit einer Anzahl Fragen an Herrn Champollion den Jüngern gewandt, der ſie auch mit der Freigebigkeit eines ſeiner Sache ſichern Forſchers in einem ausführlichen, von Livorno aus datirten Schreiben beantwortete. Dieſe Mittheilung habe er pflichtlich bei dieſem Aufſatz benutzt. Er ſelbſt mache keinen Anſpruch darauf, das Studium der Hieroglyphen-Entzifferung durch eigene Entdeckungen zu erweitern, ſondern er habe ſich nur zum Geſchäft gemacht, was von Andern, namentlich Champollion, darin geſchehen ſei, einer möglichſt genauen Prüfung zu unterwerfen, und das Studium der koptiſchen Sprache nach ihrem Baue und den von Zoëga herausgegebenen Texten damit zu verbinden. Er lege daher gern hier das Bekenntniß ab, daß ihm der von Champollion eingeſchlagene Weg der einzig richtige ſcheine, und daß er deſſen Erklärungen bis auf wenige Ausnahmen für wahr und feſt begründet erachte. Auch ſei er in der obigen Unterſuchung dieſen Erklärungen gefolgt.

8. Ueber die Bhagavad-Gita. Mit Bezug auf die Beurtheilung der Schlegel'ſchen Ausgabe im

Pariſer aſiatiſchen Journal. Aus einem Briefe von Herrn Staatsminiſter v. Humboldt.

Mitgetheilt von A. W. v. Schlegel in der indiſchen Bibliothek, B. II. H. 2. Bonn, 1826. S. 218—58 und H. 3. Ebendaſ. 1826. S. 328—72; nun auch in H.'s geſ. W. I. 110—84. Indem H. ſeinen Landsmann und deſſen Verdienſt in Uebertragung der Bhagavad-Gita gegen die ſcharfe und nicht ſelten ungerechte Beurtheilung von Langlois im aſiatiſchen Journal in Schutz nahm, fand er eine erwünſchte Gelegenheit, ſelbſt noch einmal auf Geiſt und Form jenes indiſchen Werks zurückzukommen, dem er ſchon eine eigene Schrift gewidmet hatte. [2]) Dieſer Brief an A. W. v. Schlegel bildet daher zugleich eine Art Zugabe zu jener Schrift. Der Empfänger, höchſt erfreut durch die ihm gewordene Erlaubniß, ihn öffentlich zu gebrauchen, ſtattete die Mittheilung noch mit einer Vorerinnerung und werthvollen Zwiſchenbemerkungen aus, die ſich jetzt auch in H.'s Werken wieder finden. Beſonders intereſſant iſt es, hier zwei Kenner wie Schlegel und Humboldt über Grundprincipien der Ueberſetzungskunſt zu vernehmen (Geſ. W. I. 136—145), um ſo intereſſanter, wenn der Eine mit der größten Anerkennung des Andern merkwürdige Bekenntniſſe über ſeine eigenen Leiſtungen verbindet, wie Schlegel bei dieſem Anlaß.

9. Supplément à la Grammaire japonaise du P. Rodriguez, ou Remarques additionnelles sur quelques points du système grammatical des Japonais, tirées de la grammaire du P. Oyanguren, et traduites par M. Landresse; précédées d'une Notice comparative des grammaires japonaises des P. P. Rodriguez et Oyanguren, par M. le baron G. de Humboldt. A Paris, 1826. 8.

Dieſe Brochüre ward auf Koſten der Pariſer aſiatiſchen Geſellſchaft veröffentlicht, nachdem das Jahr zuvor die Elemente der japaniſchen Grammatik des P. Rodriguez, ebenfalls von Landreſſe aus dem Portugieſiſchen ins Franzöſiſche überſetzt, erſchienen waren. Zu

2) Siehe oben S. 433—38 u. 483.

dem Nachtrag, den derſelbe Franzoſe in obiger Schrift liefert, gab H. dieſen vergleichenden Ueberblick über beide japaniſchen Sprachlehren, die des Rodriguez und des Oyanguren.

10. Lettre à M. Abel-Rémusat, sur la nature des formes grammaticales en général, et sur le génie de la langue chinoise en particulier, par M. G. de Humboldt, Membre de l'Académie royale des Sciences de Berlin, associé étranger de l'Académie royale des Inscriptions et Belles-Lettres, etc. etc. A Paris, 1827. 8.

In einem Vorbericht erklärt der Herausgeber, Abel-Rémuſat, daß dieſer Brief ſeine Entſtehung einem Ideenaustauſch zwiſchen Humboldt und einem Pariſer Profeſſor, unter dem er ſelbſt zu verſtehen iſt, verdanke. Einige Abhandlungen, welche H. in der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften vorgetragen und nachher franzöſiſchen Gelehrten mitgetheilt hatte, veranlaßten Rémuſat, auf das Chineſiſche, das in jenen Unterſuchungen faſt unberückſichtigt gelaſſen war, als auf eine in ihrer Art einzige Erſcheinung beſonders aufmerkſam zu machen. Zu dieſem Behuf mit dem Sanskrit, dem Griechiſchen, dem Deutſchen und den andern Idiomen verglichen, denen Humboldt eine gerechte Vorliebe widme, würde das Chineſiſche, ſagte Rémuſat, Spezialitäten darbieten, die man wohl nicht länger hintanſetzen dürfe. Damit forderte er H. auf, ſich das Chineſiſche anzueignen und ſelbſt dieſe Vergleichung vorzunehmen. „Für ihn, der ganz andere Schwierigkeiten zu überſteigen gewohnt war, konnte dieſes Studium nur ein Kinderſpiel ſein und bald hatte er ſich hinlängliche Fertigkeit darin erworben, um ſelbſt Licht dahin verbreiten zu können.“ In einem ausführlichen Briefe an Rémuſat, deſſen chineſiſche Grammatik ihm zur Grundlage dient, legte H. ſeine inmittelſt gewonnenen Ergebniſſe über den Geiſt der chineſiſchen Sprache und ihr Verhältniß zu andern Sprachen nieder, ohne jedoch dieſe Anſichten zur öffentlichen Bekanntmachung ſelbſt zu beſtimmen. Rémuſat aber glaubte ſich mit Recht ein Verdienſt zu erwerben, wenn er das Ergebniß ſo tief durchdachter Forſchungen ans Tageslicht ziehen und in beigegebenen Anmerkungen ſeine eigene Anſicht über dieſen oder jenen Punkt ausſprechen würde. Humboldt's Schreiben, datirt Berlin, 7. März 1826, nimmt 93 gedruckte Seiten ein und gehört in der That, wie ich ſchon hervorhob, zu den wichtigſten ſprachphiloſophiſchen und vergleichenden Arbeiten des Verfaſſers. Auch er-

ſchienen die darin ausgeführten Sätze ſogleich von ſolchem Belang, daß ſelbſt ein Jakob Grimm, der ſonſt gewiß nicht gewöhnt war, philoſophiſchen Erklärungen zu folgen, ſich veranlaßt ſah, hier eine Ausnahme zu machen. Da, wo er in ſeiner deutſchen Grammatik das Genus zu erläutern und auf die urſprünglich kühne Zutheilung des Geſchlechts, ſo wie auf deren gleichmäßige Wiederkehr in allen edlern Sprachen zu reden kam, fügte er hinzu: „ein geiſtreicher Schriftſteller habe den Grund dieſer Erſcheinung vortrefflich aus dem Einbildungsvermögen der Sprache erklärt,“ und berief ſich auf obiges zu Paris gedrucktes Schreiben (p. 12. 13). „Es iſt von ihm,“ ſetzt er hinzu, „anerkannt und beſtätigt worden, daß in den Sprachen zwei Richtungen vorherrſchen, die verſtändige, auf reine Schärfe der Ideen gehende, und die ſinnliche, zu einer anſchaulichen Verbindung des Gedankens mit der Wirklichkeit geneigte.“ [3]) Es war dies aber nur ein einziger, allerdings hervorragender Satz dieſes reichen Sendſchreibens, in welchem die grammatiſchen Kategorien tiefer, als je vorher, entwickelt waren.

Es verdient auch noch bemerkt zu werden, daß der große franzöſiſche Sprachforſcher Silveſter de Sacy ſich veranlaßt fand, kurz darnach (1828) eine eigne Broſchüre über dieſes Humboldt'ſche Sendſchreiben erſcheinen zu laſſen: Notice sur la lettre de M. G. de Humboldt à M. Abel-Rémusat sur les formes grammaticales en général et sur le génie de la langue chinoise. A Paris. Broch in 4.°

Abel Rémuſat und Wilhelm Humboldt ſtanden übrigens fortdauernd in Briefwechſel, namentlich über einzelne Punkte des Chineſiſchen. Unter andern richtete ſpäterhin der franzöſiſche Gelehrte über einige in dieſem Betreff erhobene Zweifel ſeines Correſpondenten ein ausführlicheres Sendſchreiben an dieſen, welches auf Humboldt's Wunſch, mit wenigen Weglaſſungen, im Nouveau Journal Asiatique, T. XI. à Paris, 1833 p. 273—282 mitgetheilt wurde (Extrait d'une lettre de M. Abel-Rémusat adressée à M. le baron G. de Humboldt).

11. Mémoire de M. G. de Humboldt sur la manière dont on doit séparer les mots sans-

3) J. Grimm's deutſche Grammatik. 3. Th. Göttingen, 1831. S. 345.

crits que les Indiens ont coutume d'écrire de suite et sans distinction.

Mitgetheilt im Journal Asiatique, T. XI. Paris, 1827. p. 169—171.

Humboldt machte darin den Vorſchlag, das Sanskrit durch Trennung der Wörter ebenſo, wie das Griechiſche, Lateiniſche und unſere heutigen Sprachen zu ſchreiben. Der Vorſchlag fand auch gleich Anklang. Namentlich Bopp, in der lateiniſchen Ausgabe ſeiner Sanskrit-Grammmatik, erklärte ſich für ihn und unterſtützte ihn mit wichtigen und zum Theil neuen Gründen. Doch erhoben ſich auch Widerſacher dagegen, ſo daß H., wie wir ſehen werden, Veranlaſſung fand, die Frage nochmals zu erörtern.

12. Ueber den Dualis. Eine Vorleſung. Von Wilhelm von Humboldt. Berlin, 1828. gr. 4.

Abermals ein in der Berliner Akademie gehaltener Vortrag, der hier zuerſt einzeln erſchien, dann aber in den Abhandlungen der hiſtoriſch-philologiſchen Klaſſe der Akademie aus d. J. 1827 wiederholt wurde.

13. Beurtheilung von Ghatakarparam, oder das zerbrochene Gefäß, ein ſanskritiſches Gedicht, herausgegeben, überſetzt, nachgeahmt und erläutert von G. M. Durſch, Dr. der Philoſophie und Mitglied der aſiat. Geſellſchaft zu Paris. Berlin, 1828. 4.

Veröffentlicht in den Berliner Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik, April 1829. No. 73—76, mit dem Zuſatz: „Zweiter Artikel.“ Den erſten über dieſe Schrift hatte in demſelben Monat der bekannte Dichter und Sprachkenner Friedrich Rückert geliefert. Hatte der erſte ſich die Aufgabe geſetzt, die auch von Humboldt werthgeſchätzte Ausgabe und Bearbeitung jener indiſchen Dichtung an ſich zu würdigen, ſo faßte der zweite einen einzelnen Gegenſtand auf, den der Herausgeber in der Vorrede behandelt hatte. Durſch erklärte ſich darin gegen H.'s oben berührten Vorſchlag, die Sanskrit-Worte, wie die aller andern gebildeten Sprachen, getrennt zu ſchreiben. Darauf entgegnete Humboldt in dieſem Aufſatze. Nachdem er an die Wichtigkeit, die die Sanskritſprache auch für die klaſſiſche Philologie bekommen, erinnert und damit bemerklich gemacht, daß die Frage, um die es ſich handle, gar nicht ſo geringfügig ſei, faßt er die Gründe für und wider noch einmal kurz zuſammen. Er

ſelbſt aber bleibt feſt auf der früher ausgeſprochenen Anſicht. Es ſei ja die Beſtimmung der Schrift, den Gedanken dem Verſtand durch das Auge mitzutheilen; daher auch die Trennung der Worte in allen Sprachen. Die Sanskrit-Sprache aber enthalte nichts, was uns nöthige, von einem ſo wichtigen und allgemeinen Grundſatz abzugehen.

14. Ueber die Verwandtſchaft der Ortsadverbien mit dem Pronomen in einigen Sprachen. Abhandlung von Wilhelm v. Humboldt. Geleſen in der Akademie der Wiſſenſchaften den 17. Dez. 1829. Berlin, 1830. gr. 4.

Dann in den Abhandlungen (der hiſtoriſch-philologiſchen Klaſſe) der k. Akad. d. Wiſſ. a. d. J. 1829. Berlin, 1832. S. 1—26.

15. Lettre à Mr. E. Jacquet sur les alphabets de la Polynésie asiatique.

Seinem weſentlichſten Theil nach mitgetheilt im Nouveau Journal Asiatique, T. IX. Paris, 1832. p. 481—508; dann, vollſtändig und mit Zuſätzen vermehrt, abgedruckt im Anhang des Werks: Ueber die Verſchiedenheit des menſchlichen Sprachbaues (beſondrer Abdruck. Berlin, 1836), S. 492—511.

Das Schreiben iſt von Tegel, d. 10. Dez. 1831, datirt. Es wurde durch einige Bemerkungen veranlaßt, die ein ausgezeichneter franzöſiſcher Sprachforſcher, Jacquet, neuerdings über die Alphabete der Philippinen im aſiatiſchen Journal veröffentlicht hatte. Humboldt nun ergänzt und berichtigt dieſelben aus dem reichen Vorrath ſeines Wiſſens und ſeiner Sammlungen; mit ſeiner Erlaubniß machte Jacquet die Zuſchrift in demſelben Journal bekannt. (Am Schluß des 11. Bandes des Nouveau Journal Asiatique (p. 574) theilte er zur Ergänzung noch eine Stelle aus einem ſpäter empfangenen Briefe unſeres Humboldt mit).

Der franzöſiſche Forſcher begleitete die Mittheilung mit einem Vorbericht, (a. a. O. p. 481—84.) auf den wir ſchon einigemal hingewieſen. Es war eine öffentliche Huldigung, die das aufblühende Geſchlecht franzöſiſcher Sprachforſcher darin dem großen deutſchen Genoſſen darbrachte, womit aber auch die Abſicht verbunden war, den Franzoſen einen Ueberblick der linguiſtiſchen Leiſtungen des Mannes [4]) und ſeiner gegenwärtigen

4) Er nimmt hiebei namentlich auf die Forſchungen Rückſicht, die, weil ſie der Verfaſſer in Briefen an Pariſer Gelehrte niedergelegt,

Studien und Beſtrebungen zu verſchaffen. Intereſſant iſt es auch, Jacquet bei dieſem Anlaß über Humboldt's franzöſiſche Diction urtheilen zu hören. Es will was heißen, wenn der Franzoſe ſagt: „On remarquera l'heureuse précision et l'élégance toujours soutenue du style dans une discussion qui semble à peine pouvoir le comporter; mais ces qualités n'étonneront aucune des personnes qui savent jusqu' à quel point M. G. de Humboldt réussit à soumettre la langue française à la direction de ses idées.“

16. Ueber die Kawi-Sprache auf der Inſel Java, nebſt einer Einleitung über die Verſchiedenheit des menſchlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geiſtige Entwicklung des Menſchengeſchlechts. Von Wilhelm v. Humboldt. Drei Bände. Berlin. Gedruckt in der kön. Akademie der Wiſſenſchaften. 1836, 1838 und 1839. gr. 4. (Zugleich der Abhandlungen der kön. Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin, aus dem Jahre 1832, zweiter bis vierter Theil). Die Einleitung zu dieſem Werke, welche den größeren Theil des erſten Bandes ausfüllt (S. I.—CCCCXXX.) erſchien, in Verbindung mit einigen am Schluß des großen Werkes angehängten Abhandlungen, auch einzeln, unter dem Titel: Ueber die Verſchiedenheit des menſchlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geiſtige Entwicklung des Menſchengeſchlechts. Berlin, in Commiſſion bei Fr. Dümmler. 1836. gr. 4.

Da, wo ich den Gang der Sprachſtudien unſeres H. angedeutet, iſt auch des Zeitpunktes gedacht worden, wo er den Blick auf die Inſelgruppe Polyneſiens wendete, und des Geſichtpunktes, der ihn zu gründlichem Studium der über dieſe Inſeln verbreiteten Sprachen

---

auch dem franzöſiſchen Publikum zugänglich geworden waren, und weist auf das Schreiben an Abel-Rémuſat und das gegenwärtig veröffentlichte hin. Zwiſchen beiden aber wird eines dritten gedacht, von dem ich ſonſt keine Kunde erlangt habe, obſchon es ohne Zweifel auch im Druck erſchienen iſt: „C'est aussi dans une ettre“, ſagt Jacquet, „qu'il a déterminé les considérations qui doivent diriger dans la recherche des affinités philologiques.

bewog; es wurde ferner berichtet, wie dieſes Studium am Ende ältere überwog, und daß H. ihm und der Zuſammenſtellung der gewonnenen ſprachphiloſophiſchen Ergebniſſe die letzten Jahre ſeines Lebens allein widmete. Schon im J. 1827 hatte er den Plan gefaßt, ſich in einer ausführlichen Arbeit über alle von Madagascar bis zur Oſterinſel verbreiteten malayiſchen Sprachen und deren Zuſammenhang zu verbreiten. Zu Anfang des folgenden Jahres trug er den erſten, aber nicht zum Druck beſtimmten, Entwurf dieſer Arbeit in der Akademie vor. (Ueber die Sprache der Südſee-Inſulaner. Abhandlung, geleſen von W. v. Humboldt zur Feier des Geburtstages Friedrichs des Großen am 24. Jan. 1828.) Drei Jahre ſpäter berichtet die Geſchichte der Akademie, Humboldt habe, ebenfalls am Jahrestage des großen Königs, eine Abhandlung „über die Kawi-Sprache auf der Inſel Java“ vorgetragen; alſo den Entwurf der ſpäter in dieſem umfaſſenden Werk niedergelegten Forſchung. Da H. beim Studium der malayiſchen Sprachen beſonders den indiſchen Einfluß auf Polyneſien im Auge hatte, ſo mußte er die Unterſuchung namentlich bei der Epoche aufnehmen, wo dieſer Einfluß am tiefſten und eingreifendſten wirkte. „Dieſer Culminationspunkt iſt offenbar die Blüthe der Kawi-Sprache, als der innigſten Verzweigung indiſcher und einheimiſcher Bildung auf der Inſel, welche die früheſten und zahlreichſten indiſchen Anſiedelungen befaß.“ [5]) Die Kawi-Sprache ward ſo der Mittelpunkt weit ausgedehnter Forſchung über die noch lebenden Sprachen aller malayiſchen Inſeln — vornehmlich der Philippinen, der Inſel Java, Sumatra's, Malacca's und Madagascar's. H. war aber dabei genöthigt, immer vorzugsweiſe auf das einheimiſche Element in dieſer Sprachverbindung zu ſehen, dies aber aus erweitertem Geſichtspunkte in ſeiner ganzen Stammverbindung zu betrachten und ſeine Entwicklung bis zu dem Punkte zu verfolgen, wo er ſeinen Charakter in der togaliſchen Sprache in ſeiner größten und reinſten Entfaltung zu finden glaubte. [6])

Schon die Unzulänglichkeit der Hülfsmittel oder Schwierigkeit, ſie zu erlangen, legte dem Forſcher hier die größten Schwierigkeiten in Weg. Doch wurde Humboldt noch immer eine Unterſtützung zu Theil, wie ſie ein anderer Continentalbewohner ſo leicht nicht erlangen wird. Vor allen intereſſirte ſich die aſiatiſche Geſellſchaft von Großbritanien

5) Ueber die Kawi-Sprache, I. p. XVI.
6) Ebendaſ., p. XVI.

auf's lebhafteſte für das Unternehmen [7]) Ueber die Gelehrten des Auslands, die es durch Mittheilungen thatkräftig unterſtützten, hat Alexander v. Humboldt im Vorwort zum nachgelaſſenen großen Sprachwerk des Bruders einen ſehr dankenswerthen Ueberblick gegeben. Den erſten Rang unter denen, die ſolche Unterſtützungen darboten, verdient John Crawfurd, der Verfaſſer einer History of the Indian Archipelago und der Embassy to the Court of Ava, welcher aus dem großen Schatze ſeiner Sammlung von Schriften in malayiſchen Sprachen die wichtigſten Hülfsmittel für das Javaniſche, wie auch eine Abſchrift des Heldengedichts Brata Yuddha, aus dem Humboldt das Syſtem der Kawi-Sprache darſtellte, zu freieſtem Gebrauche überließ — Mittheilungen, ohne die es unmöglich geweſen wäre, ſich des Javaniſchen und des Kawi in ihren Eigenthümlichkeiten ganz zu bemeiſtern. Außerdem unterſtützten ihn für das Javaniſche Baron van der Capellen, ehemaliger General-Gouverneur von holländiſch Indien, Graf von Minto, von welchem H. einen Abguß der großen, durch Raffles berühmt gewordenen javaniſchen Inſchrift erhielt, der ſprachkundige Roorda von Eyſinga und Gericke zu Batavia; für das Malayiſche der belehrende Briefwechſel mit Sir Alexander Johnſton, Dr. William Marsden und dem Pariſer Gelehrten E. Jacquet; für das Madecaſſiſche und die Sprachen der Südſee-Inſeln Freeman, Miſſionar zu Tananarivo auf Madagascar, Prof. Meyen in Berlin, Dr. Meinicke zu Prenzlow, Leſſon in Paris und der als Dichter wohl bekannte Adalbert von Chamiſſo. Chamiſſo ſah es nach Humboldt's Tode auch für ſeinen Beruf an, eine Lücke, die dieſer offen gelaſſen, nach Kräften zu ergänzen, indem er die Sprachforſchung, die jener von Indien aus über Java bis auf die Inſeln der Südſee ausgedehnt hatte, an dem letzten Glied dieſer Kette aufnahm, und in hohem Alter mit verjüngtem Eifer ſich auf die Sprache der Sandwich-Inſeln, welche er ſelbſt früher beſucht hatte, und namentlich auf das Hawaiiſche warf, über welches er 1837 eine eigene Schrift der Berliner Akademie vortrug und in demſelben Jahre

---

7) „Les secours ne pouvaient manquer au savant philologue: des faits nombreux ont été apportés à sa critique, et la Société asiatique de la Grande-Bretagne s'est empressée de mettre à sa disposition tous les documens que lui fournissent des rapports presque officiels avec les stations maritimes anglaises dans les différentes parties de la Polynésie.“ Jacquet, a. a. O.

noch veröffentlichte. [8]) — Mit dieſen Namen jedoch iſt die Reihe der Männer, deren Theilnahme H. förderte, lange nicht erſchöpft. Wir müßten, ſagt der obengenannte Vorredner, faſt den ganzen Kreis der wiſſenſchaftlichen Verbindungen durchlaufen, die H. auf ſeinen Reiſen in Deutſchland, Frankreich, Italien und Spanien angeknüpft hatte, wenn wir die einzelnen Perſonen nennen ſollten, die ihm ſowohl in den allgemeinen Unterſuchungen über Sprache, als bei Gründung jener großen linguiſtiſchen Sammlung nützlich waren, ohne welche die Ausarbeitung dieſes Werkes nicht möglich geweſen wäre. Wir werden der geiſtreichen und ſprachgelehrten Männer, mit denen der Verewigte durch Briefe in litterariſchem Verkehre ſtand, und denen er ſo viele ſeiner allgemeinen Anſichten, wie ſie ſich ihm allmählig darboten, zur Prüfung vorlegte, ohnedies an anderem Orte noch gedenken. Hier nennen wir nur Einen noch, der durch Bande lang bewährter Freundſchaft und gegenſeitiger Achtung mit H. verbunden war und in allem, was die Philoſophie der Sprachkunde oder den Organismus der Sanskritſprache insbeſondere betrifft, ſein vertrauteſter Rathgeber blieb — nämlich Bopp, den noch lebenden Meiſter allgemeiner und vergleichender Sprachkunde, der als Profeſſor zu Berlin in ſeiner unmittelbaren Nähe wirkte. Bopp widmete natürlich dieſem Hauptwerk des Genoſſen die kräftigſte Theilnahme; auch empfing er von H. jeden vollendeten Bogen des erſten Buches, mit Aufforderung zu ſtrenger Kritik.

Im J. 1832 war H. ſoweit in ſeiner Arbeit vorgeſchritten, daß er ſchon an die Herausgabe derſelben denken konnte. „Mon ouvrage sur la langue Kawi m'occupe toujours," ſchrieb er an Jacquet; „j'ai tâcherai d'y rendre comte sommairement de la structure grammaticale de toutes les langues de la race malaye qui nous sont connues; mais il ne pourra paraître qu'au commencement de l'année prochaine." [9]) So früh jedoch, als Humboldt damals glaubte, konnte das Werk nicht erſcheinen. Länger als zwei Jahre, und während das erſte Buch ſchon gedruckt wurde, widmete er dem Ganzen noch den angeſtrengteſten Fleiß; es trafen noch immer Bereicherungen und

8) Vergl. A. v. Chamiſſo's Werke, 2. Aufl. (5. u. 6. Bd. Leipzig 1842: Leben und Briefwechſel von A. v. Chamiſſo, her. v. J. E. Hitzig), B. VI. S. 275. 304.

9) Mitgetheilt von Jacquet im Nouveau Journal Asiatique, T. IX. Paris, 1832. p. 574.

Nachträge ein, die zum Theil nur an späteren Orten einverleibt werden konnten; selbſt der Einleitung, die ſchon ganz fertig dalag, waren noch manche Zuſätze vorbehalten, die in belebten Geſprächen kurz vor ſeinem Tode angedeutet, aber nicht niedergeſchrieben wurden. Denn klaren Geiſtes, trotz zunehmender Körperſchwäche, war er thätig bis in die letzten Wochen ſeines Daſeins; Geiſt und Gemüth nur wenig Stunden gönnend, um in andern Regionen auszuruhen, und oft Tage lang für niemand zugängig, als dem engſten Kreiſe des Hauſes, blieb er in der Stille ſeines Tegeler Aufenthalts auf jene Inſelwelt gebannt, bis der Tod ihn abrief.

Zum Glück war, als er ſtarb, das Werk ſo weit gediehen, daß es in einer in ſich abgeſchloſſenen Geſtalt ans Licht treten konnte, wenn es auch gewiß in einzelnen Theilen von der eignen Hand des Verfaſſers noch manche Umwandlung und größere Vollendung erfahren haben würde. Schon bei ſeinen Lebzeiten hatte die königliche Akademie der Wiſſenſchaften die Herausgabe des Werks unternommen, in der Abſicht, mit dieſem koſtbaren Anhang den Jahrgang 1832 ihrer Abhandlungen zu zieren. Doch nur der Druck des ganzen erſten Buches iſt vom Verfaſſer ſelbſt beſorgt worden; die Fürſorge für den Reſt ließ er der Akademie, der er ſo rege Theilnahme gewidmet, als ein theures Vermächtniß zurück. Die genaueſte Durchſicht der Handſchrift und ſorgfältigſte Ueberwachung des Druckes, ſomit die Herausgabe des Werkes in ſeiner gegenwärtigen Geſtalt, wurde, der Beſtimmung des Verewigten gemäß, dem Fleiße und der wiſſenſchaftlichen Bildung des jungen Gelehrten übertragen, den wir ſchon früher in nächſter Berührung mit Humboldt gefunden haben, des Dr. Buſchmann (Cuſtos bei der königl. Bibliothek), der viele Jahre lang einem ehrenvollen Vertrauen durch die treueſte Anhänglichkeit entſprochen hatte und durch die Mannigfaltigkeit ſeiner Kenntniſſe und ſeinen Eifer für die Sprachen des ſüdöſtlichen Aſiens beſonders geeignet war, dieſe Hülfe darzubieten.

Unter ſolcher Fürſorge, und eingeleitet durch ein ſchönes Vorwort Alexanders von Humboldt, erſchien das Werk in drei mächtigen Quartbänden, der erſte im J. 1836, der zweite 1838, der dritte 1839. Zugleich wurde 1836 die philoſophiſche Einleitung, welche gut die Hälfte des erſten Bandes einnimmt, ihres allgemeineren, auch für ein größeres Publikum geeigneten Inhaltes wegen, beſonders ausgegeben.

Das Werk beſteht nun aus drei Büchern und jener Einleitung. Das erſte Buch handelt über die Verbindungen zwiſchen Indien und

Java und enthält eine große Anzahl Unterſuchungen über Urſprung, Geſchichte, Sprache, Religion, heilige Bücher, Bau- und Bildwerke, Inſchriften, Sitten und Zuſtände der Javaner und über den Einfluß indiſcher Bildung auf dieſe, namentlich in Bezug auf den Buddhismus. Das zweite ſtellt den grammatiſchen Bau der Kawi-Sprache, aus dem in Raffle's Geſchichte von Java abgedruckten Theile des Heldengedichts Brata Yuddha entwickelt, in fortwährender Vergleichung mit allen übrigen bekannten malayiſchen und Südſee-Sprachen dar. Im dritten Buche wird der grammatiſche Charakter jedes dieſer Idiome einzeln beſtimmt, beſonders der des Madecaſſiſchen, Tagaliſchen, Tongiſchen, Tahitiſchen und Neuſeeländiſchen, ſchließlich auch der der Sprachen der Auſtral-Neger. Angehängt ſind am Schluſſe des Ganzen noch einzelne ſprachliche Abhandlungen Humboldt's von früherem Datum, auf welche dieſer in obigen Unterſuchungen ſich öfters bezog. Wir haben ihrer ſchon an früherer Stelle gedacht. Die 430 Seiten lange Einleitung endlich betrachtet die Verſchiedenheit des menſchlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geiſtige Entwicklung des Menſchengeſchlechts: hier hat der Verfaſſer die Grundzüge ſeiner Anſichten über die Sprache zuſammengefaßt und die höchſten Reſultate dieſer Forſchungen entwickelt.

Auf dieſem Werke nun ruht vornehmlich der Ruhm Humboldt's als Sprachforſcher. Wenn er in den Unterſuchungen über das Kawi gleichſam ein Muſterbild ſpezieller und vergleichender Sprachkunde aufſtellt, giebt er in der Einleitung die Grundzüge einer tiefer gefaßten Philoſophie der Sprache. Läßt er ſchon auf jenem Einzelgebiete ſeinen Forſchergeiſt nach Art und Umfang glänzend leuchten, ſo erſcheint dieſer in der Einleitung in ſeiner höchſten Geſtalt: es iſt der volle Abdruck ſeines intellektuellen Genius. Wie wir endlich die Eigenſchaften, welche das Werk über die Kawi-Sprache auszeichnen, da am beſten zuſammenfaſſen können, wo wir über H. als Sprachforſcher im Allgemeinen ſprechen, ſo werden wir dem überſichtlichen Abſchnitt über den Sprachphiloſophen dieſe einleitende Abhandlung über die Verſchiedenheit des menſchlichen Sprachbaues ganz eigentlich zu Grund legen müſſen und werden ſie dort auch, nach Gehalt und Form, am beſten charakteriſiren.

Nicht minder bedeutend iſt dieſes Werk in ſeinen Fortwirkungen. Abgeſehen von dem bildenden Einfluß, den eine ſo muſterhafte Forſchung, wie die Humboldt'ſche über die Kawi-Sprache, auf ſprachliche und geſchichtliche Forſchungen überhaupt ausüben muß, wollen wir nur

ganz beſonderer Fortwirkungen hier gedenken. An dieſes Kawi-Werk haben zwei namhafte deutſche Forſcher weitere Unterſuchungen angelehnt. Franz Bopp führte in einem eigenen Werk über malayiſche Sprachen den Kreis dieſer Unterſuchungen weiter, geradezu erklärend, daß er ſich an Humboldt ſchließe. [10]) Dann hat Meinicke, einer unſrer erſten Geographen und mit Humboldt ſchon bei deſſen Lebzeiten in Berührung, [11]) auf dem von dem großen Sprachforſcher urbar gemachten Boden ein höchſt bedeutendes geo- und ethnographiſches Werk über den Südſee-Archipelagus aufgebaut. Größer aber noch iſt der Einfluß, den die Einleitung des Kawi-Werkes auf alles, was Sprachkunde heißt, jetzt ſchon ausübt und gewiß mehr und mehr ausüben wird. In und auf dieſer Einleitung ruht alles, was der Deutſche mit Stolz ſeine Sprachphiloſophie nennen kann und auf ihm wird ohne Zweifel ruhen, was wir noch künftig in dieſem Gebiete, wie auch in Philoſophie der Geſchichte leiſten dürften.

Am Schluß dieſes Abſchnitts haben wir noch einige Arbeiten Humboldt's zu nennen, die nicht gedruckt worden ſind. Mit Uebergehung derjenigen, die ſchon beiläufig genannt wurden und die nur Entwürfe ſpäter ausgearbeiteter Schriften (ſiehe oben S. 510) waren, weiß ich noch folgende namhaft zu machen:

1. Die Abhandlung: Ob und wie äußert ſich am Verbum einer Sprache ſeine ſynthetiſche Kraft, die Funktion, vermöge welcher es Verbum iſt?

Dieſe Frage verſuchte Humboldt in Abſicht der uns grammatiſch bekannten amerikaniſchen Sprachen in einer eignen, in einer der Klaſſenſitzungen der Berliner Akademie geleſenen Abhandlung zu beantworten. Er gedenkt derſelben noch in der Einleitung zur Kawi-Sprache, S. CCLXVIII.

2. Ueber die Verwandtſchaft des griechiſchen Plusquamperfektum, der redupliciren den

10) Vergl. auch Bopp's Selbſtanzeige ſeines Werkes in den Berliner Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik, März 1842, in welchem Journal derſelbe Gelehrte früher auch eine gewichtvolle Würdigung des nachgelaſſenen großen Humboldt'ſchen Werks gegeben hatte, auf die wir hier beiläufig hinweiſen.

11) Siehe oben S. 511.

Aoriſte und der attiſchen Perfekta mit einer ſanskritiſchen Tempusbildung.

Dieſe Abhandlung las H. im J. 1828, während ſeines Aufenthalts zu Paris, im franzöſiſchen Inſtitut vor, das auch ihn unter ſeine Mitglieder zählte. Er erwähnt derſelben ebenfalls in der Einleitung zur Kawi-Sprache, S. *CLXIX.*

3. Ueber die verſchiedenen Formen des Präteritums der Cauſalverba im Sanskrit.

Ausführliche Abhandlung, die faſt zu derſelben Zeit, wie die vorige, bearbeitet worden ſein mag. H. ging darin alle Wurzeln dieſer Sprache, nach Anleitung der zu ſolchen Arbeiten vortrefflichen Forſterſchen Grammatik, durch und ſuchte die verſchiedenen Bildungen auf ihre Gründe zurückzuführen. Die Arbeit blieb ungedruckt, weil es ihm ſchien, daß eine ſo ſpezielle Ausführung ſehr ſelten vorkommender Formen nur ſehr wenige Leſer intereſſiren könnte. Doch gab er in der Einleitung zur Kawi-Sprache, S. *CLXXII—IV.*, einen Auszug daraus.

4. Ueber die Verſchiedenheit der Sprachen und Völker.

Dieſer noch ungedruckten Arbeit gedenkt Alexander v. Humboldt im erſten Theile ſeines Cosmos oder Entwurfs einer phyſiſchen Weltbeſchreibung (Stuttg. und Tüb. 1845), woſelbſt er auch eine Stelle daraus mittheilt (S. 381–382). Alle Verehrer des Verewigten werden wünſchen, daß die ganze Arbeit in der Fortſetzung der Ausgabe von W. v. H.'s geſammelten Werken recht bald mitgetheilt werden möge.

Haben wir im Obigen einen Ueberblick der einzelnen Arbeiten unſeres Humboldt im Gebiete der Sprachkunde erhalten, ſo wäre für uns noch übrig, ſo viel zur Charakteriſtik des Forſchers und Denkers, der in dieſen Schriften ſich darſtellt, im Allgemeinen zu ſagen, als unſeres Berufes ſein kann. Denn Vermeſſenheit wäre es, wollte ich auch nur verſuchen, mehr als den äußeren Umriß der hier von dem Verewigten durchlaufenen Bahn zu zeichnen und ihm in das

unermeſſene Reich der Sprache zu folgen. Es würde dies auch die Gränzen einer Arbeit überſteigen, die ſich —' und ich glaube, mit Fug und Recht — zum Zweck geſetzt hatte, Humboldt, unbeſchadet ſeiner Größe in dieſer Einen Richtung, in einem allgemeineren und vielfältigeren Sinne aufzufaſſen. Möge nun ein Mann vom Fach uns mit einer ſpeciellen Schilderung des Sprachforſchers beſchenken und dadurch dieſen erſten und allgemeinen Verſuch auf erfreuliche Weiſe ergänzen.

Humboldt's Leben fiel in die Zeit, wo die Sprachforſchung im höhern Sinne erſt begann, ſich aber auch raſch zu der Höhe entwickelte, auf der wir ſie gegenwärtig finden. Der Antheil, den er an dieſem Aufſchwung nehmen ſollte, war gleich hervorragend, der Richtung wie der Art nach, und zwar in ſolchem Grade, daß unter ſeinen deutſchen Landsleuten hier nur ein Name von gleicher Bedeutung zu nennen iſt, der Name Jacob Grimm's.

Sprechen wir von der Richtung, durch welche Humboldt ſolche Bedeutung in der neueren Sprachforſchung gewann, ſo müſſen wir ſie doppelt ins Auge faſſen: nach ihrem Umfang, und nach dem höchſten Ziele, das ſie erſtrebte. Bekanntlich nahm die neuere Sprachforſchung nicht blos einen Weg, um ſich auf dieſe wiſſenſchaftliche Höhe zu heben, ſondern ſie ſchlug faſt gleichzeitig ſehr verſchiedene Richtungen ein. H. aber nahm an den meiſten dieſer Richtungen Theil; in einer dieſer Richtungen dann ſuchte die Sprachforſchung den höchſten Punkt ihrer Aufgabe zu erreichen, und gerade dieſe war es, die vorzugsweiſe Humboldt angab. Es laſſen ſich nämlich im Allgemeinen vier Hauptrichtungen unterſcheiden, welche die Sprachforſchung genommen, ſeit ſie über die Gränzen der blos claſſiſchen Philologie und einer gleich beſchränkten Kunde des vaterländiſchen Idioms hinaustrat. Sie entwickelte ſich, und

zwar rasch nach einander, als vergleichende, historische, philosophische und rationelle.

Die vergleichende Sprachforschung nahm ihren wahren Anfang erst, als das Sanskrit den Gesichtskreis erweiterte. Franz Bopp ist es, den wir als den Repräsentanten derselben ansehen können. Nächst ihm sind vorzüglich A. W. v. Schlegel und Humboldt zu nennen. Der Letztere namentlich hat Großes und in mancher Beziehung vorzüglich Musterhaftes auch in dieser Richtung geleistet. Von dem Umfange seiner Sprachenkenntniß ist früher berichtet worden; wir sahen auch, mit welchem Eifer er das Sanskrit erfaßte, sobald er dessen Wichtigkeit erkannt hatte. [1]) So ward er auf diesem Gebiet einer der größten Forscher und um so mehr ein Vorbild, als er mit seinem Wissen und seinem Scharfsinn wahre Methodik und edle Form verband. Darum steht auch sein Werk über die Kawi-Sprache als mustergültig da.

Kaum hatte nach den Kriegsjahren die vergleichende Sprachkunde diesen Aufschwung genommen, als auch die zweite Richtung, die historisch-nationale, sich erhob: im J. 1819 erschien der erste Theil der deutschen Grammatik von Jacob Grimm und damit der Anfang eines Werkes, wie keine Nation sich eines ähnlichen rühmen kann. Hielt sich die Forschung hier auch auf einem begränzteren Gebiete, so stellte sie sich dennoch dem Höchsten zur Seite, was die Sprachforschung erstreben kann, denn sie erfüllte diese engere Aufgabe vollständig und dient einem großen patriotischen Zweck. Grimm wurde der Vater der deutschen

---

1) Er sah das Sanskrit bald als unentbehrliches Hülfsmittel auch für den Philologen im engern Sinne an und empfahl ihm dieses Studium dringend, wenn er auch es in die Schule nicht aufgenommen wissen wollte. (Siehe Humboldt's Rec. von Dursch's Ghatakarparam. Berlin. Jahrb. April 1828).

Grammatik, ohne ſich um Philoſophie der Sprache viel zu kümmern. Wie er als ſolcher den Antipoden zu Humboldt's Beſtrebungen darſtellt, der faſt den Erdkreis umfaſſen und die Natur der Sprache ergründen wollte, dabei aber die Eigenthümlichkeit des ihm ſo theuren vaterländiſchen Idioms, ſeine Mundarten, und ſeine Geſchichte nur ſelten berührt, [2]) ſo ſtehen ſie beide als die höchſten Gipfel bisheriger Sprachforſchung und zwar nicht unter ihren Landsleuten allein da; denn „zwei Sprachforſcher, wie J. Grimm und W. v. Humboldt hat kein Volk der Erde weder in der Vergangenheit noch in der Gegenwart aufzuzeigen.“ Auch begegnete jeder von ihnen dem Andern mit der Scheu des Mächtigen, der ſich im eigenen Reiche ſicher weiß, ohne nach dem des Andern zu fragen; betritt er es aber einmal, auch nicht vergißt, dem Beherrſcher in den Ausdrücken wahrhafter Verehrung zu huldigen. [3])

Die philoſophiſche Richtung folgte aber der hiſtoriſchen auch auf dem Fuße nach. In den erſten zwanzig Jahren ſchon trat Humboldt mit einzelnen in dieſes Gebiet einſchlagenden akademiſchen Abhandlungen auf, [4]) denen im J. 1836 das größere Werk über die Verſchiedenheit des menſchlichen Sprachbaues folgte, durch das die Philoſophie der Sprache ihr tieferes Fundament erhielt. Nach dem höchſten Ziele alſo, das die Sprachforſchung ſich ſetzen kann, wurde Humboldt der Führer; hier liegt ſein eigenthümliches Verdienſt als Sprachforſcher, worauf wir nachher zurückkommen.

---

2) Siehe z. B. in Schlegel's indiſcher Bibliothek, B. II. H. 2. S. 74—75 und im Werk über die Kawi-Sprache, I. 51.

3) Siehe oben S. 506 dieſer Erinnerungen. Humboldt rühmt dagegen in der Einleitung zur Kawi-Sprache (S. *CCCVXXI*) „die glücklich ſinnvolle Sprache, die Grimm eigen ſei.“

4) Siehe im vorigen Abſchnitt Nr. 2. 3. 6. 10.

Neben dieſen gibt es noch eine vierte Richtung, in der die Sprachforſchung ſich erhob. Sie ſteht mit einigen vorher erwähnten in engerer Verbindung; wir können ſie ſogar, je nachdem ſie mit der einen oder andern näher verknüpft iſt, mit verſchiedenen Namen bezeichnen. Nimmt ſie von der vergleichenden Sprachforſchung ihren Ausgang, nennen wir ſie allgemeine Sprachkunde; geht ſie aber von der gründlicheren Erforſchung einer oder weniger Sprachen aus, heißt man ſie rationelle Sprachforſchung. In beiden Fällen dient ſie zur Entwicklung der allgemeinen Grammatik. Auf dem letzteren Wege brach ſie als claſſiſche Philologie jeder andern Sprachforſchung die Bahn. Dem Boden, den die alten, namentlich lateiniſchen Grammatiker zuerſt urbar gemacht und [illegible] Philologen, wie Franciskus Sanktius (Minerva seu de causis linguae latinae commentarius. Amstelodami, 1587), mehr geebnet hatten, erſtanden Forſcher von der Tüchtigkeit eines Gottfried Hermann, eines Ph. Buttmann, zu einer Zeit, wo die andern Richtungen der Sprachforſchung ſich kaum zu entwickeln begonnen hatten. Als aber dies geſchah, begann auch gleich die Entwicklung der deutſchen Grammatik, nicht blos mittelſt hiſtoriſcher Forſchung, ſondern auch durch rationelle. Wir nennen hier nur einige Begründer der neuen vaterländiſchen Grammatik, vor allen den ſcharfſinnigen C. F. Becker, deſſen Sprachlehre ſofort an die allgemeinen Ideen unſeres Humboldt knüpfte, ferner den mit jenem eng verbundenen Forſcher unſerer Syntax, S. H. A. Heiling, dann den neuerdings mit größerer Selbſtſtändigkeit vorgeſchrittenen M. W. Götzinger. Glückte es dieſen Männern noch nicht, ein allgemein befriedigendes Syſtem unſrer Grammatik aufzuſtellen, ſo liegt der Grund davon theils in der noch nicht beendeten Gährung, in welche die Sprachforſchung überhaupt gerathen, theils und namentlich in dem Schwanken, in

welchem die allgemeine Sprachkunde und Grammatik ſich zur Zeit noch befindet. Denn auf dem von Bopp, Grimm und Humboldt gelegten Grund ſind zwar tüchtige Bearbeiter der allgemeinen Sprachlehre aufgetreten, Männer, wie Wocher, Rapp u. ſ. w.; allein ſtatt dadurch eine Niederſetzung zu erreichen, hat die Schwankung auf dieſem Gebiete eher zugenommen, ſei es, daß man in ſonſt ſehr ergiebigen Arbeiten der Hypotheſe noch zu viel Raum ließ, oder daß, wie neuerdings behauptet wurde, es überhaupt noch an dem Medium gebricht, welches den Uebergang von philoſophiſchen Anſichten zur allgemeinen Grammatik fruchtbar vermittle. Doch wird auch dieſes Bindungsglied mehr und mehr vertreten, nachdem für philoſophiſche, wie für poſitive und vergleichende Sprachforſchung ein ſolcher Grund gelegt worden.

Schon jetzt aber iſt im Gebiet der Sprache ein unermeßliches Reich erobert von europäiſcher und vorzüglich deutſcher Gelehrſamkeit; an dieſer Eroberung aber hat Humboldt mächtigen Antheil genommen. Manche ſehen ihn geradezu für den Begründer auch der vergleichenden Sprachforſchung an, und gewiß half er ſie begründen und iſt in Methodik und Form auch hier das claſſiſche Vorbild; nicht wenig wirkte er dabei für die allgemeine und rationelle Sprachkunde; einzig und allein aber ſteht er als Schöpfer der Philoſophie der Sprache da. So ragt ſeine Richtung unter denen der andern Sprachforſcher hervor; gleich ſehr aber zeichnet ſich die Art ſeiner Forſchung aus, der man anſieht, daß hier ein höherer Geiſt ſich mit dem Fachgelehrten einte. Vielleicht noch nie war in einem Kopfe eine ſolche Fülle des gelehrteſten Detailwiſſens mit ſolchem philoſophiſchen Tief- und Scharfſinn vereinigt. „Wilhelm von Humboldt," ſagt Böckh in der zu deſſen Ehren in der Akademie gehaltenen Rede, „war unter ſeinen Zeitgenoſſen der-

jenige, welcher die meiſten Sprachen grammatiſch ſtudirt hatte; und das Gefüge einer jeden ergründete er ſo, als wäre ſie der einzige Gegenſtand ſeiner Forſchungen geweſen, widmete jeder die Aufmerkſamkeit, welche ehemals nur Sprachen zu Theil wurde, auf welche der Glanz einer vollendeten Litteratur ſich herabſenkt. Er war zugleich der, welcher den Zuſammenhang aller Sprachformen und ihren Einfluß auf die geiſtige Bildung der Menſchheit am ſinnigſten und lichtvollſten beſtimmte. Das hinterlaſſene [damals noch nicht erſchienene] Werk wird der Mitwelt und Nachwelt zeigen, wie nach einem langen, der Erkenntniß geweihten Leben ein mächtiger Geiſt die zerſtreuten Quellen des Wiſſens zuſammenleiten, aus ihnen neue und durchgreifende Anſichten ſchöpfen, und den verſchiedenartigen Bau mannigfacher Zungen den ewigen Geſetzen der Intelligenz beherrſchend unterwerfen kann."

Es ſtechen jedoch an dieſem allgemeinen Charakter Humboldt's als Sprachforſcher einzelne Eigenſchaften ganz beſonders hervor. Ich will nur einige davon namhaft machen, ſolche, die auch der des Faches Unkundigere nicht verkennt. Zu bewundern iſt an H. als Sprachforſcher

1. die Gründlichkeit, die mit ſo viel Geiſt ſich paart und die auch bei ſo großer Mannigfaltigkeit des Wiſſens Stand hält. Humboldt hielt es nicht unter ſeiner Würde, auch das Geringſte mit ſtrengſter Sorgfalt zu behandeln. Was iſt auch in der Wiſſenſchaft, das man Kleinigkeit nennen könnte? „Nur durch den Geſichtspunkt aufs Ganze, nicht aber durch flüchtiges Vorübergehn vor dem ſcheinbar Geringfügigen, unterſcheidet ſich die geiſtvolle Behandlung von der pedantiſchen." [5])

5) Humboldt's eigene Worte; ſiehe oben I. 217.

2. Die Größe des Blickes und der Behandlung, die über allem waltet, was er zu Tage fördert, die das Kleine erhebt und selbst das scheinbar Niedrige adelt. Was H. je berührt, erhielt einen neuen Werth und bewies, wie richtig Schillers Ausspruch gewesen, „daß es ein gewöhnliches Vorurtheil sei, den Werth des Menschen nach dem Stoffe zu schätzen, mit dem er sich beschäftigt, nicht nach der Art, wie er ihn bearbeitet."

3. Das Gepräge der Wahrhaftigkeit, die Einfachheit und Lauterkeit, die ihm eigen ist und seine Darstellung der unseres Lessing so ähnlich macht, als es bei der Verschiedenheit der Gegenstände, die sie behandeln, und ihres schriftstellerischen Charakters nur denkbar ist; denn Humboldt's Sinn ist ein rein intellektueller, während Lessings Art immer noch dem Polemischen sich nähert und an den Dramatiker mahnt, darum aber auch um so viel hinreißender und belebter ist. — Mit dieser Wahrheitsliebe hängt bei Humboldt noch ein andrer Vorzug zusammen.

4. die Eigenschaft, die er an dem Engländer Mars, den rühmte, [6]) selbst aber in hohem Grade besaß: die nämlich jede Behauptung auf die behutsamste Weise zu begränzen. Darin ist er in seinen Forschungen wahrhaft bewundernswürdig. Dasselbe meinte auch Hegel, als er Humboldt's besonnene Zurückhaltung bei Darstellung fremder Ansichten und Philosopheme rühmte, und wie er festhalte an dem strikten Sinne des Andern und nichts andres und nicht mehr gebe, als der Urheber wollte. So verfuhr H. in jeder Art von Forschung. Mit dem Talent, die Dinge von den verschiedensten Seiten anzusehen, verknüpfte sich der Wahrheit suchende Sinn und prüfte ebenso sorgfältig die eignen Behauptungen, wie Meinungen Anderer. Ohne

6) Ueber die Kawi-Sprache, I. 45.

irgend eine Voraussetzung fängt er eine Untersuchung an, verfolgt sie mit einer Kälte und Uneingenommenheit, die uns glauben läßt, der Ausgang sei ihm gleichgültig, und wenn er endlich ein Ergebniß mittheilt, das jeder Andere für unumstößlich halten würde, erhebt er selbst noch Zweifel und begränzt die vorsichtigste Behauptung. Es liegt ihm gar nicht an der Entscheidung, sondern nur daran, zu wissen, wie weit eine Sache entschieden ist, oder wo sie anfängt, dunkel und zweifelhaft zu werden.

5. Die lichtvolle Durchschauung des Gegenstandes und formelle Vollendung, welche H.'s Darstellung das Gepräge des Schönen aufdrückt. Wie weit er es darin gebracht, werden wir nachher aus Anlaß der philosophischen Einleitung zum Werk über die Kawi-Sprache noch hervorheben. Zu der formellen Vollendung gehörte nothwendig

6. die methodische Strenge, die in H.'s Arbeiten herrscht. An jeder Sache reizte ihn das Methodische zugleich und er ging ihm mit Vorliebe nach. Ein Phänomen, wie die Sprachen der Völker, bot hiezu vorzügliche Gelegenheit, und er wußte sie zu fassen. So schreibt er einmal — den 13. Dez. 1828 — kurz nach seiner Rückkehr aus Paris an den dort lebenden deutschen Linguisten Julius Klaproth: „Ich bin seit meiner Rückkunft ein wenig auch wissenschaftlich beschäftigt. Ich verfolge den Weg, an einer Reihe Grammatiken die Methodik zu zeigen, wie diese in den Sprachen zu Stande gekommen ist. Es giebt, im grammatischen Begriffe, allgemeine Methoden, von denen aber nicht gerade nur Eine jede Sprache bildet. In mehreren Sprachen sind mehrere gemischt, und dies ist es, so wie das Verhältniß der Mischung, worauf man sehen muß." [7]) Denselben Sinn

7) Der Brief befindet sich in Dorow's Facsimiles, H. III. —

für Methodik zeigen seine eigenen Darstellungen, die dadurch wahrhaft musterhaft geworden. Er spricht sich auch über die Principien, die er befolgt, bei so vielen Gelegenheiten aus, daß man aus solchen Stellen leicht ein Lehrbuch wissenschaftlicher Methodik und Dialektik zusammenstellen könnte.

8. Die Bescheidenheit, mit der er von seiner Fähigkeit und seinen Leistungen spricht, und die Bereitwilligkeit, fremdes Wirken anzuerkennen und zu rühmen. Wie ergreift es, wenn ein Mann, wie H., seine Schrift über die Urbewohner Spaniens und deren Ermittlung durch die vaskische Sprache, an den ehemaligen Lehrer seiner Kinder, an Riemer, sendet und diesen, besonders in Betreff des etymologischen Theils der Untersuchung, um sein Urtheil bittet und dabei hinzufügt: „Es kommen auch einige in das Gebiet des Griechischen und Lateinischen einschlagende Etymologien vor. Ich bin aber mit diesen sparsam gewesen, und habe auch das Wenige, was ich gesagt habe, nicht ohne Besorgniß gesagt. Es gehört, um darin sicher zu gehen, ein großes Uebersehen aller vorhandenen Formen dazu, und ich fühle täglich, wie schwer es ist, wenn man hat den größten Theil seines Lebens anderen Geschäften widmen müssen, nicht jeden Augenblick auf sehr schlimme Lücken zu stoßen. Ich muß daher sowohl diesen Theil, als das Ganze Ihrer Nachsicht dringend empfehlen." [8]) Man würde versucht, an der Aufrichtigkeit solcher Sprache zu zweifeln, wenn nicht H.'s Wesen von dieser

---

Besonders wichtig für die Darlegung der Principien, von denen, H.'s Ansicht zufolge, der Sprachforscher geleitet werden soll, ist dessen früher schon aufgeführte Abhandlung: „Ueber das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachenentwicklung." (1820).

8) In dem Briefe vom 25. Juni 1821. Mitgetheilt in den Briefen von und an Göthe, her. von Riemer. Leipzig, 1846. S. 243–45.

Beſcheidenheit ganz erfüllt und es nicht bekannt wäre, daß je ausgedehnter das Wiſſen eines Menſchen, deſto größer auch die Kenntniß der Lücken iſt, die bei aller Gelehrſamkeit ihm bleiben.

Noch ſeltener jedoch iſt mit ſolcher Beſcheidenheit auch die willige Anerkennung des von Andern Geleiſteten verbunden. Bei H. treffen wir ſie ſtets; er iſt keine jener Naturen, die ſich überheben, ſobald ſie in den Arbeiten eines Genoſſen Fehler und Lücken entdecken, die eine Luſt empfinden, ſich an Anderer Schwächen zu reiben. Wo er kann, rühmt er das Verdienſt und lieber ſchweigt er, wo er nicht loben kann. Mit welcher Bereitwilligkeit erkennt er an, was Vorgänger, was Gleichſtrebende und Jüngere geleiſtet! Wie weit entfernt iſt er davon, die Verdienſte ſeiner Vorgänger, eines Schlözer [9]), Adelung [10]), Vater [11]), eines Friedrich Schlegel [12]) herabzuſetzen; wie gern erkennt er das Große an mitſtrebenden Genoſſen, an Wolf [13]) und Böckh [14]), an A. W. Schlegel [15]) und Bopp [16]) an Grimm [17]) und Niebuhr [18]), um nicht tiefer Stehende, wie Klaproth [19]) ꝛc. zu nennen; welch freudigen

---

9) Geſ. W., II. 146.

10) Im Mithridates, fortgeſ. von Vater. 4 Th. Berlin 1817. S. 279. H. rühmt Adelungs Tüchtigkeit auch aus Anlaß des Baskiſchen; er ſelbſt „habe nur das Glück, aus beſſern Quellen zu ſchöpfen."

11) Geſ. W., II. 78.

12) Einleitung zur Kawi-Sprache, S. 164.

13) Siehe oben II. 426—7.

14) Einleitung zur Kawi-Sprache, S. 229.

15) Siehe oben I. 439. Vergl. außerdem Geſ. W. I. 34—35. Ueber die Kawi-Sprache, I. 42.

16) Einleitung zur Kawi-Sprache, S. 152, wo er Bopp's Sanskrit-Grammatik ſchlechtweg ein claſſiſches Werk nennt. Vergl. auch ebendaſ. S. 163.

17) Siehe oben II. 519.

18) Geſ. W. II. 126.

19) Einleitung z. Kawi-Sprache, S. 401. 412. 427-8. Ueber

Antheil widmet er endlich den Leiſtungen einer auf ſeinen Vorgang mit emporgeſtiegenen Generation! Man leſe die Stellen, wo er über Friedrich Windiſchmann [20]), Pott [21]), Ewald [22]), Lepſius [23]), Bernhardy [24]), Diefenbach [25]), Buſchmann [26]) ſpricht. Mit gleicher Dankbarkeit gedenkt er ausgezeichneter Forſcher des Auslands, der Arbeiten eines Hervas [27]), eines Abel-Rémuſat [28]), Champollion [29]), Burnouf [30]), Millin [31]), eines Colebrooke [32]), Haugthon [33]), Marsden [34]) u. ſ. w.

Wirklich großen und wahrhaft verehrten Männern wird es aber auch am leichteſten, Andere gelten zu laſſen, doppelt einem Humboldt. Er war, als er noch lebte, ſchon der Gegenſtand einer ſo unbeſtrittenen Verehrung, wie ſie wenigen Gelehrten zu Theil wird. Stand er doch ſchon damals gleichſam als Schutzpatron aller höhern Forſchung da! Braucht es dafür Zeugniß, wo die Urtheile ſolcher Häupter der Wiſſenſchaft, wie Wolf, wie A. W. Schlegel [35]), wie

---

die Kawi-Sprache, I. 290. Siehe außerdem die anerkennenden Worte über Klaproth's aſiatiſch-ethnographiſche Forſchungen, in dem Briefe an denſelben bei Dorow (Facſimiles, H. III.)

20) Ueber die Kawi-Sprache, I. 89.
21) Einleitung z. Kawi, S. 93.
22) Ebendaſ. S. 105.
23) Ebendaſ. S. 161. 325—26. 351.
24) Ebendaſ. S. 245.
25) Ebendaſ. S. 304.
26) Ebendaſ. S. 176.
27) Ebendaſ. S. 281.
28) Ebendaſ. S. 340, 391. Ueber die Kawi-Sprache, I. 96. 273.
29) Geſ. W., IV. 202—3. 321.
30) Einleitung z. Kawi, S. 377. Geſ. W. I. 67.
31) Geſ. W., III. 304.
32) Ebendaſ. I. 27. 184.
33) Einleitung z. Kawi, S. 273.
34) Ueber die Kawi-Sprache, I. 45.
35) Indiſche Bibl. B. I. H. 4. (1823) S. 433—5. B. II. H. 2. (1826) S. 218—19.

Grimm und Bopp uns vorliegen. Schon im Jahre 1827 bezeichnete C. F. Becker H. als einen unſrer ſcharfſinnigſten Sprachforſcher [36]) und widmete ihm ein für die Ausbildung der deutſchen Grammatik Epoche machendes Werk. Dieſe Verehrung war auch ächt; denn ſie erloſch mit ſeinem Tode nicht. Welch herrliche Todtenrede hielt ihm Böckh in der Akademie der Wiſſenſchaften [37])! Und gilt ſein Name nicht in der jetzt ſo hoch geſtiegenen Sprachforſchung der Deutſchen überall wie der eines Fürſten der Wiſſenſchaft [38])? Nicht geringere Huldigungen haben ihm die erſten Männer des Auslands dargebracht; ſelbſt unter den auf ihre Leiſtungen oft ſo eiteln Franzoſen erhob im J. 1832 ſchon ein Sprachforſcher wie Jacquet ſeine Stimme und erklärte laut: [39]) „Aucun savant ne réunit à un degré plus éminent la richesse de matériaux, l'étendue d'érudition, la force de critique et la supériorité d'esprit qui peuvent seules donner à des recherches de cette nature la continuité et la direction qui les font parvenir à des résultats philosophiques d'une utilité générale.“

Der Fall, daß Jemand wegwerfend über Humboldt's linguiſtiſche Arbeiten urtheilte, ſteht ſo vereinzelt da, daß wir ſchon um deswillen ſeiner gedenken müſſen. Ein ſolches Urtheil fällte nämlich Prof. J. N. Madvig, ein Däne,

---

36) Organismus der Sprache als Einleitung zur deutſchen Grammatik. (Auch: Deutſche Sprachlehre, B. I.) Frankfurt a. M. 1827. S. 133. 301.

37) Siehe ſchon oben II. 521.

38) Man greife nach einem Werk jüngerer Sprachforſchung, nach welchem man wolle, etwa nach M. Wocher's trefflicher allg. Phonologie (Stuttgart und Tübingen, 1841) und man wird Humboldt immer als höchſtes Vorbild betrachtet finden. Vergl. z. B. Wocher, S. 99. 104. 352. 388.

39) A. a. O., im Nouveau Journal Asiatique, T. IX. Paris, 1832. p. 481.

in einem ſchon 1835 in der kön. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Kopenhagen geleſenen und im folgenden Jahre dem 5. Theil der hiſtoriſchen und philoſophiſchen Abhandlungen dieſer Geſellſchaft einverleibten Vortrage. Er ſpricht darin wegwerfend über die Arbeiten deutſcher Gelehrten zur Philoſophie der Sprache und zur philoſophiſchen Grammatik im Allgemeinen, aber auch über Humboldt insbeſondre, mit jener abſprechenden Art, in welcher dieſer Gelehrte auch ſonſt ſich hervorgethan. Auch ein andrer Däne, Frederik Lange, drückte in einer 1836 veröffentlichten Monographie, Abneigung gegen unſre philoſophiſchen Grammatiker, gegen Humboldt ſowohl, als gegen Becker u. A. aus und erklärte, die Grammatik erwarte zu ihrer Emancipation noch immer „sospitatorem suum atque artificem“ [40]). Es ſollte uns nicht wundern, wenn die Dänen zuletzt ſelbſt in der Wiſſenſchaft ihren deutſchen Stammverwandten es zuvorthun zu können glaubten! Humboldt für ſeine Perſon war gewiß weit entfernt zu wähnen, die Wiſſenſchaft werde auf einem ſo ſchwierigen Gebiet nach ihm nicht noch viel zu ergänzen und zu berichtigen wiſſen, und er würde der erſte geweſen ſein, der der Behauptung, die neuerdings in Deutſchland ſelbſt aufgeſtellt wurde [41]): daß es nämlich noch an dem vermittelnden Glied zwiſchen den Unterſuchungen über das Weſen der Sprache und den Sätzen der philoſophiſchen Grammatik fehle, Recht hätte widerfahren laſſen. Denn

40) Vergl. Conrad Michelſen, hiſtoriſche Ueberſicht des Studiums der lateiniſchen Grammatik ſeit der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften, nebſt einer Einleitung über das allgemeine Weſen der Sprache. Hamburg, 1837. S. 92, 93, 96, 97—101. Ich ſelbſt habe jene däniſchen Schriften nicht in Händen gehabt.

41) Namentlich in der Schrift: Die rationelle Sprachforſchung. Auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte geprüft und pſychologiſch begründet von H. Dieſtel. Königsberg, 1845. S. 12. 13—14. Der Verf. legt jedoch dabei die größte Verehrung für das, was H. wirklich geleiſtet, zu Tage.

etwas anderes iſt es, das Weſen der Sprache zu ergründen, ein anderes, das Syſtem der allgemeinen Grammatik aufzuſtellen, und wie viel H. auch für letztere, zumal in der Lehre von den grammatiſchen Kategorien, vorgearbeitet haben mag, ſein Beruf ging dahin nicht, ſondern beſtimmte ihn, der Gründer der Philoſophie der Sprache, d. h. der Kenntniß ihres Weſens und ihres Zuſammenhangs mit der innerſten Natur des Menſchengeiſtes, zu werden. —

Es lag in H.'s Eigenthümlichkeit der Trieb, Alles, was er ergriff, mit cosmopolitiſchem Sinn zu erfaſſen, zugleich aber in das Element des Gedankens emporzuheben. Recht den Boden bekundend, dem er erſtammte, und von dem er nur in der Politik zu Gunſten unſrer Nationalentwicklung abging, hielt er, als Forſcher, den cosmopolitiſchen Sinn, den das vorige Jahrhundert dem jetzigen vermachte, feſt und andern Richtungen gegenüber aufrecht, auch in dem Gebiet der Sprache. Wie ſein großer Freund Schiller, faßte er in dem, was er ergründete, nicht ſowohl das Ueberſinnliche, auch nicht das Nächſte und Nationale, ſondern das allgemein Menſchliche auf. Ebenſo in der Sprache. Es gefiel ihm nicht, ſich, wie Grimm, nur in die Tiefe des vaterländiſchen Idioms zu tauchen, ſondern er ſetzte ſeinem Wiſſensdrang erſt an den Enden der alten und der neuen Welt Gränzen, und widmete ſelbſt den Sprachen amerikaniſcher Wilden und der Barbaren Neuſeelands die gleiche Aufmerkſamkeit, wie dem herrlichen Sprachorganismus der Hellenen; im Beſitz aber dieſer Mannigfaltigkeit von Beobachtungen, folgte er dem Trieb, der Natur dieſer Erſcheinungen auf den Grund zu gehen und das Weſen der Sprache zu erforſchen. Damit griff er zugleich in eine Frage ein, die das vorige Jahrhundert ſchon bewegte und für die er ſich ſchon in früher Jugend lebhaft intereſſirte — in die Frage über die Art des Zuſammenhanges der Geiſter- und

Körperwelt oder der geiſtigen und ſinnlichen Natur des Menſchen. Denn bald entdeckte ſich ihm, daß in der Sprache des Menſchen eine Einheit dieſer Faktoren gegeben ſei, und zwar in ſo ideeller und ſo faßbarer Form zugleich, daß es möglich ſein müſſe, hier ſicherer und tiefer in den Zuſammenhang beider Welten, alſo in die Natur des Menſchen einzudringen, als ſonſt wo. Von dieſem Moment an erhielt die Sprachforſchung, für die die Natur ihn ſchon ſo ausgerüſtet hatte, den höchſten Reiz für ihn. Wir wiſſen, wie ſchon in den neunziger Jahren es ſein Augenmerk war, die Kategorien zu finden, unter welche man die Eigenthümlichkeiten einer Sprache bringen könnte, und die Art aufzuſuchen, einen beſtimmten Charakter irgend einer Sprache zu ſchildern [42]), bis er endlich in die dunklen Verhältniſſe der Natur der Sprache überhaupt fortſchritt. Da konnte ihm denn nicht entgehen, daß hier der Grund erſt zu erobern ſei, auf dem ſich bauen laſſe. Denn faſt nichts war hier vorgearbeitet, was brauchbar erſchienen wäre. Wann hätten die Sprachforſcher früherer Zeit den ſpeculativen Sinn gehabt, der hier nöthig iſt, oder wann war die ältere Philoſophie, ſelbſt wenn ſie dieſes Gebiet berührte, im Stand, es nur annähernd zu ergründen? In den Jugendtagen H.'s faßten Männer, wie Hamann, wie Herder, ſchon ganz die Wichtigkeit des Gegenſtandes, ſie warfen auch manchen Geiſtesblitz auf ſein Gebiet; auf den unſichern Pfaden ihrer Forſchung, die faſt nur Ahnung und Divination blieb, war doch nicht viel auszurichten. Bald machte zwar die rationelle Grammatik ſchon bedeutende Fortſchritte; es ſtanden Männer auf, die wirklich auf die Philoſophie der Sprache hinſteuerten, z. B. Silveſtre de Sacy, Vater

42) Siehe oben I. 253.

u. A.; doch wurde damit nur der Boden geebnet, auf dem eine wahrhaft philoſophiſche Forſchung fußen konnte. In dieſem Betreff fühlte ſich H. beſonders ſeinem Landsmann A. Fr. Bernhardi (geb. 1768, † 1820) zu Dank verpflichtet, und er verfehlte nicht, deſſen Leiſtung bei der erſten ſich darbietenden Gelegenheit auch öffentlich zu preiſen. [43]) Doch im Weſentlichen konnte er auch dadurch nicht gefördert ſein; das mußte er ſelbſt thun. Mehrere Jahrzehende verfolgte er das weite Reich der Sprache und nur allmälig ſchritt er dazu, die ihm gewordenen allgemeinen Ergebniſſe zu ſammeln. Unausgeſetzt prüfte, klärte und berichtigte er [44]) die gewonnenen, zum Theil in einzelnen Abhandlungen [45]) ſchon mitgetheilten Ideen, bis es ihm gelang, ſie in der Einleitung zum Kawi-Werk ſo umfaſſend, als ihm nur möglich, zu entwickeln. Dieſe Einleitung iſt auf dem Gebiet der Sprachkunde ein Epoche machendes Werk. „Was Hamann" — ſo äußert ein Neuerer, [46]) deſſen Anſicht in ſolchen Dingen wenig von Schulweisheit getrübt iſt —

---

43) Er that dies bei Anlaß des Aufſatzes, der in den J. 1823 und 24 in A. W. v. Schlegel's indiſcher Bibliothek gedruckt erſchien, durch folgende Note (B. II. H. 1. S. 83): „Ich pflege da, wo es auf Begriffe der allgemeinen Grammatik ankommt, Bernhardi's Anfangsgründen der Sprachwiſſenſchaft zu folgen. Denn es hat mir, nach langem und in ſehr verſchiedenen Zeiten wieder vorgenommenem Studium, immer geſchienen, daß dieſer, den Wiſſenſchaften zu früh entriſſene Mann in ſeinen verſchiedenen Schriften, vorzüglich aber in der eben genannten [Berlin, 1805] das richtigſte, durchdachteſte und mit den tiefſten unter den alten Grammatikern am meiſten zuſammenſtimmende Syſtem allgemeiner Grammatik aufgeſtellt hat, deſſen ſich nicht blos Deutſchland, ſondern auch das Ausland rühmen kann."

44) Vergl. auch Dieſtel a. a. O. S. 15—16, 75—76.

45) Namentlich in den Abhandlungen: „Ueber das vergleichende Sprachſtudium" (1820), „Ueber das Entſtehen der grammatiſchen Formen und deren Einfluß auf die Ideenentwicklung" (1822) und „Lettre à Abel-Rémusat." (1827), die früher ſchon angeführt worden. —

46) K. Roſenkranz, in ſeiner „Geſchichte der Kant'ſchen Philoſophie." Leipzig, 1840. S. 411.

„was Hamann als spekulativer Visionair ahnte; was Herder mit nur etymologischer Spielerei der Vernunftkritik entgegenstellte; was ein Ungenannter vom Kriticismus aus mit Bezug auf Silvestre de Sacy andeutete [47]); was Reinhold in seiner Synonymik und seiner letzten Entwicklung des Erkenntnißvermögens dunkel vorschwebte: Humboldt hat es in seinem unsterblichen Werk über die Kawisprache oder vielmehr in der Einleitung dazu, welche eine Philosophie der Sprache enthält, Berlin 1836 — geleistet.

Es thut mir leid, daß der Umfang meiner Arbeit es verbietet, hier eine genaue Darlegung des in diesem Werke eingeschlagenen Ganges einzuflechten. Um so dringender ist die Aufforderung, die ich an die Verehrer Wilhelm v. Humboldt's richte, selbst den Eingang zu suchen und der Schätze, die er dort niedergelegt, sich zu bemächtigen. Nie ist Jemand gründlicher in das Wesen der Sprache eingedrungen, als H.; nie hat Jemand mit solchem Tiefsinn jene Probleme berührt, welche die Grundanschauung der Sprache und ihrer Gesetze feststellen, die Fragen nach dem innern Organismus der Sprache, nach ihrem Verhältniß zu dem Gedanken, nach ihrer Entstehung und Entwicklung bei Völkern und bei Einzelnen, nach ihrem Zusammenhang mit der Produktivität eines Volkes, mit der Litteratur, endlich nach ihrem Werden, Reifen und Sinken, nach allen ihren mit der Lebens- und Schöpferkraft eines Volkes correspondirenden Schicksalen, mit einem Worte, nach dem Verhältniß der Sprachentwicklung zur Entwicklung der Totalität des menschlichen Geistes. Nachdem H. die wichtige, oben von uns schon erwähnte Entdeckung des zwiefachen Elements gemacht hatte, das den

47) Philosophische Principien einer allgemeinen Sprachlehre nach Kant und Sacy. Königsberg, 1805.

ſprachlichen Erſcheinungen durchweg zu Grunde liegt, des logiſchen und des ſinnlichen Elements — war es ihm möglich, dieſer Doppelſeitigkeit in ihrem innerſten Grund, in der Natur der menſchlichen Einbildungskraft, nachzugehen und bis in die auffallendſten Erſcheinungen einzelner Sprachen zu verfolgen. Von dieſem Standpunkte erörtert er nun zuerſt die Form der Sprachen, das Lautſyſtem und die innere Sprachform, dann die Verbindung beider, kommt hierauf auf die genauere Darlegung des Sprachverfahrens, auf Wortverwandtſchaft und Wortform, auf Iſolirung der Wörter, Flexion und Agglutination, auf die Worteinheit und die Bezeichnungsmittel derſelben, auf das Einverleibungsſyſtem der Sprachen, die Gliederung des Satzes, und auf die Congruenz der Lautformen der Sprachen mit den grammatiſchen Forderungen; ferner zergliedert er den Hauptunterſchied der Sprachen nach der Reinheit ihres Bildungsprincips, erörtert den Charakter der Sprachen, Poeſie und Proſa, die Kraft der Sprachen, ſich glücklich aus einander zu entwickeln wobei ihm die Töchterſprachen des Lateiniſchen als Beleg dienen; endlich unterſcheidet er die Sprachen von geſetzmäßiger Form — namentlich die indo-germaniſchen, das Griechiſche und Sanskrit voran — von ſolchen, welche von der rein geſetzmäßigen Form abgehen; beſpricht die Beſchaffenheit und den Urſprung des minder vollkommenen Sprachbaues und giebt Beiſpiele deſſelben an den ſemitiſchen Sprachen, am Delavare, an der chineſiſchen und barmaniſchen Sprache. So führt uns dieſes Werk wie durch ein Pandämonium des Geiſtes, der Sprache, der Geſchichte, aus dem faſt alle Wiſſenſchaften, die mit der Natur oder den Fähigkeiten des Menſchen zu thun haben, Nahrung holen können. Das Werk berührt faſt alle Theile der Philoſophie, namentlich die Anthropologie, die Philoſophie der Geſchichte, die Aeſthetik. Der Aeſthetiker zumal findet hier reiche Ausbeute:

von den gewichtigſten Auseinanderſetzungen über Poeſie und Proſa, Styl und Beredſamkeit bis zu einzelnen Bemerkungen, z. B. über Göthe's Werther, welche Fülle von Gehalt und Urtheil entwickelt ſich da vor unſerm Geiſte [48])! Wie viel Herrliches findet der Philolog im engern Sinne, über den Genius des Alterthums, über die griechiſche und römiſche Sprache, deren Entwicklung und Untergang, über einzelne Vorbilder in ihrer Dichtung und Proſa. Dem Sprachforſcher im weitern Sinne endlich liefert dieſe Einleitung — abgeſehen von ihrem philoſophiſchen Theil und den Bereicherungen der rationellen Sprachkunde und allgemeinen Grammatik — die gewichtvollſten Darlegungen über ganze Claſſen von Sprachen und über einzelne Sprachen insbeſondre, doppelt wichtig, weil zugleich auf Sprachen Rückſicht genommen iſt, die, wie die malayiſchen, ſchon weit vom Sanskrit abſtehn, oder, wie die amerikaniſchen, einer ganz andern Sprachſphäre angehören.

Uns intereſſirt hier vorzüglich noch die Bedeutung welche dieſes Werk für die Philoſophie der Geſchichte anſpricht. Wir haben die Verwandtſchaft, in der die Philoſophie der Sprache mit der der Geſchichte ſteht, früher berührt und dabei bemerkt, daß in letzterer die Ideenwelt, in der H. ſich bewegte, ihren Mittelpunkt hat, ferne wie wichtig dieſer Theil der Philoſophie für die künftige Entwicklung nicht allein der Geſchichtſchreibung, ſondern auch der praktiſchen Philoſophie und aller mit ihr zuſammenhängenden Disciplinen werden müſſe. Schon in der Abhandlung „über den

48) So hat ſchon Rötſcher, in ſeinem Werke: „Die Kunſt der dramatiſchen Darſtellung. In ihrem organiſchen Zuſammenhange wiſſenſchaftlich entwickelt" (Berlin, 1841) den Abſchnitt: „die Bildung des Tones" und die Lehre von der Ausſprache, von der Artikulation, vom Accent" u. ſ. w. auf die in Humboldt's Einleitung enthaltenen Sätze geſtützt. (Vergl. daſelbſt S. 120. 121. 123. 133. 135. 135. 137 und 172.)

Beruf des Geſchichtſchreibers" (1821) hatte H. dieſen Gegenſtand geſtreift, ſeitdem aber die dahin gehenden Ideen an der Hand ausgedehnter Sprachforſchungen ſo reifen laſſen, daß er die Reſultate ſeines Nachdenkens ſchon brieflich gegen Göthe (6. Januar 1832) vorlegen konnte. [49]) Ausführlicher entwickelte er ſie in einigen dieſes ſprachphiloſophiſche Werk einleitenden Capiteln. Nachdem er zuerſt eine allgemeine Betrachtung des menſchlichen Entwicklungsganges vorausgeſchickt, ſchildert er die Einwirkung außerordentlicher Geiſteskraft, ſcheidet die einzelnen Stufen der Vermenſchlichung — Civiliſation, Cultur, Bildung, endlich erörtert er das Zuſammenwirken der Individuen und Nationen. Dieſer letzte Abſchnitt iſt uns beſonders wichtig; denn er bietet die reifſten Früchte einer Weltbetrachtung, welche feſthält an dem Rechte des Individuums ohne die Ueberſchwenglichkeit jugendlicher Theorie. [50]) Den Kern dieſes Capitels ſuche ich in den Worten, die ihrer Bedeutung wegen hier folgen:

„Die Wirkſamkeit des Einzelnen iſt immer eine abgebrochene, aber, dem Anſchein nach, und bis auf einen gewiſſen Punkt auch in Wahrheit, eine ſich mit der des ganzen Geſchlechts in derſelben Richtung bewegende, da ſie, als bedingt und wieder bedingend, in ungetrenntem Zuſammenhange mit der vergangenen und nachfolgenden Zeit ſteht. In andrer Rückſicht aber, und ihrem tiefer durchſchauten Weſen nach, iſt die Richtung des Einzelnen gegen die des ganzen Geſchlechts doch eine divergirende, ſo daß das Gewebe der Weltgeſchichte, inſofern ſie den inneren Menſchen betrifft, aus dieſen beiden, einander durchkreuzenden, aber zugleich ſich eng verkettenden Richtungen beſteht. Die Divergenz iſt unmittelbar daran ſichtbar, daß die Schickſale des Geſchlechts, unabhängig von dem Hinſchwinden der Generationen, ungetrennt fortgehen, wechſelnd, aber, ſoviel wir es überſehen können, doch im Ganzen in ſteigender Vollkommenheit, der Einzelne dagegen nicht blos, und oft unerwartet mitten in ſeinem

49) Siehe oben II. 470–471.

50) Siehe oben I. 161–200.

bedeutendſten Wirken, von allem Antheil an jenen Schickſalen ausſcheidet, ſondern auch darum, ſeinem inneren Bewußtſein, ſeinen Ahndungen und Ueberzeugungen nach, doch nicht am Ende ſeiner Laufbahn zu ſtehen glaubt. Er ſieht alſo dieſe als von dem Gange jener Schickſale abgeſondert an, und es entſteht in ihm, auch ſchon im Leben, ein Gegenſatz der Selbſtbildung und derjenigen Weltgeſtaltung, mit der jeder in ſeinem Kreiſe in die Wirklichkeit eingreift. Daß dieſer Gegenſatz weder der Entwicklung des Geſchlechts, noch der individuellen Bildung verderblich werde, verbürgt die Einrichtung der menſchlichen Natur. Die Selbſtbildung kann nur an der Weltgeſtaltung fortgehen, und über ſein Leben hinaus knüpfen den Menſchen Bedürfniſſe des Herzens und Bilder der Phantaſie, Familienbande, Streben nach Ruhm, freudige Ausſicht auf die Entwicklung gelegter Keime in folgenden Zeiten an die Schickſale, die er verläßt." [51])

Dies iſt eine Seite der H.'ſchen Geſchichtsanſchauung. Würde die andere, die in dem Briefe an Göthe auch angedeutet war und die das Gegeneinanderwirken der menſchlichen Kräfte und der Vorſehung in einem Plan und Freiheit ähnlich verknüpfenden Sinne darſtellt, ebenſo gründlich ausgeführt, dann hätten wir die Grundprincipien einer auf alle Zweige der praktiſchen Philoſophie und alle Gebiete des Lebens gewiß wohlthätig wirkenden Geſchichtsphiloſophie. Zur Durchführung einer ſolchen hat H. wenigſtens den Anſtoß gegeben.

Ich habe obige Stelle aus der Einleitung zum Werk über die Kawi-Sprache auch deshalb ausgezogen, um dem Leſer auch von der formellen Schönheit, die daſſelbe auszeichnet, einen Begriff zu geben. Wir haben ſchon an H.'s früheſten Arbeiten auch das formelle Verdienſt gewürdigt und namentlich die äſthetiſchen Verſuche deſſelben (über Göthe's Hermann und Dorothea) auch in dieſem Betracht hervorge-

---

51) Einleitung zur Kawi-Sprache, S. 40—41.

hoben. [52]) Viel glänzender jedoch hat H. ſich als Styliſt in ſeinen ſpätern Abhandlungen und namentlich in dieſer herrlichen Einleitung zum Kawi erwieſen. Er trug den Lohn davon, ſo lange mit dem ſpröden Geiſt unſerer Sprache gerungen und in ſo vielen rein wiſſenſchaftlichen Arbeiten doch das vaterländiſche Idiom vorgezogen zu haben. Wohl wußte er, daß dies für eine gewiſſe Zeit der Verbreitung ſeiner Forſchungen nachtheilig ſein könne, aber er forderte ja von jedem Autor, daß er in ſeiner Mutterſprache, oder in der des Landes ſchreibe, in dem er lebt, und er vertraute dabei dem Werth und der Zukunft der unſrigen. [53]) Nur wenn er direkt mit Ausländern, z. B. Franzoſen, verkehrte, bediente er ſich ihres Idioms. Auf dieſem Wege iſt es ihm denn gelungen, einer unſrer vollendetſten Proſaiſten zu werden. Ich rede nicht von gewöhnlicher Correktheit. Hätte denn ein Mann, der über den Einfluß der grammatiſchen Formen auf die Ideenentwicklung geſchrieben und dargethan hatte, daß die ſprachlichen Geſetze dem Denken ſelbſt nützen, die Strenge dieſer Geſetze und die formale Genauigkeit, die ſie von jeder Darſtellung fordern, jemals für unnütze oder geiſtbeengende Feſſeln halten können? Ich rede alſo nur von der Klarheit und Schönheit der Darſtellung, von der Verſtändlichkeit und dem Wohlklang des Vortrags auch in den ſchwierigſten Unterſuchungen. „Durchdrungen von dem Geiſte des Alterthums und dem erhabenen Sinn ſeiner Darſtellungskunſt, iſt die Proſa Wilhelm v. Humboldt's vielleicht die gediegenſte und großartigſte, zu der es die deutſche wiſſenſchaftliche Diktion bisher hat bringen können, und die ſelbſt auf dem trockenen Felde grammatiſcher Unterſuchungen eine immer rege Geiſtesbewegung verbreitet; die Schreibart dieſes

52) Siehe oben I. 460.

53) Geſ. W. II. 4.

tiefſinnigen Forſchers iſt eben ſo würdevoll als natürlich und einfach, und weiß mit Leichtigkeit das Einzelnſte in die höhere Verbindung mit dem Allgemeinen zu rücken." [54])

Nach Inhalt und Form alſo hat H. in ſeinen ſprachlichen Unterſuchungen das wiſſenſchaftlich Bedeutendſte geliefert, das wir ihm verdanken. In ein bisher dunkles Gebiet des Wiſſens hat er Licht getragen und da große Schwierigkeiten mit ſeltenem Scharfſinn überwunden. Auf dem Gebiete, das wir verlaſſen, kann Niemand ihn umgehen; die Sprachforſchung der Neuern ruht auf den Namen Grimm, Bopp, Humboldt. Keiner aber von ſeinen Mitgenoſſen hat es ſo, wie er, verſtanden, den Buchſtaben mit dem Geiſt zu vermählen und Erſcheinungen der Sprache in die Sphäre der Ideen zu heben.

So groß aber H. uns auf dieſem Gebiete erſcheint, dürfen wir doch nie vergeſſen, daß dieſer Geiſt doch darin, wenigſtens in dem poſitiven Theile der Sprachſtudien, nie aufging, ſondern bei all dieſer anſcheinenden Hingebung an das Spezielle, im Grund doch ein viel Höheres und Allgemeineres im Auge hatte. Mehr aus Pflichtgefühl, denn aus innerm Trieb, beendete er die einmal begonnene Unterſuchung über die Kawi-Sprache, und er konnte, da er ſich täglich im Inſelmeer des fernen Oſtens gefangen ſah, ſelbſt nicht umhin, ſeine Verwunderung über den Gegenſatz ſeines Thuns und Wollens auszudrücken. [55])

„Der Zufall richtet blind die erſten Schritte,
Dann findet ſich der Fuß in Pfades Mitte,
Wo End' und Anfang ſich verhüllt dem Blicke;

Soll vorwärts er? ſoll ſchamvoll er zurücke?
So wird der Menſch zu Ziele hingetrieben,
Das anfangs unerſtrebt ihm war geblieben."

54) Th. Mundt, die Kunſt der deutſchen Proſa. Berlin 1837. S. 397.
55) Geſ. W., II. 387.

C. Litterariſcher Verkehr und Briefwechſel; Theilnahme an fremdem Wirken; Anerkennungen und Auszeichnungen, die ihm zu Theil werden.

Von den wichtigſten Verhältniſſen, in denen H. während der letzten Jahre ſeines Lebens ſtand, haben wir im Früheren berichtet, ſo von dem Verhältniß zu Alexander, ſeinem Bruder, zu Göthe, zu Wolf. — Auch der hochſtehenden oder politiſchen Perſönlichkeiten, denen H. nahe kam oder deren Umgang er genoß, iſt in obigen Umriſſen ſchon gedacht worden, oder wir können ihrer hier, im Eingang, nur flüchtig noch gedenken. Der König beſuchte ihn ſpäter wenigſtens jährlich einmal in Tegel. Die Verbindung mit dem Kronprinzen (Friedrich Wilhelm IV) war nie unterbrochen worden; bei einem ſo gelehrten und kunſtſinnigen Fürſtenſohn konnte ein ſolcher Mann ſein Intereſſe nicht verlieren, wenn er auch im Einzelnen, im Politiſchen und Religiöſen, andere Bahnen wandelte. Von den Prinzen des Hauſes blieb auch Prinz Wilhelm (Bruder des Königs) unſerem H. bis ans Ende zugethan. Wir wiſſen ferner, wie Carl Auguſt von Weimar und ſein Haus ihn von langher zu den ihrigen rechneten, welche Gunſt König Georg IV. von England dem ehemaligen Geſandten an ſeinem Hofe wahrte. Wir finden ihn ferner fortdauernd mit den erſten Staatsmännern, ſowohl ſeines Vaterlandes, als des Auslands in Berührung. Er correſpondirte mit dem Freiherrn von Stein, verkehrte, mehr oder minder innig, mit dem Generaladjutanten v. Witzleben, mit ſeinem ehemaligen Gegner, dem Grafen Bernſtorf, mit dem Miniſter Rother, mit v. Stägemann und Nicolovius, mit Motz und Maaßen. Beſonders freundlich ſtand er auch zu den öſterreichiſchen Staatsmännern.

Gentz [1]) galt ihm mehr als Jugendfreund, mit ihm führte er einen traulichen Briefwechsel; aber auch den Diplomaten des Kaiserstaats, einem Esterhazy, Apponyi u. A. mochte er gern einmal wieder begegnen.

Die geistig und litterarisch bedeutenden Personen, mit denen H. in diesen Jahren Umgang oder Briefwechsel pflog, hier vorzuführen, ist unmöglich. Die meisten kennen wir auch schon oder haben sie in dem biographischen Abschnitt dieses Zeitraums erst genannt, diejenigen zumal, die den akademischen oder künstlerischen Kreis der preußischen Hauptstadt zierten. Nur Weniges ist daher im Allgemeinen noch nachzutragen. Dr. Koreff, früher in Wien Arzt in Humboldt's Hause, lebte im Anfang dieser Epoche noch zu Berlin, vom Staatskanzler Fürsten Hardenberg mit dem höchsten Vertrauen beschenkt. Als diese Rolle ausgespielt war, verließ er Berlin, ging auf Reisen und siedelte sich später dauernd in Paris an. So lang er in Berlin war, sah man ihn oft im Humboldt'schen Hause. Diesem nicht minder nahe bekannt war und blieb Frau v. Varnhagen, die Berlin jetzt nicht mehr verließ. Zeitenweise war sie aber unserem Humboldt, auch dessen Gattin, sehr entfremdet, und sie stichelt deshalb, leicht erregt wie sie war, in einigen Briefen auf Personen, die Minister werden und die sie nicht mehr sehe. [2]) Desto wohlthuender ist die Wärme, mit der H. sich ihrer erinnerte, als sie abgeschieden war, und Varnhagen ihm die schöne Sammlung ihrer damals

---

1) Vier Briefe von Humboldt an Gentz (1827–28) stehen in der von mir herausgegebenen Sammlung: Schriften von Friedrich v. Gentz. Th. V. Mannheim 1840. S. 290–301.

2) Vergl. die angeführte Sammlung Schriften v. Gentz, Th. IV. (1840). S. 357. Rahel's Briefe, IV. 156 und diese Erinnerungen, II. 51–53.

nur für Freunde gedruckten Briefe überſendet hatte. [3]) — Ihr Gemahl Varnhagen von Enſe ſtand mit H., namentlich in deſſen letzten Lebensjahren, in regem Verkehr. Er ſuchte ihn öfters in Tegel auf; ſie wechſelten auch Briefe zwiſchen Stadt und Land, in denen H. große Anerkennung für Varnhagens Talent, aber auch einige Förmlichkeit an den Tag legt. Varnhagen ſeinerſeits regte ihn, wie ſchon erzählt worden, zu Beurtheilung von Göthe's zweitem römiſchen Aufenthalt an; er ſendete dem verehrten Manne, der, neben Göthe und F. A. Wolf, immer ſein Leitſtern geweſen, ſeine neueſten Arbeiten zu, und widmete ihm — da die beiden andern Koryphäen ſchon nicht mehr zu den Lebenden gehörten — eine Sammlung ſeiner kritiſchen Aufſätze unter dem Titel: „Zur Geſchichtſchreibung und Litteratur“ (1833). Als H. ihm den Dank dafür ausdrückte, konnte er den Wunſch nicht bergen, der mit Geſchichte und Litteratur der neuern Zeit ſo wohlvertraute Verfaſſer möchte den Gehalt dieſes Buches weiter verfolgen und ein ausführliches Bild des Geiſtes der letzten dreißig Jahre etwa und der frühern zurück bis zu den Jahren, wo Göthe's Einfluß anfing herrſchend zu werden, entwerfen. „Höchſt merkwürdig,“ fügte er hinzu, „iſt dieſer Unterſchied gewiß, und er knüpft ſich ſichtbar an die politiſchen Begebenheiten an. Niemand aber wäre ſo geeignet, ihn richtig aufzufaſſen, aus

3) Humboldt ſchrieb darauf von Tegel, 5. Sept. 1833, an Varnhagen: „Wie ſoll ich Ihnen für den Briefwechſel Ihrer verewigten Frau danken? Meine Tochter [Caroline], die gleich gerührt über dies Andenken von Ihrer Hand iſt, lieſt mir das wundervolle Buch vor. Es erregt das Intereſſe, welches in den ewig beweglichen Regungen des Geiſtes und des Gefühls nach einer Entwicklung begierig macht, und dann empfindet man wieder zugleich, daß einen das Verlangen nicht verlaſſen wird, es beſtändig zur Hand zu haben. Eine Menge von Ideen, beſonders in den abgeriſſenen Gedanken, bieten zu dem längſten Nachdenken Stoff. Vorzüglich merkwürdig iſt das darin waltende Leben. Ich kenne kein Buch, in welchem ſo, wie in dieſem, kein Buchſtabe ein todter iſt.“

ſeinen wahren Quellen herzuleiten und in ſeinen feinſten Verzweigungen zu verfolgen, als Sie." [4]) — Von Zeit zu Zeit kehrte wohl auch der unermüdet regſame Buchhändler Baron v. Cotta zum Beſuch in Berlin ein. „Cotta war in dieſen Tagen hier," ſchreibt H. 13. Dez. 1828 an Klaproth nach Paris, „und hat viel mit uns über den Mithridates geſprochen." — Dagegen war ein alter Freund des Hauſes, Guſtav v. Brinckmann, dieſen Kreiſen für immer entriſſen. Er lebte, ſeit der Kataſtrophe des Hauſes Waſa, ein ſtilles Daſein in Stockholm und konnte nur in Briefen die Erinnerung an eine ihm werthe Zeit zurückrufen. Auch mit Humboldt correſpondirte er dann und wann. „Wir ſind," ſchreibt er ſchon 13. Sept. 1818 an Gentz, „dieſen Winter in einen ſehr gelehrten Briefwechſel über die griechiſche Metrik und die Juden gerathen." [5]) — Von dem Briefwechſel, den, auf Verlangen des preußiſchen Kronprinzen, H. mit dem kunſtverſtändigen C. F. v. Rumohr eröffnete, iſt ſchon die Rede geweſen: er betraf die Einrichtung des Berliner Muſeums. [6])

Jetzt treten wir zu dem Kreiſe der Linguiſten und Alterthumsforſcher, welche in dieſen ſpäteren Jahren mit H. in lebendigem Verkehre ſtanden. Manche dieſer Beziehungen ſind in den vorigen Abſchnitten ſchon erwähnt. In allen Welttheilen hatte er Correſpondenten; [7]) in den meiſten Gegenden Europa's hatte er perſönlich Verbindungen angeknüpft. Von allen Seiten beeiferte man ſich, ihm ſo-

---

4) Sechs Briefe unſeres Humboldt an Varnhagen, geſchrieben in den Jahren 1830–1833, finden ſich in Dorow's Denkſchriften zur Charakteriſtik der Welt und Litteratur, 3. B. Berlin, 1839. S. 4–12. Wir haben mehrere der köſtlichſten Perlen daraus ſchon früher mitgetheilt.

5) Schriften von Fr. v. Gentz, Th. IV. S. 356.

6) Siehe oben II. 453.

7) Vergl. auch oben 511.

wohl bei ſeinen allgemeinen Unterſuchungen, als bei Gründung ſeiner linguiſtiſchen Sammlung behülflich zu ſein. Mit einer großen Zahl der geiſtreichſten und ſprachgelehrteſten Männer ſtand er durch Briefe in litterariſchem Verkehr; ihnen ſind viele ſeiner allgemeinen Anſichten, wie ſie allmählig in ihm aufſtauchten, zur Prüfung vorgelegt worden. A. v. Humboldt führt, in ſeiner Vorrede zum Kawi-Werk, eine Reihe ſolcher Männer auf; er nennt A. W. v. Schlegel, Gottfried Hermann, Geſenius, Thierſch, Laſſen, P. v. Bohlen in Königsberg, Stenzler in Breslau, Pott in Halle, Lepſius in Rom, Roſen in London, Neumann in München, G. L. Koſegarten, den ägyptiſchen Reiſenden G. Parthey, Friedrich Schulz, der im Orient den Tod fand, Julius Klaproth, die franzöſiſchen Gelehrten Silveſtre de Sacy, Champollion, Abel-Rémuſat und Burnouf, Du Ponceau in Philadelphia, John Pickering in Salem. Auch der Pariſer Gelehrte E. Jacquet dürfte in dieſer Reihe nicht zu vergeſſen ſein. [8])

Zwei Männer, die ihn nicht wenig in ſeinen Sprachſtudien förderten, hatte H. glücklicher Weiſe in ſeiner Nähe: Franz Bopp und Auguſt Böckh. Von der Stellung, die der Erſtere als Freund und Rathgeber H.'s einnahm,

---

8) Von dieſer weitläufigen Correſpondenz iſt bis jetzt nichts ans Licht gekommen, als 1. ein einzelner Brief H.'s an Klaproth, (Berlin, 13. Dez. 1828) im 3. Heft von Dorow's Facſimiles; 2. ein Sendſchreiben an Abel-Rémuſat, 3. ein anderes an E. Jacquet; von dieſen beiden wurde oben berichtet. Welche Schätze liegen daher noch verborgen, im In- und Ausland! Ich mache hier darauf aufmerkſam, daß ein deutſcher Gelehrter zu Paris — ein Mann etwa, wie Julius v. Mohl — ſich ein Verdienſt erwerben würde, wenn er über die Verbindung Humboldt's mit den franzöſiſchen Gelehrten Genaueres berichten und aus den Briefen des Verewigten, die ihm gewiß an die Hand gegeben würden, das Geeignete mittheilen wollte. Möchte dieſer Wunſch dem ausgezeichneten Landsmann, an den er gerichtet iſt, doch nicht verborgen bleiben!

und dem Vertrauen, das dieſer ihm ſchenkte, iſt genug geſagt worden; wie ſehr H. aber auch den Forſchungen des Letztern über allgemeine Metrik und den vielartigen Einfluß helleniſcher Stammverſchiedenheit ſich dankbar verpflichtet fühlte, hat er ſelbſt in der Einleitung zum Kawi-Werk (S. 229) bekannt. — Sehr weſentliche Dienſte leiſtete ferner der als Sprach- und Geſchichtsforſcher wohlbekannte Oberbibliothekar Wilken zu Berlin, der aus den ihm anvertrauten Schätzen mit zuvorkommender Güte darbot, was der Ausarbeitung eines großen Sprachwerks förderlich ſein konnte. Wie H. es der Anſtalt, die ihm ſo nützlich war, vergolten, haben wir ſpäter zu berichten. — Prof. Meyen und A. v. Chamiſſo — beide in Berlin — reichten aus ihren Sammlungen dar, was ihn dienen konnte. An dem ſchon oft erwähnten Dr. Eduard Buſchmann endlich fand er den Gehülfen im engern Sinne, den er bedurfte.

Von ſolchen, mit denen H. ſeiner linguiſtiſchen Arbeiten wegen correſpondirte, und die für einzelne Forſchungen ihm behülflich waren, nenne ich nur: Roorda von Eyſinga und Gericke zu Batavia, Sir Alexander Johnſtohn, William Marsden, den Miſſionar Freeman auf Madagascar, Leſſon in Paris, Dir. Meinicke zu Prenzlow, John Crawfurd, den Spanier Erro, den Etatsrath Schlözer zu Dorpat, die Herren Alaman und Caſtorena in Mexiko.

Einen eignen Kreis von Verbindungen bilden die Forſcher des griechiſchen und römiſchen Alterthums, die Philologen im engern Sinne, für deren Arbeiten H. ein reges Intereſſe behielt. Die Namen Wolf, Hermann, Niebuhr, Böckh, Thierſch, Ilgen ſind oft oder erſt oben genannt worden. Wie viel Andere aber wären noch hinzuzuſetzen, die näher oder entfernter ſeine Theilnahme anregten. Hier correſpondirte er mit dem jungen A. Bach über die

Fragmente der griechiſchen Lyrik, [9]) dort mit Prof. C. F. Ch. Schneider in Breslau über die von dieſem beabſichtigte Ausgabe des Platon, während ihm ſelbſt Immanuel Bekker zu Berlin mit Nachweiſungen aus Platon's Werken zur Hand ging. [10]) Beſondern Antheil widmete er auch den lexikographiſchen Arbeiten eines Riemer und Franz Paſſow; er theilte den Verfaſſern ſeine Rathſchläge mit; Riemern forderte er zum Studium des Sanskrit auf, [11]) und als er Paſſow im J. 1826 in Breslau beſuchte, ſetzte er ihm ſehr zu, ſein griechiſches Wörterbuch in die etymologiſche Form umzuwerfen, [12]) ein Rath, der für den nächſten Abdruck ſchon zu ſpät kam, aber auch ſpäter nicht angenommen wurde.

Damit haben wir jedoch ſchon ein anderes Thema berührt, die liebevolle und hingebende Theilnahme, die H. bis an ſein Ende dem Wirken Einzelner, wie den wiſſenſchaftlichen Unternehmungen ganzer Geſellſchaften zuwendete. Wie eifrig nahm er an der Thätigkeit der Berliner Akademie Theil; wie viel Herrliches legte er in deren Abhandlungen nieder! Dem Institut français, das ihn zum Mitgliede erwählt hatte, dankte er durch einen Vortrag, den er bei ſeiner Anweſenheit zu Paris im J. 1828 in dieſem Inſtitute hielt. Sobald die Pariſer aſiatiſche Geſellſchaft, die im J.

---

9) Siehe Jahn's Jahrbücher für Philologie und Pädagogik, 1829. März. S. 313. — Der wackere Bach, dem ſpäter in Fulda ſeine Glaubensgenoſſen ſo viel zu ſchaffen machten, war bis 1828 Oberlehrer am Gymnaſium zu Oppeln, wurde aber in dieſem Jahre in gleicher Stellung nach Breslau befördert.

10) Siehe A. W. v. Schlegel's indiſche Bibliothek. B. II. H. 2. (1924). S. 77.

11) Zwei Briefe H's an Riemer, der erſte vom 12. April 1806 aus Rom, der zweite vom 25 Juni 1821 aus Ottmachau — finden ſich in den jüngſt erſchienenen Briefen von und an Göthe, her. v. Riemer. Leipzig, 1846. S. 239–245.

12) Siehe oben II. 429.

1822 zuſammentrat, ihn zu ihrem Mitgliede berufen, nahm er an deren Wirken lebhaft Antheil und er beehrte das von derſelben unternommene **Journal Asiatique**, wie das **Nouveau Journal Asiatique** (ſeit 1828) mit eigenen Beiträgen. — Auch in der Heimath förderte er jeden höheren Zweck. Um einſeitigen Richtungen ſchon durch ſeinen Beitritt entgegen zu arbeiten, nahm er im J. 1826 die Einladung an, die Hegel, Varnhagen und Gans in Berlin an ihn richteten, als die neue Geſellſchaft für wiſſenſchaftliche Kritik von ihnen begründet wurde, [13]) und er lieferte ſpäter auch zu den Jahrbüchern, die ſie herausgab, einige gewichtvolle Beiträge.

Nicht minder lebhaft nahm er an den Beſtrebungen Einzelner Theil und griff thätig ein, ſo oft er konnte. Wir wollen hier nicht noch einmal der Theilnahme gedenken, die er den Schöpfungen eines Göthe, den Arbeiten eines Wolf und A. W. Schlegel widmete. Letztern ſelbſt empfahl er einſt dringend zur Anſtellung in Bonn; [14]) auch förderte er ſpäter deſſen indiſche Bibliothek durch Mitwirkung. An H. durfte ſich jeder wenden, der einer wiſſenſchaftlichen Hülfleiſtung bedurfte. Mit Freuden unterſtützte er den wackern Adrian Balbi, als dieſer ſeinen „Atlas ethnographique“ (1826) herausgab. Um dem Profeſſor Schneider in Breslau den Zugang zu einer noch nicht benutzten Handſchrift des Plato, die zu Raudnitz in Böhmen in der Bibliothek des Fürſten von Lobkowitz ſich befand, zu erwirken, ſchrieb er eigens an Gentz nach Wien (31. Okt. 1827 und 1. März 1828) und forderte ihn auf, ſich deshalb zu verwenden. Der Fürſt kann ihm wohl die Handſchrift

---

13) Siehe oben II. 431—33.

14) Vergl. auch Briefw. zwiſchen Göthe und Zelter, II. 438.

nach Breslau senden lassen, sagte er; habe ich selbst doch neulich sogar aus Spanien Bücher, die, ihrer Seltenheit wegen, Handschriften vollkommen gleichstehen, geliehen bekommen! Ein Mann wie H., verwendet sich in solchen Fällen auch nie ganz vergeblich. Wie vielen Andern mag er genützt haben, denen er, wie dem Sohne Zelter's, [15]) Empfehlungen auf Reisen nach Italien, Frankreich u. s. w. mitgab. Der so Empfohlne konnte gehen, wohin er wollte; er war guter Aufnahme gewiß. Auch sah H. bei solchen Leistungen gar nicht auf Stellung oder Berühmtheit, er faßte nur den Mann ins Auge. Der Jüngste, Unbekannteste durfte sich an ihn wenden, sobald er ein höheres Streben zu bewähren wußte.

Von seinem Sinn und Interesse für alles Geistige und Schöne, für das Neue wie das Alte, legte H. auch jetzt die unzweideutigsten Beweise ab. Wir haben gesehen, welche Aufmerksamkeit er der Erscheinung Hegel's widmete. Ueber das Neuere vergaß er aber das Alte nicht. Als einst die Rede darauf kam, Preußens Weisen und Lehrern ebenso, wie seinen Helden, in Berlin ein Denkmal zu setzen, äußerte er mündlich den Gedanken, daß dann mit Leibnitz der Anfang gemacht werden müsse. [16]) So sehr er seiner an den großen Erinnerungen der Göthe-Schiller'schen Zeit hielt, konnte er doch an den Fortschritten der neuesten Litteratur nicht theilnahmslos bleiben. Wie freudig ergriff er das Buch Rahel; auch gehörte er, wie uns gesagt wird, mit Göthe, zu denen, die von den Briefen eines Verstorbenen sogleich mächtig gefaßt wurden. So entging auch das ihm fernstehende Talent seiner Schätzung nicht.

---

15) Ebendas. V. 192.

16) Mitgetheilt von Varnhagen v. Ense in dessen „Denkwürdigkeiten und vermischten Schriften," V. 502-3.

Daß ſolch einem Manne gegen das Ende ſeines Lebens Anerkennungen in Menge zu Theil wurden, iſt begreiflich. Humboldt galt als einer der erſten Männer unſrer Zeit, als ein Häuptling deutſcher Wiſſenſchaft, als einer der ſeltenen Geiſter, die eine große Litteraturepoche uns hinterlaſſen hatten. In Berlin ſelbſt zählte er zu den erſten Koryphäen; um den Staat und die Wiſſenſchaft zugleich hatte ſich Niemand Verdienſte erworben, wie er. Er war aber auch dort Gegenſtand allgemeiner Verehrung.

Staatsmänner und Gelehrte beeiferten ſich, ſie ihm darzubringen. Männer, wie C. F. Becker, wie Varnhagen widmeten ihm Werke, zum Zeichen ihrer Dankbarkeit und Verehrung: Becker den erſten Band ſeiner deutſchen Sprachlehre oder Organismus der Sprache als Einleitung zur deutſchen Grammatik (Frankfurt, 1827), Varnhagen von Enſe ſeine Sammlung kritiſcher Aufſätze „Zur Geſchichtſchreibung und Litteratur“ (Hamburg, 1833). Der Verein der Kunſtfreunde des preußiſchen Staats rief H. an ſeine Spitze (1825), nachdem die Berliner Akademie der Künſte ihn ſchon 1820 zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt hatte. Nicht minder wurde er von den gelehrten Geſellſchaften des In- und Auslands anerkannt. [17]) Die königliche Akademie der Wiſſenſchaften zu München ernannte ihn zu ihrem ordentlichen, die Akademie gemeinnütziger Wiſſenſchaften zu Erfurt zum auswärtigen Mitgliede. Im J. 1825. wurde er von der Akademie oder dem franzöſiſchen Inſtitut zu Paris zum auswärtigen Mitgliede erkoren, und kurz darauf nahm ihn die Pariſer aſiatiſche Geſellſchaft ebenfalls unter ihre auswärtigen Mitglieder auf. Die letztere, welche einen Silveſtre de Sacy, ſpäter Abel-Rémuſat als Präſidenten an

17) Siehe ſchon oben II. 128. 198.

ihrer Spitze hatte, pflegte alle Jahre ein Drittheil der Mitglieder ihres leitenden Conseils zu erneuen; schon im J. 1828 finden wir H. als ein Glied dieses Comité aufgeführt, und er ward seitdem regelmäßig nach seinem Ausscheiden wieder ernannt. — Eine andere Ehrenbezeugung wurde ihm in der Heimath zu Theil. Bei der 300jährigen Jubelfeier der Uebergabe der augsburgischen Confession überreichte ihm die Berliner Universität honoris causa das Diplom eines Doktors der Philosophie.

Auch von Seiten der Regierungen wurde seinen Verdiensten wiederholte Anerkennung zu Theil. Zu den Dekorationen, die er schon früher empfangen, [18]) erhielt er, noch vor 1819, das Großkreuz des Ordens vom niederländischen Löwen, wie des vom Großherzog Carl August von Sachsen-Weimar neugestifteten Falkenordens zur Wachsamkeit. Endlich erwähnten wir, daß er 1828 von Georg IV. das Großkreuz des hannöverischen Guelphen-Ordens und 1830 den höchsten Orden Preußens, den schwarzen Adler-Orden, erhielt, so daß bei seinem Ende, außer dem schwarzen Adler-Orden und dem eisernen Kreuze erster Classe, neun Großkreuze seine Brust bedeckten.

* * *

Erkrankung. Tod. Bestattung. Eindruck des Todtesfalls. Verlassenschaft. Epilog.

Im dritten Jahrzehend dieses Jahrhunderts sollte Deutschland plötzlich eine Reihe der größten Geister, die es bis dahin besessen, vom Schauplatz abtreten sehen — darunter auch W. v. Humboldt. Doch sah er selbst viele der Genossen, einen Niebuhr und Stein (1831), einen Göthe, einen

18) Siehe oben II. 321.

Gentz (1832), einen Hegel und Schleiermacher im Tod vorausgehen; endlich folgte er im Jahre 1835.

Wir haben, im Umriſſe ſeines Lebens, ihn zuletzt zu Tegel verlaſſen, wo er in tiefſter Einſamkeit ſein Sprachwerk vollendete und wie ein Weiſer des Alterthums das Ende herannahen ſah. [1] Sein Geiſt blieb hell und klar, während die phyſche Kraft zuſehends nachließ. Schon mehrere Jahre ſchrieb er des Zitterns wegen nicht mehr mit eigener Hand. Doch erſt im Winter von 1834 auf 1835 fing die Schwäche an, bedenklich zuzunehmen. Sein heiteres Gemüth aber war ſo ruhig und heiter, wie jemals. Noch am 5. Februar des Jahres 1835 ſchrieb er an Nicolovius nach Berlin: „Ich bin kein Leidender, ſondern führe vielmehr mit meinen Kindern und einſam zwiſchen Arbeiten und Träumen, in Erinnerungen der Vergangenheit und heiterm Denken an die Zukunft, ein ſtillglückliches Leben.“ [2]

Verſammelt um ihn waren ſeine Töchter: Caroline, die älteſte, die Generalin v. Hedemann mit ihrem Gemahl, der ſchon einige Jahre in der Nähe ſeines Schwiegervaters zubrachte, endlich Frau von Bülow, die mit ihren Kindern zum Beſuch eingetroffen war. Humboldt's Bruder war in Berlin und jeden Augenblick bei der Hand. So von einem Kreiſe Liebender umringt und unausgeſetzt bemüht, die letzte Hand an ſein Kawi-Werk zu legen, genoß er noch die vollen Züge des Daſeins.

Doch plötzlich trat die Kataſtrophe ein, die ſein Ende herbeiführte. Da es mir geglückt iſt; durch die Güte Alexanders von Humboldt eine ausführliche und umſtändliche Notiz über die letzten Lebenstage des Bruders und einen

---

1) Siehe oben II. 476–8.

2) Nach Dr Alfred Nicolovius, Denkſchrift auf G. H. Ludwig Nicolovius. Bonn, 1841. S. 318–19.

ärztlichen Bericht über den Verlauf der Krankheit zu erhalten, so will ich, ſtatt einen kalten Auszug daraus zu geben, dieſe Zeugniſſe, wenn ſie auch nicht für die Oeffentlichkeit niedergeſchrieben wurden, lieber ſelbſt reden laſſen. Ich gebe zuerſt den ärztlichen Bericht, dann die Nachrichten aus den Papieren Alexander's. Zu dem erſten bemerke ich nur, daß zwei der erſten Aerzte Berlins, der talentvolle Profeſſor Dieffenbach, für den W. v. H. eine große Achtung hatte, und der geh. Rath Ruſt gleichzeitig Hausärzte der Familie waren. Ruſt war zu Anfang der Krankheit Humboldt's ſelbſt an Gicht leidend und konnte erſt am 7. April Tegel beſuchen.

Aerztlicher Bericht.

Die letzten Lebensjahre des großen Mannes erfüllten alle ſeine Verehrer mit banger Sorge über die allmählich zunehmende Körperſchwäche. Bei ungeſtörter Geiſteskraft, ließ ſich ein ſtärkeres Gebücktſein des ganzen Rumpfes, ein etwas veränderter Gang mit leiſerem Auftreten und kürzeren Schritten nicht verkennen. Eine gewiſſe Unſicherheit in den obern Gliedmaßen, welches in immer ſtärker werdendes Zittern überging und von leichten Schwingungen des Kopfes begleitet war, ſtellte ſich dann allmählig ein und drückte deutlich die geſtörte Herrſchaft des kleinen Gehirns und Rückenmarks über die willkührlichen Muskeln aus. Alle körperlichen Funktionen, Appetit und Verdauung waren gut, und die wenigen Stunden Schlaf, welche ſich der Seelige nur zu gönnen pflegte, erquickend.

Auf gewohnte Weiſe regelmäßig fortlebend, empfand die zarte Conſtitution ſehr bald die Folgen einer Erkältung an der Grabſtätte ſeiner verſtorbenen Gemahlin, und der Schrecken über den Ausbruch des Scharlachfiebers in Tegel [3]) und die Furcht, auch die theuren

3) „Dieſer Ausbruch des Scharlachfiebers beunruhigte meinen Bruder auch wegen der Anweſenheit der liebenswürdigen Kinder der Frau von Bülow. Auch mußte ſein Sekretär Ferdinand Schulz, den das Scharlachfieber ergriff und der ſein ganzes Vertrauen genoß, von ihm getrennt werden. Durch dieſen erhielten wir nach Wilhelm's Tode die erſte Nachricht von den Sonetten.“ Anmerkung Alexander's von Humboldt.

Enkel davon ergriffen zu ſehen, warfen ihn auf das Krankenlager. Es ſtellte ſich jetzt eine vermehrte Zunahme der erwähnten nervöſen Erſcheinungen, ſehr ſtarkes Zittern der Arme und Schwanken des Kopfes, verbunden mit allgemeiner fieberhafter Aufregung, ein. Das Geſicht war geröthet, die Augen glänzend und vorgetrieben, der Puls voll und ſehr beſchleunigt; dazu geſellte ſich jetzt noch ein heftiger Schmerz im Hinterhaupt. Schlaf und Wachen wechſelten meiſtens in kurzen Zwiſchenräumen mit einander, und der Schlummer war oft durch phantaſiereiche Träume geſtört. Beim Erwachen ſchwanden die Phantaſien ſchnell wieder, und an ihre Stelle trat klares Bewußtſein, und mit gewohnter liebevoller Theilnahme wandte er ſich zu ſeinen theuren Lieben.

Schon bald nach dem Eintritt jener fieberhaften Erſcheinungen und dem zunehmenden Schmerz im Hinterhaupt wurde eine dem Kräftezuſtande des Patienten entſprechende gelinde antiphlogiſtiſche Behandlung eingeſchlagen, eine kleine Blutentziehung vorgenommen, der Unterleib entleert, kalte Umſchläge über den Kopf gemacht und ein Senfteig in den Nacken gelegt. Es trat darnach vorübergehende Beſſerung ein; bald aber war der Zuſtand, wie vor, derſelbe, und beſonders die Heftigkeit der Bewegung der Arme erſchreckend.

Mehrmals ſtellten ſich Anfälle augenblicklicher Abweſenheit mit den Erſcheinungen eines beginnenden apoplektiſchen Anfalls ein, welche indeſſen bald vorübergingen. Immer quälender wurde indeſſen der Schmerz am Hinterhaupte und nur der wiederholten allgemeinen Blutentziehung, dem Anſetzen von Blutegeln, ſo wie dem Begießen des Kopfes mit kaltem Waſſer im lauen Bade wich derſelbe etwas. Allmählig ſanken indeſſen die Kräfte immer mehr, und die phantaſiereichen Träume beherrſchten den Kranken immer ſtärker; erweckt aus denſelben war das Bewußtſein indeſſen klar. Länger vermochte der Körper nicht zu widerſtehen, und das letzte Erlöſchen des Lebens dieſes großen Mannes war dem Erlöſchen einer Fackel ähnlich.

Aus den Papieren Alexanders v. Humboldt.

Die allgemeine Nervenſchwäche, die gebückte Haltung des Körpers und beſonders das Zittern am ganzen Körper hatte ſchon während des Winters von 1834—35 ſehr zugenommen, ohne daß dadurch das Befinden eigentlich geſtört worden wäre. Erſt ſeit Mitte Februars, beſonders ſeit einer Erkältung, die H. ſich auf einem Gang zum Monument, bei ſchlechtem Wetter, am 23. Februar, dem Geburtstag

ſeiner verſtorbenen Gattin, zugezogen, ſtellten ſich öfters katarrhaliſche Zuſtände ein, ſowohl Schnupfen als Heiſerkeit und Huſten. Dies wiederholte ſich beſonders Mitte März, ohne daß er deshalb ſeine gewöhnliche Lebensweiſe irgend änderte. Am 27. März trat zum erſtenmal ein Zuſtand ein, der einer Ohnmacht glich, aber auf den gewöhnlichen Gebrauch der kalten Begießungen — einer Art Sturzbäder — die er täglich brauchte, ſchnell vorüberging. Der Zufall wiederholte ſich am zweitfolgenden Tage, kurz nachdem der Bruder ihn verlaſſen, der einige Stunden bei ihm zugebracht hatte. Zum dritten Male kam aber der Zufall ſtärker wieder, am 30. März, wo dem Kranken ſpät Abends durch Dieffenbach zur Ader gelaſſen wurde. Darauf erfolgte zwar gleich Beſſerung, aber nur auf wenige Stunden, und ſchon am 31. Morgens mußten Blutegel an die Stirne geſetzt werden. Der Kranke war aber immer bei vollem Bewußtſein, [4]) ſprach mit größter Beſtimmtheit und voller Ruhe von ſeinem nahen Tode und diktirte ein Codizill zu ſeinem Teſtamente. Er ſprach beſonders mit Hedemann viel über den Zuſtand des Menſchen nach dem Tode und bezeichnete ihm und dem Bruder genau die Stelle, wo er begraben ſein wolle. Am erſten April ſchien indeſſen große Beſſerung eingetreten zu ſein; die Seinigen faßten wieder Hoffnung, die aber Tags darauf plötzlich ſehr ſank; denn in der Nacht nahm das Fieber wieder zu und mit ihm die quälende nervöſe Unruhe, und zum erſtenmal ſtellten ſich Phantaſien ein. [5]) Gegen Abend wurde er ruhiger und verfiel in leiſen Schlaf. Bei ſeinem Erwachen verſammelte er ſeine anweſenden Kinder, den Bruder und den Schwiegerſohn um ſein Lager; es war der Moment, wo er Abſchied von ihnen nahm, jedem auf das liebevollſte etwas beſonders Bezugvolles ſagend und ihren Schmerz beſchwichtigend durch die ungetrübte Klarheit ſeines Geiſtes und die Heiterkeit ſeines Weſens. „Weinet nicht, gedenket meiner immer in Heiterkeit und nur ſo," ſagte er wiederholt. „Ich habe viel

4) Er ſagte oft ſeinem Bruder, „er wünſche das Bewußtſein bis zum Ende zu bewahren, um den Uebergang in einen andern Zuſtand mit Klarheit beobachten und faſſen zu können."

5) Wir hörten ihn oft mit großer Deutlichkeit viele hundert griechiſche Verſe aus der Iliade und den Chören der Tragiker herſagen. Wenn Alexander v. H. zutrat und abrieth, ſich nicht ſo zu ermüden, ſo antwortete er: „Ich phantaſire nicht, ich prüfe nur meinen Zuſtand; ich verſuche, ob mein Gedächtniß noch daſſelbe iſt." (Welche Geiſtesſtärke und Geiſtesruhe!)

Glückliches und Freudiges erlebt.“ Er ließ ſich, wie ſchon öfters im Lauf dieſes Tags, die Zeichnung ſeiner Gattin geben [6]) und ſagte: „Wenn man ſich gleich wieder ſieht, ſo iſt ſie gewiß die Erſte, die ich finde, und ich will ſie von Euch grüßen.“ Während die Seinigen noch ſein Lager umſtanden, kam Dieffenbach und beruhigte ſie wieder; er fand den Zuſtand um vieles beſſer als am Morgen und verſicherte, daß kein Grund vorhanden ſei, den Tod für ſo nahe zu halten. Der Kranke ſchien auch ſelbſt wie erfreut über dieſe Worte und dieſen Schein des Beſſerbefindens, er wiederholte aber in den folgenden Tagen öfters zum Bruder, zu Hedemann und ſeinem Sohne Hermann, „daß es doch zu Ende ginge;“ gegen die Töchter aber vermied er jede weitere Aeußerung darüber. So blieb für dieſe jener Tag der des Abſchieds, obgleich ihm noch einige Lebenstage folgten. — Es war ſo ſchön, wie er mit dem vollkommenſten Bewußtſein des nahenden Todes und der völligſten ruhigſten Erwartung deſſelben doch — man könnte ſagen — mit Freude nach jedem Mittel griff, das ihm das Leben erhalten konnte, wie er immer ſo unbeſchreiblich freundlich bei allem Leide blieb, ſo dankbar für Alles, was man nur irgend für ſeine Pflege thun konnte. — Die Nacht vom 2. zum 3. war erträglich und der Tag verging recht gut. Gegen Abend trat wieder Verſchlimmerung ein, und von da an blieb die Krankheit im Steigen; ſie nahm einen entzündlichen Charakter an. Das Fieber ward heftiger und es kam ein quälender Huſten dazu. Die Aderläſſe, zwar immer nur in kleiner Quantität, wurden öfters wiederholt; ihnen folgte auch einige Erleichterung Die nervöſe Unruhe wuchs und war bei der allgemeinen großen Schwäche höchſt peinlich. Das Fieber war oft von Phantaſien begleitet, die aber meiſt heiter waren, und aus denen er immer wieder zu klarem Bewußtſein zurückkehrte, oder doch zu einer Art halbwachen Zuſtand, worin es ihm beſonders eigen war, Stellen aus Gedichten von Schiller, Göthe und Andern, oder griechiſche Hexameter vor ſich herzuſagen. In den erſten Tagen der Krankheit hatte er ſich öfters auch vorleſen laſſen, beſonders von Alexander die Monologe aus der Jungfrau und „Thekla eine Geiſterſtimme.“ Vom 6. April an wurde der ganze Zuſtand mehr ein betäubter, ſein Weſen bekam etwas Fremdes, und er kannte die Seinen nicht immer. Beſonders war dies am 7, nach einer ſehr ſchlimmen Nacht, der

6) Eine ſehr ähnliche, von Wach.

Fall. An diesem Tage besuchte ihn Rust, der bis dahin durch Krankheit daran verhindert worden war, und verordnete ein Sturzbad, welches Abends und am 8 Morgens wiederholt werden mußte. Das letzte Mal that es sehr gut und gleich darauf sagte er zu den Seinigen: „Mir ist hell und besonnen, so daß ich nicht klagen kann.“ Es trat Transpiration ein, die die Aerzte schon gewünscht hatten, und ein erquickender Schlaf, aus welchem er ganz bewußt erwachte, so daß er durch die älteste Tochter, die gerade allein bei ihm war, die beiden andern Töchter, Adelheid und Gabriele, rufen ließ. „Rufe sie,“ sagte er, „damit wir uns sehen.“ Er ließ sich dann von ihnen die Zeichnung ihrer Mutter geben, betrachtete sie lange und sagte mehr zu ihr, als zu den Kindern: „Nun adieu — hängt sie wieder weg.“ Das waren die letzten Worte, die man von ihm hörte; denn er verfiel wieder in Schlaf. Während dessen wenigstens anscheinender Dauer traten, zwischen 4 und 5 Uhr Nachmittags, allmählig Symptome ein, die den nahen Tod erwarten ließen. Er öffnete nicht die Augen während des Auflegens eiskalter Umschläge auf den Kopf, die Gesichtszüge veränderten sich, der Puls setzte aus, der Athem wurde röchelnd, stockte, kam noch wieder — während einer Viertelstunde ungefähr war der Anblick dem eines ausgehenden Lichtes gleich — und um 6 Uhr hauchte er sanft die große Seele aus, als eben die untergehende Sonne ihre letzten Strahlen in sein Zimmer sandte.

So hatte Humboldt mit der großartigsten Ruhe, Fröhlichkeit, geistiger Klarheit und Beobachtungslust den Tod wie eine Erscheinung erwartet, auf die man lange neugierig gewesen ist und die man ganz fassen möchte. Er starb am 8. April 1835 gegen 6 Uhr Abends.

Der Kronprinz und auch Prinz Wilhelm, der Bruder des Königs, hatten ihn in Tegel besucht und die Trauer des Hauses mit tiefem Ausdruck der Gefühle getheilt.

Der tief gedrückte Bruder, Alexander v. H., schrieb, noch während des Todeskampfes; folgende Zeilen an Varnhagen: [7])

---

7) Mitgetheilt in Dorow's Facsimiles, H. 2. Berlin, 1837.

Berlin, Sonntag 6 Uhr früh, den 5. April 1835.

Sie, mein theurer Varnhagen, der Sie den Schmerz nicht fürchten, und ihm ſinnig in die Tiefe der Gefühle nachſpüren, Sie müſſen in dieſer trauervollen Zeit einige Worte der Liebe, die Ihnen beide Brüder zollen, empfangen. Die Erlöſung iſt noch nicht erfolgt. Ich verließ ihn geſtern Abend 11 Uhr, und eile wieder hin. Der geſtrige Tag war weniger erſchütternd. Ein halb ſopordſer Zuſtand, viel, nicht ſehr unruhiger Schlaf, und bei jedem Erwachen Worte der Liebe, des Troſtes, immer noch die Klarheit des großen Geiſtes, der alles faßt und ſondert, ſeinem Zuſtande nachſpäht. Die Stimme war ſehr ſchwach, rauh (heiſer) und kindlich fein, daher man ihm noch Blutigel auf den Kehlkopf ſetzte. Völlige Beſinnung!! „Denkt recht oft an mich.“ ſagte er vorgeſtern, „doch ja mit Heiterkeit. Ich war ſehr glücklich; auch heute war ein ſchöner Tag für mich! denn die Liebe iſt das Höchſte. Bald werde ich bei der Mutter ſein, Einſicht haben in eine höhere Weltordnung.“ . . . Mir bleibt keine Spur von Hoffnung. Ich glaubte nicht, daß meine alten Augen ſo viel Thränen hätten. Es dauert acht Tage.

Pt.

Und gleich nach dem Tode des Bruders, am 10. April, ſchrieb er ſeinem Freund Arago nach Paris: [8])

„J'ai eu le malheur de perdre mon frère avant-hier soir. Je suis dans le plus profond abattement. Dans les plus grandes douleurs, on pense à ceux qui nous sont le plus chers; je me sens un peu soulagé en vous écrivant .... Nous l'avons vu mourant pendant dix jours. Sa faiblesso avait cruellement augmenté depuis plusiours semaines: un tremblement continuel s'était manifesté dans les membres; mais la pensée avait conservé toute son énergie. Il travaillait sans cesso: il laisse deux ouvrages à peu prés achevés: l'un sur les langues de l'archipel indien, dérivant du sanscrit; l'autre sur l'origine et la philosophie des langues en général. Ces ouvrages seront publiés. Mon frére a légué ses manuscrits, des travaux commencés, la précieuso collection de ses livres à la bibliothèque pubique. Il est mort d'une inflammation de poitrine, épiant avec une douloureuse sagacité les progrès du mal. C'était une hauto intel-

8) Die nachſtehenden Zeilen wurden gleich darnach in franzöſiſchen Journalen abgedruckt.

ligence et une âme pleine d'élévation et de noblesse. Je reste bien isolé. J'espère que j'aurai enfin le bonheur de vous embrasser cette année . . .

Tegel, près de Berlin.

Die Nachricht von Humboldt's Ende machte in Berlin großen Eindruck. Die allgemeine preußiſche Staatszeitung, das offizielle Organ der Regierung, kündigte den Todesfall mit folgenden Worten an:

Berlin, 9. April. Geſtern Abend um 6 Uhr verſchied auf ſeinem Landſitze Tegel bei Berlin nach einem kurzen und ſchmerzloſen (?) Krankenlager im 68. Jahre ſeines Lebens der königliche geheime Staats-Miniſter Freiherr Karl Wilhelm v. Humboldt. Was der hochgefeierte Mann dem Staate war, und zwar vorzugsweiſe in einem Zeitraum, wo gediegene und erprobte Staatsmänner ſeines Ranges Gelegenheit hatten, ſich in ihrem höchſten Glanze zu zeigen, das bekundet vor allem ſeine erfolgreiche Wirkſamkeit in den Jahren 1813—1815. Aber nicht blos der Staat, auch die Wiſſenſchaft hat den Verluſt des Dahingeſchiedenen tief zu beklagen. Ihr, und vorzüglich dem Studium des Alterthums und der allgemeinen Sprachforſchung, welche letztere von jeher ſeine Lieblingsbeſchäftigung war, widmete er in voller Geiſteskraft und mit unermüdlicher Thätigkeit bis an ſein Ende die Muße, die ſein Ausſcheiden aus dem Staatsdienſte im Jahre 1819 ihm gewährte, und ſein ſchönes Luſtſchloß in Tegel war ſtets der Sammelplatz von Künſtlern und Gelehrten, ſo wie der Vereinigungspunkt von antiken und modernen Kunſtgegenſtänden aller Art. Die Heiterkeit, Ruhe und Klarheit ſeines Geiſtes, welche unausgeſetzt ſeine Begleiterinnen durch das Leben waren, haben ihn bis zu den letzten Augenblicken deſſelben nicht verlaſſen. Er entſchlief ſanft im Kreiſe der Seinigen, voll freudiger Hoffnung des Wiederſehens der ihm vorangegangenen Lieben."

Es war ein warmer Frühlingstag des täuſchenden Vorfrühlings 1835, da man in Berlin eine ungewöhnliche große Menge Wagen zum Oranienburger Thore fahren ſah. Leidtragende ſaßen darin, die einige Stunden von der Stadt als Ehrenzeugen der ſtill feierlichen Beiſetzung des Dahingegangenen bewohnen wollten. Langſam, durch dunkle, traurige Kiefern, näherte man ſich dem Schloſſe Tegel,

dessen Umgebungen der Verewigte auch im Tod nicht verlassen wollte. Seiner Anordnung gemäß, wurde er auf dem Boden, den er zu einem Park umgeschaffen, an der Stätte begraben, wo er seiner vorangegangenen Gattin ein Grabmonument errichtet hatte, welches nun auch seine irdischen Ueberreste bedecken und einst die Glieder der Familie wieder vereinigen sollte.

Am Palmsonntag, den 12. April 1835, Morgens zwischen 11 und 12 Uhr fand die Beerdigung Statt. Se. königliche Hoheit der Prinz Wilhelm, Bruder des Königs, mehrere hohe Militärs und Staats-Beamten, so wie eine große Menge von Gelehrten und Künstlern hatten sich zu dieser Feier in dem Schlosse eingefunden, von wo der Zug sich gegen 11 Uhr nach jenem Monument im Schloßgarten in Bewegung setzte. Dem mit 4 Pferden bespannten schwarz umflorten Leichenwagen folgten der Bruder, die Kinder und Kindeskinder des Verstorbenen; ihnen reiheten sich die übrigen Anwesenden an, und den Beschluß des ganzen Zuges machte die Dorfgemeinde, die, durch den Hintritt ihres Gutsherrn tief bekümmert, ihre Liebe und Anhänglichkeit für ihn wenigstens noch dadurch bekunden wollte, daß sie ihn unter Anstimmung eines geistlichen Liedes bis zu seiner letzten Ruhestätte geleitete. Hier angelangt, wurde der Sarg auf ein Gerüst gestellt, worauf der Consistorialrath Dr. Hoßbach dem Verstorbenen eine Gedächtnißrede hielt, in welcher er, mit ungetheilter Verehrung und ohne Rücksicht auf Dogmen, die Verdienste des Verstorbenen um Staat und Wissenschaft, so wie seine geselligen und menschlichen Vorzüge in einfachen, aber ergreifenden Worten hervorhob. [9]) Der

9) Diese Rede ist gedruckt worden, mit der Aufschrift: Worte am Grabe Wilhelms v. Humboldt den 12 April 1835 gesprochen von Hoßbach. (Der Ertrag ist der Schleiermacherischen Stiftung bestimmt.) Berlin, bei Dümmler, 1835.

Sarg wurde sodann langsam in die Gruft gesenkt, wo der Dahingeschiedene, seinem Wunsche gemäß, nicht in einem ausgemauerten Gewölbe, sondern in freier Erde ruht. Die Theilnahme der Anwesenden sprach sich weniger in Worten, als in dem alle übermeisternden Gefühle der Wehmuth aus. Denn Jeder fühlte, was dieser Mann der Welt, dem Vaterlande gewesen. [10])

Jetzt, da wir den Verstorbenen zur Gruft begleitet haben, wird es am Platze sein, auch der Familie zu gedenken, aus deren Mitte er geschieden, oder die in der Ferne ihm nachweinte. Daran knüpfen wir einige Nachrichten über die Verlassenschaft des Verewigten, die Verfügungen, die er getroffen, und die Art, wie sie vollzogen werden.

W. v. Humboldt hinterließ, außer seinem nur 2 Jahre jüngern Bruder, der nie verheirathet war, zwei Söhne und drei Töchter, die er mit seiner schon am 26. März. 1829 verstorbenen Gattin, Caroline von Dacheröden (verm. 29. Junius 1791) gezeugt hatte:

1. Caroline, geb. zu Erfurt den 16. Mai 1792. Sie heirathete nicht und starb, wenige Jahre nach dem Vater, am 19. Jan. 1837 zu Berlin.

2. Theodor, der den Namen Humboldt-Dacheröden angenommen, geb. 19. Jan. 1797 zu Jena, Lieutenant außer Dienst, verheirathet mit Mathilde v. Heinecken, aus welcher Ehe zwei Kinder leben: a. Wilhelm, geb. 1823, der Stammhalter der Familie, ein Hoffnungen erweckender Jüngling, der erst kürzlich in Heidelberg studirte, und b. Mathilde. — Der Vater, Theodor, lebt auf Schloß Ottmachau bei Neiße.

3. Adelheid, geb. 17. Mai 1800 zu Paris, verheirathet an August v. Hedemann, k. preußischen Generallieutenant und Divisionskommandanten, der Zeit Gouverneur von Erfurt.

4. Gabriele, geb. den 28. Mai 1802 zu Berlin, verehlicht im J 1821 an den nachmaligen k. preußischen Staatsminister der

---

10) Vergl. auch die allg. preuß Staatszeitung vom 14. April und das Stuttg. Morgenblatt v. 13. Mai 1835.

auswärtigen Angelegenheiten Heinrich v. Bülow, der am 6. Febr. 1846 zu Tegel mit Tod abging. Aus ihrer Ehe leben ein Sohn und vier Töchter.

5. Hermann, geb. den 24. April 1809 zu Rom. Lebt unverheirathet, auf dem ihm zugefallenen Antheil von Ottmachau.

Humboldt hinterließ ein sehr bedeutendes Vermögen und ein ausführliches Testament. Man schätzte den Nachlaß über 600.000 Rth. Dieses Vermögen bestand zum größern Theile in den Gütern, die er theils von seinem Vater ererbt, theils durch seine Gattin bekommen oder vom Staate geschenkt erhalten hatte. Auch die Güter theilte das Testament so, daß der Erbtheil der Söhne von dem der Töchter ganz getrennt blieb. Die Söhne erhielten die dem Vater vom Staate zugetheilte Herrschaft Ottmachau in Schlesien: Theodor Ottmachau-Ritterwitz, mit dem ehemals fürstbischöflichen Schlosse Ottmachau, außerdem ein Rittergut in Auleben in der goldenen Aue; Hermann den Theil der Herrschaft Ottmachau auf dem rechten Neißeufer oder Ottmachau-Friedrichseck. — Schloß und Gut Burgörner im Mansfeldischen und Schloß Tegel, das väterliche Erbgut mit seinen Schätzen — auch die Papiere blieben dort! — erbte die älteste Tochter Caroline, mit der Bestimmung, daß dieser Erbtheil zunächst immer von einer Schwester auf die nächstfolgende übergehe. Gegenwärtig ist die Generalin v. Hedemann Besitzerin von Burgörner und Schloß Tegel; sie wird, weil sie kinderlos, einst von der dritten Tochter und deren Kinder beerbt werden. Humboldt hat dabei die Bestimmung getroffen, daß Tegel so lange in seinem jetzigen Zustand bleibt und nicht verkauft oder getheilt werden darf, als noch ein Glied der Familie lebt, das mit den Aeltern dort wohnte.

Ein wichtiges Legat verfügte zu Gunsten der öffentlichen Bibliothek zu Berlin. Ihr vermachte er seine sämmtlichen, die Sprachwissenschaften betreffenden Manuskripte, darunter kostbare Handschriften und einen Schatz von Materialien, auch seine sämmtlichen unvollendeten Arbeiten in diesem Gebiet, alles mit der Bestimmung, daß es jedem Fachgelehrten frei zugängig sei. Dann fiel an diese Bibliothek auch seine große Sammlung linguistischer, zum Theil äußerst seltner Bücher, die von ihm in einem eignen Verzeichniß aufgeführt wurden. Wie wichtig dieses Legat für die königliche Bibliothek ist, geht schon aus dem Umstande hervor, daß der Verstorbene, längst schon darauf bedacht, jenen Theil seiner Sammlung diesem Institute zu vermachen, auf alles, was demselben im Fache der ausländischen Sprachen

abging, seine besondere Aufmerksamkeit richtete, so daß durch dieses Geschenk die bereits sehr ansehnliche glossologische Sammlung dieser Bibliothek in seiner Weise vervollständigt wurde [11])

Von H.'s litterarischem Nachlaß haben wir zum Theil schon berichtet. Wir wissen, daß das große Werk über die Kawi-Sprache, unter Obhut des Bruders, der es für seine Pflicht ansieht, diesen Nachlaß zu überwachen, von der königl Akademie der Wissenschaften zu Berlin herausgegeben worden und in den J. 1836—1839 erschienen ist. — Aehnlich, wie hier die Sprachen der asiatischen Inselwelt, hatte der Verewigte, eine lange Reihe von Jahren, die amerikanischen Sprachen bearbeitet. Ein großer Theil dieser Vorarbeiten ist zur Herausgabe geeignet, [12]) und ein Gelehrter, mit dem H. die Absicht hatte, eine Folge von Schriften über die Sprachen dieses Welttheils herauszugeben, Dr. E. Buschmann, hat die Aufgabe übernommen, mit Hülfe der bereits angesammelten Materialien jenen vielumfassenden Plan auszuführen. Dem Plane des Hingeschiedenen gemäß, wird ein mexikanisch-lateinisches Wörterbuch, sammt einer Grammatik, das neue Unternehmen beginnen. [13])

Ein andres Unternehmen hat schon vor mehreren Jahren begonnen, die Herausgabe der gesammelten Werke Wilhelm's von Humboldt. Von dieser Sammlung erschienen, bei Reimer in Berlin, unter der Leitung Alexander's v. H. und Mithülfe des Dr. Carl Brandes, bis jetzt vier Theile (die beiden ersten 1841, die letzten 1843), begleitet von einem schönen Vorwort des Bruders. Außer schon bekannten und zerstreuten Schriften finden wir hier folgende neue, aus dem Nachlaß des Verewigten entnommene Stücke: 1. zwölf übersetzte Pindarische Oden (II. 261—355), 2. ein Gedicht: In der Sierra Morena (I. 379—83), 3. ein anderes: An Alexander v. Humboldt (I. 361—78), 4. Reiseskizzen in Biscaya (III. 213—240), endlich 5. eine schöne Auswahl aus der großen Zahl nachgelassener Sonette, bis jetzt 165 solcher Gedichte (I. 384—408. II. 356—96. III. 384—425. IV. 334—90). Wir haben diese

---

11) Siehe die Mittheilung im Hamb Corresp. 1836 Nr. 153.

12) In der Sammlung der königl. Bibliothek befindlich.

13) Nach A. v. Humboldt, in der Vorrede zum Kawi-Werk, Th. I. S. XII—XIII.

Mittheilungen früher schon gewürdigt. [14]) Es finden sich jedoch in dieser Sammlung Humboldt's Werke noch lange nicht vollständig; wir erfahren auch nicht, was künftig aufgenommen werden wird.

Ein großer Schatz ist aber noch zu heben, wenn auch nur theilweis. Wie wenig ward bis heute von H's herrlichen Briefen der Welt aufgeschlossen! [15]) In und außer Deutschland liegen diese Schätze zerstreut. Vieles wird zu Grund gehen, anderes dürfte der Welt absichtlich entzogen bleiben, manches ist für die Oeffentlichkeit nicht geeignet. Hoffen wir aber, daß noch ein guter Theil dieses Schatzes früh oder spät zur Freude seiner Verehrer ans Licht komme!

Humboldt's Scheiden machte die größte Sensation, in wissenschaftlichen und politischen Kreisen, in Deutschland, in Europa. Man fühlte, welche Lücke hier entstanden sei, und wie schwer es sein dürfte, auch nur, was wir an ihm besessen, in der Erinnerung fest zu halten. Sind uns doch selbst von seiner äußern Erscheinung nur wenige Abbildungen geblieben: eine Büste von Thorwaldsen und eine nach dieser von Fr. Tieck (in der Vorhalle des Berliner Museums), das Bild auf dem Wiener Congreß-Gemälde von Isabey, das Porträt von Thomas Lawrence in der Waterloo-Gallerie zu Windsor und eine Zeichnung von Krüger. H. selbst hielt sich für zu häßlich, als daß es ihm leicht gewesen wäre, ein Bild von sich nehmen zu lassen. Desto tieferen Reiz übte sein inneres Wesen, sein Gemüth,

---

14) Dagegen habe ich folgende früher schon gedruckte, mir aber unbekannt gebliebene Stücke der Sammlung noch nicht erwähnt:

1 Sokrates und Platon über die Gottheit, über die Vorsehung und Unsterblichkeit. (Aus Joh. Fr. Zöllner's Lesebuch für alle Stände, Th. 8 S. 186—256 Berlin, 1787 8), jetzt in den Ges. W III. 103—41. Es sind übersetzte Stücke aus Xenophon's Denkwürdigkeiten des Sokrates und Platon's Buch der Gesetze, mit einem Vorwort, welches zum schlagenden Beweis dient, erstens von der frühen Entwicklung H.'s, zweitens von dem Zusammenhang seiner frühesten Richtungen mit den Bestrebungen Mendelsohn's und seines Kreises.

2. An die Sonne. Am 2. Julius. Paris, 1820. 4. (ein Gedicht). jetzt in den Ges. W., I. 359—60.

15) Wird doch sogar der Briefwechsel zwischen Göthe und Humboldt noch zurückgehalten!

ſein Geiſt, ſein Charakter. Es blieb ein gerechtes Verlangen, davon ſo viel als nur möglich feſtgehalten zu ſehen. An den Bruder, an die Genoſſen und Freunde in der Nähe des Verewigten erging die erſte Aufforderung, es zu befriedigen. Alexander von Humboldt genügte ihr durch die ſorgfältige Ueberwachung des brüderlichen Nachlaſſes und die Herausgabe der geſammelten Werke. Zuerſt aber erhob Auguſt Böckh ſich in der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften (am 9. Juli 1835) und gab eine treffende Charakteriſtik des unvergeßlichen Genoſſen. [16]) „Litteratur und Wiſſenſchaft, begann er, haben in der letzten Zeit in raſcher Folge ſo viele und unerſetzliche Verluſte erlitten, daß den Stimmführern der öffentlichen Meinung auf dieſem Gebiete unwillkürlich die öfter ausgeſprochene Betrachtung ſich aufdrängen mußte, die herrlichen Geiſter, welche den jetzigen Stand unſerer Bildung vorzüglich hervorgerufen und befeſtigt haben, und an deren mächtiger Kraft ſich unſer Zeitalter aufgerichtet hat, würden alle von dem Schauplatze ihrer Wirkſamkeit ſo plötzlich abgerufen, daß, während das jüngere Geſchlecht noch nicht zu ähnlicher Gewaltigkeit oder mindeſtens zur Hoffnung derſelben erſtarkt ſei, eine Kluft zwiſchen der Vergangenheit und Zukunft bleibe." Da drängt es ſich nun recht auf, wie ſehr wir der Erinnerung an dieſe Männer bedürfen, an ihre Geſtalt, ihr Werden und Wachſen. Sofort gab Böckh ein geiſtreiches Bild dieſes einen Dahingeſchiedenen, verband damit die Ankündigung des aus dem Nachlaß deſſelben zu erwartenden großen Sprachwerks und las eine Probe aus dieſem zum Vorſchmack.

Nach ihm trat, im J. 1838, Varnhagen von Enſe

16) Sie findet ſich gedruckt im litterariſchen Zodiakus, her. v. Th. Mundt, im Sept. 1835. S. 165—70, unter der Aufſchrift: „Etwas über Wilhelm von Humboldt." Wir haben uns mehrmals auf dieſe werthvolle Schilderung bezogen.

mit einer höchſt geiſtvollen Schilderung unſeres Humboldt hervor, zwar nur einer Skizze, aber einer ſolchen, wie ſie von dieſem talentvollen Schilderer bei günſtigem Anlaß nur zu erwarten iſt. Namentlich verdanken wir ihm, daß uns doch nun auch von dem äußern Charakterbilde des Mannes und deſſen auffallendſten Erſcheinungen ein klarerer Umriß erhalten.

Ungeachtet dieſer und anderer Vorarbeiten wollte doch Niemand auch nur den Verſuch wagen, ein umfaſſenderes Lebensbild des Verewigten zu entwerfen. Ich unternahm dies, jedoch im voraus erklärend, in wie weit ich ſolches Wagſtück auf meine Schultern nehme. Die Lücken, die unſere Darſtellung läßt, hatte ich keine Urſache zu bemänteln. Ich habe ſogar einzelne Züge mit Abſicht liegen laſſen, Züge die das äußere Lebensbild vervollſtändigt hätten, aber nicht zuverläſſig genug ſchienen oder nach haltbaren Mittheilungen nur begieriger machen. Wenn Varnhagen ſich zur beſondern Aufgabe ſetzen konnte, H.'s Erſcheinen im täglichen Leben aufzufaſſen, ſo ſchien dies mir nicht der Beruf eines Biographen zu ſein, der hier nur fremden Auffaſſungen folgen konnte: ich ſuchte daher vor allem den Genius des Mannes heraufzubeſchwören, ſeine innerſte Richtung und ſein höchſtes Streben und von da die Totalität deſſelben zu erfaſſen. Auch ſo tritt ſein Bild klar hervor. Wir ſahen wahre Größe, freilich ſolche, die, wie alles Menſchliche, auch Fehler und Schwächen hat. Eigenheiten, die ihr ſchadeten, blieben nicht unerwähnt; ſie konnten uns aber die Herrlichkeit der Erſcheinung nicht verkümmern. Mancher Vorwurf, den man dem Lebenden gemacht, verdiente kaum Beachtung, z. B.

17) In ſeinen „Denkwürdigkeiten und vermiſchten Schriften, B. IV. Mannheim, 1838. S. 276–322. Angehängt ſind ſechs Briefe von Humboldt an F. A. Wolf.

der des Geizes und ähnliche. Haltbarer vielleicht und wichtiger können sittliche Vorwürfe scheinen, die man ihm machte, und die sogar, wie wir sahen, von politischen Widersachern gegen ihn geltend gemacht wurden. Man warf ihm sinnliche Schwächen vor. Wir wollen solche Vorwürfe, wie viel Uebertriebenes sie enthalten mögen, gelten lassen, wollen annehmen, daß er in frühern Jahren der Verdorbenheit der Zeit und des damaligen Berlin seinen Tribut gebracht, und ihm dies auch nicht zur Ehre rechnen. Wir würden gern diese und ähnliche Menschlichkeiten wage mehr hervorgehoben haben, zur Freude derer, die an der Sonne am liebsten die Flecken sehen. Doch ist etwas Zuverlässiges darüber nicht überliefert worden; wage Beschuldigungen aber der gewöhnlichen Reinheit und Frömmigkeit hier zu wiederholen, wird man uns nicht zumuthen. Auch würde, selbst wenn wir solche und mehr einzuräumen genöthigt wären, damit das Urtheil über diesen Mann nicht umgestoßen werden. Denn dies ist eben das Ausgezeichnete an ihm, daß sein eigentliches, sein inneres, wie sein öffentliches Leben von solchen Schwächen gar nicht berührt ward, daß man bei solcher Größe und solchem Adel des Wesens diese Fehler, wenn man sie noch so sehr kannte, vergaß.

So scheiden wir von diesem Standbilde deutscher Intelligenz, von einem Genossen des Herrlichsten, was Litteratur und neuere Geschichte des Vaterlandes aufzuweisen haben; wir scheiden mit dankbarem und freudigem Gefühl von ihm, der seinen Landsleuten in so vielem Betracht ein ermuthigendes und erhebendes Vorbild gab. In der That, wenn irgend einer von unsern Vordermännern, so kann Humboldt als ein Bürge der Tiefe und der Entfaltung des deutschen Geistes zugleich, als Gewährsmann einer reichern Zukunft unseres Volkes betrachtet werden. Er steht da wie der Repräsentant des Ueberganges, in dem die deutsche Na-

tion ſich vom Geiſt zum Leben, von der Idee zur Praxis befindet; er war einer der Erſten und Begabteſten, die dieſen Schritt thaten; er that ihn, ohne der Tiefe, ohne des idealen Sinnes, ohne der geiſtigen Freiheit ſich zu entſchlagen, treu darin der Errungenſchaft unſeres ideellen Zeitalters. So an dem Gewonnenen haltend, ſchritt er muthig in das Neue und vertraute feſt auf die Sache der Menſchheit und des Vaterlandes. —

581155